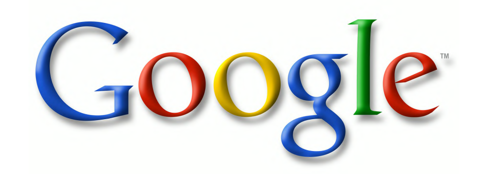


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

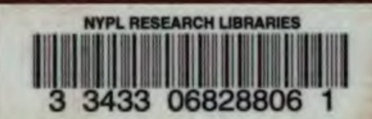
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

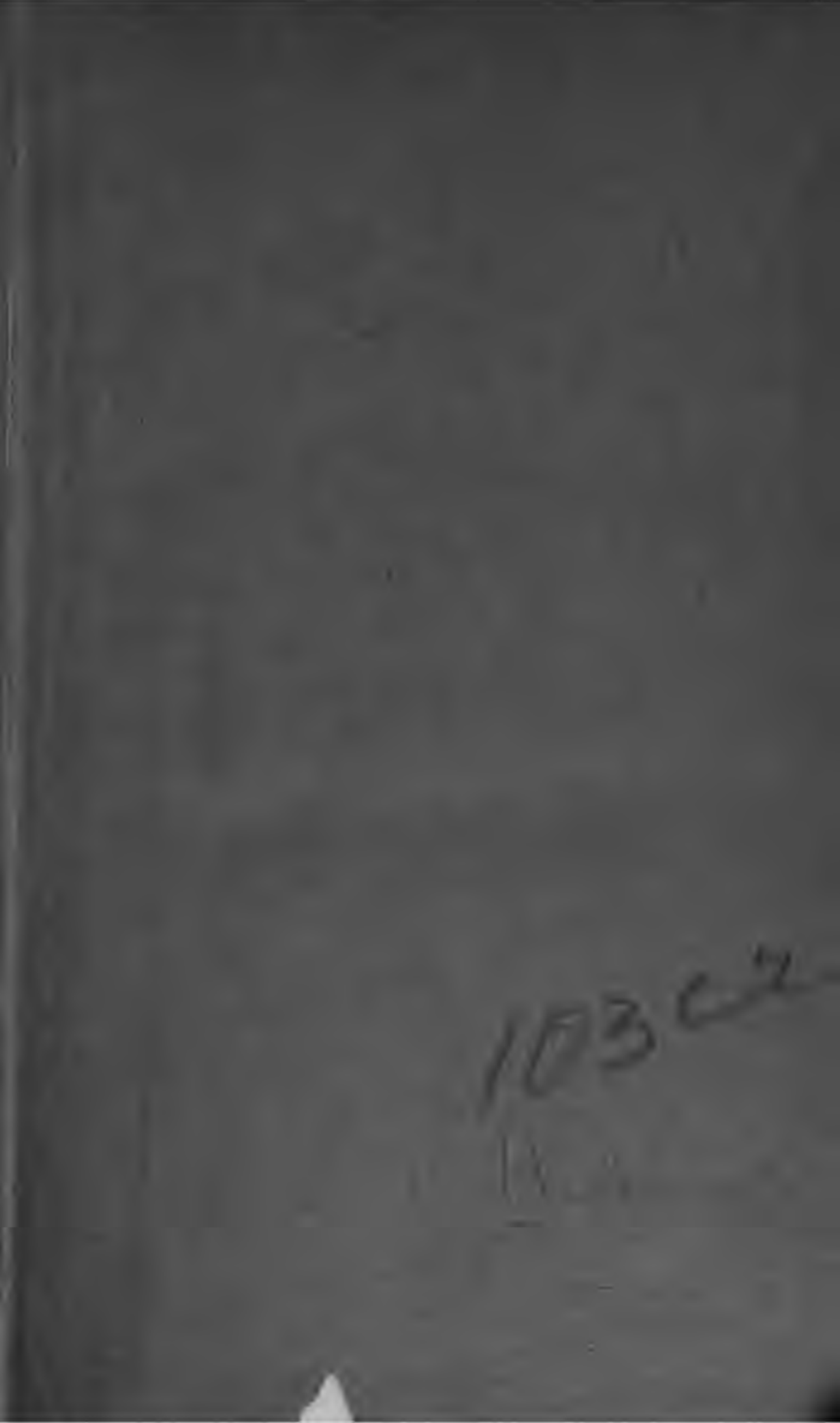
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06828806 1





Historisch[illegible]

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1849

Zweiter Band.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Vierundzwanzigster Band.

München, 1849.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

Seite

**

I.

Die Zeitungspresse und das Volk.

Daß eine der Hauptquellen der Uebel unserer Zeit, und namentlich die dämonische Verwirrung der Geister, ihren Sitz in der zügellosen Presse habe, auf diese Erfahrung, die sich jedem, auch nur halbweg aufmerksamen Beobachter täglich aufdrängt, haben wir schon wiederholt in diesen Blättern hingewiesen.

Allein die vox clamantis in deserto verhallt in einer Zeit, deren sittlicher Stumpfsinn, gegen Warnung und Belehrung taub, weder durch fremden, noch durch eigenen Schaden klug wird, und die sich nun einmal in der süßen Gewohnheit ihres schludernden Schlendrians nicht stören lassen will.

Oder wäre es anders erklärlich, daß unsere deutsche Presse, und namentlich die periodische, mit der wir es hier zunächst zu thun haben, sich guten Theils in den Händen der verkommensten Subjecte befindet, die religiös, sittlich, geistig und ökonomisch ruinirt, auf nichts Anderes, als auf Verwirrung, Auflösung und Umsturz zu speculiren wissen. Im besten Falle sind es unwissende Schwindler und hirnverbrannte Köpfe, die aber durch ihre bodenlose, der Geschichte, der Natur, der gesunden Vernunft und jeder Erfahrung trotzende, ungezügelte Phantasterei

nicht geringeren Schaden, wie jene durch ihre Schlechtigkeit anrichten. Viele unserer Zeitungen sind auch in den Händen von Juden, deren spiritus principalis ein grimmiger Haß gegen das Christenthum und alles Christliche ist.

Allein trotz dem furchtbaren Ruin, in den nach und nach alle europäischen Länder durch diese Umsturzpresse gestürzt werden, ist noch immer wenig von einer gesunden Reaction gegen ihr heilloses Treiben, wie sie der Instinct der Selbsterhaltung schon eingeben sollte, wahrzunehmen. Der deutsche Michel, ein träges, gedankenloses Gewohnheitsthier, wie nur irgend eines auf vier Füßen geht, läßt sich von den Mundschenken „der socialen Propaganda" mit der rothen Feder, ihren brennenden Giftwein und ihre faule Mistjauche kredenzen und schlürft beides, nach wie vor, hinunter, als sei es der gesündeste Lebenstrank.

Die meisterlose Schlaffheit der Lesewelt macht es eben mit der Preßfreiheit, wie mit den übrigen Freiheiten: man verabscheut die Censur, man will die Preßfreiheit in ihrem ganzen Umfange, volle, unumschränkte Preßfreiheit genießen; allein die geringste der Pflichten, die diese Freiheit, wenn sie nicht zum Verderben ausschlagen soll, auferlegt, will man nicht erfüllen.

Da und dort hat man, nach Abschaffung der Censur, von den Herausgebern öffentlicher Zeitblätter Cautionen verlangt. Der Nachweis und die Hinterlegung eines gewissen Besitzes sollte dem Staate wenigstens eine äußere Bürgschaft darbieten, daß es kein Solcher sei, der nichts zu verlieren habe der sich der täglichen Rednerbühne bemächtigte! Wer einen Beruf übernahm, der der öffentlichen Sicherheit, der Ruhe und dem Frieden des Staates eben so förderlich, als verderblich werden kann; wer das Sprecheramt über die Ehre, die Rechte, den Frieden und den Besitz seiner Mitbürger führen wollte, der sollte dem Einzelnen, wie dem Staate durch diese hinterlegte Caution für das Unrecht, das er ihm anthun, und den Schaden, den er durch Mißbrauch anrichte

konnte, haßten. Hatte er den ehrlichen, unbescholtenen Namen eines seiner Mitbürger durch niederträchtige Lügen und schamlose Verläumdungen befleckt; hatte er die Sittlichkeit verletzt, und der Jugend das tödtliche Gift der Unzucht und Wollust dargeboten; hatte er, als rother Communist, zu Verletzung der Gesetze, zu Gewaltthaten, zu Raub und Mord aufgefordert; hatte er eine Revolution, wie nun in Baden und in der Pfalz geschehen, angezettelt, tausende von Familien in's Unglück und sein Land in eine trostlose Verwirrung gestürzt: dann sollte es ihm nicht gestattet seyn, wenn der letzte Schlag mißlungen war, sein leichtes Bündel zu schnüren und sich straflos aus dem Staube zu machen; die hinterlegte Caution sollte dem vielfach verletzten Gesetze, der öffentlichen Sicherheit des Staates und dem Interesse der einzelnen Bürger wenigstens einige Genugthuung darbieten; der Verlust, den der Journalist zu besorgen hatte, sollte ihn warnen und ihn stets daran erinnern, daß er nicht über den Gesetzen stehe, und daß er die Ehre, das Recht, den wohlerworbenen Besitz und das Wohl seiner Mitbürger zu achten habe, und nicht ungestraft sein freches, eigensüchtiges Spiel damit treiben dürfe. Besaß er auch selbst nicht so viel eigenes Vermögen, um die geforderte Caution aufzubringen: so war doch anzunehmen, daß er unter seinen Mitbürgern so viel Vertrauen besitzen würde, daß sie für ihn gut stehen würden. War es ihm aber nicht möglich gewesen, sich dieses Vertrauen zu gewinnen, oder hatte er es durch schlechte Streiche, durch einen liederlichen Lebenslauf, oder durch einen ehrlosen Bankerott verscherzt, — dem ersten hergelaufenen Wühler und Abenteurer, den Niemand kannte und für den Niemand gut stehen wollte, — einem solchen Menschen ohne Vertrauen schien es dem Gesetze nicht räthlich, das öffentliche Sprecheramt an der Spitze einer Zeitung anzuvertrauen.

Allein von Caution will die Zeit, die ihre Zuchtlosigkeit und Ausgelassenheit fort und fort mit der Freiheit verwechselt, durchaus nichts wissen. Die Frankfurter Grundrechte

verbieten sie ausdrücklich, indem sie dieß Verbot als ein Recht des deutschen Volkes ausgeben. Wie bei der Ausübung des allgemeinen Stimmrechtes, so wird auch hier jede Bürgschaft, die das Interesse des Staats sowohl, als das Interesse des Einzelnen fordert, als aristokratisches Monopol verworfen. Unter dem Feldgeschrei: Gleichheit vor dem Gesetz und Volkssouverainetät! wird die Freiheit und Sicherheit Aller jedem Buben schutzlos preisgegeben. Nicht einmal wenn die Preßvergehen durch Geschworne abgeurtheilt werden, soll der Regierung gestattet seyn, Cautionen zu fordern; denn auch das wäre dieser Ansicht nach ein Eingriff in die unumschränkte Preßfreiheit, eine Verletzung der Volkssouverainetät, eine Begünstigung der Regierung. Die Regierung aber ist dieser Partei nicht die gesetzliche Hüterin und Schirmerin des Rechts und der Freiheit Aller, die daher auch einer starken Gewalt gegen die Friedensbrecher bedarf, sondern sie ist ihrer Stellung nach die Feindin und Unterdrückerin Aller, die man nicht mißtrauisch genug bewachen, nicht eng genug einschränken und bei jedem Schritt und Tritt wirksam genug hemmen und schwächen kann. Also keine Cautionen! Schwurgerichte! und wenn auch keine Straflosigkeit, doch nachsichtige Strafgesetze für die Presse, damit der Gedanke und das Wort frei sei!

Gut also! stellen wir uns auf diesen Standpunkt der schrankenlosen Errungenschaften auf breitester, demokratischer Basis, dem unsere gegenwärtige Lage auch in der That entspricht. Denn daß in Sachen der Presse in einem großen Theile von Deutschland durch den Mangel an zureichenden Strafgesetzen, durch die Schwäche der eingeschüchterten Behörden und Gerichte, und den Terrorismus der entzügelten Wühlerpartei dermalen eine völlige Gesetzlosigkeit, eine gänzliche Straflosigkeit herrscht, daß wir uns in dieser Beziehung ganz und gar in dem schutzlosen Zustande eines geistigen Faustrechtes befinden, das wird wohl Niemand abläugnen.

Was wäre nun aber unter diesen Umständen die Pflicht des lesenden Publikums im Interesse des allgemeinen Wohles?

Offenbar keine andere, als nun seiner Seits, statt der beseitigten Gesetze und der geschwächten Behörden, mit doppelter Strenge zum Schutze der bedrohten Gesellschaft gegen ihre Unterwühler, die Schänder der Preßfreiheit, einzutreten. Wir wollen uns deutlicher darüber aussprechen.

Soll es der Regierung oder dem Staate nicht gestattet seyn, eine materielle Caution von den Herausgebern öffentlicher Blätter zu fordern, so muß die öffentliche Meinung von ihnen die moralische Caution eines unbescholtenen, fleckenlosen Lebens und gründlicher Bildung, eines durch Erfahrung gereiften Urtheils, so wie eines unabhängigen Charakters und reiner, durch keinen persönlichen Ehrgeiz und eigensüchtige Zwecke getrübter Absichten zur ersten und unerläßlichen Bedingung ihres Vertrauens machen.

Ferner, darf keine Censur des Staates den Verbrechen der Presse zuvorkommen; lassen die Gesetze und die Gerichte die begangenen straflos: so muß hinwiederum die öffentliche Meinung die Stelle der Censur und des Gerichtes vertreten, indem sie jeder Ungebür mit der verdienten Verachtung entgegentritt, jede Verletzung der guten Sitte und der Gesetze züchtigt, der hinterlistigen Niedertracht die Schmarotzer-Maske entreißt, und die Frechheit in die Schranken der Zucht und der Gesetze zurückweist.

Wie aber soll dieß geschehen?

Einmal, indem man solche Blätter, an deren Spitze Männer oder Buben stehen, die keine jener moralischen Bürgschaften darbieten, oder von denen das Gegentheil bekannt ist, nicht kauft, sie des Lesens und der Beachtung nicht würdigt, und Andere davor warnt; das ist die negative Weise. Dann umgekehrt, indem man zur Verbreitung guter Blätter nach Kräften die Hand bietet, und sie bereitwillig unterstützt. Diese Unterstützung besteht aber nicht bloß darin, daß man ein solches Blatt kauft, und ihm seine Kosten mit einer größeren oder kleineren Beisteuer decken hilft, sondern auch vorzüglich darin, daß jeder nach Kräften im Kreise seines Berufes ihm auch

geistige Beihülfe leistet, und es durch Mittheilungen und Artikel hebt und bereichert, und vielseitiger und anziehender macht.

Hat aber die öffentliche Meinung eine dieser ihr von der Freiheit auferlegten Pflichten erfüllt? — Leider müssen wir mit dem entschiedensten Nein darauf antworten. Nachdem man die Alles bevormundende Bureaukratie gestürzt, und das langersehnte freieste demokratische „Selfgovernment“, das heißt die Selbstherrschaft des Volkes, „errungen“, welchen anderen Gebrauch macht die große Masse der „Wohlgesinnten“ von ihren Errungenschaften, als daß sie keine Hand und keinen Fuß rührt, gerade als ob der zu Grab getragene Polizeistaat noch immer für sie wachte, für sie dächte, für sie schrieb und für sie handelte! Von der Forderung einer moralischen Bürgschaft und der Handhabung eines öffentlichen Sittengerichtes ist da keine Rede.

Um sich hievon zu überzeugen, sehe man sich nur in Wirthshäusern und an dergleichen öffentlichen Orten um. Ich meine nicht solche, wo die Märzbrüder und andere rothe Vereine ihre Zusammenkünfte halten; nein, solche, deren Besucher zumeist aus sogenannten „Wohlgesinnten“, oder Gemäßigten bestehen. Was findet man dort? in der Regel fast nur radikale Hetzblätter, eines schlechter, als das andere. Schafft der Wirth auch ein gutes an, was höchst selten geschieht, so spectakulirt die kleine Minorität der rothen Schreier, der sogenannten Demokraten, so lange: sie schimpft, sie flucht, sie zerreißt die aufliegenden Nummern, tritt sie mit Füßen, spuckt sie an und droht dem Wirth mit ihrem Wegbleiben, bis er ihnen den Willen thut, und um Ruhe zu haben und Streitigkeiten zu vermeiden, das Blatt wieder ohne Sang und Klang beseitigt. So üben die Rothen die Censur aus! Was aber thun die „Wohlgesinnten“? — Sie lesen die schlechten Blätter mit Zorn und Aerger schweigend in sich hinein; nicht leicht wagt einer den Mund über all die schamlosen Frechheiten und die empörenden Lügen, die er mit seinem Bier in sich hineinschluckt, aufzuthun, oder er macht nur eine leise Bemerkung zu seinem

Nachbar, dessen Gesinnung ihm bekannt ist. Von dem Wirth aber zu verlangen, daß er in den aufliegenden Journalen auch ihre, der großen Mehrheit Gesinnung, respektire und sie mit diesem Abschaum der Gassenbubenliteratur verschone, das fällt ihnen nicht ein. Das möchte ja Aufsehen machen! Sie könnten dafür als Parteileute, als Reactionäre verschrieen, und in dem einen oder andern Schmutzblättchen der Volksjustiz des Gesindels denuncirt, und vielleicht gar durch eine Katzenmusik in ihrer Nachtruhe gestört, oder in einem illustrirten Mißblatt abconterfeit werden. Alles Dinge, welche die Klugheit zu vermeiden gebietet.

So ein „Wohlgesinnter" meint schon Wunders wie sehr er sich um das Vaterland verdient gemacht, und welches Opfer er der guten Sache bringt, wenn er sich auf ein einigermaßen conservatives Blatt abonnirt. Um jedoch nicht für einseitig zu gelten und es nicht mit der Gegenpartei ganz zu verderben — denn man kann ja nicht wissen — hält er sich daneben auch ein schlechtes Hetzblatt. Vielleicht abonnirt er sich auch auf das letztere allein, und liest das gute, das eigentlich seine Ansicht vertritt, leihweise bei seinem Gevattersmann. Und um hiebei seine ganze Unparteilichkeit zu zeigen, findet das conservative Blatt keinen strengeren Kritiker, als gerade ihn. Armer Redacteur! du magst es anfangen, wie du willst, du wirst es dem „Wohlgesinnten" nicht recht machen.

Ist das Blatt in einem ruhigen, leidenschaftslosen, versöhnlichen Ton gehalten, der alle Persönlichkeiten, alle Bitterkeit, allen Spott fern hält; der jede Aufregung und Aufreizung vermeidet; der sich immer streng an die Sache hält und diese in unüberwindlicher Geduld mit Gründen der Vernunft, mit Thatsachen und Ziffern verficht: dann findet der „Wohlgesinnte" das Blatt, der gränzenlosen Frechheit und Unverschämtheit der Wühler und Hetzer gegenüber, nicht entschieden, nicht scharf, nicht kräftig, nicht muthig, nicht einschneidend genug; es ist ihm zu zahm, zu farblos, zu matt, zu trocken, zu doctrinär, ermüdend und langweilig; er legt es geringschätzig bei Seite

und spricht: „Aendert es sich nicht, so schaffe ich es ab, denn solch laues Zuckerwasser kann kein gesunder Magen vertragen.“ Er selbst jedoch, der „Wohlgesinnte“, rührt keine Feder an, um den geringsten Mängeln seiner Seits abzuhelfen; hat er sich ausraisonnirt und auch Anderen das Blatt verleidet, dann hat er für die gute Sache, wie er meint, genug gethan.

Ist aber der Redacteur ein frischer, kräftiger, muthiger Geist; geht er den Wühlern mit scharfen Waffen unverzagt zu Leibe; hält er ihnen ohne Schonung jede Schändlichkeit und Niederträchtigkeit vor; deckt er die Schmach, die das Dunkel ihres Lebens und Treibens und ihrer Vergangenheit umhüllt, furchtlos auf; zeigt er den Abgrund, dem sie die Gesellschaft entgegentreiben, in seiner ganzen schauerlichen Tiefe; ruft er im Gefühle der ungeheuren Gefahr alle edleren Gefühle im Volke und seine ganze sittliche Entrüstung zur Rettung auf; brandmarkt er jede Halbheit als Verrath; entreißt er erbarmungslos jeder Lüge die Maske; buhlt er mit keinem Laster, keiner Schwäche, keiner Thorheit der Zeit und des großen Haufens; macht er mit dem Teufel keine Complimente; nennt er jede Schlechtigkeit bei ihrem rechten Namen, und ladet er so den ganzen Grimm der Umsturzpresse auf sein Haupt, und ist er seines Lebens nicht mehr sicher: dann würde er sich sehr irren, wenn er glaubte, die große Masse der „Wohlgesinnten“ würde ihn nun ihrer Seits, als den Vorkämpfer ihrer Sache, in Schutz nehmen. Im Gegentheil, sein Blatt wird ihnen von Tag zu Tag fataler; sie finden es gar zu aufreizend und leidenschaftlich. Der Mann scheint ihnen ein Fanatiker und sie sprechen: „Wir müssen das Blatt abschaffen, es dient doch nur dazu, die Gegner zu erbittern und die Aufregung, die ohnehin schon so groß ist, zu vermehren. Es sieht, so heißt es ferner, doch gar zu schwarz; Persönlichkeiten sollte es schon gar nicht aufnehmen. Kurz, es ist in ihren Augen nichts anderes, als eben auch ein Hetzblatt, das mehr Schaden anrichtet, als Nutzen stiftet; Blatt und Redacteur werden also verläugnet. Sie schaffen es ab; ja sie lesen es nicht einmal auf dem Museum oder

Casino, damit ja Niemand glauben könnte, sie seien der gleichen Gesinnung. Und widerfährt dem unglücklichen Redacteur vielleicht etwas Menschliches, läßt er sich in dem täglichen Kampf mit der Maßlosigkeit gewissenloser Gegner, die kein Mittel scheuen, in der Hitze des Augenblickes und eines nur zu gerechten Zornes, zu dem einen oder andern unbesonnenen Worte verleiten, oder hat er zu voreilig einer ihm gemachten Mittheilung Glauben geschenkt, die er, so bald er die Wahrheit erfahren, widerruft: dann geben die „Wohlgesinnten“ vielleicht gar in einer öffentlichen Erklärung ihren Abscheu vor diesem „jesuitischen Lügenblatt“ dem Publikum kund, um sich ja die Hände von aller Theilnahme mit dem Vervehmten rein zu waschen und als freisinnig und unparteiisch zu erscheinen.

Hinsichtlich des Hetzblattes und der ganzen Schandpresse findet diese Feinschmeckerei und Splitterrichterei, hinter der sich im Grunde nichts als elende Charakterlosigkeit und Feigheit birgt, keineswegs statt. Da läßt man sich Alles ruhig gefallen; man liest es schweigend hinunter, als ob es so seyn müßte, und nicht anders seyn könnte. Und während man gegen die Persönlichkeit des Redacteurs eines guten Blattes und sein vergangenes Leben von der rigorosesten Strenge ist, während man es fort und fort in Erinnerung bringt, wenn er selbst vor Jahren irgend eine Sünde jugendlichen Leichtsinnes begangen, oder sein Vater Bankerott gemacht, oder seine Großmutter entführt worden: so kömmt der Ruf der Leiter der schlechten Blätter, und wären sie notorisch die liederlichsten Lumpen, gar nicht in Betracht; das sind ja Persönlichkeiten, die nicht zur Sache gehören, so denken die „Wohlgesinnten“ und schweigen, oder wagen wenigstens nicht, sich laut und offen darüber auszusprechen „um des Friedens willen.“

Ja, ich könnte Städte und Provinzen anführen, die sich Jahre lang Blätter gefallen ließen, und sie kauften und lasen, deren Redacteure und Mitarbeiter die große Mehrzahl dieser „Wohlgesinnten“ verachtete, und deren Grundsätze sie als verkehrt, als gefährlich, ja als fluchwürdig und wahnsinnig verab-

scheuten. Tag für Tag ließen sie sich aber dennoch mit unerschöpflicher Langmuth von einem solchen Giftblatt anlügen; Alles, was ihnen heilig und theuer war, ließen sie von ihm beschimpfen und verlästern; Zwietracht unter den verschiedenen Ständen aussäen; ihre Jugend zum Unglauben, zum Ungehorsam, zur Unsittlichkeit verführen; das Gesindel zu Raub und Mord aufstacheln; kurz sich den Boden unter den Füßen weggraben und die Brandfackel in ihr Haus und ihr Gemeinwesen schleudern. Und was thaten sie? Man seufzte, man jammerte, man schimpfte, man berieth sich. Kam aber das neue Jahr, so abonnirte man sich dennoch wieder und, — es blieb beim Alten. Niemand will die Kosten zur Gründung eines besseren Blattes hergeben; Niemand die Mühe der Herausgabe auf sich nehmen; Niemand den Herausgeber als regelmäßiger Mitarbeiter unterstützen. Kömmt aber doch endlich mit Mühe und Noth ein conservatives Blatt zu Stande, so bleiben dennoch viele der „Wohlgesinnten" bei dem alten schlechten Blatt; denn sie wollen erst sehen, „ob das neue Blatt sich auch hält", das heißt mit andern Worten, sie wollen sich erst abonniren, wenn dasselbe bereits so viele Abonnenten gewonnen hat, daß es ihrer nicht mehr bedarf. Dann hat ja auch das schlechte Blatt noch die meisten Inserate; es bringt den Stadt- und Landklatsch, und unterhält durch seine boshaften Verläumdungen und seine Frechheit — Alles Dinge, die der „Wohlgesinnte" unmöglich missen kann. So hat denn der Redacteur des guten Blattes an ihm keinen Abonnenten und keinen Mitarbeiter, aber „der Unparteilichkeit wegen" einen um so strengeren Kritiker und rücksichtsloseren Verdammer, und das Blatt schleppt sich, wenn ihm nicht eine besondere Fügung zu Hülfe kömmt, zwischen Leben und Sterben kümmerlich durch.

Daß dieser Mangel an Aufopferung, diese Selbstentwürdigung, diese feige Charakterlosigkeit der großen Masse der „Wohlgesinnten" oder Halben, ihnen die Achtung der Gegner nicht gewinnen kann, versteht sich von selbst. Ja vielmehr halten diese, wenn ihrer auch noch wenige sind, in ihrer Ver-

achtung solcher rath- und thatlosen Mehrheit, das Unausführbarste, das scheinbar Unmöglichste, ja Wahnsinnigste für ausführbar, und führen es, zum Erstaunen Aller und zur eigenen Ueberraschung, schneller als sie es selbst geglaubt hätten, auch wirklich aus. Der Nachwelt wird daher so mancher Vorgang unserer Zeit, z. B. die Einführung der Republik in Frankreich; die Studentenwirthschaft in der Wiener Aula; die Demokraten-Anarchie in Berlin; die rothe Republik in Rom; die Vertreibung des Großherzogs von Toskana; der Piemonteser Krieg und das Geschick der Spada d'Italia; der Kampf der Rothen in Dresden; der Aufstand von Elberfeld; das Puppenspiel der Reichsregenten in Stuttgart u. s. w., wie ein unauflösliches Räthsel, wie eine wahnsinnige Fieberphantasie, oder ein orientalisches Zaubermährchen erscheinen. Sie wird es nicht begreifen können, wie z. B. zwei glückliche Länder, die Pfalz und Baden, sich gegen den Willen der großen Mehrheit ihrer Bewohner von einer Hand voll wenig geachteter Demagogen in ein so bodenloses Verderben stürzen lassen konnten. Der Schlüssel aber zu gar vielen dieser ungereimten Wunder des Jahres 1848 und 1849 liegt guten Theils, — neben den Sünden der Fürsten und den Verkehrtheiten und den Versäumnissen der Bureaukratie, — in der moralischen Erschlaffung, der selbstsüchtigen Indolenz und der charakterlosen Feigheit dieser wohlgesinnten Menge, die mit den Demagogen immer nach Freiheit schreit, und dabei ruhig zusieht, wie jede Regierungsgewalt gelähmt und alle moralischen Bande gelöst werden; die zu träg ist, die Pflichten der Freiheit zu erfüllen, und nicht den Muth und den Geist der Aufopferung hat, um für Glaube, Sittlichkeit und Recht gegen den Umsturz und die Schänder der Freiheit einzustehen.

Freilich, handelt es sich um ihren Privatvortheil, dann pflegen diese „Wohlgesinnten" sich wohl vorzusehen. Nehmen wir z. B. an: so ein Redacteur eines vielgelesenen Revolutions-Blattes wollte tausend Gulden, oder hundert, oder auch nur fünfzig bei einem „Wohlgesinnten" leihen: da wird der Rothbart

mit der Heckerfeder lange herum gehen müssen, bis er einen findet; die meisten werden denken: „sind auch nicht alle Demokraten Lumpen, so sind doch alle Lumpen Demokraten.“ Hat er endlich einen gefunden, so wird dieser, mit vormärzlicher Behutsamkeit, sein Geld nur gegen gute Caution oder eine sichere Hypothek, die er selbst im Grundbuche eingesehen, herausgeben.

So vorsichtig sind diese indolenten Philister, wenn es sich um eine kleine Geldsumme handelt: während dieselben Leute auf ihrer Bärenhaut ruhig mit ansehen, wie derselbe Hetzblattschreiber, dem sie die fünfzig Gulden abgeschlagen, das zerstörende Feuer der Revolution in die Familie, in die Gemeinde, in den Staat und die Kirche hineinwirft, und es täglich vor ihren Augen in aller Ruhe anbläst und schürt, bis es endlich zur unbezwingbaren, Alles verzehrenden Flammen geworden, und roth zum Himmel hoch hinan schlägt. Sie sehen das mit an, als ob es sie nicht anginge; sie kaufen sein Blatt, lesen es, lachen darüber und schimpfen wohl gar noch über den alten Polizeistaat, wenn die Behörden dagegen einzuschreiten versuchen.

Es ist daher auch nur ein wohlverdientes Strafgericht, fährt plötzlich ein Sturmwind in das selbstgenährte Feuer, wenn dann nicht fünfzig, nicht hundert, nicht tausend Gulden, sondern Millionen zu Grunde gehen und Alles, ein Opfer der Flammen, in Asche und Trümmer zusammenbricht!

Sie wollten es ja nicht anders haben! Sie thaten ja nicht allein nichts dagegen, sondern die Feiglinge und Verblendeten verläugneten und verriethen noch obenein die, welche sich für sie opferten, und nannten sie Reactionäre, Finsterlinge, Particularisten, Ultramontane, Jesuiten; gaben sie schutzlos dem Hasse des blinden, aufgehetzten Gesindels preis, und blöckten gedankenlos Alles nach, was ihnen ihre Verderber einbliesen.

So ist bekanntlich die Februarrevolution von Paris, die Frankreich und die große Mehrheit der Franzosen ganz gegen ihren Willen mit der Republik überraschte, hauptsächlich das

Werk der Revolutions-Journalistik, und der mit ihr innigst verbundenen radikalen und demokratischen Klubbs, denen die vorgeschobenen Arbeiter dabei zum Werkzeug dienten. Nun hat aber die Februarrevolution, mit den in ihrem Gefolge gehenden Erschütterungen, das unglückliche Land, das noch immer nicht zur Ruhe gekommen, nach den Berechnungen des bekannten Staatsökonomen Blanqui, die Summe von mindestens zehntausend Millionen Franken an Verlusten in öffentlichem und Privatvermögen gekostet! Und nach der jüngsten Botschaft oder dem Rechenschaftsberichte des Präsidenten L. Napoleon betrugen im verflossenen Jahre die öffentlichen Ausgaben der französischen Republik, nach Abzug aller Ersparnisse, 265 Millionen mehr, als die der Monarchie unter Louis Philipp. Das sind bloß die materiellen Kosten und ökonomischen Errungenschaften jener Revolution, die Frankreich vorzüglich seinen Klubbs und seiner Zeitungspresse verdankt! Und wann wird es das Ende seiner Erschütterungen und Leiden sehen und die verlorene Ruhe und Sicherheit wieder finden?

Jetzt freilich, wo es zu spät ist, hat die französische Nationalversammlung beschränkende Gesetze gegen die Journalistik und die Klubbs erlassen; ja dieselben Pariser, die im Februar 1848 sich in selbstmörderischem Wahnsinne unter die Fahnen der demokratischen Journalisten und Klubbisten schaarten, haben bei dem jüngsten rothen Aufstandsversuch am 13. Juni 1849 die Druckereien der revolutionären Demokratenblätter in eigenmächtiger Wuth zerstört. Man spricht sogar gegenwärtig in der französischen Republik von der Suspension der Preßfreiheit für die Zeit eines Jahres. Welchen Zeter aber würde die liberale Bourgoisie von Paris, durch die Umsturzpresse aufgestachelt, erhoben haben, hätte Louis Philipp einen solchen Vorschlag in die Kammern der Julius-Monarchie einzubringen gewagt? — Schaden macht klug.

Da die öffentliche Meinung bei uns von den Leitern der Klubbs und der Blätter des sogenannten Fortschrittes nicht die moralische Caution eines unbescholtenen Lebens, einer gründlichen

Mitglieder dieses deutschen demokratischen Comités, in Folge des Attentates vom 13. Juni, verhaftet. Und die Regierung hat guten Grund, zu erwarten, daß die bereits begonnene Untersuchung die enge Verbindung der Rothen am Rhein und an der Tiber mit ihren Genossen und Leitern an der Seine in volles Licht stellen wird.

Würde man nun nach den Führern unserer demokratischen Vereine und den Leitern der in ihren Händen befindlichen Presse Erkundigungen anstellen: das Ergebniß würde bei manchem von ihnen sicherlich einen ähnlichen Vagabunden-Lebenslauf und die gleiche moralische Verkommenheit, wie bei diesem Gustav Hörfel, herausstellen. Das ist auch ohne Zweifel der Grund, warum dort, wo das Volk noch auf einen guten Ruf sieht und den Lumpen kein Vertrauen schenkt, die Schreiber dieser Hetzblätter anonym oder unter falschen Namen schreiben. Sie fühlen, daß ihr Name, als ein gebrandmarkter, der Untergang ihres Blattes seyn würde. Dort aber, wo sie die verführte, zügellose Masse bereits für sich haben, wo sie die Behörden, die Gerichte, die Freiheit der Presse und der Rede durch ihren Terrorismus mit roher Gewalt niederhalten können, dort treten sie offen und ungescheut an die Spitze, und wäre auch ihr früheres Leben das schmachvollste von der Welt gewesen. So hing ja im verflossenen Jahre das Schicksal von Berlin, dieser Metropole der Intelligenz, von den Plakaten, den Flugblättern und Reden der nichtswürdigsten Dämagogen ab, die wegen infamer Verbrechen wiederholt im Zuchthause gesessen. Sie wußten sich aber zum Götzen der bethörten Menge zu machen, die ihren Winken willenlos folgte. Eben so haben die Anstifter und Leiter des wahnsinnigen Aufstandes und des noch wahnsinnigeren Bürgerkrieges in der Pfalz und in Baden sämmtliche Commandos ihrer zur Meuterei verführten Truppen in die Hände von polnischen Abenteurern gelegt.

Was aber wird diesen vagabundirenden Landsknechten der Revolution, einem Mieroslawski, einem Skscherbuski, einem Raquillier, einem Sznayde (Schneider in Polen ge-

nannt) daran liegen, wenn die unterminirten Brücken von Heidelberg, von Ladenburg und Mannheim auffliegen und mit ihnen drei Millionen in Luft aufgehen; das Volk kann sie aus seinen Steuern wieder herstellen. Sie werden keinen Kreuzer dazu hergeben. Was fragen sie darnach, wenn mit den Brücken die ganze Pfalz und Baden zu Grunde geht; wenn Tausende in diesem deutschen Bruderkriege als Leichen auf die rauchenden Trümmer des verwüsteten Landes niedersinken, und dann das Volk, an Leib und Seele zu Grunde gerichtet, an seinem Bettelstabe dem Trug seiner gewissenlosen Verführer flucht! Was fragen sie darnach? Sie haben ja keine Spanne Landes dort, die der Krieg mit den Hufen seiner Rosse verwüsten; kein Haus, das sein Feuer verzehren; keine Familie, die seine Kugeln niederboren könnten. Land und Leute sind ihnen fremd; ja der deutsche Name klingt ihren polnischen Ohren verhaßt. Ist also das letzte Pulver verknallt, und ziehen die Sieger auf leichenbedeckten Straßen in die brennenden Städte ein, nun dann eilen sie, wie sie anderwärts gethan, davon, um an einem dritten Orte ihr heilloses Handwerk fortzusetzen.

Daß in unserem Vaterlande ein solcher Verrath an der deutschen Sache möglich ist, das zeigt, wie tief wir gesunken sind. Ich glaube nicht, daß in Frankreich die wahnsinnigste Partei es jemals wagen würde, der eigenen Nationalität die Schmach anzuthun, daß sie ihre Truppen unter fremde Obercommandos stellte, um unter dieser Führung der Fremden in Frankreich gegen Franzosen zu kämpfen und Frankreich zu zerfleischen.

Wenden wir nach diesen mehr allgemeinen Betrachtungen den Blick unserer engeren Heimath, Bayern, und zwar unseren alten Kernprovinzen zu: so kann man mit voller Wahrheit sagen, daß sie durch ihre ruhige Haltung, gegenüber dem wahnsinnigen, selbstmörderischen Treiben allum, eine ehrenvolle Stellung in unserem Vaterlande einnehmen. Nicht der Weisheit unserer Regierung, sondern dem religiösen und rechtlichen Sinne des Volkes, wie er noch immer in seinem unverwüstlichen Kern

fortlebt', haben wir diese Wohlthat zu verdanken. Und es würde bei uns noch ungleich besser stehen, wenn unsere Regierung, diesen weitüberwiegenden besseren Elementen vertrauend, nur ein wenig mehr Entschiedenheit und Kraft gegen die dem Volke in innerster Seele verhaßten Wühlereien zeigen wollte.

„*Ense et aratro*" war der Wahlspruch des großen französischen Feldherrn, den in diesen Tagen die Cholera in Paris hinweggerafft, und an dessen Grab das so vielfach zerrissene Frankreich sich in dem Gefühle trauernder Achtung vereint fand. „Mit dem Schwert", hat Bugeaud die Siege für Frankreich an den Küsten Afrikas gewonnen, „mit dem Pfluge" hat er, gleich einem alten Römer, als der Zeiten Ungunst ihn aus dem öffentlichen Leben zurückwies, die Scholle der väterlichen Erde bebaut.

„*Ense et aratro*" könnte auch der Wahlspruch unseres bayerischen Volkes seyn, das ihm das *cruce* noch hinzufügen würde. Denn, Gott Lob! noch ist es ein christliches, noch steht es in dem Kreuze das Zeichen seines Heiles; und noch immer an Leib und Seele gesund, und unberührt von den Verlockungen rother Volksschmarotzer, baut es seinen Acker im Schweiße seines Angesichtes, und hat es sich einen tapferen, frohen Muth und einen starken Arm bewahrt, um im Vertrauen auf Gott siegreich sein scharfes Schwert gegen die Feinde seines christlichen Glaubens, seines guten Rechtes, seines Königs und seines Vaterlandes zu führen. München ist daher auch, trotz der uneingeschränktesten Preß- und Vereinsfreiheit und trotz allem Wühlen der Demokraten, frei von dem Belagerungszustande geblieben, und die radikale Majorität der aufgelösten Kammer ist, trotz allem Hetzen der rothen Presse, ohne Sang und Klang heimgekehrt.

Nichts hat indessen so sehr bewiesen, welcher Grundstock unverdorbenen, gesunden Sinnes, deutscher Pietät, deutscher Treue und deutscher Rechtlichkeit sich hier noch in die Unvernunft und die Ausgelassenheit dieser Zeit hinübergerettet hat, als die zahllosen Adressen gegen die unbedingte Annahme der

Frankfurter Grundrechte und die Reichsverfassung. Wären sie in einem Bande zusammen gedruckt worden, sie würden als als eine bayerische Urkunde unserer Zeit sicherlich im Urtheil der Nachwelt neben den Monumenta Boica keine unrühmliche Stelle einnehmen.

Man kann in unserer wirrseligen Zeit nicht oft genug an die Sprache des einfachen, natürlichen Gefühles und des gesunden Menschenverstandes erinnern; klingt sie ja doch wie „ein Märchen aus alten Zeiten", oder wie der Glockenklang einer in tiefer See versunkenen Kirche. Mögen daher immerhin einige dieser bayerischen Volksstimmen hier eine Stelle finden. In unseren Tagen, wo die demokratische Wühlerpartei rastlos bemüht ist, unter dem Feldgeschrei: „Freiheit, Bildung, Wohlstand für Alle!" aus den Vermögenden und Besitzenden rechtlose Bettler, aus den Armen aber Verbrecher und liederliche Faulenzer zu machen; wo sich durch ihr Bemühen überall neben der gesetzlichen Regierung der Ordnung eine ungesetzliche Regierung der Anarchie erhebt, werden die bayerischen Proteste manchem Leser durch ihren kernigen, wahrhaft deutschen Sinn wie kühle Alpenluft in schwüler Sommerszeit zusagen. Waren sie auch zunächst gegen die verderblichen Bestrebungen der Frankfurter und ihre todgeborne Verfassung gerichtet, so haben sie doch immer noch ihre volle Bedeutung: da ja der Verfassungsentwurf der verbündeten drei Königreiche so viele der verderblichsten Bestimmungen der Frankfurter Reichsverfassung in sich aufgenommen, und da es sich hier um Fragen handelt, die ihre Lösung erst von der Zukunft erwarten, und daher auch noch vielfach zur Sprache kommen werden.

Da lassen sich die Männer aus dem oberbayerischen Glonthal an die Abgeordneten also vernehmen:

„Hohe Kammer! „„Ein Mann, ein Wort"", sind keine verklungenen Töne in der Bayern Brust. Ist uns das Wort schon heilig, so ist uns der Eidbruch das schändlichste Verbrechen. Treue aber haben wir geschworen unserm König, „„dem Wittelsbacher Maximilian""; die Wittelsbacher haben seit nahe tausend Jahren

Leid und Freud getragen mit uns; wahren werden wir ihnen unsere Treue mit Gut und Blut. Strenges Festhalten an der Verfassung ist des Bayern-Königs, ist des Volkes Eid. Gottes Fluch, unsere Verachtung dem, der nur den Gedanken in sich trägt, ihn zu brechen! Weil aber Gelüste vernommen werden, verdammlich und verachtungswürdig deßhalb, weil sie einem Eidbruche so ähnlich wie ein Ei dem andern sehen, so glauben wir uns offen dahin aussprechen zu müssen, daß wir, was mit Hintansetzung der Verfassung dem Lande sollte aufgebürdet werden, nie und nimmermehr als gesetzlich erachten, und alle und jede gesetzlichen Mittel, so uns zu Gebote stehen, ergreifen, um solches zu hindern. Ein solches auftauchendes Gelüste aber ist die unbedingte Geltung der Grundrechte in Bayern, wie sie von der Nationalversammlung in Frankfurt beschlossen. Nach unserer Verfassung hat kein Gesetz in Bayern Geltung, welches nicht von der Krone mit den Kammern vereinbart ist. Wir weisen daher eine solche Anforderung als schändlich und verdammlich von uns, weil selbe Verletzung der Verfassung, somit ein Eidbruch ist. Dazu gereichen die §§. 3 und 33 dieser Grundrechte zum Verderben unseres Vaterlandes. Auch wir wünschen ein freies, einiges, großes und mächtiges Deutschland; aber wie stünde das zu gewärtigen, wenn schon der drittgrößte Staat, unser liebes Bayerland, ob dieser Einigkeit verblutete? Doch wir setzen unser vollstes Vertrauen in Seine Majestät, unsern König, wie auch in die „„Rechte““ unserer Abgeordneten. Die Grundsätze, welche Letztere in ihrem Programm vom 26. Januar l. J. bekannt gab, sind der Art, daß sie jeder, sein Vaterland liebende Bayer mit Freuden begrüßen muß; nur Eines vermissen wir: des Verhältnisses der Kirche zur Schule, obwohl von höchster Wichtigkeit, geschieht keine Erwähnung. Verliert aber die Volksschule den kirchlichen Boden, dann fällt sie in's Bodenlose, und wehe dann dem Volksschullehrerstande! Bald alles Ansehens verlustig, wird der Schullehrer mit dem Viehhirten in Eine Kategorie gehören, und es würde solche Trennung der wesentlichste Schritt zur so beliebig genannten Verdummung des Volkes seyn. Als treue Katholiken müssen wir uns darum der Erklärung des Vereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit anschließen, die selbiger unterm 6. Januar an Seine Majestät und an den bayerischen Landtag richtete, und in der sich die Wünsche des baierischen

Volkes abspiegeln; denn daß dieses nicht bloß unsere Gesinnung ist, daß jeder redliche Bayer dieselbe in seinem Herzen trägt, deß sind wir so sicher, als die Sonne über Bayerns Gauen leuchtet, als Gott der Allmächtige schützen wird unsern König, unser Vaterland!"

In gleich nachdrucksamer Weise legen die von Niederaichach bei Landshut Verwahrung gegen dieselben Zumuthungen ein, die man Bayern im Namen der Kopfzahlsouverainetät als Volkswille aufzwingen möchte:

„Hohe Kammer der Abgeordneten! Was ist in unsern Tagen so häufig nicht nur außerhalb der Kammer, sondern auch innerhalb derselben zu vernehmen? Das ist die „„Gesinnung und der Wille des Volkes."" Und es ist doch nicht so. Jenen gegenüber, die den Namen des Volkes, zu dem wir doch auch gehören, selbstsüchtig mißbrauchen, richten wir mittelst unserer Abgeordneten, die durch ihr über alles Lob erhabene Programm der Rechten unser Vertrauen vollkommen gerechtfertigt haben, folgende Zuschrift an die ganze Kammer der Abgeordneten. Die bürgerliche Wohlfahrt Bayerns, der Wohlstand des Landes und insbesondere des gesegneten Altbayerns, der bisherigen Brodkammer des Landes, wird bedroht durch gewisse Paragraphe der Frankfurter Grundrechte. Schon das weisen wir als einseitige Anmaßung zurück, daß diese bei uns unbedingte Geltung erhalten sollten, ohne daß König und Volk damit einverstanden wären. Ohne verfassungsmäßige Vereinbarung zur rechten Zeit sind wir überhaupt nicht schuldig, sie anzunehmen, nicht vor Gott schuldig, nicht vor der Welt. Kommt es aber zur verfassungsmäßigen Vereinbarung, so verwahren wir uns feierlichst gegen die §. 3 und den ersten Theil des §. 33 der sogenannten Grundrechte. Die freie Ansässigmachung und freier Gewerbsbetrieb durch alle deutsche Lande, so wie die Güterzertheilung oder Güterzertrümmerung, die jene Paragraphe bezwecken, würden den Wohlstand Bayerns, und insbesondere wieder des bisher noch weniger unter das Joch gebeugten Altbayerns zertrümmern. Von der darauf bezüglichen einzuführenden „„Gewerbeordnung"", so wie überhaupt von den zu gebenden Vermittelungsgesetzen, hoffen wir nichts Ersprießliches, aus dem einfa-

chen natürlichen Grunde: durch das Mischen und Mengen dessen, was in gar vieler Beziehung ungleichartig bleiben wird und bleiben soll, macht man den ganzen Staatskörper nicht gesünder und stärker, sondern vielmehr kränker und schwächer. Oder mit andern Worten gesagt: Einheit aus Eintracht — Einheit, die sich natur- und sachgemäß, wenn man ihr Raum und Zeit läßt, heraus- und heranbildet, die das charakteristisch Besondere nicht antastet, sind unsere und, wie wir vertrauen, auch der Volksvertreter feste Grundsätze. Diesem aber gerade entgegen sind jene Paragraphe 3 und der erste Theil des §. 33 der Grundrechte. Die Verarmung Bayerns auch in seinen besten Landestheilen wird die traurige Folge seyn in nicht gar langer Zeit, wenn jene Paragraphe bei künftiger Vereinbarung zum bindenden Gesetze für uns gemacht würden. Dann wird's geschehen — immer mehr Familien — immer mehr Menschen und — weniger Brod! Irland wird uns immer näher rücken. Daher vertrauen wir zu der Kammer der Abgeordneten, und wir fordern sie auf im Namen des Rechts und der Wohlfahrt des Landes, die zu beschützen sie eidlich verheißen haben, daß sie die Sache des also bedrohten Bauern- und Gewerbstandes, die bisher noch zum nachhaltigen Lastentragen befähigt und bereit waren, durch unbedingte Verwerfung jener §§. 3 und 33. 1. der Frankfurter Grundrechte schützen werden. Sollten diese aber wider Recht, wider das Wohl und Erwarten des Landes zum Gesetze für uns gemacht werden, so bleibt uns nichts übrig, als uns selber zu schützen, indem wir in unermüdlicher Anwendung des freien Vereinsrechts die Wirksamkeit des Gesetzes zu hemmen und es möglichst unschädlich für uns zu machen aus allen Kräften bemüht seyn werden."

Ohne Redeschmuck, ohne die großen Phrasen, wie unsere Zeit sie liebt, redet eine andere dieser Ansprachen den Fürsten an. Sie rührt von Männern her, die den Stutzen zu führen wissen und deren Höfe im Angesichte der Alpen stehen. „Schießen doch unsere Schützen", sagte jüngst einer in einer öffentlichen Versammlung, „die Gemse von der höchsten Felsenspitze, dann werden wir wohl auch mit diesen rothen Hasen fertig werden." Diese Oberländer Zuschrift an den König lautet:

Waakirchen, den 29. Mai 1849.

„Von jeher gewohnt, ruhig nur unserem ländlichen Berufe zu leben, im Herzen bewahrend die angestammte Treue und Redlichkeit, ist es uns nie in den Sinn gekommrn, in Staatsangelegenheiten mitzusprechen, da wir hiezu weder Geschick noch Beruf in uns fühlten.“

„Allein bei gegenwärtigen Verhältnissen erachten wir es für heilige Pflicht, die Stimme zu erheben, und vor Eurer Majestät unsere Gesinnung offen und unverholen auszusprechen, und dieß um so mehr, da am 29. April laufenden Jahres in unserer Umgebung nicht nur der Versuch gemacht wurde, Unterschriften zu einer Adresse für unbedingte Annahme der sogenannten deutschen Reichsverfassung zu sammeln, sondern auch von fremder und frevelnder Hand unter diese Adresse die Namen von Männern gesetzt wurden, die dabei sich nicht betheiligt, noch weniger derlei Grundsätzen huldigen. Wir erklären daher treu und offen:

1) Die gegenwärtige Bewegung unter uns ist von außen mit Arglist angefacht worden.
2) Wir wollen Ruhe und Ende dieses Treibens, das nur zum Verderben führt.
3) Mit der unbedingten Annahme der sogenannten deutschen Reichsverfassung käme aber kein Ende, sondern sie wäre nur der Anfang zu neuer Verwirrung, und wir können es nur loben, daß Euer Majestät Gesammtministerium durch Erklärung vom 23. April l. Js. die unbedingte Annahme dieser Verfassung abgelehnt hat. — Es ist dadurch nur geschehen, was Recht und Pflicht erheischten, und das Gegentheil wäre nach unserer Ansicht Verrath an Bayerns Ehre, Wohl und Selbstständigkeit gewesen.
4) Wir wünschen ein großes einiges Deutschland mit Einschluß von Oesterreich, aber kein getheiltes und zerrissenes, noch wünschen wir, daß Bayerns Selbstständigkeit sich verflüchtige.
5) Dankbar erkennen wir, was Eure Majestät seit einem Jahre uns gewährt, namentlich das öffentliche Gerichtsverfahren und die Beseitigung der Jagd.

6) Wir beklagen nicht die Freiheit, sondern die Zügellosigkeit der Presse, die das, was uns heilig und ehrwürdig ist, ungestraft mit Koth bewirft und in den Schmutz zieht; daher wünschen wir ein durchgreifendes Preßgesetz."

„Schlüßlich geben wir Euer Majestät die Versicherung, daß wir die angestammte Treue gegen König, Landesverfassung und Vaterland stets rein und unbefleckt bewahren werden, und wenn sich hie und da auch Aufwiegler oder Speichellecker der Aufwiegler in unser grünes Oberland verirren, sie werden unsere Treue nicht wankend machen — gebührende Verachtung von unserer Seite wird ihr Lohn seyn. — In trüben und auch heißen Tagen können Euer Majestät auf Ihre treuen und kräftigen Oberländer zählen; jederzeit werden wir folgen dem Beispiele unserer Ahnen, die in der Christnacht 1705 bei Sendling für Fürst und Vaterland gefochten und geblutet; ja in Wort und That wollen wir beweisen, daß nicht bloß ihr Blut noch in unsern Adern rollt, sondern daß auch ihre Treue und Biederkeit noch in unseren Herzen wohnen. — In dieser Treue wollen wir leben und sterben als

Eurer Königlichen Majestät

allerunterthänigst treugehorsamste Oberländer."

Das ist der Wille des bayerischen Volkes in den alten Provinzen, wie er sich in diesen und tausend anderen Adressen ausspricht; und es ist derselbe von den Vätern ererbte Geist, der sich auch in den jüngsten Wochen auf den Volksversammlungen von Rottenburg, von Landsberg, Neuötting, Rosenheim, Schnaiding, Tölz, Holzkirchen, Wildenwart, Reisbach, Unterpeissenberg, Erdweg, Dorfen, Dingolfing u. s. w., unter dem Zurufe von Tausenden und Tausenden, kund gab. Der Hauptverein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit in München und seine zahlreichen Zweigvereine überall im Lande, von denen die meisten dieser Volksversammlungen ausgingen, wirken in dem gleichen Sinne, und die constitutionell-monarchischen Vereine bieten ihnen hiebei einträchtig die Hand.

Auf der andern Seite ist aber auch bei uns die Presse der revolutionären Propaganda, die ihren Hauptsitz in den

Städten hat, rastlos bemüht, diesen gesunden Sinn zu verwirren und zu untergraben, und uns dieselben Segnungen zubereiten, welche Baden und die Pfalz nun vollauf genießen. Daß ihre Thätigkeit nicht ohne Erfolg war, das verdanken auch wir zumeist der Verblendung, der Indolenz und der Feigheit eines guten Theiles unserer „Wohlgesinnten." Denn was wir oben von ihnen im Allgemeinen sagten, das gilt auch von diesen schwachmüthigen Achselträgern und zuwartenden Wackelpetern, die nicht warm und nicht kalt sind, bei uns in Bayern.

Auch hier hat die Presse der Erhaltung und des Widerstandes gegen die Partei des blutigen Umsturzes aller religiösen, aller sittlichen, aller politischen, aller ökonomischen Ordnung weitaus ihr größtes Hinderniß in dieser eigensüchtigen Indolenz und schlaffen Charakterlosigkeit der Wohlgesinnten, die sich die Gemäßigten zu nennen belieben, zu überwinden. Sie kaufen und lesen hier, wie anderwärts, die radikalen Hetzblätter, statt, wie es ihre eigene Selbsterhaltung forderte, dieser landverderblichen Pest mit aller Entschiedenheit entgegenzutreten. Die guten Blätter dagegen lassen sie theilnamslos in einem ungleichen Kampfe gegen die Lügen und Verläumdungen, die Verlockungen und Verführungen gewissenloser Demagogen sich abmühen und aufreiben. So lange sie nur ihre Person und ihre Boutique in Sicherheit wissen, rühren sie sich nicht; diese Krämerseelen, mag die übrige Welt immerhin zu Grunde gehen!

Ein Freund, und zwar ein von allen Parteien wegen seines Charakters und seiner Kenntnisse geachteter, der vor einiger Zeit ein kleines conservatives Tagblatt beginnen wollte, sagte mir seufzend über die dabei gemachten Erfahrungen: „Ach! die Gründung von Rom war eine Kleinigkeit gegen die Gründung dieses conservativen Blättchens. Wenn ich alle Beredsamkeit bei unseren opferfreudigen „Wohlgesinnten" aufgeboten hatte, dann ließen sich ihrer Sechs herbei, auf ein Exemplar zu abonniren, und das Blättchen, das 2 fl. 30 kr. jährlich ko-

fiet, mit einander zu lesen. Das macht auf die Person fünfundzwanzig Kreuzer, die sie als Opfer auf den Altar des bedrohten Vaterlandes legten!“ — Und das sind noch die Besseren, die sich, wenn auch zu sechs, doch immerhin noch abonniren; allein es gibt andere dieser Trefflichen, die ein solches Blatt nicht einmal lesen würden, selbst wenn man es ihnen gratis in's Haus schickte. Nicht etwa deßwegen, weil sie nicht mit der darin ausgesprochenen Gesinnung übereinstimmen. Gott bewahre! Im geheimen Grunde ihres Herzens denken sie ganz eben so und wünschen, daß der Märzverein und alle rothen und röthlichen Demokraten auf der Pfefferinsel säßen. Sie sehen die Gefahr der socialen Revolution vollkommen ein; sie verabscheuen und verachten aus voller Seele die Hetzer als das gefährlichste Lumpengesindel; sie beklagen die Gottlosigkeit der Zeit; die Auflösung aller moralischen Bande und die Vernichtung jeder Autorität erfüllt sie mit Schrecken; voll Furcht für ihr Leben und Eigenthum gehen sie Abends zu Bett, und mit Seufzen öffnen sie am Morgen die Augen, voll Sorgen, was die „rothe Canaille“ heute wieder für eine Teufelei aussinnen möchte. Hierin sind sie mit dem conservativen Blatt, das diesen Teufeleien so muthig zu Leibe geht, vollkommen einer Meinung; aber warum wollen sie es denn nicht einmal gratis lesen? — aus dem einfachen Grunde, um ihr Gewissen zu salviren. Das conservative Blatt ist ja als ein reactionäres, oder gar als ein ultramontanes von den Rothen verketzert und verschrieen. Nun könnte das Unglück es fügen, daß sie mit dem Einen oder Anderen von der röthlichen Bruderschaft im Kaffeehause, in der Gesellschaft, oder auf dem Bureau zusammen träfen. Käme nun die Rede auf das Blatt, oder einen seiner letzten Artikel, so würde der Schreier seine Wuth darüber auslassen, sie aber müßten ihrer Ueberzeugung nach den Artikel des verhaßten Blattes vertheidigen. Wie glücklich also, wenn sie sich mit der Versicherung, sie hätten den Artikel nicht gelesen und läsen überhaupt dieses Blatt nicht, aus der Verlegenheit ziehen zu können, ohne sich zu compromittiren und ihrer

Ueberzeugung etwas zu vergeben! Sie können also schweigend zuhören, wie man das Blatt verlästert, ja unter der Voraussetzung, daß der Artikel wirklich so abscheuliche Dinge enthält, wie der Rothbart sagt, schimpfen sie auch noch tapfer mit dagegen.

Auf diese Weise kömmt es dann, daß man auch bei uns an öffentlichen Orten nur selten conservative Blätter findet. So wird z. B. kein Unbefangener läugnen können, daß unsere Neue Münchener Zeitung nicht in erster Reihe zu den besseren deutschen Journalen gehört. Sie steht unter einer tüchtigen, einsichtsvollen und thätigen Redaction, die keine Mühe scheut. Ihr Ton ist kein verletzender; ihre Haltung eine würdige; ihr Inhalt ein nach allen Seiten hin sehr reicher und unterrichtender. Oeffnet sie auch der Regierung zur Vertretung und Erläuterung ihrer Maßregeln und leitenden Grundsätze ihre Spalten, so ist sie doch nichts weniger als ein unterthäniges ministerielles Echo; sie vertritt vielmehr mit Freimuth und Entschiedenheit ihre selbstständige Ueberzeugung, und hat den Ministern schon mehr als eine bittere Wahrheit warnend und mahnend in die Seele gerufen; sie ist ihnen eher vorangegangen, als gefolgt. Im Verhältniß zu ihrem geringen Preise gibt sie ihren Lesern eine solche Masse, wie es nicht viele Zeitungen thun können. Und dennoch, wenn man hinausgeht auf's Land, so wird man diese Zeitung auch in den größeren Orten fast nirgend in unseren Wirthshäusern finden. „Das ist ja ein reactionäres Regierungsblatt!" schreit ein verdorbener Advokat, oder ein liederlicher Doctor, ein abgehauster Silberarbeiter, oder ein demokratischer Accessist, „die Münchener Zeitung dürfen wir nicht aufkommen lassen! Fort mit ihr!" — und damit ist der Stab über sie gebrochen. Der Wirth wagt nicht, sie anzuschaffen, und die „Gutgesinnten" schweigen und lesen, wie der Esel seine Disteln, die elendesten Lumpenblätter der unwissendsten, verkommensten radikalen Volksschmarotzer, die der socialen Raub- und Mordrepublik die Wege bereiten.

So entspricht der schamlosen Anmaßung der Einen vollkommen

die schafsmäßige Geduld der Andern, die sich die rothe Schnur, die man ihnen hinwirft, bereitwilligst selbst um den Hals schnüren.

Daß unter diesen Umständen die Augsburger Postzeitung noch weniger Aussicht auf gnädige Zulassung und Unterstützung von Seite der „Wohlgesinnten“ hat, versteht sich von selbst. Unterliegt sie ja als ein „ultramontanes Jesuitenblatt“ der politischen Acht und der religiösen Aberacht.

Keines von allen unsern politischen Tagblättern hat indessen solchen Einfluß auf die Gesinnung des Volkes sich zu gewinnen gewußt und daher auch so sehr den Grimm der gesammten Wühlerschaft auf sich geladen, als Zanders „Volksbote für den Bürger und Landmann.“ Tritt ja doch keines den Rothen mit so unerschrockenem Muthe Aug in Aug entgegen wie dieser Volksbote; keines enthüllt Tag für Tag so schonungslos ihre Pläne; keines warnt mit so rastlosem Eifer das Volk vor den ihm von der Revolution drohenden Gefahren; und keines hat eine solche Verbreitung in unserm Lande gewonnen.

Da der Volksbote wohl nur in wenigen Exemplaren über die Gränzen von Bayern für welches er zunächst bestimmt ist, hinauskömmt: so möge hier eine Schriftprobe seiner eindringlichen, derben, dem unstudirten gesunden Menschenverstande einleuchtenden Sprache folgen. Ich wähle dazu unter hunderten den ersten besten Artikel, der gerade von der Frankfurter Reichsverfassung handelt, und die Folgen derselben für den deutschen Michel auseinander setzt. Er läßt sich darüber also aus:

„Bayern. München, 17. Mai. Der Volksbot ist seinen Lesern Rechenschaft darüber schuldig, daß er ihnen gesagt hat, sie sollten den, der die Reichsverfassung will, aber die Republik nicht, geradewegs einen Stockfisch nennen. Dieselbigen, die die Reichsverfassung eigentlich auch gemacht haben, nämlich die Linken, betrachten sie, wie aus den Reden hervorgeht, als die Einleitung, als die erste Stufe, als die Brücke zur Republik.. Diese Brücke

ist aber zusammengebaut aus den **Grundrechten** als Fundament, aus dem **Erbkaiserthum** als Pfeiler und aus dem **Wahlgesetz** als Querbalken und Bedeckung. Die **Grundrechte**, welche das Fundament, den Grundbau bilden, vernichten durch Zersplitterung des Grundeigenthums den Bürgerstand, durch die Freizügigkeit die nothwendige Unabhängigkeit der Gemeinden, durch die Abschaffung der Todesstrafe das Bißl Sicherheit, Sittlichkeit und Ordnung, was noch mit genauer Mühe im deutschen Lande zu finden ist, und durch die Trennung der Schule von der Kirche das Bißl Glauben und Religion, was der Eine oder Andere noch hat; in Summa, die Grundrechte schaffen einen Lumpenstand, der zu Allem aufgelegt ist. Das **Erbkaiserthum** vernichtet die Fürstengewalt der einzelnen Regenten und die Selbstständigkeit der Staaten, und keilt die einzelnen deutschen Stämme in Einen Sack zusammen, wo sich keiner mehr rühren kann; der ganze Brei, in den das deutsche Volk zusammengerührt ist, muß dann in Fäulniß übergehen. Das **Wahlgesetz** aber, das bringt die Lumpen obenauf, macht sie zu Herren des Landes, und damit sich die Andern zufrieden geben, wird ihnen mit der republikanischen Freiheit ein Hälmchen durch's Maul gestrichen, derweil die Lumpen, die sich durch's Wahlgesetz zu Volksvertretern haben machen lassen, ganz gemüthlich aus den Häuten der Andern ihre Riemen schneiden und die Bürger und Bauern brav zahlen lassen, so lange Die nämlich was haben, was aber natürlich nicht lange dauern kann. Weil's aber solche, die gern was Großes seyn und eine schöne Einnahme haben möchten, gar viele gibt, so wird aus dem ganzen Deutschland eine Bundesrepublik gemacht, die aus dreißig oder vierzig, oder noch mehr einzelnen Republiken besteht. Da kann dann immer Einer den Präsidenten spielen, sechs oder sieben werden Minister, etliche hundert werden Volksvertreter und stecken fünf bis sieben Gulden per Tag ein; und über die ganze Bundesrepublik drüber wird noch ein Präsident mit so und so viel Ministern und so und so viel Volksvertretern gesetzt, und alle die lieben Leute, die sich jetzt gar so eifrig drum sorgen, daß wir von der Tyrannei der Fürsten, Beamten und Pfaffen befreit und „„freie Staatsbürger““ werden, die sitzen dann zum Lohn für die viele Mühe, die sie sich gemacht haben, in Aemtern und Würden, lassen sich gut bezahlen, und lachen das dumme Volk brav aus, das sich hat

weiß machen lassen, sie wollten's vom Steuerzahlen ganz und ga befreien. Und die ganze Komödie da wickelt sich so natürlich un einfach aus der Frankfurter Reichsverfassung heraus, daß ma deutlich sieht, es hat gar nicht anders kommen können; und de deutsche Michel, der die Komödie da anschauen und bezahlen muß der kann sich dann hinter den Ohren kratzen, so viel er mag, e hilft ihm nichts mehr, und wenn er brummen will, so heißt's „„Schau, Michel, du hast dir's ja vom Anfang an gefallen las sen; du hast's gewußt, wie's kommen wird, und wer A gesag hat, der muß auch B sagen!““ So weit der Volksbote.

Nun aber wird man sich schwerlich im Auslande eine Begriff davon machen, in welchem Grade die gesammte roth Brüderschaft auf dieses Blatt erbost ist.

Sie fühlen, daß sie hier einen Gegner gefunden haben der ihnen vollkommen gewachsen ist; daher ihre knirschend Wuth. Könnten sie ihn mit ihren Zähnen zerreißen, es wär längst kein Stück mehr von dem Volksboten übrig. Wenn si nur seinen Namen nennen, so tritt ihnen fast der Schaum vo den Mund und der höchste Galgen ist der geringste Harm, de sie ihm wünschen. Ich selber las eine solche zärtliche Zuschri an ihn, deren anonymer Schreiber erklärt, ein Galgen sei vi zu ehrenvoll für ihn. Der Volksbote kümmert sich aber nic im mindesten um ihr Gekreisch; je wüthiger sie werden, um lustiger spielt er ihnen auf; je giftiger sie ihn mit Schmähun gen überhäufen, um so wärmer stattet er ihnen mit lachende Munde seinen Dank für die große Ehre ab, die sie ihm dur ihren Grimm in den Augen aller wahren Vaterlandsfreun erweisen. Meinen sie, sie hätten endlich einen stillen Mar aus ihm gemacht, so läßt er sie es doppelt fühlen, daß er no frisch und munter ist.

Sie sind ihm gegenüber in einer fatalen Lage. Da über Galgen und Guillotine im Weg des ordentlichen G richtes noch nicht zu verfügen haben, und das Latourisir und Executionen wie die an Auerswald und Lichnowsky verübten i Wege der außerordentlichen Volksjustiz auch noch ihre Schwi

rigkeiten bei uns haben: so müssen sie sich damit begnügen, ihn und sein Blatt wenigstens moralisch todtzuschlagen. Von allen Lügen, die sie mit gewohnter Virtuosität zu diesem löblichen Zweck unter das Volk gebracht haben, klingt indessen keine so lächerlich, als der erdichtete Vorwurf: „Er sei ein hetzender Jude“ in dem Munde derer, die mit dem schmutzigsten, nichtswürdigsten Abschaume des Judenthums in der Presse und in den Klubbs fort und fort gemeine Sache machen.

Allein nicht blos die gesammte Meute der Hetzer von Profession speit gegen den Volksboten Gift und Flamme; auch in den Amtskanzleien und auf den Schreibstuben zählt er Freunde und Gönner genug, die ihm von ganzem Herzen eine türkische rothseidene Binde um den Hals wünschen. Schont er ja doch die kleinen Paschas des Schreiberthums eben so wenig wie die rothbartigen Wühler und Volksverführer. Mit der willkührlichen Allesregiererei, mit der Bestechlichkeit, der Pflichtvergessenheit, der Unsittlichkeit und Grobheit „des Schreibervolkes“ macht er eben so wenig Complimente, wie mit dem „Hetzerpack“ der revolutionären Propaganda.

Schlechte Beamte und märzbrüderliche Demagogen reichen sich daher auch einträchtig die Hand in ihrem Haß gegen den Volksboten, und es ist nicht zu sagen, wie sie Alles gemeinsam aufbieten, um ihn, trotz Preß- und Redefreiheit, nirgend aufkommen zu lassen und den Haß des Volkes gegen ihn aufzuhetzen. An keinem öffentlichen Orte, wo sie das Geringste zu sagen haben, wird er geduldet. Und die „Wohlgesinnten“, diese charakterlosen Leimsieder, lassen sich wieder von ihnen terrorisiren, machen wie gewöhnlich die gehorsamen Diener und schweigen, oder schimpfen noch mit gegen dieß „übertreibende Hetzblatt,“ das der guten Sache mehr schade als nütze.

Ich bin weit davon entfernt, Alles ohne Ausnahme zu unterschreiben, was der Volksbote seit seinem Erscheinen gebracht hat. Ich stelle auch nicht in Abrede, daß er sich manche Rüge mit Recht verdient hat. Ich selbst hätte gewünscht,

Volksbote hat bereits 5000 Abonnenten, die noch fortwährend im Zunehmen begriffen sind. Auch bei den ergiebigen Sammlungen für die Abgebrannten zu Pleistein hat sich gezeigt welchen Rückhalt der Volksbote sich im Volke gewonnen hat Betrugen sie doch über 6000 Gulden in Geld und einen eben so ansehnlichen Betrag an geschenkten Kleidern und Leinwand.

Allein je mehr sein Einfluß stieg, um so unbändiger wurde die Wuth seiner Gegner. Entblödeten sie sich ja nicht in München, unter den Augen der Behörden, in einem ihrer Mistblätter eine Aufforderung ergehen zu lassen des Inhaltes: man möge einen bösen Hund, der auf den Namen Zander geht nur ohne Weiteres todtschlagen und auf den Mist werfen! So versteht man im rothen Heerlager die Preßfreiheit! so möchte man dort die Censur üben! Als der Volksbote daher jüngst zu einer Volksversammlung nach Schnaiding fuhr, wurde er bei Straubing dicht vor den Thoren jener Stadt, die Bürgermeister Kolb in der Kammer vertritt, auf offener Landstraße umstellt. Er hielt dem tapferen Haufen schweigend seine Pistole vor, und so fand dieser es für gerathen, es bei einem Pereat bewenden zu lassen und abzuziehen.

Das Aufhetzen des urtheilslosen Haufens gegen ihn durch Lügen jeder Art dauerte unterdessen fort und gerade die, welche täglich die schrankenloseste Preßfreiheit für sich in Anspruch nehmen und mißbrauchen, drohten ihm in ihren Blättern mit Ueberfall und brutaler Gewalt. Und so wurde denn endlich am Sonntag, den 17. Juni, die große Heldenthat an ihm vollbracht! „Er hatte," so sagt darüber die Beschwerde des Münchener Hauptvereines, „auf eine an ihn ergangene Einladung an diesem Tage einer Volksversammlung in Dorfen beigewohnt, welche vom Geiste treuer Hingebung für König und Vaterland beseelt war, und bei welcher nicht die geringste Störung vorfiel. Auf seinem Rückweg nach München, als er mit seinen beiden jungen Begleitern am späten Abend, gegen 10 Uhr in Erding ankam, wurde er vor dem Posthause von einer pfeifenden und tobenden Volksmenge gewaltsam an der Weiter-

reise gehindert und unter dem Zurufe: „„er sei ein Jude und Aufhetzer des Volkes““ durch thätliche Angriffe und Drohungen gegen sein Leben genöthigt, eine Pistole vorhaltend, im Posthause Zuflucht zu suchen. Ein inzwischen in seiner Umgebung gefallener Schuß gab den Vorwand, ihn auch im Postgastzimmer, wohin man durch Fenster und Thüren nachdrang, unausgesetzt zu mißhandeln, obgleich er seine Pistole vorzeigte und der laute Ruf eines bei dem Kampfe Unbetheiligten: „„die Kapseln sind noch darauf,““ jeden Verdacht, als habe er seine Waffen wirklich gebraucht, widerlegte. Als ein Gensdarm endlich, nach langer unthätiger Gegenwart, den Schwerbeleidigten, jedoch keinen seiner Beleidiger, zu arretiren sich veranlaßt glaubte, und ihn in Begleitung eines magistratischen Polizeidieners nach längerer schuldvoller Verzögerung zur Haft brachte, so begünstigte die Art, wie dieses geschah, die ununterbrochene Mißhandlung und Verfolgung Zanders bis ins Innere des Rathhauses. Hier wurde er in einer elenden Keuche noch von dem pflichtvergessenen Magistratsdiener in Gegenwart des Gensdarmen thätlich beleidigt, den Blicken vieler Neugierigen ungesetzlicher Weise ausgesetzt, zwölf Stunden lang ohne jede ärztliche Hülfe für seine zahlreichen, heftig blutenden Wunden gelassen, und erst um zehn Uhr des andern Vormittags von dem Bürgermeister polizeilich verhört, der ihn endlich nach sechs weiteren Stunden unrechtmäßiger Gefangenschaft mit dem Bemerken: „„daß zu längerer Detention kein Grund vorliege,““ der Freiheit zurückgab.“

Auf diese Weise wurde das freie Versammlungsrecht und die Preßfreiheit an dem Volksboten in einem Städtchen geachtet, wo „die Schreiber“ ihre wirthshäuslichen Abendandachten vor den Bildern von Robert Blum, Struve und Hecker verrichten!

Wo waren aber die Behörden, die für die Aufrechthaltung der Gesetze verantwortlich sind? Wo waren der Landrichter, das Personal des hohen Landgerichtes, die Herren vom Magistrate, die Gensdarmerie und die „Wohlgesinnten“ von Erding,

als dieses demokratische Bubenstück verübt wurde, zu dem man vor Aller Augen vorher eine Theaterprobe gehalten hatte? — Der Landrichter lag im Bett und schlief! — Die Herren vom Landgericht, die Schreiber, hielten sich im mattbeleuchteten Hintergrund! — Von dem Magistrat aber und den „Wohlgesinnten“ war nichts zu sehen und zu hören. Und wenn der Bürgermeister auch nicht selbst mitpfiff, so ließ er doch pfeifen, was pfeifen wollte. Der Gensdarm und der Magistratsdiener arretirten ihrer Seits den Angegriffenen und Mißhandelten, warfen den Blutenden ins Gefängniß und ließen die Angreifenden, die ihn so viele und schwere Wunden beigebracht, frei ihrer Weg gehen! So schützen die Erdinger Beamten Leben und Eigenthum der Person! Mit Recht läßt sich daher der Münchene Hauptverein über diese Pflichtvergessenheit der Behörden i seiner dem Ministerium des Innern eingereichten Beschwerd also vernehmen:

„Unsere Mitglieder sind rastlos bemüht, den verderbliche Plänen und Wühlereien der Umsturzpartei und ihrer Agente mit Wort und Schrift entgegenzuwirken; und bei den zu diesem Behufe veranstalteten Volksversammlungen der Erkenntni der Wahrheit, des Rechten und Guten Geltung zu verschaffen Sind dieselben aber bei ihrer Hingebung für das Wohl de Vaterlandes den gröbsten Mißhandlungen schutzlos ausgesetz entschlagen sich die öffentlichen Behörden bei den gegen sie unternommenen verbrecherischen Angriffen ihrer heiligsten Amte pflichten, und sind schwere Mißhandlungen und widerrechtlic Freiheitsberaubungen ihr Lohn, müssen sie sogar für ihr Lebe fürchten, dann freilich wäre in Bayern der Zustand der vollen detsten Anarchie eingetreten und jede gesetzliche Regierung hät aufgehört.“

„Nicht das oberbayerische Landvolk hat durch die Schan that, über welche wir Beschwerde führen, seine Ehre befleck daß die Werkzeuge des Verbrechens Verführte und Betroge waren, dafür sprechen nur allzu deutlich die Reden und B schuldigungen, womit sie das Opfer ihres vermeintlich gerec

ten Zorns überhäuften: als jüdischer Verführer des Volkes war dessen ächter Freund und der treue Anhänger E. M. seiner Rache bezeichnet worden. Darum soll die Schmach jenes ehrlosen nächtlichen Ueberfalls wahrhaft getilgt, soll das Gesetz wahrhaft gesühnt werden, so darf der strafende Arm der Gerechtigkeit nicht blos auf jene Verführten, seine ganze Schwere muß vielmehr niederfallen auf die Verführer, auf die mittelbaren und unmittelbaren Urheber und Begünstiger des Verbrechens."

„Vielfach ist der Sinn des Volkes durch das zweideutige Benehmen so mancher Behörden irre geworden. Nur wenn es die Ueberzeugung wieder gewonnen, daß dieselben bereit seien, Recht und Gesetz unter allen Umständen und mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten, nur dann können wir mit Vertrauen einer bessern Zukunft entgegensehen.

Gehen die Beamten, wie es ihre Pflicht fordert, im Kampfe gegen die Anarchie voran, das Volk wird es sicherlich nicht an sich fehlen lassen. Es wird mit altbewährter Treue zu seiner alten unbefleckten Fahne stehen."

Die rothe Demokraten-Presse ihrer Seits jubelte hell auf bei der Kunde dieser Großthat, ein Triumphlied über das blutende Opfer ihrer brutalen Wuth anstimmend. Ihrer Gewohnheit nach hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als den Thatbestand in lügenhafter Weise zu verkehren und aus dem Angegriffenen den Angreifer zu machen. Da der Verhaßte nicht auf dem Platz geblieben war, so hätte ihrer Meinung nach eine exemplarische Strafe von Gerichtswegen über ihn verhängt werden sollen, während sie dem Gensdarmen für seine Dienstleistungen eine außerordentliche Belohnung zuerkannte. Die Karlsruher republikanische Revolutions-Zeitung verkündigte lobend die Erdinger Heldenthat!

Aus diesem Vorfall können wir übrigens entnehmen, wenn wir es nicht längst wüßten, wie die Preßfreiheit bei uns fahren würde, wenn die Rothen an's Regiment kämen. Die Pfalz und Baden haben dieß nicht minder im vollsten Maaße gezeigt. Als sie dort, treu ihrem Lügensysteme, zur Verführung

des unglücklichen Volkes noch zu guter Letzt die telegraphische Depesche von dem Sieg der rothen Republik in Paris, dem Sturz des Präsidenten und der Ueberwältigung Straßburgs mit schamloser Arglist geschmiedet und offiziell verbreitet hatten, wäre es beinahe lebensgefährlich gewesen, das Volk durch eine einfache Mittheilung des wahren Thatbestandes über den frevelhaften Trug, der mit ihm getrieben wurde, aufzuklären. Kein Journal im Inneren durfte ein freimüthiges Wort sagen und die auswärtigen wurden confiscirt, wenn sie auch nur ein mißliebiges Actenstück enthielten, welches das Volk über den Abgrund, in den man es blindlings stürzte, hätte aufklären können. Das sind charakteristische Zeitbilder unserer deutschen Verkommenheit, worin wir es noch dahin bringen können, daß die französische Republik längs ihrer Gränze hin einen politischen Sanitäts-Cordon aufstellen muß, um ihr Volk gegen die demokratische Fäulniß und atheistische Demoralisation des monarchischen Deutschlands sicher zu stellen!

Sie haben in der voreiligen Freude ihres Herzens den Volksboten schon für todt gesagt; möge ihm das ein recht langes Leben bedeuten! Was wir aber nicht minder wünschen, ist, daß auch anderwärts ähnliche Volksblätter entstehen möchten. Möchten sie den Volksboten, ohne übrigens seine Fehler nachzuahmen, in seinem Muth, seiner Entschiedenheit, seiner rastlosen Thätigkeit und seinem aufopfernden Eifer für das Volk sich zum Muster nehmen. Die Sache des guten Rechtes würde dadurch die kräftigste Stütze erhalten und das Volk nicht länger ein blindes Werkzeug des Umsturzes in den Händen treuloser Verführer bleiben. Welche Bedeutung könnte z. B. für Oesterreich ein solches Volksblatt wie der Volksbote gewinnen, wenn es in Wien geschrieben würde. Welcher weite Leserkreis würde ihm zufallen, wenn es den verderblichen Tollheiten und Freveln der Zeit gegenüber, auf Religion, Sittlichkeit und Recht fußend, den wahren, ächten österreichischen Volksgeist repräsentirte, nach oben und nach unten freimüthig die Wahrheit vertretend. Solche gut geschriebene Volksblätter thuen uns bei

der demokratischen Strömung der Zeit mindestens eben so noth wie größere Journale, die sich auf die Reicheren und Gebildeteren beschränken.

Vor allem aber ist es Pflicht eines Jeden, der schlechten Presse, diesem Mauerbrecher des Umsturzes, nach allen Kräften in seinem Kreise entgegen zu treten. Im Hinblick hierauf hat daher auch der Münchener Hauptverein seinen Satzungen die folgende Bestimmung beigefügt: „Der Verein wird sich die Verbreitung guter Schriften angelegen sein lassen. Ein ganz besonderes Augenmerk wird er auf die Zeitungspresse richten und bemüht sein, den Leserkreis der guten Blätter zu erweitern, die schlechten aber weder durch Mittheilungen, noch durch Abnahme zu unterstützen.“ In dem gleichen Sinne haben sich auch die Piusvereine von Rheinland und Westphalen bei ihrer allgemeinen Zusammenkunft zu Köln im verflossenen April über diese Frage einstimmig ausgesprochen. Sie haben da nicht nur beschlossen, die „Rheinische Volkshalle,“ als ein katholisches Organ von ehrenhafter Gesinnung, kräftig zu unterstützen, sondern auch ihre Mitglieder aufgefordert, solche Wirthshäuser und öffentliche Orte zu meiden, wo die Gift- und Mistblätter des rothen Umsturzes und der Volksverführung zum allgemeinen Verderben aufliegen. Es ist dieß ein lobenswerther praktischer Beschluß, dem die deutschen Katholiken auf keine bessere Weise ihre Anerkennung und ihren Dank aussprechen können, als dadurch, daß sie ihn allerwärts zur Ausführung bringen. Die heilsamen Folgen werden sich bald fühlbar machen.

Gott hat diese zuchtlose Zeit dem Strafgerichte ihres eigenen selbstmörderischen Hochmuthes anheimgegeben; möge Bayern in diesen schreckensvollen Tagen des Wankens und Schwankens, des Umsturzes und der Zerstörung, auf dem Felsengrunde seines Glaubens fest stehen und, treu seinem alten, in so vielen Stürmen siegreich bewährten Geiste, die rothen Geister der entfesselten Hölle bändigen: Cruce, aratro et ense!

II.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 21. Juni 1849.

Wir müssen unsere Leser um Verzeihung bitten, daß wir noch einmal auf ein Journal zurückkommen, welches wir in neuerer Zeit in diesen Glossen öfters citirten, nicht weil wir demselben eine höhere Bedeutung beilegen, als welche das darin zu Tage tretende, allerdings der Anerkennung werthe Maß von Talent verdient, auch nicht, weil wir jene Zeitung heute noch für eine ministerielle halten (denn der Augenschein lehrt, daß der „Lloyd" eben dadurch zu der nunmehrigen Gewöhnlichkeit seines Inhaltes herabgesunken ist, daß er keine ministeriellen Mittheilungen mehr empfängt *); — sondern eben weil sich in diesem Organe ein gewisser „Geist der Mitte" mit einer List und Verschlagenheit ausspricht, die wir auf dem kritischen Wendepunkte, auf welchem heute Oesterreich, wie ganz Deutschland steht, für bei weitem verderblicher halten, als die unverholene und deßhalb viel weniger gefährliche, offenherzig rothe Republik. Wie der „Lloyd" sich ein Geschäft daraus machte, den Kampf des Josephinismus gegen die katholische Gesinnung aus der vormärzlichen in die neue Zeit hinüberzuspielen, wie er bemüht war,

---

*) Diese scheinen seit einiger Zeit dem „österreichischen Correspondenten" zuzufließen.

das einzig mögliche Fundament der Ordnung und der Freiheit im neuern Europa — den christlichen Glauben und die religiöse Gesinnung des Volkes — unterwühlen zu helfen, — dieß haben wir in frühern Nummern dieser Blätter bereits gezeigt. Allein unsere Leser würden daraus nur ein sehr unvollständiges Bild des Charakters jenes Blattes abnehmen können, wenn sie nicht zugleich in Anschlag brächten, wie dieser heute noch zur Ultramontanenjagd auffordernde, jener Geistesrichtung eigenthümliche Uebermuth sich zu schmiegen und zu ducken weiß, wenn er der russischen Frömmigkeit begegnet. In seiner Nummer vom 12. Juni läßt sich der Lloyd aus Preßburg Folgendes schreiben:

„Man mag sagen, was man will, Ordnung und Mannszucht sind für jeden Menschen, den nicht die moderne Gassenphilosophie blasirt hat, achtungswerth, und es ist das Zeichen einer großen Nation, einer, die kräftige Keime des Wachsthums hat, wo strenges Pflichtgefühl und Gehorsam zur Sitte geworden ist. Das ist nun bei der russischen Armee durchweg der Fall, und sie hat ganz das Gepräge einer Macht, welche vereint mit unseren Truppen, die auch ein Geist, ein guter Geist beseelt, geschaffen und beschaffen scheint, der Zügellosigkeit und Verworfenheit unserer Zeit siegreich zu steuern. Und fromm sind diese nordöstlichen Krieger! Mit wahrer Rührung stehen wir draußen im Lager, und hören und sehen ihrer Andacht zu. Als Friedrich II. von Preußen nach der Niederlage bei Kunersdorf in einer halbzerstörten Bauernhütte auf einem Strohlager saß, und nicht schlafen konnte, fragte er unter anderm den Artillerieobersten Moller: „„Sage Er mir, Moller, warum stehen meine Preußen nicht mehr, wie sonst?““ Da erwiederte der wackere Moller: „„Kann's denn anders sein, da ist keine Gottesfurcht mehr im Heere, und es wird mehr geflucht als gebetet. Wo soll da Muth herkommen, den doch nur Gott kann geben, und die Zuversicht auf ihn.““ Der König hörte ihn aufmerksam an, und befahl dann in der Folge, daß die Betstunden — die man schon zu halten aufge-

hört — bei den Truppen wieder täglich gehalten werden sollten. — In der That ist diese Frömmigkeit unserer Bundesgenossen eine Bürgschaft mehr für einen baldigen und sicheren Sieg. Wie sticht die freche Art, mit der ungarische Freiheitshelden Kirchen und alles Heilige entweihen, dagegen ab, wie man überhaupt seit der letzten Revolution wenige Ursache haben wird, auf europäische Bildung stolz zu thun. Es bewährt sich, was längst schon geistreiche Reisende berichteten, daß nämlich bei asiatischen Völkern wohl weniger das, was wir Raffinement nennen, doch desto mehr Tiefe der Empfindung und echte Humanität, d. i. Sinn für des Mitmenschen Wohl und Weh zu finden sei."

Vortrefflich! Aber die „Frömmigkeit unserer Bundesgenossen" würde dem zeitungschreibenden Liberalismus schnell das Handwerk legen, wenn er sich dortlandes erfrechen wollte, gegen die Religion des Landes Krieg zu führen. Die mehr als naive Ansicht: daß der Himmel uns ja wohl um der „Frömmigkeit unserer Bundesgenossen" willen den Sieg schenken werde, während etwa wir selbst uns über die, jeder Realität entbehrende Alfanzerei der Religion wegsetzen dürften, — verdient der Vergessenheit entrissen zu werden.

Den 22. Juni 1849.

Vor anderthalb Jahren noch wäre keine Gewalt zwischen Himmel und Erde im Stande gewesen, die historisch-politischen Blätter vor einem, von Bundeswegen verhängten Verbote zu schützen, wenn sie sich an dem Helden des 20sten Novembers 1837 eines Attentates schuldig gemacht hätten, wie etwa das nachfolgende:

„Wir können nachträglich mittheilen, daß Ritter Bunsen, außerordentlicher preußischer Gesandter und bevollmächtigter Ministerresident am englischen Hofe, längere Zeit, ohne Wissen der preußischen Regierung, den Bevollmäch-

tigten der Frankfurter Centralgewalt in London gemacht, und dafür ein Honorar von dreihundert Pfund Sterling bezogen hat! Dieß scheint zu jener Zeit gewesen, als der preußische Ritter schwarzrothgoldene Hemdenknöpfchen und die Frau Ritterin nebst Fräulein Töchtern gleichfarbige Bänder trugen zum großen Gaudium der englichen Aristokratie."

Heute aber finden wir diese Notiz in der Neuen preußischen Zeitung vom 12ten Juni, dem Organ der spezifisch-preußischen, streng protestantischen Partei. Tags darauf vervollständigt dasselbe Blatt die gegebene Aufklärung dahin: „daß derselbe sich allerdings ohne Vorwissen der Regierung, deren Gesandter er war, bei der Centralgewalt mit Erfolg um die Vertretung derselben beworben, und dafür ein Honorar von dreihundert Pfund Sterling monatlich aus den Kassen der Centralgewalt, also ebenfalls aus wesentlich preußischen Mitteln bezogen hat. Nachher und beiläufig hat der gewandte Ritter allerdings seiner Regierung von diesem Nebengeschäft als von einem fait accompli Kenntniß gegeben. Herr B. erreichte dabei einen doppelten Zweck, indem er einmal sein Gehalt verdoppelte, ohne dasselbe mit seiner Thätigkeit thun zu müssen, da die Geschäfte eines Preußischen und eines Deutschen Vertreters wesentlich zusammenfielen, und indem zweitens seine Doppelstellung ihn in den Stand setzte, sein „„meerumschlungenes"" Steckenpferd vollkommen selbstständig zu tummeln, und seinen Schleßwig-Holsteinschen Sympathien auf Kosten der Interessen Preußischer Provinzen freien Lauf zu lassen, indem er den Abschluß des dänischen Friedens, über welchen das Berliner Kabinet mit dem Kopenhagener vollkommen einig war, bis zum Ablauf des Waffenstillstandes zu hintertreiben wußte."

„Der Cardinal Lambruschini äußerte sich einst über einen norddeutschen Diplomaten: il est entré à Rôme sans souliers, il en est sorti sans honneur. Wie bitter doch diese Italiener mitunter über die redlichsten Leute urtheilen!"

Die Moral, die wir aus diesem wunderbaren Wechsel der menschlichen Geschicke ziehen, ist die: das Recht findet seinen Knecht, und die Gerichte Gottes treffen den Schuldigen oft spät, aber immer sicher. Der Unterschied zwischen der Züchtigung, welche dermalen die Kreuzzeitung dem Architekten der Zukunftskirche angedeihen läßt, und dem Urtheil der Ultramontanen über eben denselben liegt lediglich darin, daß die letztern über den berühmten Diplomaten schon vor zwölf Jahren und länger genau so dachten, wie heute die preußischen Erzroyalisten.

Den 24. Juni 1849.

Das nachstehende, höchst charakteristische Inserat, welches die Neue preußische Zeitung bringt, ist in mehrfacher Beziehung ein überaus beachtungswerthes Symptom der Zeitkrankheit. Deßhalb lassen wir es in seiner ganzen Ausdehnung folgen.

. . . „Darin stimmen die conservative und destructive Partei völlig überein; Eine ist so taub und blind, wie die Andere. Schwer aber ist es, zu sagen, welche von beiden Parteien in diesem Augenblicke am wesentlichsten bei der Zerstörung aller staatlichen und socialen Verhältnisse betheiligt ist. Doch würde ich, müßte ich Schiedsrichter in diesem edlen Wettstreite seyn, wohl der conservativen Partei, mit ihren halben Maßregeln, ihrer Zeitverschwendung, den Preis zuerkennen müssen.“

„Diese Gewissenhaftigkeit, der revolutionären Partei gegenüber, die Scheu, das Gesetz zu verletzen, den Rechtsboden zu verlassen, im Kampf mit Menschen, welche alle göttliche und menschliche Gesetze auf das Absichtlichste mit Füßen treten, und die ruchloseste Willkür statt des Gesetzes walten lassen; dieses Befangenseyn in dem unglückseligen Wahn, als sei das Gesetz Selbstzweck und nicht lediglich Mittel, welches werthlos ist, sobald durch dasselbe der Zweck, dem es dient, nicht erreicht werden kann, — alles das gränzt wirklich an einen Zustand, den geradezu zu nennen zu grob,

den zu umschreiben zu langweilig seyn würde. Es involvirt dieses Zartgefühl einen Mangel an Erkenntniß dessen, was man dem Kern des Volkes, der noch gut ist, schuldig ist, dem Kern, von welchem die Rettung des Vaterlandes abhängt. Unsere conservativen Häupter kommen mir vor wie die Braminen, die sich ein Gewissen daraus machen, eine Mücke zu verschlucken, aber den armen Paria ohne Scheu im Elend verkommen lassen, weil sie meinen, seine Berührung könne sie verunreinigen."

„Durch diese Art, die Angelegenheiten zu handhaben, kommt das monarchische Princip immer mehr in Mißkredit als abgelebt, als kraft- und saftlos und deßhalb unhaltbar. Nur die kolossale Dummheit und Niederträchtigkeit der Revolutionspartei macht das Insichzerfallen der Monarchie für den Augenblick unmöglich."

„Es ist mir sehr leid, daß ich nicht zu befehlen habe. Nicht als ob ich Minister seyn möchte; — mitnichten! Nein, wenn ich schon etwas Anderes seyn möchte, als ich bin, so möchte ich jetzt König seyn, und zwar König von Preußen. Ich wollte den Leuten eine andere Melodie aufspielen; es sollte dabei wahrlich Niemanden das Lied einfallen von Kunz, des Murrners Schwiegervater, aber beten sollten die Leute lernen, beten, daß ihnen der Kinnbackenkrampf anwandelte. Die Constitution, die ich für's Erste geben würde, dürfte nur zwei Paragraphe haben: §. 1 der König befiehlt, §. 2 das Volk gehorcht. Mit einer andern läßt sich jetzt nicht regieren. Die Seele der Constitution wäre der Grundsatz: besser zehn Unschuldige sterben, als daß ein einziger Schuldiger leben bleibt."

„Das klingt schrecklich! nicht wahr? Es würden aber bei diesem Princip, welches Napoleon schon mit bestem Erfolg in Italien anwandte, viel mehr Menschenleben erhalten werden, als dieß bei der jetzt beliebten, alten christlichen Gewissenhaftigkeit möglich ist."

„Ja, würde man sagen, König, Du hast Dein Wort gegeben, du mußt halten, was Du versprochen hast. Charmant! Und hätte ich es beschworen, und wüßte ich, daß meine Seele zum Teufel führe, wenn ich's nicht hielte, — ich würde es doch nicht halten; ja ich würde sogar dem Teufel, der mich holte, noch etwas Verbindliches sagen, denn es würde durch diesen interessanten dramatischen Akt

eine dauerhafte Ordnung, je nach den Bedürfnissen der einzelnen Ländertheile, feststellen, die den Völkerschaften ihre materiellen und intellectuellen Interessen gewährleistet. Die möglichste Berücksichtigung aller Interessen ist die breiteste Grundlage der Institutionen. Ihre Dauer hängt von dem Maße ab, in welchem sie die Bedürfnisse der Menschen befriedigen. — Nehmt nun die Materialien zu Eurem Glück und Eurer Wohlfahrt aus meiner Hand, beginnt Euer Werk mit Gott, d. h. mit Liebe für einander; bedenkt, daß keine Constitution besser ist, als der Geist, welchen die Menschen hineinlegen, und laßt Euch das Erlebte zur Warnung dienen. Ich bleibe übrigens Euer Schutz- und Schirmherr, und werde Uebergriffe, von welcher Seite sie auch kommen mögen, kurz und entschieden zurückweisen."

„So würde ich es machen, und macht man es nicht so oder ähnlich, streift man die unwürdige Gespensterfurcht, die heillose Milde nicht ab, bleibt man bei halben Maßregeln stehen, wie in Sachsen, welches feige Dreckseelen verriethen und eben so feige Angstwürmer verrathen ließen, trotz des braven Militärs, das sich am Ende sagen muß, die Perlen vor die Säue geworfen zu haben, so muß und wird die rothe Republik über kurz oder lang siegen, Deutschland, unser schönes Vaterland, eine Beute der Gemeinheit und Roheit, ein Erbtheil fremder Eroberer werden. Siegen oder als Männer sterben, sei die Losung! Besser ein ehrenvolles Ende mit Schrecken, als ein erbärmliches Erschrecken ohne Ende, das Feigheit unter der Maske der Milde verbirgt, und — den Helden des Dramas, Gott weiß, wer uns für diese Rolle vorbehalten ist, als Kaliban verkommen läßt."

Der Verfasser spricht hier in Beziehung auf die Verfassung, welche Deutschland Noth thut, keck und verwegen aus, was im Ganzen heute schon vielleicht die Mehrheit denkt, aber nicht zu äußern wagt, und was in sehr naher Zukunft das Credo Aller seyn wird, die der Tyrannei der Revolution müde wurden. Wir unsererseits haben uns darüber keinen Augenblick getäuscht: das Geheul der Katzenmusiken im vorigen Jahre war der Grabgesang der „constitutionellen Freiheit." Es ist die Sehnsucht nach einem schützenden monarchischen Militär-

despotismus, die als ganz natürlicher Rückschlag gegen die ekelhafte Tyrannei des Lumpengesindels und seiner stets wechselnden Demagogen so gewiß eintreten mußte, wie das Weh auf das U, der nüchterne Morgen auf die durchschwärmte Nacht, der Katzenjammer auf Völlerei und Trunkenheit folgt. Das ist die Ordnung im A. B. C. des Weltlaufs. Wir sind deßhalb auch im geringsten nicht gesonnnen, der Kreuzzeitung darüber Vorwürfe zu machen, daß sie den ehrenwerthen, und zumal in Deutschland unerhörten Muth hat: zu sagen, was sie selbst, oder wenigstens die weitaus größte Mehrheit ihrer Partei denkt. Dafür verdient sie, selbst von redlichen Gegnern ihrer Ansicht, Lob — nicht Tadel. Noch weniger könnte es uns einfallen, unserer Berliner Zeitgenossin wegen ihrer ketzerischen Verstöße gegen die Dogmatik des doctrinären Constitutionalismus den Proceß machen zu wollen. Nur von derselben Basis aus, auf welche sich der Verfasser des eben mitgetheilten Aufsatzes selbst stellt, wollen wir uns für jetzt einige wenige Bemerkungen über den letztern erlauben, die keineswegs gegen die Principien des Verfassers, sondern gegen deren Anwendung auf den gegenwärtigen Fall und auf Preußen gerichtet sind.

Der Verfasser nimmt für seinen König offen und ungescheut die militärische Vollgewalt über ganz Deutschland in Anspruch. Ohne in beliebter Weise Versteckens zu spielen, geht er frei heraus mit der Sprache. So ist es recht! Wir sind nicht so unbillig, dem schwärmerisch-patriotischen Preußen aus seiner Sehnsucht nach Herrschaft ein Verbrechen zu machen. Aber wenn die Partei der Kreuzzeitung der Wirklichkeit der Dinge näher steht, als der gewöhnlich doctrinäre, mittelrevolutionäre Liberalismus, so möge sie sich auch über die Stellung Preußens zur öffentlichen Meinung aller Parteien in Deutschland nicht täuschen. Preußen ist, wenn man von der Stimmung einiger altgläubigen protestantischen Pastoren absieht, die von dieser Macht noch immer die Austilgung des „römischen Götzendienstes“ hoffen, heute verhaßter, als je, und die weitaus über-

wiegende Mehrheit aller Deutschen, auch solcher, welche die Revolution vielleicht noch gründlicher hassen wie die Kreuzzeitung, betrachtet einen preußisch-militärischen Absolutismus als die größte aller Calamitäten, stellt ihn nahezu auf gleiche Linie mit der Herrschaft von Blind, Struve und Peter, verabscheut aus tiefster Seele die Unterwerfung gerade unter diese Gewalt, und würde sich derselben, wenn es sein müßte, mit Aufopferung des letzten Hellers und des letzten Blutstropfens erwehren. Mögen dem Verfasser des Artikels in der N. Preuß. Zeitung diese Thatsachen immerhin betrübend erscheinen, — aber ignoriren darf er sie nicht. Vielleicht wird er sie einigermassen erklärlich finden, wenn er, um der frühern Geschichte Preußens zu geschweigen, an das Regiment der Herren Eichhorn und Bodelschwingh und den selbst heute noch fortdauernden, überwiegenden Einfluß des Herrn Bunsen zurückdenken will.

Eine zweite Bemerkung ist die, daß Preußen den, in jenem Aufsatze vorgeschlagenen Gang eben nicht eingehalten, sondern sich augenscheinlich in einer ganz entgegengesetzten Richtung bewegt hat und heute noch bewegt. Sein ideelles Preußen, so will der patriotische Verfasser, sollte in der offensten und erklärtesten Weise mit dem Princip der Revolution brechen; das wirkliche Preußen aber erkennt die Nothwendigkeit einer Vereinbarung mit der „Volkssouveränetät“ an, und macht zu diesem Ende noch einmal das Experiment, einen preußisch-deutschen Reichstag als Fortsetzung der Paulskirche zu berufen, und den dort angeknüpften Faden weiter zu spinnen. Preußen, so will der patriotische Schwärmer in der N. Pr. Zeitung, sollte erklären: „wenn Ruhe und Ordnung hergestellt sind, wird das Verhältniß zwischen Fürsten und Völkern in angemessener Weise regulirt werden.“ Das wirkliche Preußen aber sucht vorweg, vermittelst einer centralisirten, die Grundideen der Revolution halb anerkennenden, halb der absoluten Macht eine Hinterthür offen haltenden Justemilieuverfassung, die es allen übrigen Regierungen aufhalsen möchte, die jetzige Calamität zu seinem Vortheil auszubeuten, octroyirt sich die Hege-

monie, und will dieselbe in Sicherheit bringen, ehe Ruhe und Ordnung hergestellt sind. So macht man keinen tüchtigen, die Revolution zu Boden schmetternden, die Herzen auch der Widerstrebenden fesselnden Absolutismus.

Wir würden den Verfasser des oben mitgetheilten Artikels doch wohlmeinend bitten, zwei Eigenschaften des heutigen Deutschen, — die derselbe neben vielen, ihm von seinen Schmeichlern bloß angedichteten, wirklich besitzt, — nicht zu gering anzuschlagen. Die eine derselben ist die Neigung unsers Volkes, sich leichter und lieber der überlegenen Gewalt und offen auftretenden Uebermacht zu unterwerfen, als sich von der mit Hinterlist gepaarten moralischen Schwäche foppen zu lassen. Die zweite besteht in der Eigenthümlichkeit, leichter und lieber fremder Tyrannei zu gehorchen, ja sich für diese zu begeistern, wenn sie, wie Napoleon zur Zeit des Rheinbundes, ihm zu imponiren weiß, als den Nacken unter das Joch der usurpirten Herrschaft von Seinesgleichen zu beugen, zumal wenn er dieselbe mit allen ihren schwachen und lächerlichen Seiten von Kindesbeinen an gekannt und gering geachtet hat.

Das Facit aus diesen verschiedenen Posten zusammenzuziehen und daraus die geeigneten Schlüsse auf Deutschlands Zukunft zu ziehen, überlassen wir unsern Lesern.

Den 25. Juni 1849.

Das, was wir in diesen Blättern bei mehreren Gelegenheiten zum Rathe und zur Warnung über das katholische Vereinswesen sagen zu müssen glaubten, hat nicht allenthalben ein geneigtes Ohr gefunden. Um unsre Unpartheilichkeit zu bekunden, wollen wir im Nachfolgenden Stimmen verschiedener Parteien vernehmen, die über denselben Gegenstand laut geworden sind.

Der nachfolgende Artikel der „neuen Sion“ (aus München vom 10. Juni) mag zunächst darthun, daß unsre Besorgniß nicht ganz aus der Luft gegriffen war: in einer verwirrten

als getreue Kinder der katholischen Kirche, müssen, wie diese, über den politischen Parteien stehen. Ist das einmal den Piusvereinen möglich geworden, so sollen sie weiter gehen, sie sollen Hand anlegen, um die sich alle Tage zwischen den Parteien immer mehr kundgebende Spaltung so viel als möglich aufzuheben, die immer gähnender und weiter werdende Kluft auszufüllen, die immer weiter gehenden Extreme zu versöhnen." (Die Polemik gegen den Münchener Verein für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit liefern den Commentar zu diesem Vorschlage.) „Könnten die Piusvereine das bewerkstelligen, so retteten sie Deutschland vom Bürgerkriege, vielleicht vom Untergange. Aber welch riesenmäßige Anstrengung, welch ungeheure Arbeit, welche Opfermuthigkeit, welche Leidenschaftslosigkeit dazu gehört, um solches auch nur im Geringsten verwirklichen zu können, kann und darf ich mir nicht verhehlen. Aber, wenn wir bedenken, wie das Christenthum die ganze Welt unterworfen, wie zwölf schlichte Fischer den Grundstein zur Cultivirung der ganzen Menschheit gelegt, wie namentlich bettelnde Mönche aus dem deutschen Urwald einen blühenden Garten gemacht haben, wie sollten wir da noch zweifeln, daß, wenn der Herr mit uns seyn wird, nicht auch wir dieses Vorhaben zu erreichen im Stande wären. Unmöglich ist es nicht — die Annahme der Unmöglichkeit dieses Projectes straft die christliche Geschichte Lügen — aber zuvörderst gehört der Muth dazu, an's Werk zu gehen, und wenn wir Muth haben, so ist kein Hinderniß unübersteiglich."

Ohne hier eine Polemik auf katholischem Gebiete eröffnen oder weiter fortführen zu wollen, und lediglich zur Verständigung und um den gegenwärtigen Stand der Discussion zu bezeichnen, möchten wir uns zum Vorstehenden einige bescheidene Bemerkungen erlauben.

Zuvörderst die dringende Bitte an alle katholischen Schriftsteller, sich im Gebrauche von politischen Modeschlagwörtern auf kirchlichem Gebiete die höchste Vorsicht zum heiligen Gesetze zu machen! Zu diesen bannalen Ausdrücken rechnen wir

auch das Wort Bureaukratie. Nachdem die ältern, natürlichen und ständischen Verhältnisse im Staatsleben des europäischen Continents, kraft welcher Jeder, der einer Lebenssphäre vorstand, sein eigenes Interesse vertrat und seine Untergebenen regierte, untergegangen waren und die unabhängige, fürstliche Gewalt im Kampfe mit den alten Ständen den Sieg behalten hatte, war die Nothwendigkeit vorhanden, den Staat durch das Organ bezahlter Beamten zu regieren und zu verwalten. Leider knüpfte sich hieran der Irrthum der Staatsallmacht und der Mißbrauch der Vielregiererei. Die Beamtenwelt wollte und sollte, von falschen Doctrinen geleitet, nicht blos das regieren, was des Staates ist, sondern auch das, was nach göttlicher und menschlicher Ordnung außer ihrem Bereiche liegt, z. B. die Kirche. Diesen Mißbrauch und diese Uebertreibung des Berufs der Staatsdienerschaft nennen wir heute Bureaukratie. Ist diese Definition des heute so viel gebrauchten und gemißbrauchten Ausdrucks richtig, so erhellt daraus zugleich, daß derselbe auf dem kirchlichen Gebiete, und angewendet auf die von Gott eingesetzte, sich in der ihrer Sorge anvertrauten Sphäre bewegende, kirchliche Obrigkeit, gar keinen, oder einen falschen, gehässigen, unkirchlichen Sinn hat. Es kann daneben unbedenklich zugegeben werden, daß der in der weltlichen Verwaltung Deutschlands gangbar gewordene Grundsatz der Actenmäßigkeit auch auf den kirchlichen Geschäftsgang nicht ohne Einfluß geblieben ist, und daß in Folge dessen auch bei den bischöflichen Stellen mehr geschrieben wird, als wünschenswerth ist und in früheren, einfachen Zeiten üblich war. Aber jeder Billigdenkende wird sich bei einiger Ueberlegung nicht verhehlen, daß ein urplötzliches Aufgeben dieser Formen eben so bedenklich, als die Rückkehr zu den patriarchalischen Verhältnissen früherer Jahrhunderte und anderer Länder vielleicht Denen am wenigsten erwünscht wäre, die sich heute am heftigsten über „geistliche Bureaukratie“ beklagen. Der Geist, welcher die zwölf schlichten Fischer trieb, die das Gottesreich auf Erden gründeten, und der jene bettelnden Mönche belebte, welche aus

dem deutschen Urwalde einen blühenden Garten machten, dieser Geist ist es nicht, welcher heute gegen „die Träger der höchsten Aemter im Kirchenregimente“ zum Kampfe ruft. Um des ungenähten und unzertrennten Kleides Christi willen möchten wir Jene bitten, die heute, wenn auch zur Stunde noch nicht mit böser Absicht, die entgegengesetzte Richtung vertreten, daß sie bedenken wollen, was sie thun! Diese abschüssige Straße hat Alle, welche sie einmal betraten, noch jedesmal, wie die ganze Kirchengeschichte beweist, weiter geführt, als sie von Hause aus gehen wollten.

Ein anderer Artikel in der Zeitschrift Pius IX., dem Organ des kölnischen Piusvereines, sagt Folgendes:

„Wir stimmen mit dem nicht überein, was den geschätzten historisch-politischen Blättern über das Wirken des Herrn Hofrath Dr. Buß berichtet wird. Die Idee der Verwirklichung eines einigen deutschen, so viel als möglich sich der früheren Form nähernden deutschen Reiches ist gewiß die schönste von Staatsformen, die heutzutage aus den Cabinetten hervorgehen, und für die katholische Kirche eine wahrlich nicht zu verachtende. Für eine solche Idee zu schwärmen, kann sich ein deutscher Mann zur Ehre rechnen, wenn auch einige Nebengedanken nicht verwirklicht werden können. Ueberdieß darf man das negative Element der Wirksamkeit des Herrn Dr. Buß nicht unberücksichtigt lassen. Während er seine Freunde für das heilige römische Reich begeistert, wirkt er gegen ein preußisches Kaiserthum, und dessen eigentliche Wirksamkeit sucht daher die Herstellung eines einigen großen Deutschlands zu erstreben, in welchem auch die Katholiken ihre Religion und ihre Rechte garantirt haben. Wollte Gott, alle Katholiken kämpften für diese erhabene Idee.“

Dem wohlwollenden und milden Verfasser dieser Entgegnung müssen wir zuvörderst freundlichst bemerken, daß es niemals in der Absicht der historisch-politischen Blätter gelegen hat, der absolutesten Freiheit des individuellen Urtheils über die Natur der Wirksamkeit des Herrn Hofrath Dr. Buß irgend

eine Schranke setzen zu wollen. Aber dieselbe volle Freiheit der Meinung glauben wir zumal in einer Zeit, wo, wie wir gesehen haben, katholische Blätter die Piusvereine gegen die „Träger der geistlichen Bureaukratie", die Erzbischöfe und Bischöfe, zum Kampfe aufrufen, auch für uns in Anspruch nehmen zu dürfen.

Zur Sache selbst haben wir zu erinnern, daß wir, trotz der Rüge des geachteten Organs der rheinischen Piusvereine, uns außer Stande erklären müssen, unsre Ansicht über die Unmöglichkeit einer Wiederherstellung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation aufzugeben oder zu ändern. Nach dreihundertjährigem Todeskampfe starb dieses Reich, noch älterer Ursachen seines Siechthums zu geschweigen, an den Folgen der Glaubensspaltung des 16ten Jahrhunderts. So hoch wir auch die Macht der Piusvereine anschlagen mögen, wir glauben nicht, daß sie gegen den Strom schwimmen, daß sie, während die Ursache fortdauert, die Wirkungen ungeschehen machen, und mit Erfolg an einem Wiederbelebungsversuche des Reichs arbeiten können, welches starb, nachdem es sich bis auf den letzten Hauch und Athemzug ausgelebt hatte. Die Idee des Reiches war allerdings die höchste und würdigste, welche die Geschichte der Staatsformen kennt, aber sie wird zur kindischen Fratze, wenn wir sie zur Unzeit und mit unzureichenden Mitteln, ja ohne Macht und ohne alle Mittel, wieder in's praktische Leben zurückzurufen suchen. Haben unsre kirchlichen und politischen Gegner sich lächerlich gemacht, so ist dieß kein Grund, es ihnen darin von katholischer Seite gleich oder zuvor zu thun. Welcher katholische Monarch würde geneigt sein, die neue römisch-deutsche Kaiserkrone aus den Händen des Piusvereines anzunehmen? Oder wollten wir, wenn sich kein geeigneter fürstlicher Candidat fände, in die Sphäre des Privatlebens hinabgreifen, und in die Stelle des Herrn Franz Raveaux, der das Zeitliche gesegnet *), etwa Herrn Hofrath Buß als Aspiranten

*) Er ist wieder aufgelebt, wird aber von Köln aus mit Steckbriefen verfolgt.

heftigste bewegte, ob nämlich die Politik von der Thätigkeit de
Katholikenvereine ausgeschlossen werden solle oder nicht. Ja wi
wollen sie ausschließen, unser Zweck ist ein ganz anderer, höhe
rer, als ein politischer, wir wollen kirchliche und nicht politisch
Vereine bilden, aber die Ereignisse werden mächtiger seyn als wi
wir werden, eben weil wir kirchliche Vereine sind, in manche
Zeiten und in bestimmten Beziehungen die Politik nicht ausschlie
ßen können. Es geht uns hierin so, wie der heiligen Kirch
Wiewohl ihr Reich nicht von dieser Welt ist, und wiewohl s
mit jeder Regierungsform der Staaten sich verträgt, und unte
jeder den Völkern Gehorsam und Ehrfurcht vor der Obrigkeit pr
digt, ist sie doch oft so tief in politische Fragen verwickelt worde
eben weil ihr Reich in der Welt ist, und weil sie das göttlic
Gebot: du sollst Gott mehr gehorchen, als den Menschen, ste
beachtet hat. Wir erinnern hier, um bei den letzten Zeiten st
hen zu bleiben, an den Streit, in welchen die großen Päps
Pius VI. und Pius VII. mit den Machthabern Frankreichs gera
then sind, und an den Kampf gegen die finstern Gewalten der G
genwart, welcher ihrem Namensgenossen, dem nicht kleineren Paps
Pius IX. zur Aufgabe geworden ist. So wenig man aber weg
dieser vorübergehenden Nothlagen die Kirche einen politischen Ve
ein nennen darf, so wenig sind es die Katholikenvereine."

„Wenn nun die Katholikenvereine die trefflichsten Statute
hätten, in löblicher Eintracht mit der geistlichen Obrigkeit verhar
ten, und nicht von ihrer Bestimmung auf fremde Gebiete abirrte
hätten sie dann schon geleistet, was sie sollten? Die Frage komm
mir vor, wie die: ob ein prachtvoller Rahmen schon ein schön
Gemälde wäre? Ja der Verein ist nichts als ein Rahmen, de
das Bild fehlt, für das er gemacht worden, wenn nicht in ih
sittlicher Ernst, überzeugender Glaube, überströmende Liebe herrsch
wenn er nicht Vorsteher und Führer hat, die für ihn kein Opf
zu groß, keine Anstrengung zu erschöpfend finden, die Tag un
Nacht, in Wort und That für ihn schaffen und wirken, wen
nicht alle Mitglieder ein Geist freudiger Theilnahme durchdring
wenn sie nicht durch ihn sich veredelt und gehoben fühlen, un
wenn man nicht die Früchte seiner Thätigkeit gewahrt, den fleiß
gen Besuch des Gottesdienstes, Gebrauch der Sacramente, zahlreic

Liebeswerke, Frauenvereine, die ferne von Kampf und Hader, eben durch die volle Entfaltung der christlichen Barmherzigkeit die Gemüther gewinnen, reifere politische Bildung, Unterscheidung der Geister überall, wohin die Wirksamkeit des Vereines sich verbreitet, bessere Wahlen für Gemeindeämter, Land- und Reichstage, und vor allem das Anerkenntniß der Gegner der Kirche und des Staates, ausgesprochen durch ihren Haß, ihre Schmähungen und Verläumdungen, daß die Katholikenvereine es seien, welche ihren Umwälzungsgelüsten den wirksamsten Damm entgegensetzen. Dieses Zeichen ist das unzweifelhafteste von allen, daß ein Katholikenverein sein Ziel wirklich erreicht habe."

„Ich habe schon früher einmal erwähnt, daß die ersten Christengemeinden auch nichts anderes, als Katholikenvereine waren; denn wer ihnen angehörte, der war aus Ueberzeugung, nicht durch Geburt oder weltliche Rücksicht dazu gelangt; das, was wir wünschen und rathen, die gegenseitige Verbindung, die Verständigung, Unterstützung, die Rundreisen der ausgezeichneten Mitglieder, die gegenseitigen Zusammenkünfte, alles war bei ihnen eingeführt, ja selbst die äußeren Umstände waren dieselben. Die Zeit war eben so sittenlos, als jetzt, das Bewußtseyn der Haltlosigkeit aller Zustände hatte eben so, wie jetzt, die Gemüther durchdrungen und zu Neuerungen jeder Art geneigt gemacht. Die Christen lebten unter Heiden und Irrgläubigen, den einen eine Thorheit, den andern ein Aergerniß, von den Weltweisen als abergläubisch, von den Weltleuten als bigot verachtet, in vielen Ländern von der weltlichen Macht verfolgt, in anderen höchstens geduldet. Die Lehren, welche der Weltapostel den ersten Christengemeinden gibt, sind folglich, als wären sie heute für uns geschrieben. Jedes Mitglied der Katholikenvereine sorge daher vor allem, daß auf ihn nicht die Worte passen: „„Du, der du dich Gottes rühmst, daß du wissest das Vorzügliche zu würdigen, unterwiesen von dem Gesetze, und dir zutraust, Führer der Blinden zu seyn, Licht denen, die in der Finsterniß sind, du lehrest Andere und lehrest dich selbst nicht, du rühmest dich des Gesetzes und entehrest Gott durch Uebertretung des Gesetzes."" (Röm. 2, 17—19, 23.) Was sein Verhalten im Vereine betrifft, beachte er, als wäre es ihm gesagt: „„Ziehet denn alle an, als Gottes Auserwählte, Geheiligte und Geliebte, herzli-

ches Erbarmen, Milde, Demuth, Sanftmuth, Geduld. Ertraget einander und verzeihet Einer dem Andern, wenn Jemand eine Beschwerde über den Andern hat. Wie der Herr euch verziehen hat, so denn auch ihr. Vor allem aber habt die Liebe, welche ist das Band der Vollkommenheit, der Friede Christi walte in eurem Herzen und das Wort Gottes wohne reichlich in euch. In aller Weisheit belehret und ermuntert einander mit Psalmen, Lobgesängen und geistlichen Liedern, mit Dankbarkeit Gott in euren Herzen preisend. Alles was ihr thut in Wort und Werk, das thut im Namen des Herrn Jesu Christi, danket Gott dem Vater durch Ihn."" (Kol. 3, 12—17.) Wenn Verfolgung hereinbricht, wenn Widersacher sich erheben, dann gedenke er der Lehre: ""Seid standhaft und unerschütterlich, mehr und mehr dienstbeflissen im Werke des Herrn, wissend, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn."" 1. Kor. 15, 18.) ""Es wird der Abfall kommen und sich offenbaren der Mensch der Sünde, der Sohn des Verderbens, der Widersacher, der sich erhebt über alles, was Gott heißt oder Gottesdienst, so daß er sich selbst in den Tempel Gottes setzt, sich darthuend, als sei er Gott. Das Geheimniß der Bosheit ist schon wirksam. Wer jetzt hält, der halte, bis der Gottlose hinweg ist."" (2. Thess. 2, 3—7.) Lasset euch in keinem Stücke abschrecken durch die Widersacher, welches ihnen Anzeige des Verderbens, euch aber des Heiles ist, und das von Gott; denn euch ward durch Christum verliehen, nicht nur an Ihn zu glauben, sondern auch für ihn zu leiden."" (Phil. 1, 28—29.)

„Wenn wir so handeln und ausharren bis ans Ende, dann wird der Apostel vor Gott uns rühmen, wie er es von den Gemeinden in Macedonien gethan, und auch für uns wird sein Zuruf gelten: „Gedenket der Tage, an welchen ihr, die Erleuchteten, schweren Kampf des Leidens bestandet, entweder Schmach und Drangsalen preisgegeben oder Theilnehmer derer, denen solches widerfuhr. Ihr habt den Gebundenen Mitleid erwiesen und den Raub euerer Güter habt ihr mit Freuden erduldet, wissend, daß ihr ein besseres und bleibendes Besitzthum habt. — So lasset denn euer Vertrauen nicht fahren, welches große Vergeltung hat, denn noch eine kleine, kleine Zeit, und es wird kommen, der da kommen soll, und wird nicht säumen! (Hebr. 10, 32—37.)"

Den 26. Juni 1849.

Das wichtigste Ereigniß in der Geschichte des constitutionellen Staatsrechts in Deutschland ist das neue preußische Wahlgesetz. Preußen hat im Jahre 1847 damit begonnen, die alten Stände als wirkliche, noch vorhandene Größen und Gewalten anzuerkennen, sie als solche zu behandeln und auf diese Voraussetzung seine damalige Verfassung zu gründen. Wie diese Fiction mit Schrecken ein Ende nahm, berichtet die Geschichte der Märzerrungenschaften. Die Regierung, welche kurz zuvor noch betheuert hatte: sie wolle sich gegen den politischen Atheismus der Zeit bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen, warf sich beim ersten Anprallen der Revolution kopfüber in das Extrem des demokratischen Constitutionalismus, bekannte sich zu den äußersten und letzten Consequenzen des Repräsentativsystems, und huldigte auf ihren gebogenen Knieen dem aus dem Grundprinzip der Volkssouveränetät fließenden Satze: daß die zur Constituirung berufene Volksvertretung nichts sei und nichts sein dürfe, als ein von der Mehrheit bewerkstelligter Wurzelauszug aus der Kopfzahl der, als homogene Masse gedachten, mündigen, männlichen Bevölkerung. Ganz Europa weiß, zu welchem Resultate die Regierung des Staates der Intelligenz auf diesem Wege gelangte. — Sie octroyirte also am 5. Dec. eine neue, der belgischen nachgebildete Verfassung, mit welcher sie sich wenige Monate später genau auf demselben Flecke befand, wie vorher, d. h. in der Unmöglichkeit, zu regieren. Also nochmalige Auflösung der zweiten Kammer! Heute sehen wir sie in einem dritten Experimente begriffen; sie will mittelst eines aus souveräner Machtvollkommenheit gegebenen Wahlgesetzes neue Stände schaffen. Auf diese Schöpfung will sie ein neues Wahlgesetz gründen.

Es liegt uns ein kleines (augenscheinlich halbamtliches) Büchlein vor („die neuen Wahlen des preußischen Volkes; ein Gespräch zur Beherzigung für den Bürger und Landmann. Berlin

1849"), worin die dem neuen Versuche zum Grunde liegende Regierungstheorie den mittlern und niedern Ständen mundrecht und annehmlich gemacht werden soll. B fordert nämlich seinen Nachbarn A auf, in den Wahlklubs zu kommen. A meint darauf, er habe Besseres zu thun. Das ganze Wahlwesen erscheine ihm als Zeitverderb, der zu nichts führe.

„Ich kann nach den bisherigen Erfahrungen nicht anders glauben, als daß die Wahl von Abgeordneten für das allgemeine Wohl überhaupt nichts taugt, und möchte wünschen, die ganze Sache käme wieder ab."

Das wäre nun freilich der geradeste und folglich kürzeste Weg, aus allen Calamitäten der constitutionellen Freiheit herauszukommen. Aber das soll nicht sein; die Regierung will es nicht. A wird daher von B an das Langseil genommen und constitutionell zugeritten, aber nicht nach der demagogisch-populären Methode, sondern nach der Schule des gemäßigten und pro tempore regierungsmäßigen Liberalismus.

„Die Freiheit", sagt B., „das begreifst Du, besteht darin, daß Niemand gezwungen werden kann, zu thun, was er nach den Gesetzen nicht thun darf oder zu thun nicht verpflichtet ist, und daß Niemand gezwungen werden kann, zu unterlassen, was er nach den Gesetzen zu thun berechtigt oder gar verpflichtet ist. In einem Staate nun, in welchem eine Gewalt ist, welche mich zwingen kann, gegen die Gesetze zu handeln, oder hindern kann, zu thun, was die Gesetze mir erlauben, existirt keine Freiheit, vielmehr existirt eine absolute Gewalt, welcher ich in jedem Falle und unter allen Umständen weichen muß. Nun folgt zwar noch nicht, daß wo eine solche absolute Gewalt im Staate besteht, dieselbe auch jederzeit einen willkürlichen Gebrauch von ihrer Befugniß machen werde, aber die Freiheit ist schon nicht mehr gesichert, wenn nur die Möglichkeit eines solchen gesetzwidrigen Zwanges vorhanden ist. Der vernünftige Mensch hat aber einen Anspruch darauf, nicht willkürlich behandelt zu werden, er kann deßhalb auch wohl verlangen, daß im Staate jede ab-

solute Gewalt verschwinde und einer gesetzmäßigen weiche, und dadurch auch die Möglichkeit einer willkürlichen Behandlung beseitigt werde. Absolute Gewalten zu gesetzmäßigen einzuschränken, ist nun der Zweck der Verfassungen, und solche Verfassungen, in denen man diesen Zweck dadurch zu erreichen hofft, daß man dem Volke verstattet, sich Vertreter zu wählen, und diesen Vertretern des Volks bestimmte Rechte einräumt, welche hinreichen, die willkürliche Ausübung der Regierungsgewalt zu verhindern, nennt man constitutionelle."

Wir würden in der Stelle des redlichen, aber etwas bornirten A dem Wortredner des nunmehrigen k. preußischen Regierungsconstitutionalismus etwa Folgendes gesagt haben: „Lieber Freund! das sind blaue Nebel. Du willst mir mit Deinem Geschwätz die eigentliche und wahre Privatfreiheit wegeskamotiren und dafür den „„Despotismus des Gesetzes,““ den gefährlichsten und drückendsten, den es gibt, unterschieben. Wenn ich in der Minderheit bin, und eine Mehrheit ein Gesetz macht, welches in meine heiligsten Rechte greift, so verlangst Du, ich solle mir einbilden, ich hätte es selbst gemacht. Diese Freiheit ist wohlfeil. Wer steht mir dafür, daß die „„Gesetze““, von denen Du sprichst, gerecht seyen? daß sie mich meiner persönlichen Freiheit, meines Eigenthums nicht berauben, statt mich darin zu schützen? daß sie nicht auf die empörendste Weise in meine Religion, in meine Ehe, in meine Freizügigkeit, in meine hausväterliche Gewalt greifen? wie das Alles grade in den neu constituirten Staaten greller und heftiger geschieht, wie unter dem alten, fürstlich-monarchischen Regiment. Ein König, der in seinem Namen und unter seiner sittlichen Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen befiehlt, bietet mir, weil er mehr zu verlieren und deshalb bei weitem mehr Rücksichten auf Mit- und Nachwelt zu nehmen hat, weit größere Bürgschaften als eine Alles und nichts vertretende, mit roher, blinder Willkür über mich und mein Wohl und Weh das Loos werfende Volksvertretergesellschaft. Freiheit ist für mich nur da, wo

mein gutes Recht gewahrt ist, wo ich im Kreise dieses Rechtes Herr bin, und wo mich in dieser festen Burg auch der Popanz des „„Staatsgesetzes““ ungeschoren lassen muß. Das ist Freiheit; was Du mir aber dafür verkaufen willst, ist heuchlerischer Absolutismus, der seine Zwecke besser zu erreichen wähnt, wenn es ihm gelingt, sich hinter eine Volksvertretung zu verstecken, die er ganz im Stillen, doch wieder nach seinen Zwecken, gängeln, und auf die er die ganze Gehässigkeit des Regierungsabsolutismus hinüber wälzen könnte.“ Dieß ungefähr hätte sich, etwa vom Standpunkte der Kreuzzeitung aus, dem doctrinären Regierungsredner vorhalten lassen. Statt dessen aber sagt A.:

„Ja, wenn das so ist, dann bin ich auch für die constitutionelle Regierung. Allein ich fürchte, daß, wenn man die eine Gewalt beschränkt hat, eine andere an ihre Stelle tritt, und wenn man bisher dem Könige und seinen Räthen gehorcht hat, man künftig einer Versammlung gehorchen muß, deren Weisheit um nichts besser ist, und welche dem Volke nur das Beispiel eines beständigen Streites zwischen der Regierung und seinen Vertretern gibt.“

Worauf B.: „Dieß zu verhindern, ist freilich Sache der Verfassung“ u. s. w. u. s. w.

Das Rezept, welches jetzt den Staat retten, die Revolution einfangen und zähmen, die Hyäne in ein harmloses, nützliches Hausthier verwandeln soll, ist nach B's. Auseinandersetzung Folgendes:

„Nun denn, in dieser Weise hat die Regierung das neue Wahlgesetz erlassen, welches verordnet, daß von denjenigen, welche nach der Verfassung ein Wahlrecht haben, drei Abtheilungen gebildet werden, von denen jede (im Ganzen) an Steuern immer so viel aufbringt, als die andere. In der ersten Abtheilung sind diejenigen, welche im Einzelnen an Steuern viel beitragen. Ihrer werden daher in dieser Klasse nur Wenige seyn. Die folgende Abtheilung zählt schon mehr Wähler, weil hier der Steuerbetrag des Einzelnen geringer ist, und am zahl-

reichsten ist die dritte Abtheilung, weil hier diejenigen wählen, welche im Einzelnen am wenigsten und diejenigen, welche gar nichts zahlen. Jede dieser Abtheilungen wählt nun nach Belieben einen Wahlmann aus dem Orte, und so hat jede Abtheilung ein gleiches Recht mit der anderen, aber die Einzelnen in den Abtheilungen nehmen an der Wahl nur nach dem Maße ihres Steuerbeitrages Theil. Mir erscheint diese Maßregel der Regierung so gerecht als billig, und ich glaube nicht, daß Du, wenn Du mich anders richtig verstanden hast, einen begründeten Einwand dagegen wirst erheben können."

Worauf der gelehrige A. erwidert:

„Verstanden habe ich Dich wohl und will Dir dieß an einem Beispiel beweisen. In einer Gemeinde wohnen 750 Seelen. Auf diese 750 Seelen kommen nach der Verfassung drei Wahlmänner, denn auf je 250 Seelen kommt immer einer. Die Gemeinde bringt an directen Steuern (an Grund-, Klassen- und Gewerbsteuer) 600 Rthlr jährlich auf. Von den 750 Seelen sind 150 vierundzwanzig Jahr alte unbescholtene Männer nur Wähler. Nun sind darunter zwanzig, welche jeder einen Betrag von zehn Reichsthaler directe Steuer zahlen, diese zwanzig zahlen zusammen mithin einen Drittheil der gesammten Steuern und bilden also die erste Abtheilung. Fünfzig Andere zahlen Jeder vier Reichsthaler Steuern, also ebenfalls ein Drittheil, und bilden zusammen wieder eine Abtheilung, und die achtzig Uebrigen zahlen endlich zusammen das letzte Drittheil der Steuern, und bilden deßhalb die letzte Abtheilung."

Aus dem Grunde des Herzens wünschen wir, daß dieses Mittel besser als die bisherigen anschlagen, und wenigstens nicht neue Verlegenheiten bereiten möge. Die Kritik wollen wir dem Urrezensenten Erfolg überlassen.

III.

Das klägliche Ende des Stuttgarter Rumpf-Parlaments.

Arma virumque cano, Neckari qui primus ab oris.

Als ich im fränkischen Merkur die Geschichte, die sich am 18. d. M. in der langen Straße in Stuttgart zutrug, las, fiel mir unwillführlich der erste Vers aus Virgils Aeneide ein, und ich machte mir — wohl oder übel — eine Parodie daraus zurecht. Also Waffen bedurfte es, und ein Römer mußte auftreten, um den Rumpf des „bisherigen" deutschen Reichstages aufzulösen? Sonderbares Geschick! Nicht eine verfassungsfeindliche, nein eine verfassungstreue Regierung muß den Todtengräber des Parlamentes machen! Nicht ein vormärzlicher Minister, kein Windischgrätz oder Wrangel, sondern einer von jenen Männern, welche im März v. J. in Heidelberg den Grundplan einer deutschen Nationalversammlung ausheckten, einer von den Siebnern, ein Mitglied des Vorparlamentes und der deutschen constituirenden Nationalversammlung, kurz der Mann des Volkes und des März 1848 — Fr. Römer — muß di

„peinliche Pflicht“ auf sich nehmen, seinen bisherigen Collegen aus der Paulskirche das Gastrecht aufzusagen! Daß ihm dafür keine Rosen gestreut werden, daß derselbe Mann, welchem im Februar 1847 — in katholischen Ländern ist das die Faschingszeit — als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste um das Volk eine Bürgerkrone gereicht wurde, nun als „activer Volksverräther“ bezeichnet wird, darf uns nicht wundern. Was uns überraschte und mit Bewunderung erfüllte, ist die Haltung der Minister, der Hauptstadt und der Soldaten. Bisher bekam man nur Proclamationen, höfliche Warnungen und ergebenste Ansinnen von Seite des Märzministeriums zu lesen, welche der hohe Landesausschuß durch Schrift und Wort und That hinlänglich zu paralysiren wußte. Auch für die Bürgerschaft der Hauptstadt bedurfte es erst der fühlbaren Folgen des Wühlens, des Anblicks der Gräuel in dem Nachbarlande und der sichtbaren Gefahr für den eigenen Heerd und Besitz, um aus thatloser Ruhe zu männlichem Handeln überzugehen, und daß die „Soldateska“ treulich Stand hielt, ist um so mehr anzuerkennen, je weniger es bei den zahllosen Versuchen, militärische Zucht und Treue zu untergraben, zu erwarten war.

Fragen wir nach dem Grunde dieser Erscheinungen, so möchte er hauptsächlich in dem Verhalten des Rumpfparlamentes selbst zu finden seyn; es hat mit dem Gifte, das es dem Schwabenlande einimpfen wollte, zugleich das Gegengift gebracht, — Beschlüsse, die über das Maaß und Ziel dessen, was das deutsche Volk will und bedarf, weit hinausgehen, und welche dem besonnenen Theile des würtemb. Volkes zeigten, daß hier das eigne Seyn oder Nichtseyn die Frage sey, daß Land und Leute einem Parteizwecke Preis gegeben werden sollen. Es war nicht erst von heute oder gestern, daß man das friedliche Schwabenland zu diesen Zwecken mißbrauchte; schon längst war es Praxis, von Frankfurt aus die Losung für die Volksvereine zu geben, und nach Commando und Bedarf Adressen im Sinne der Linken als Ausdruck des Volkswillens für den Frankfurter

schiedenen katholischen Journalen gegen dieses Institut gerichteten Angriffen, als gegenüber den unbedingten Vertheidigungen und Lobreden, welche demselben seitdem zu Theil geworden sind.

Der bayerische Pfarrconcurs in seiner dermaligen, durch die königliche Verordnung vom 27sten August 1843 bestimmten Form erhielt dieselbe im Einvernehmen mit den zuständigen geistlichen Behörden, und wird in gleicher Weise alle zwei Jahre am Sitze der Erzbischöfe und Bischöfe des Reiches für die ihrer Diöcese angehörigen Pfarr- und Predigtamtscandidaten abgehalten. Diese Prüfung umfaßt einestheils theologische, anderntheils Gegenstände des Staatsrechts und der Staatsverwaltung, so weit diese in den pfarramtlichen Wirkungskreis einschlagen. Die Fragestellung und Censur über erstere geht von geistlichen, durch die geistliche Behörde ernannten Commissären aus; die staatsrechtlichen Fragen entwirft der weltliche Regierungscommissär; jedoch wird die Censur auch in dieser Abtheilung unter Mitwirkung eines geistlichen Commissionsmitgliedes ausgeübt. Die Thätigkeit des der Prüfungs-Commission vorsitzenden, katholischen Regierungsrathes ist wesentlich eine bloß formelle; von gleicher Natur ist das Geschäft der Gesammtclassification, welche auf den Grund der von den Commissären über jede einzelne Arbeit abzugebenden Gutachten von der Kreisregierung, im Benehmen mit der oberhirtlichen Stelle, vorgenommen wird.

So viel in Kürze über Form und Inhalt der in Rede stehenden Staatsprüfung. (Vergl. Regg.-Blatt für d. Königreich Bayern v. 16. Sept. 1843, S. 602.) Sehen wir nun, welche rechtliche Bedeutung das zur Zeit noch officiell-gültige bayerische Kirchenstaatsrecht diesem Institute beilegt: es spricht aus, daß das befriedigende Bestehen des staatspolizeilichen Pfarrconcurses eine allgemeine Vorbedingung sei, zur Erlangung einer Pfarr- und Predigtamts- oder einer andern selbstständigen, mit pfarrlichen Rechten bekleideten, katholischen Seel-

sorge-Pfründe. (Siehe Regg.-Blatt für d. K. Bayern a. a. O. S. 603.)

Um, worauf es bei gegenwärtiger Discussion ankömmt, die Tragweite dieses Grundsatzes, gegenüber den Grundsätzen der kirchlichen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, die Möglichkeit einer Vereinbarung unter ihnen oder ihren nothwendigen Widerspruch gehörig würdigen zu können, glauben wir vor Allem die verschiedenen Seelsorge- und Predigtamts-Pfründen je nach ihrer Besetzungsweise in der Betrachtung von einander scheiden zu müssen; je nachdem sie der freien Collation der Bischöfe anheimgegeben, oder einem Patronatsrechte unterworfen sind; dann je nachdem letzteres geistlicher oder weltlicher Natur, endlich — obwohl dieß ein minder für das kirchliche System, als in praktischer Beziehung für unsere Frage wichtiger Unterschied ist — je nachdem das Laienpatronatsrecht dem Könige von Bayern oder einem andern Rechtssubjecte zusteht.

Bei dem Falle des königlichen Präsentationsrechts die Prüfung zu beginnen; dafür spricht dessen überwiegende praktische Bedeutung, da theils auf den Grund der gewöhnlichen canonischen Erwerbstitel, theils in Folge eines außerordentlichen päpstlichen Privilegiums (nach Art. XI. des Concordats), der König von Bayern über den weitaus größeren Theil aller Seelsorgepfründen des Landes jenes Recht überkommen hat.

Die Ausübung desselben hat durch den König oder seine Regierung ganz unter den nämlichen Bedingungen, wie durch irgend einen andern Laienpatron, zu geschehen, wobei jedoch die Organe der letztern sowohl nach dem Wortlaute des Concordats, oder nach der kirchenrechtlichen Natur des Verhältnisses, nicht eigentlich im Dienste der Staatsgewalt, noch in Verwaltung eines ihrer Attribute thätig sind, sondern vielmehr nur dem Haupte der königlichen Dynastie in Handhabung eines keineswegs aus seiner souverainen Eigenschaft entspringenden, kirchlichen Privatrechtes zur Seite stehen. — Gegenüber

der Kirche ist demnach die Regierung lediglich gehalten, innerhalb kanonischer Frist einen Würdigen, durchaus unentgeltlich dem ordentlichen Bischofe vorzustellen; gegen die Pfarramtskandidaten, welche eine in diesem Sinne königliche Pfründe zu erhalten wünschen, sowohl gegen ihre Gesammtheit als jeden Einzelnen, hat sie durchaus keine besondere Beschränkung ihrer Willkür noch irgend eine Verpflichtung zu beobachten, als welche sie sich selbst etwa hat auflegen wollen. Ein rechtlich begründeter Anspruch der Pfarramtskandidaten auf irgend eine königliche Pfründe besteht schlechthin nicht. Die Präsentation von Seite der Regierung, wie von Seite eines andern Patrons ist vielmehr gegen die Präsentirten eine gänzlich freiwillige Gunstbezeugung, eine reine Liberalität (mera liberalitas).

Vermöge der bis an die oben angedeuteten canonischen Gränzen ganz unbedingten Willkür der Laienpatrone liegt es demnach ebensowohl innerhalb ihres Rechtes als ihrer Macht die von ihnen zu ertheilende Präsentation an beliebige Bedingungen zu knüpfen; so lange nämlich Candidaten sich finden, welche dieselben erfüllen, und so lange durch die Erfüllung selbst jene nicht aufhören, in kirchenrechtlichem Sinne fähig und würdig zu seyn. Wäre das Eine oder das Andere der Fall nicht, dann allerdings müßte der Patron entweder seine Bedingung aufgeben, oder er würde, unmittelbar oder mittelbar, seines Präsentationsrechts verlustig gehen.

Ist aber jeder Patron aus einem so weiten Bereich die Bedingungen zu wählen befugt, von welchen er die Liberalität seiner Präsentation abhängig machen will, so wird auch der Regierung des Königs in so lange die Berechtigung nicht abgesprochen werden können, die königlichen Patronatspfründen nur Candidaten, welche einer von ihr angeordneten Prüfung sich unterziehen, zuzuwenden, als nicht von der competenten geistlichen Behörde behauptet werden wird, daß gerade das Bestehen dieser Prüfung den Candidaten canonisch unfähig oder unwürdig mache.

Aber noch mehr; nicht nur auf den weiten Spielraum, welchen das Kirchenrecht der Willkür des Patronus zugesteht und den Charakter der Liberalität, den es seiner Präsentation beilegt, beruft sich die Regierung des Königs für die Vorschrift des Staatsconcurses, als einer allgemeinen Vorbedingung, um von ihr auf eine Pfründe präsentirt zu werden; sie kann überdieß anführen, daß eine der wenigen canonischen Beschränkungen des freien Vorschlagsrechtes gerade darin bestehe, daß nur ein Würdiger vorzustellen sei, und diese Schranke werde von Seite der Kirche so strenge gewahrt, daß sie mit der Präsentation eines Unwürdigen, je nachdem dieselbe von einem geistlichen oder weltlichen Patron ausgegangen, mehr oder minder nachtheilige, das Präsentationsrecht beeinträchtigende Folgen verbunden habe. Die Regierung des Konigs ist also nicht nur im Gewissen und der Kirche gegenüber, sondern auch äußerlich, um das rechtliche Interesse des Patronus wahrzunehmen, verpflichtet, die Tüchtigkeit der um die Präsentation auf eine ihrer Pfründen sich bewerbenden Priester zu erforschen, und unter den Minderwürdigen den Würdigeren vorzuziehen. Indem daher dieselbe den oben dargestellten Pfarrconcurs veranstaltet, um für die zwei Drittheile sämmtlicher bayerischer Seelsorgepfründen, welche ihrem Präsentationsrecht unterliegen, zu jeder Zeit Priester in Bereitschaft zu haben, von deren Tauglichkeit sie sich selbst überzeugt hat, sucht sie einer Gewissenspflicht, einer kirchlichen Obliegenheit des Patrons zu genügen, und bewegt sich zugleich vollkommen innerhalb der Gränzen seiner canonischen Befugnisse. Nach der allgemeinen Rechtsregel: „qui suo jure utitur neminem laedit" wird man mithin nicht nur anerkennen müssen, daß die bayerische Regierung in dieser Beziehung keinerlei Recht, also auch das der Kirche nicht, verletzt; sondern man findet sich selbst zu dem Geständnisse gedrängt, daß eine vom Kirchenpatron ausgehenden Veranstaltung, um sich von der Tauglichkeit der Pfarrkandidaten zu überzeugen, im Allgemei-

nen eher von kirchlicher Gesinnung, denn von antikirchlichen Bestrebungen Zeugniß gebe. Ob diese vortheilhafte Vermuthung Angesichts anderer, auf den Staats-Pfarrconcurs bezüglicher Prätensionen der Regierung, welche bisher noch nicht zur Sprache gekommen, sich auch vollständig bewähre: die Beantwortung dieser Frage, welche jedoch die bereits versuchte Entscheidung des Rechtspunkts durchaus unberührt läßt, wird aus dem Späteren zu entnehmen seyn.

Richten wir unsere Aufmerksamkeit nunmehr auf jene Seelsorge- und Predigtamtspfründen, bei deren Vergebung ebenfalls zwar ein Präsentationsrecht mitwirkt, aber nicht das königliche. Geistliche und Laienpatronate in der Betrachtung hier von einder zu trennen, ist eine Veranlassung nicht gegeben. Die völlige Wahlfreiheit unter allen fähigen Candidaten und die eigene Verpflichtung, jene nur zu Gunsten eines Würdigen zu üben, wohnen nach der Natur der Sache allen andern Patronen ganz im nämlichen Umfange bei, wie in der gleichen Eigenschaft dem Könige von Bayern und seiner Regierung. Besondere beschränkende Bedingungen des Präsentationsrechtes der Unterthanen sind auch in dem bayerischen Concordate nicht enthalten: nichts destoweniger kann ein wirksamer Vorschlag für ein Curatbeneficium in Bayern auch von den letztern nur auf solche Priester gerichtet werden, welche die Staats-Concursprüfung mit Erfolg bestanden haben. Dieß ist staatsgesetzlich begründet bezüglich der Präsentationsrechte der Standesherrn im §. 48 der IV. Verfassungs-Beilage; für jene der Gutsherrn in den §§. 22 und 24 der VI. Verf.-Beilage, endlich für die Communen, Stiftungen rc. in §. 152 (VIII.) der Instruction zum revidirten Gemeindeedikt (zu §. 66), im Zusammenhange mit der die Pfarrconcursprüfungen betreffenden königl. Verordnung vom 27. August 1843, welcher, als im verfassungsmäßigen Bereich dieser Gesetzgebungsform sich bewegend, die gleiche verbindliche Kraft zukommt.

Wohl könnte man nicht ohne Grund behaupten, daß von

Seite der politischen Gesetzgebung durch die einseitige Schöpfung dieser Normen ein unbefugter Eingriff geschehen sei in die kirchenrechtlichen Befugnisse der Patrone; daß die Begründung derselben in dem von den modernen Legisten geschaffenen, allgemeinen Oberaufsichtsrecht des Staates eine kirchlicherseits niemals anzuerkennende sei: dennoch wird man zugeben müssen, daß diese Schmälerung der ursprünglichen Wahlfreiheit der Patrone, gleich andern particularen Modificationen ihrer kirchlichen Ehrenrechte, in Bayern zur Zeit vollkommen zu Recht bestehe. Die auf solche Weise in ihrem Rechte Gekränkten hätten damals wohl, als diese Gesetzgebung in's Leben trat, dagegen protestiren oder andere Mittel der Abwehr aufsuchen können; nachdem sie aber dieselbe, zugleich mit der übrigen Verfassung des Landes, anerkannt und beschworen, steht es ihnen nicht mehr zu, einseitig und willkürlich über jene Schranken sich hinwegzusetzen. Selbst von dem Grundsatze aus, daß in Fällen der Collision zwischen dem Concordate und andern Theilen der bayerischen Gesetzgebung ersterem der Vorzug gebühre, wird man die Rechtsbeständigkeit und Verbindlichkeit der fraglichen Beschränkung des Patronatsrechtes nicht mit Erfolg anzufechten vermögen. Sie schmälert nämlich, wie aus dem bereits Gesagten erhellt, die Rechte des Präsentirenden, und eben darum nicht das Provisionsrecht der kirchlichen Behörden; denn wo erstere vorkommen, zessirt letzteres ohnedieß im entsprechenden Maße; sie modificirt eine schon vorhandene Ausnahme der Regel, an dieser selbst aber ändert sie Nichts; und endlich, wenn der Inhalt jener Staatsgesetze auch nicht im canonischen Rechte begründet ist, so ist er doch auch nicht gegen dasselbe (praeter nicht contra j. c.), da der Einfluß, den auf solchem Wege die bayerische Regierung auf alle Privatpräsentationen erlangt hat, gewissermaßen als auf einer Theilung des Patronates beruhend, angesehen werden kann, und weder die Art, wie diese Theilung bewirkt ward, noch die Natur der vom Staate gesetzten Bedingungen

einen Anhaltspunkt gewähren, um eine denselben gemäß vorgenommene Präsentation als canonisch fehlerhaft anzugreifen.

Bezieht sich daher das bayerische Concordat in Ansehung des Patronatsrechtes der Unterthanen lediglich auf das gemeine Kirchenrecht, sind aber dessen Grundsätze, nach dem eben Erörterten, durch die Particulargesetzgebung über diesen Punkt nicht verletzt, so folgt daraus, daß auch die concordatmäßigen Rechte der Kirche in Bayern durch dieselbe unbeeinträchtigt blieben, und daß mithin durch die Anordnung des Staats-Pfarramtsconcurses für die Bewerber nicht königlicher Patronatspfründen gegründete Beschwerden wegen Eingriffs in die rechtliche Freiheit und Selbstständigkeit der katholischen Kirche nicht veranlaßt seien.

(Fortsetzung folgt.)

V.

Ueber Völkerglück.

Glossen zu biblischen Texten über diesen Gegenstand.

I.

„Warum sinnen die Völker auf Eitles?“
Psalm II, 1.

Die großen Bewegungen unserer Zeit sind eine Wanderung der Völker, ihr Glück zu suchen. Wie nach der morgenländischen Sage Alexander der Große einst auszog, die Quelle des Lebens, der ewigen Jugend zu suchen, so ziehen in wilder Aufregung Nationen aus, das Glück der Nationalität zu erringen und so das Völkerglück zu begründen. Dem heißen Durste aber, der darnach jagte, bot sich bisher nur die trostlose Luftspiegelung dar, die der armen, verschmachtenden Karavane in Orients Wüsten eine Sandfläche als erquickendes Wasser vormalt.

Warum sinnen die Völker auf Eitles? Warum suchen sie ihr Glück, wie und wo es nie und nimmer zu finden? „Sie haben den Herrn verlassen, die Quelle lebendigen Wassers.“ (Jerem. 17, 13.) „Die Quelle lebendigen Wassers haben sie verlassen, und sich Cisternen gegraben, die kein Wasser halten können.“ (Jerem. 2, 13.) Das ist die Geschichte der modernen Völker und ihres Unglücks. Sie sind zum großen Theil abgefallen von Gott, vom wahren lebendigen Glauben an ihn; die

Gottesfurcht ist zu Grabe getragen, und mit ihr die Quelle wahren Glücks versiegt. Pantheismus und Emancipation des Fleisches, Communismus und Revolution sind die durchlöcherten Cysternen, in denen sie den Heiltrank der Beglückung zu finden wähnten. Wo ist das Volk, das aus diesen Cysternen sein Glück geschöpft? Wo das Volk, dem der Abfall von Gott die Pforte aufschloß zu wahrer Beseligung?

Wird nicht die schamloseste Lästerung gegen Gottes Wunderanstalt zur Beseligung der Völker, gegen die Religion des Sohnes Gottes, wie ein Gift zur Auflösung jeder Sittlichkeit unter das Volk ausgegossen? Schriften, wie von Daumer und Nork, und Feuerbach und Br. Bauer, geschleudert unter die Masse, unter die unerfahrne Jugend! Daneben weit aufgerissen die Thore der Lust, nieder mit den Schranken jeder Zucht, offen die Pforten regelloser Freiheit! Und auf solche Weise soll das Völkerglück erblühen? „Ihr Menschenkinder, warum liebet ihr die Eitelkeit und suchet die Lüge." (Psalm IV, 3.) Warum wähnt ihr, bethörte und verführte Völker, glücklich zu werden durch Abfall von Gott und seiner heiligen Offenbarung, glücklich zu werden ohne Gewissen und Sittlichkeit, ohne die Hoffnung auf Unsterblichkeit, ohne Hingabe an den Erlöser und sein Kreuz und die allein wahre Kirche?

Demokratische Vereine, diese Herde gottloser Bestrebungen, sollen das von seinem Seligmacher losgerissene Geschlecht beseligen? Das heißt Drachenzähne säen, und daraus die Saat des Friedens und Glückes erwarten.

Wiederum wollen sie ein Glück ohne Arbeit, ohne Anstrengung, ohne Fleiß und Ordnung, die Felder unbebaut liegen lassen nnd doch reiche Garbenfülle ärndten?

Warum sinnen die Völker auf Eitles? Sie mühen sich in unseliger Schwärmerei, auf dürren Sand, auf windige Systeme den Tempel des Glückes zu bauen, in der trostlosen Wüste des Unglaubens und der Sittenlosigkeit das Paradies einer bloß irdischen Seligkeit zu pflanzen.

VI.

Kirchliche Fragen.

Die Concursprüfung der katholischen Pfarr- und Predigtamts-Candidaten in Bayern. Die persona grata des bayerischen Concordates. Der Kampf für die Freiheit der Kirche. „Staat und Kirche in Oesterreich vor, während und nach der Revolution von 1848. München 1849. In Commission der lit.-artist. Anstalt."

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zu jener dritten Klasse von Curatbeneficien, welche noch der freien Collation der Bischöfe anheimgegeben sind. Auch auf sie wird der Eingangs erwähnte Grundsatz der bayerischen Regierung in der Art angewandt, daß jedem nicht durch das Bestehen des Staats-Pfarrconcurses erprobten Candidaten die königliche Genehmhaltung und weltliche Installation verordnungsmäßig verweigert werden soll.

Nach kirchenrechtlichen Grundsätzen streitet die Vermuthung stets für das freie Collationsrecht der Bischöfe im vollsten Umfange, und jede behauptete Beschränkung bedarf des vollkommensten Beweises. Dem aus der ursprünglich ganz bestimmten Advokatiepflicht theoretisch entwickelten, schrankenlos ausgedehnten und zugleich einseitig faktisch usurpirten Oberaufsichtsrecht der Staatsgewalt, worauf man jene Regierungsverordnung auch nach dieser Seite hin unzweifelhaft begründen zu können meinte, kann die Bedeutung eines gültigen Rechtstitels zur Beschränkung

der freien bischöflichen Collation kirchlicher Seits niemals eingeräumt werden, und eben so wenig, nach den bindenden Artikeln des Concordats, vermochte die bayerische Staatsgewalt ihre weltlichen Regierungsrechte in geistlichen Dingen eigenmächtig zu erweitern, noch kanonische Befugnisse der Bischöfe zu schmälern. Wenn man endlich weltlicher Seits sich auch nicht mit der Hoffnung schmeicheln konnte, auf dem Wege neuer Verhandlungen einen Einfluß auf die Besetzung frei zu conferirender Curatbeneficien zugestanden zu erhalten, welcher über das von der Kirche selbst in billiger Berücksichtigung des Staatsinteresses schon zugestandene Maß hinausginge, so blieb nichts Anderes übrig, als in der bereits bestehenden, vertragsmäßigen Kirchengesetzgebung Bayerns nach einem plausibeln Titel zu forschen, der etwa dem faktisch Angestrebten den Schein des Rechtes verleihen könnte.

So kam es, daß man im Artikel XI des Concordates den gewünschten Rückhalt suchte und zu finden glaubte, indem man in dessen sechstem Absatz die Worte: „Reliqua vero beneficia . . . quae antecessores antistites conferebant, libere ab archiepiscopis et episcopis *personis Majestati Suae gratis* conferentur" offiziell übersetzte mit: „Alle übrigen Pfarreien ... welche die vorigen Bischöfe ... frei besetzt haben, werden von den Erzbischöfen und Bischöfen an Personen, die von Seiner Majestät genehmigt werden, frei vergeben", und diese Genehmigung ausdrücklich sowohl, als thatsächlich von dem Bestehen des Staats-Pfarrconcurses abhängig machte.

Bei der Untersuchung, ob diese von der bayerischen Regierung geübte Auslegung und Anwendung des Concordates eine seinem wirklichen Inhalt entsprechende sei, haben wir lediglich dessen lateinischen Wortlaut zu berücksichtigen, da die Originalurkunde dieses Vertrags nur in dieser einen Sprache abgefaßt und ratificirt worden ist. Daß die mit dem Schein der Verbindlichkeit oftmals gebrauchte deutsche Uebertragung diese in der That nicht besitzt, ist um so befriedigender, je

mehr bei einer ganz eigenthümlichen Sprachfertigkeit des Uebersetzers seine Treue an nicht wenigen Punkten seines Werkes Manches zu wünschen übrig läßt.

Es handelt sich also darum, ob der eben citirte Art. XI. des Concordates die Regierung des Königs berechtigt, die Genehmheit eines für ein bischöfliches Curatbeneficium bestimmten Candidaten von dem Bestehen einer staatspolizeilich verordneten, theologisch-staatsrechtlichen Concursprüfung abhängig zu machen; und die Entscheidung dieser Frage erscheint ihrerseits bedingt durch die Begriffsbestimmung einer „persona Majestati Suae grata." — Zu letzterem Zwecke wird man sich wohl vergeblich in andern Kirchenrechtsquellen nach einer autentischen Interpretation dieses lateinischen Ausdrucks umsehen; auch in wissenschaftlichen Werken haben wir keine demselben gewidmete Erörterung gefunden; es erübrigt also Nichts, als zu forschen, welcher Sinn wohl aus der Bedeutung der einzelnen Worte und ihrer grammatischen Verbindung, welcher aus dem logischen Zusammenhange des Satzes als der den vertragenden Theilen ursprünglich gemeinsame hervorgeht, und ob nicht vielleicht die Gewohnheit in andern ähnlichen Fällen für irgend eine Auslegungsweise sich bereits bindend entschieden hat.

Der Charakter der Römer im Thun und Denken, ihre Verehrung des Objectiven und ihre offene Feindschaft gegen den zur äußersten Skepsis, zum Untergang jeder Gesinnung und Tugend, forttreibenden Subjectivismus; ihr praktischer Blick für das Concrete und ihre Abneigung gegen allgemeine Abstractionen, hat mit innerer Nothwendigkeit und großer äußerer Vollkommenheit auch die Schöpfung und Entwicklung ihrer Sprache beherrscht, und bis hinab zu einzelnen Satzbildungen und Redeweisen sich ausgeprägt. — Als diese Sprache, im Zusammenhange mit der ganzen welthistorischen Aufgabe des Römerthums, die der Kirche ward, hat letztere jenen Charakter nicht verlöscht; sie hat jene natürlichen Anlagen homogen und gleichsam prädestinirt für den Inhalt ihrer Lehre, vielmehr getreulich entwickelt und zu noch höherer Vollendung ausgebildet. — Die eben angedeutete

Eigenthümlichkeit der Sprache des alten, dann des neuen Rom gibt sich, so scheint es uns, unter Anderem auch darin kund, daß eine Reihe von Adjectiven, deren eigentliche Bestimmung es ist, nur die Beziehung eines Begriffes zu einem andern auszudrücken, und so erst in Verbindung mit dem letztern dem ersteren eine gewisse Eigenschaft beizulegen, in der lateinischen Sprache diesen ihren ursprünglichen Charakter und ihre natürliche Gebrauchsweise strenge behauptet haben; während die sonst entsprechenden Ausdrücke im Deutschen ohne den zur Erzielung eines objectiv bestimmbaren, concreten Sinnes erforderlichen Zusatz angewandt werden. Wir denken hiebei an die Adjectiva, welche die Lateiner für die deutschen Worte: passend, unpassend; geeignet, ungeeignet; würdig, unwürdig; angenehm, unangenehm u. dgl. gebrauchen, und glauben behaupten zu können, daß, wo der Deutsche sie schlechthin den durch sie zu bestimmenden Hauptwörtern beisetzt, und es dem Zuhörer oder Leser überläßt, auf dem Wege seines subjectiven Urtheils und der Abstraction herauszufinden, nach welchem andern Begriffe im vorliegenden Falle das Passende, das Geeignete, die Würdigkeit ꝛc. zu bemessen sei; der Lateiner dagegen unter denselben Umständen immer ausdrücklich den maßgebenden Begriff ausspricht, und so den Sinn jener Worte in jedem concreten Falle ebenfalls zu einem besondern, concreten, von der subjectiven Auslegung möglichst unabhängigen machen wird; daß jene lateinischen Adjectiven daher niemals für sich allein, und niemals eine willkürlich zu bestimmende, sondern stets nur in Verbindung mit dem von ihnen grammatisch abhängigen Hauptworte oder ganzen Satztheil eine gemeinsame und ganz objectiv feststellbare Bedeutung haben.

Aus der Anwendung des Ebengesagten auf das Beiwort gratus, insbesondere im Zusammenhange des Artikels XI. des bayerischen Concordates, ergibt sich erstens, daß „gratus“ auch hier, für sich allein, durchaus keinen bestimmten, vollendeten Begriff darstelle, daß diesem einzelnen Worte auch in

dieser Stelle kein in sich abgeschlossener Sinn beigelegt werden dürfe, sondern daß es vielmehr erst in Verbindung mit den beiden andern Worten, „Majestati suae“, zu einer vollen Bedeutung gelange, und nur mit diesen gemeinsam eine einzige Vorstellung, ein einziges Prädicat für das Subject: „*persona*“ zu bilden im Stande sei; zweitens folgt aus dem Obigen, daß die richtige Bedeutung dieses einen Prädicates, „Majestati suae gratus“, eine durchaus nicht willkürlich zu bestimmende, sondern nur aus dem grammatisch-natürlichen Sinne aller drei Worte zusammen, mit objectiver Gültigkeit, zu entwickelnde seyn könne.

Dieser objective Sinn des Ausdrucks „persona Majestati suae grata“ — wenn man einerseits festhält, daß unter der Majestät hier nicht das jeweilige Haupt der Dynastie nach seiner wechselnden, intellectuellen und sittlichen Individualität, sondern die ununterbrochen fortdauernde juristische Persönlichkeit des Monarchen zu verstehen sei, und andererseits, daß das Beiwort gratus nicht sowohl Beziehungen des Erkenntnißvermögens, als der Willensrichtung und des Gemüthes bezeichne, — wird nun wohl im Deutschen ungefähr folgendermaßen umschrieben werden müssen: Eine „der Majestät genehme“ Person ist die, deren Gesinnung und Charakter, gegenüber dem königlichen Staatsoberhaupte, von der Art sich bewiesen haben, daß dieses selbst, in dieser seiner Eigenschaft, sie gutheißen kann und muß; es ist ein von Ansichten und Neigungen, welche der monarchischen Verfassung des Landes gefährlich werden könnten, entfernter Mann; ein Mann, welcher das Vertrauen der Regierung verdient, er werde den in seiner amtlichen Stellung ihm zu Gebot stehenden Einfluß in politischer Beziehung nicht mißbrauchen, „er werde dem Kaiser geben, was des Kaisers ist.“

So scheint denn schon die rein grammatische Interpretation auf einen weit beschränkteren Inhalt jenes in der betreffenden Stelle des Concordats (Art. XI.) enthaltenen päpstlichen Privilegiums, als ihn die bayerische Regierung in Anspruch

nimmt, hinzuweisen, und letzterer bei Ausübung ihres Ablehnungsrechtes gegen „ingrate“ Candidaten nur eine Cognition über deren politische Eigenschaften gestatten zu wollen. — Aber auch das Resultat einer ungezwungenen, logischen Auslegung stimmt mit dieser Erklärung des Wortsinns überein.

In einer Reihe von Kirchenverträgen und Circumscriptionsbullen nämlich, in welchen die Ausdrücke: „persona Majestati grata“, „gubernio grata“, oder „minus grata“ in den die Besetzung der Bisthümer oder Capitelstellen betreffenden Artikeln vorkommen, erscheint die so bezeichnete Genehmheit in den Augen der weltlichen Regierung unverkennbar in einen Gegensatz gestellt, gegenüber andern, den Canonen der Kirche entsprechenden, geistlichen Eigenschaften der Candidaten, sei es, daß diese ausdrücklich benannt, oder bloß jene als maßgebend angeführt werden. Diese kanonischen Eigenschaften finden sich auch hie und da in der technischen Bezeichnung als „idoneus et dignus“ zusammengefaßt, zu welchen dann, nach Vorschrift der zweiten Hälfte des Satzes, noch hinzukommen soll, daß der Candidat zugleich Summo Territorii principi gratus kein minus gratus, invisus oder suspectus sei. Bildet aber die Eigenschaft einer Person als gubernio grata einen Gegensatz zu der als idonea et digna, und steht fest, daß letzteres „Passend- und Würdigseyn“ sich ganz und ausschließlich auf das Verhältniß des Candidaten zu der geistlich-theologischen Seite seines Amtes beziehe, worüber ausdrücklich der zuständigen kirchlichen Behörde die Entscheidung zugesprochen ist: dann kann man doch wohl das gegenüberstehende Erforderniß: eine „persona grata“, dem Fürsten genehm zu seyn, nicht wiederum auf jene geistlich-theologischen Eigenschaften, die nun allenfalls eine weltliche Behörde zu beurtheilen hätte, ausdeuten? Da ferner eine solche weltliche Beurtheilung nothwendig entweder concurrirend mit der kirchlichen Autorität, oder mit der Bedeutung einer höhern Instanz über derselben geschehen müßte, wovon jedoch weder das eine noch das andere mit den geltenden Kirchengesetzen vereinbar wäre, so drängt ein wohl unverkennba-

tes logisches Bedürfniß dahin, die Eigenschaft einer geistlichen Person als *guberno grata* unabhängig zu denken von ihrer geistlich-theologischen Qualification, und jene vielmehr ausschließlich auf ihr Verhältniß zum gubernium, zum Monarchen als solchem, zu den Grundsätzen der Gesetzgebung und Regierung des Landes zu beziehen.

Wer dagegen dennoch bei der officiellen Auslegung des Artikel XI. des Concordats beharren wollte, müßte nicht nur zugestehen, daß derselben die äußere Fassung des Gesetzes sehr wenig entspreche, und in dieser Ausdrücke einander entgegengesetzt worden seien, deren Gedanke und Inhalt sich vielmehr ergänzend und gleichartig aneinander reihe; sondern er würde selbst nicht widersprechen können, daß das fragliche Privilegium des Fürsten entweder nichts enthalte als eine hohle, inhaltsleere Förmlichkeit, oder aber, daß es einen theilweisen Umsturz, einen exorbitanten Eingriff übe in das Bereich der auf die Provision der geistlichen Aemter bezüglichen canonischen Gesetzgebung. — Es soll nämlich dem Fürsten gestattet seyn, seine Genehmigung geistlicher Candidaten von seinem Urtheil über ihre specifisch-geistlichen Eigenschaften abhängig zu machen, und zwar vermöge eines Gesetzes, welches gänzlich darüber schweigt nach welcher, oder ob überhaupt nach irgend einer positiven Norm jenes Urtheil sich zu richten habe. Offenbar sind nur zwei Hauptfälle denkbar; entweder ist der Fürst bei diesem wesentlich geistlichen Geschäfte nach der Natur der Sache gleichfalls an die allgemeinen canonischen Grundsätze gebunden, oder er ist es nicht. Im ersteren Falle ist, wie gesagt, seine theologisch-geistliche Prüfung und Genehmigung, neben jenen der kirchlichen Behörde, eine hohle Form, zugleich aber doch für die Candidaten eine durch Nichts gerechtfertigte Beschwerde, für den Staat eine völlig werthlose Vermehrung der Verwaltungsgeschäfte, für ihn und die Kirche zugleich endlich ein Institut, dessen zweideutige Natur reichen Stoff zu Mißverständniß und Zwist unter ihnen darbieten kann.

Im andern Falle, sollte nämlich die weltliche Regierung

nicht verpflichtet seyn, ihrer theologisch-geistlichen Prüfung und Begutachtung die geistliche Gesetzgebung zu Grunde zu legen, dann wären alle Einschärfungen der letztern, gegenüber den Organen der Kirche, wie sie in jenen Concordaten und Bullen vorkommen, schlechthin vergeblich, und besäße das weltliche Regiment auch nicht ausdrücklich das Privilegium, die freien bischöflichen Pfründen nur unwürdigen Priestern zuzuwenden, so wäre ihm doch mittelbar die rechtliche Möglichkeit gegeben, jede Collation an vorzüglich geeignete, eifrige Diener der Kirche zu erschweren, oder gar zu hintertreiben.

Wenn demnach weder der geistlichen, noch der weltlichen Autorität bei Aufnahme des in Rede stehenden Punktes in die Concordate die Absicht beigelegt werden darf, ein Institut zu schaffen, welches entweder für diese werthlos und dennoch für jene gefahrvoll, oder gar eine Quelle des Verderbens für die ganze Verfassung und Verwaltung der Kirche werden müßte; wenn, sagen wir, die Interpretation, als gebe das Ablehnungsrecht gegen ingrate Personen, eine Befugniß, über die geistlich-theologische Beschaffenheit der Candidaten nach Willkür weltliche Prüfungen zu veranstalten, zu einem Widersinn führt, und nur durch Einwilligung in einen solchen aufrecht zu erhalten ist, dann bleibt uns nur jene andere Auslegung übrig, wonach die Eigenschaft einer Person als gubernio grata, als eine weltlich-politische, im Sinne eines Gegensatzes zu erfassen ist, gegenüber der geistlich-canonischen der Idoneität und Dignität. — Zu demselben Ergebniß, daß das Prädicat eines Candidaten als Majestati suae gratus in keiner Weise mit dem Bestehen eines staatspolizeilichen, theologischen Examens zusammenhängen könne, führt uns noch ein anderer logischer Interpretationsversuch. Vergleichen wir nämlich zur Erläuterung des Ausdrucks: persona M. S. grata, der in einigen Kirchenrechtsquellen sich wieder findet, mit demselben zwei andere Ausdrücke, die unter ganz ähnlichen, begleitenden Umständen in andern Kirchengesetzen gebraucht werden. Die Circumscriptionsbulle für die oberrheinische Kirchenprovinz vom 11. April 1827 sagt näm-

lich im Abschnitt: „Quarto: Capitula, tam etc.“, daß unter den, abwechslungsweise durch die Bischöfe und durch die Capitel für die erledigten Capitelstellen zu benennenden Candidaten ein dem Landesherrn etwa *minus gratus* candidatus unberücksichtigt bleiben müsse; und die Circumscriptionsbulle für Hannover vom 26. März 1824 bestimmt im Absatz: „Quotiescumque vero decanatus“ genau das Nämliche für den Fall, wenn unter den vier, zum selben Zwecke auf die gleiche Weise vorgeschlagenen Candidaten ein dem *gubernio invisus aut suspectus* sich befinden sollte. Die Bezeichnung als persona minus grata ist demnach gleichbedeutend mit der als candidatus suspectus aut invisus, und umgekehrt wird als eine *persona grata* jeder *candidatus gubernio non invisus nec suspectus* anzusehen seyn. Da es aber heute wohl ein Lächeln erregen würde, wollte eine Regierung alle Pfarramts-Candidaten für politisch verdächtig (suspectus) und für feindlich gesinnt, ja verhaßt (invisus) erklären, die einem, von Staatspolizei wegen verordneten, theologischen Examen sich nicht unterzogen hätten, so müssen dieselben gewiß auch ohne diese Prüfung die Eigenschaft einer *persona grata* erlangen können, und zugleich muß wohl der Versuch aufgegeben werden, die Prätension der bayerischen Regierung, nur im Staatspfarrconcurs geprüfte Priester in freien bischöflichen Pfründen anzuerkennen, auf das bei denselben stattfindende königliche Veto gegen ingrate Personen begründen zu wollen.

Eine dem ebenerwähnten Privilegium des Königs von Bayern ganz ähnliche Vergünstigung haben in ganz synonimen Ausdrücken, wie zum Theil bereits angeführt wurde, die Circumscriptionsbulle für die hannöverschen Diöcesen, jene für die oberrheinische Kirchenprovinz, das päpstliche Breve, welches der preußischen Umschreibungsbulle zur Erläuterung dient, endlich das Concordat über die Verhältnisse der katholischen Kirche in den Niederlanden den Regierungen dieser Länder in Bezug auf die ihnen unterworfenen Bischofstühle und Kapitel zugestanden; sehen wir nun, ob vielleicht die Autorität einer dieser allen ge-

meinsamen, bereits zur Gewohnheit gewordenen Auslegungsweise jene offiziell bayerische unterstützt? — In den genannten Ländern wird bei Erledigung jeder einzelnen von einer kirchlichen Behörde bis an die Gränze jenes Privilegiums hin, frei zu besetzenden Stelle, von dieser eine Liste der canonisch befähigten Candidaten der Staatsregierung mitgetheilt, durch letztere die etwa ingrate Person bezeichnet, und geistlicherseits alsdann die Wahl auf einen der Uebrigbleibenden gerichtet. — Von dieser Gebrauchsweise des fürstlichen Ablehnungsrechtes ingrater Personen, durch akatholische Regierungen, weicht aber die bayerische, zum Nachtheil der Selbstständigkeit unserer Kirche, in doppelter Beziehung ab. Unter jenen eröffnet die kirchliche Behörde, nur bezüglich der politischen Eigenschaften der Candidaten in einigen Ländern an nicht unbillige Rücksichten gebunden, die Schranken der Bewerbung allen nach canonischen Grundsätzen Befähigten; der Staat schreibt keine, die geistliche Qualification berührenden, besondern Bedingungen vor, an die er seine Genehmhaltung knüpft, sondern den kirchlicherseits ausgehenden Gesammtvorschlag mehrerer Candidaten hat er, wie solcher ihm geboten wird, anzunehmen, und nur Einzelne aus diesen kann er ablehnen: mit der ferneren Beschränkung, daß die Möglichkeit einer Auswahl hiedurch nicht aufgehoben werden darf. — Anders in Bayern; hier hält der Staat sich für befugt, auch für die Pfründen freier bischöflicher Collation die allgemeine Regel der Befähigung vorzuschreiben, und indem er einerseits Alle, die der von ihm gestellten Vorbedingung sich nicht unterziehen, von vorneherein von jeder Pfründe ausschließen will, andererseits nach erfolgter Collation sich noch die Genehmigung vorbehält, gewinnt dieses ganze Verfahren nicht nur den Anschein, sondern die thatsächliche Bedeutung, als sei die Regierung die eigentliche Verleiherin auch dieser Beneficien. In dem zwischen jener vorangehenden und nachfolgenden Mitwirkung des Staats in der Mitte stehenden Wahlrechte der Bischöfe aber sollte man eher eine Ausnahme, denn den Ueberrest einer Rechtsregel, vielmehr ein durch

Fürstengunst den Bischöfen zugestandenes Privilegium, denn ihr ursprüngliches, in ihrer apostolischen Machtvollkommenheit begründetes Recht der freien Collation zu erkennen meinen.

Aber nicht nur gegen die Form, wie die bayerische Staatsgewalt, nach dem eben Erörterten, das eine Privilegium in jedem Falle seiner Anwendung eigentlich zweimal ausübt, spricht die Rechtsgewohnheit mehrer anderer Länder, sondern insbesondere auch gegen den ganz unbestimmten Sinn, welcher zur Rechtfertigung jener Praxis dem Ausdrucke: persona regi grata in Bayern untergelegt wird.

Während man hier nämlich nur denjenigen Candidaten als gratus gelten lassen will, der ganz willkürlichen, selbst seine geistlichen Eigenschaften berührenden Bedingungen des weltlichen Regimentes sich unterwirft, haben alle andern Regierungen, dem natürlichen Wortsinn des Gesetzes als Gränze ihres Privilegiums sich fügend, bei der Entscheidung über jene Eigenschaft stets nur den politischen Charakter, die Beziehung der fraglichen Person zum princeps und gubernium als solchen, und höchstens etwa noch ihre staats- und verwaltungsrechtlichen Kenntnisse, theils ausdrücklich, theils bloß faktisch als maßgebend erklärt. — Eine Bestätigung des Gesagten glauben wir selbst im bekannten „Edikte mehrer bei der oberrheinischen Kirchenprovinz betheiligter Regierungen vom 30. Jan. 1830" zu finden. So sehr letzteres auf alle mögliche Weise das Staatskirchenwesen auf Kosten der kirchlichen Selbstständigkeit zu fördern bemüht war, hat es doch dem in der Circumscriptionsbulle vom 11. April 1827 (Primo: quotiescunque etc. und Quarto: capitula) enthaltenen fürstlichen Ablehnungsrechte keine weitere Auslegung gegeben, als daß die zu wählenden Bischöfe und Domcapitularen außer den der canonischen Gesetzgebung entsprechenden, geistlichen Eigenschaften auch „vollkommene Kenntniß der inländischen Staats- und Kirchenverfassung", „der Gesetze und Einrichtungen des Landes", „der Landesverfassung" besitzen sollen.

Nur bei einer solchen Auffassung des landesherrlichen

Belehnungsrechtes, wie es außerhalb Bayern nur gegen politisch Uebelgesinnte oder Solche geübt werden soll, die man für die aczessorischen, weltlichen Beziehungen des geistlichen Amtes für ungeeignet hält, ist es endlich möglich die ratio legis, den innern Ursprung dieses Privilegiums aus allgemeinen, unwandelbaren Grundsätzen der Kirche herzuleiten, mit diesen dasselbe in Einklang zu bringen, und die nie unterbrochene Contiguität der kirchlichen Gesetzgebung auch in ihm wieder zu erkennen. — Wenn und wo immer die geistliche Gewalt in einen förmlichen, mehr oder minder vollkommenen Ehebund mit der weltlichen getreten, hat sie bei Besetzung ihrer wichtigsten Aemter Rücksicht genommen auf das nothwendig mit betheiligte Interesse der letztern, und hat ihr eine bald engere, bald weitere Mitwirkung zugestanden. Je mehr der weltliche Arm den geistlichen auch mit seiner Autorität unterstützte, und zum Theil selbst mit dieser bekleidete, desto williger konnte die Kirchengewalt ihrerseits sich dazu verstehen, mit jenem über die Wahl ihrer Würdenträger und Pfründner sich zu verständigen und diese selbst, wegen der oftmals vom Staate zu übertragenden, weltlichen Güter und Amtsbefugnisse, und bezüglich der daraus entspringenden Verpflichtungen, in ein Verhältniß der Huld und Treue zum Staatsoberhaupte treten zu lassen. Immer aber hat die Kirche das gemeinsam mit den Regierungen zu fällende Urtheil über die Tauglichkeit ihrer Diener zu ihren weltlichen Amtsverrichtungen und ihr Verhältniß zum Regenten, zur Verfassung und Verwaltung des Landes, auf das Sorgfältigste getrennt von der Entscheidung über ihre geistlich-theologische Fähigkeit und Würdigkeit, mit welchen die Weihe, die canonische Sendung und Einsetzung in nothwendigem Zusammenhange stehen, und welche die geistliche Autorität — man gedenke nur des Investiturstreites — niemals, selbst nicht dem Scheine nach, aus ihren Händen weder geben darf, noch kann, noch je gegeben hat.

(Schluß folgt.)

VII.

Die barmherzigen Schwestern und ihre Gegner.

In Folge der vom Herrn Krankenhaus-Inspektor Thorr und mir ausgegangenen Widerlegungen seiner Schmähungen gegen die Münchener barmherzigen Schwestern forderte Dr. Reyer aus Salzburg schon unterm 28. December vorigen Jahres *) in der Münchener constitutionellen Zeitung seine hiesigen Berichterstatter auf, sie möchten ihre Ansichten über das Wirken der Münchener grauen Schwestern der Oeffentlichkeit übergeben. Zugleich erklärte er sich bereit, Berichtigung anzunehmen, so bald sie von einer Seite komme, die durch ihre Freisinnigkeit sein Vertrauen erwecke.

Diese Berichterstatter haben aber der Aufforderung bis zur Stunde noch mit keiner Sylbe entsprochen.

Seit erwähnter Aufforderung erschienen auch in mehreren hiesigen Schmutzblättern verläumderische Artikel gegen die Schwestern, und fanden ihre Zurechtweisung und Widerlegung durch ehemalige Kranke, im hiesigen Spitale Verpflegte, darunter von einem Handwerksmanne, der in verschiedenen Spitälern von Frankreich und Deutschland behandelt worden war, und Vergleichungen anstellte zum großen Vortheile der Schwestern des Münchener Spitales.

*) Siehe histor.-polit. Blätter Bd. XXII. S. 513.

Durch die Anklagen Dr. Reyers und der erwähnten Blätter veranlaßt, ersuchte unter dem 25. Januar der hiesige Magistrat nachdrücklichst alle diejenigen, welche irgend eine Beschwerde über Pflege und Behandlung der Kranken im allgemeinen Krankenhause hätten, dieselbe zur amtlichen Kenntniß des Magistrats zu bringen.

Es erschien aber auch hierauf bis zur Stunde kein einziger Kläger.

Bei dieser Lage der Sachen könnte man, scheint es, Umgang nehmen von allen ferneren Vertheidigungs-Versuchen. Inzwischen aber erschien ein Werkchen von dem Militärarzt Dr. Grauvogl („Die Zukunft der ärztlichen Arbeit." Erlangen 1848), worin die grundsätzliche Unverträglichkeit des Ordens mit den ärztlichen Zwecken ausdrücklich behauptet, und thatsächlich zu zeigen versucht wird.

Dr. Grauvogl war zwischen 1836 und 1838 Assistent zu Landshut in dem von barmherzigen Schwestern gepflegten, und früher in Augsburg ein Jahr lang Praktikant in dem von Lohnwärtern bedienten Spitale, konnte also Vergleiche anstellen zwischen den beiden. In diesem Werke macht nun Dr. G. (S. 139 bis 145) dem Institute der barmherzigen Schwestern folgende Vorwürfe:

1) Gemäß dem Ordensgrundsatze: „Gottesdienst" (Beten, Fasten, Abtödten) „gehe vor Herrendienst", sei die Krankenpflege den barmherzigen Schwestern bloß Nebensache; davon

2) in Kollisionsfällen ihre rügenswerthen Unterlassungen, ihr förmlicher Ungehorsam in wichtigen, rein ärztlichen Dingen, die Belästigungen der Kranken bis zum Tode mit immerwährenden schriftlichen und mündlichen Gebeten, Amuletten, Bildchen und mit Bekehrungsversuchen; daher

3) das unausgesetzte Bemühen des Ordens und der Oberin, die Herrschaft über die Aerzte zu gewinnen, alle Spitäler an sich zu bringen, und alle Aerzte selber anzustellen;

4) bereits sei die Generaloberin in München gewöhnlich die einzige Brücke der Anstellung der Assistenzärzte;
5) der Orden sei dem Jesuitenorden affiliirt, und könne, ohne auseinanderzufallen, kein Jota aus der Regel aufgeben;
6) das Institut sei ohne Controlle und in unnahbares Geheimniß eingehüllt; der Arzt, der jedes Wärterindividuum genau kennen sollte, bekomme von keinem die nöthige Kenntniß;
7) Pflege männlicher Kranken durch weibliche Wärter sei der Sittlichkeit gefährlich und unzulässig.

Darum erklärt Dr. Grauvogl die barmherzigen Schwestern für ganz untauglich zum Krankendienste, und gibt den Lohnwärtern, besonders wenn man die auf die Schwestern verwendeten Kosten jenen zuwende, unbedingt den Vorzug.

Ehe ich auf Dr. Grauvogl's Hauptbeschuldigungen, daß der Orden grundsätzlich den ärztlichen Zwecken widerspreche, eingehe, einige Bemerkungen über zwei andere seiner Beschuldigungen.

Dr. G. sagt, daß die Assistenten gewöhnlich durch Einfluß der Generaloberin angestellt werden.

Ich, als ordinirender Arzt, hatte seit Wiedereinführung des Ordens achtzehn bis zwanzig Assistenten; ohngefähr achtundvierzig waren bei den drei übrigen Ordinirenden des Münchener allgemeinen Krankenhauses. Wie nun nicht ein einziger meiner Assistenten, so wurde, wie ich versichern kann, auch nicht ein einziger der übrigen Ordinirenden durch Einfluß der Oberin zu seiner Stelle befördert. Dr. Grauvogl versichert auch, er selber sei nicht durch Ordenseinfluß zur Assistentenstelle gekommen. Welche Assistenten erlangten denn also ihre Stelle durch Einfluß der Oberin? Er nenne sie. Mit welchem Grunde stützt Dr. Grauvogl diese seine Behauptung, und da das Institut, wie er Seite 144 sagt, sich in unnahbarer Weise in den Nimbus des Geimnisses hüllt, wie ist er im Stande gewesen, hinter das Geheimniß zu kommen, daß die barmherzigen Schwestern damit umgehen, nach und nach durch Schenkungen alle

Krankenanstalten an sich zu bringen, und alle ihre Aerzte selbst anzustellen? Glaubt Dr. Grauvogl wirklich, und aus welchen Gründen, daß eine Oberin so thöricht und wahnsinnig sei, zu hoffen, der Staat oder nur eine einzige Gemeinde werde ihnen ein Krankenhaus unbedingt überlassen?

Den Orden der barmherzigen Schwestern nennt Dr. Grauvogl den Jesuiten affilirt. Bekanntlich schilt man jetzt aus Unwissenheit oder Böswilligkeit „Jesuit und jesuitisch" einen Jeden und jede Anstalt, in denen noch eine Spur von christlicher Färbung; und bei der unwissenden und böswilligen Menge genügt diese Beschuldigung, um die Beschuldigten ohne Weiters zu verdammen.

Der Orden der barmherzigen Schwestern hat notorisch nicht mehr gemein mit den Jesuiten, als jeder andere katholische Orden, ja als jedes katholische Individuum; das ist, die einen wie die andern gehören zur allgemeinen katholischen Kirche; oder wo wären die Beweise Dr. Grauvogl's einer nähern Beziehung der barmherzigen Schwestern zu den Jesuiten? *)

Auf diese Unrichtigkeiten, so wie auf den Widerspruch des Professors Forster, Dr. Grauvogl's ehemaligen Vorstandes (der in einem gedruckten Aufsatze den barmherzigen Schwestern das rühmlichste Zeugniß ertheilte), mich berufend, könnte ich es dem Leser anheimgeben, von dem Unwerth der widerlegten Behauptungen auf den Werth der übrigen zu schließen. Ich will aber dieß nicht thun; denn ich habe die gute Meinung, daß Dr. Grauvogel nicht boshaft verläumdet, sondern wahrhaft das Beste will, aber theils aus unzureichender historischer und eigener Erfahrungskenntniß so-

*) Uebrigens wissen wir aus der Lebensgeschichte eines Erzjesuiten, des heil. Ignatius, daß er jederzeit und insbesondere in seiner letzten Krankheit, deren tödtlichen Ausgang er voraussagte, den ärztlichen Vorschriften auf das Pünktlichste nachkam, und ausdrücklich diejenigen als unfromm tadelte, die aus falschen Begriffen von Frömmigkeit das Gegentheil thaten.

wohl der geistlichen als weltlichen Wärter, theils aus Koketterie mit den herrschenden Vorurtheilen gegen geistliche Orden, theils getäuscht durch einige Thatsachen, die ich, seiner Wahrheitsliebe trauend, nicht in Abrede stellen will, sich von Andern Gespenster vormalen läßt und selbst Andern vormalt. Ueberdieß behauptet Dr. Grauvogl auch, daß Assistenten besser als die dirigirenden Aerzte über das Wärterpersonal zu urtheilen im Stande seien. Höre man also:

Schon in den ersten drei Jahrhunderten nach Christus widmeten sich christliche Vereine dem Dienste der Armen, Kranken, Gefangenen, der Pilger und Fremden, und erregten durch ihre, in dem Grade und der Art dem ganzen Heidenthum unbekannte, hingebende Liebe und heldenmüthige Aufopferung das Erstaunen und die Bewunderung der Heiden. Seit dieser Zeit entstunden ausdrücklich zum Zwecke des Krankendienstes, nebst vier militärischen, dreiundzwanzig nicht militärische männliche, und zweiundzwanzig weibliche Orden. In den häufigen und furchtbaren Pestepidemien des Mittelalters wurden, nachdem oft die zur Hilfe berufenen Laien entflohen, hunderttausend Glieder benannter Orden (vgl. Heckers Geschichte der Epidemien) die Opfer der freiwilligen Pflege der Kranken. Aehnliche Beispiele der Hingebung der Orden zeigten uns noch in der neuesten Zeit in vielen Ländern die Choleraepidemien. Nur, wo man keine solchen Orden hatte, begnügte man sich in katholischen Ländern bis zum Anfange der französischen Revolution mit gedungenen Wärtern, und nur als in der französischen Revolution das Christenthum und Alles, was mit ihm zusammenhing, satanisch befeindet und der Unglaube zum Gesetz gemacht ward, hat man zum unsäglichen Schaden der Kranken diesem Orden die Krankenpflege verboten, und die mannigfaltigsten und lächerlichsten Versuche gemacht, sie durch bezahltes Personal zu ersetzen. Nachdem aber diese Versuche alle vergeblich gewesen, und selbst die unter militärischer Zucht stehenden Wärter sich ungenügend erwiesen, hat man schon in den ersten Jahren der napoleonischen Regierung die Orden der barmher-

zigen Schwestern auf's Neue berufen, und ihnen nicht bloß die Civil-, sondern sogar die Militär-Spitäler übergeben, so daß im gegenwärtigen Augenblicke in Paris allein vierunddreißig von den Schwestern besorgte Krankenanstalten bestehen. Nach diesem Allem und nachdem die erfahrensten Aerzte, welche den Dienst sowohl der weltlichen als der geistlichen Wärter aus vieljährigen Erfahrungen kannten, sich auf's Entschiedenste für die Orden und gegen die Tauglichkeit der gedungenen Wärter erklärt *); nachdem die Akten über diesen Gegenstand für

*) Der geheime Rath, Dr. Franz Xaver von Häberl, dem gewiß Niemand, der sein Buch gelesen, eine Vorliebe für geistliche Orden und das Mittelalter vorwerfen wird, sagt Seite 208 seines Buches (Abhandlung über öffentliche Armen- und Krankenpflege, „München 1803"): die (weiblichen) Krankenwartungs-Institute erhielten sich in der allgemeinen Achtung so sehr und bewährten ihre Brauchbarkeit so genügend, daß sie nicht nur in mehreren Nosocomien, in welchen ursprünglich nur Hospitaliter eingeführt waren, mit der Zeit eine Communeanstellung fanden" u. s. w. u. s. w.

In der Leipziger Literaturzeitung 1832 Num. 308 sagt ein protestantischer Arzt von dem durch barmherzige Schwestern besorgten Bürgerspitale in Trier: „Ich habe das Haus der Ordensschwestern zu Trier ein- und durchgesehen und mich persönlich von den Vorzügen überzeugt, die es vor anderen Anstalten der Art hat. Die Ordnung, Regelmäßigkeit und liebevolle Pflege der im Hause befindlichen Armen und Kranken, welche ich hier fand, habe ich in keiner Anstalt bei männlichen, bloß durch ihre Verpflichtung zu solchen Diensten genommenen Angestellten wieder gefunden. Selbst die berühmtesten, von mir eingesehenen Anstalten in Deutschland standen in dieser Beziehung der Anstalt in Trier bei weitem nach."

Medizinalrath Dr. Ulrich, Spitalarzt in Coblenz, ein Protestant, sagt in einem Bericht an die Regierung: „Die Schwestern haben die großen, von ihnen gehegten Erwartungen auf's vollkommenste gerechtfertigt. . . . Der aufmerksame Beschauer . . . war mit aufrichtiger Bewunderung erfüllt für den Geist, der sie zu so edlen Werken tüchtig macht."

J. L. Caspar (Charakteristik der französischen Medizin mit vergleichendem Hinblick auf die englische. Lpz. 1822) sagt: „Nächst den Aerzten ist durchaus nichts von größerer Wichtigkeit im französischen

alle darüber Unterrichteten bereits geschlossen: nach allem diesem erscheint im Jahre des Heils 1848 ein junger Arzt, der ungefähr zwei Jahre in einer kleinen Krankenanstalt den Dienst der barmherzigen Schwestern, und nur ein Jahr lang als Praktikant und Auskultant den Dienst der Lohnwärter beobachtet hat, nicht etwa mit der Behauptung, daß die Anstalt der barmherzigen Schwestern auch ihre Gebrechen habe, und wie jede andere, selbst die ursprünglich trefflichste, im Ganzen oder theilweise entarten könne; nein, mit der entschiedenen Versicherung, daß sie, bloß weil sie ein geistlicher Orden, sich grundsätzlich mit den Zwecken des Krankendienstes gar nicht vertrage; Orden und Krankendienst also sich ausschließen, wie Tag und Nacht über demselben Horizont; und derselbe begehrt darum entschieden die Wiederaufhebung der barmherzigen Schwestern, und allenthalben die Pflege der Kranken durch bezahlte weltliche Wärter.

Hospitalwesen, als das System der sogenannten Soeurs hospitalières. Wenn man gesehen hat, von welcher unbegreiflicher Wichtigkeit diese barmherzigen Schwestern in allen Hospitälern, Hospizien, Gefängnisse und Armenanstalten sind, indem sie Wartung und Pflege der Kranken in ihren kleinsten Einzelnheiten besorgen, der Küche, der Wäsche, dem Keller, den Magazinen vorstehen; wenn man sah, mit welcher Sorgfalt sie die kleinsten Dienste bei den Kranken verrichten ꝛc.: so wird man auf der einen Seite überzeugt von dem unersetzlichen Nutzen dieser Stiftungen, von der andern Seite aber auch einsehen, daß es nur die Religion seyn könne, die solche Vereine gründet und erhält" u. s. f. u. s. f.

Dr. Ernst Horn, zweiter Arzt des königl. Charitékrankenhauses in Berlin sagt in der Rechenschaft über seine zwölfjährige Dienstführung (S. 81, 84, 87): „Das Charitékrankenhaus war, so lange ich ihm diente, mit schlechten Krankenwärtern und Wärterinnen versehen. Diese Thatsache steht leider über jeden Zweifel fest, sie ist von der Behörde anerkannt, von den Aerzten und namentlich von mir unaufhörlich, laut und öffentlich beklagt, von allen Offizianten der Anstalt gekannt, von vielen tausend Kranken, die hier entlassen sind, gefühlt und bezeugt."

Hierauf und insbesondere auf den Vorwurf der grundsätzlichen Unverträglichkeit des Ordens mit den ärztlichen Zwecken erwiedere ich:

Die Christen jeder Confession, ja selbst die Heiden glauben, daß bei Collisionen Gottesdienst vor Herrendienst gehe, und daß man Gott mehr gehorchen müsse, als den Menschen. Aber jeder Christ weiß auch, daß bei zweckmäßiger Einrichtung Gottes- und Herrendienst, ohne in Collision zu kommen, sich sehr gut mit einander vereinigen lassen, ja daß Herrendienst durch den Gottesdienst wesentlich gewinne. Die barmherzigen Schwestern sind allerdings, wie jeder Christ, zum eifrigen Gebete, zum Empfange der heil. Sacramente, zur Anhörung der heil. Messe ꝛc. angehalten, und zwar, um zu ihrem mühseligen, gefährlichen Dienste, zu den großen, von ihnen zu bringenden Opfern die nöthige geistige Stärke zu gewinnen; weiß man denn nicht, daß Begeisterung das Schwerste erleichtere? Der Gottesdienst der Schwestern soll aber keineswegs dem Liebesdienst für die Kranken ein Hinderniß werden. „Die barmherzigen Schwestern", heißt es in der Regel des heiligen Vinzentius *), „sind keine Klosterfrauen, sondern Jungfrauen, welche gehen und kommen, wie weltliche Personen." „Es ist zwischen ihnen und den Klosterfrauen folgender Unterschied: die meisten Klosterfrauen haben nur ihre eigene Vervollkommnung zum Zweck, diese Jungfrauen aber sind mit dem Heil und der Hülfe des Nächsten beschäftigt." Seite 32 und 33 in der Note heißt es: „Eine Schwester hat mich gefragt, ob es besser sei zu beten und die heil. Messe zu hören; die Frage ist wichtig; ihr müßt, meine Töchter, so viel ihr könnt, sie alle Tage hören, wenn aber im Haus oder um der Armen willen der Dienst drängend ist, so könnt ihr aus diesem Grunde

*) Lebensregel für die barmherzigen Schwestern aus den eigenhändig geschriebenen Conferenzen ihres heil. Stifters, Vinzentius von Paula, ausgezogen und übersetzt von Michael Sinzel. München 1845. S. 18 und 19.

das Anhören der heil. Messe ohne Bedenklichkeit unterlassen rc." Seite 35 lesen wir: „Wisset, meine Töchter, daß ihr nichts verliert, wenn ihr wegen der Bedienung der Armen und Kranken das Gebet und die heil. Messe auslasset; denn die Armen bedienen, heißt Gott nachgehen, und ihr müßt Ihn in ihnen erblicken. Seite 51: „Ihr sollt oft denken, daß euer Hauptgeschäft ist, mit großer Sorgfalt den Armen und Kranken zu dienen, die unsere Herren sind!" „O wie hoch sollt ihr euern Dienst schätzen, weil er euch Gelegenheit darbietet, täglich und stündlich Liebeswerke auszuüben, welche die Mittel sind, deren sich Gott zur Heiligung vieler Seelen bedient hat." Seite 53 und 54: „Wenn die Tagesordnung euch früh zum Gebete ruft und die Pflicht der Armenpflege euch befiehlt, diese zu besuchen, was müßt ihr in diesem Falle thun? .... In diesem Falle gleicht der heil. Gehorsam alles aus; er will, daß wir das Gebet unterlassen, um den Armen zu dienen rc." Ausdrücklich werden die Schwestern belehrt, daß sie Gott dienen durch Dienste für Arme, Schwache, Kranke und Gefangene. Seite 50: „Welch ein Glück, der Person unsers Herrn in seinen armen Gliedern zu dienen! Er hat es auch gesagt, daß er diesen Dienst so annehmen werde, als wäre er ihm selbst erwiesen worden rc." Die barmherzigen Schwestern sollen zwar auf die Kranken durch Wort und Beispiel auch moralisch und geistig einwirken, aber ohne dieselben zu belästigen. Seite 11: „Um jedoch Leute, welche von ihren eigenen Leiden schon vielfach erschöpft werden, nicht ganz zu erschöpfen, ist es den Schwestern vorgeschrieben, jedesmal nur wenig zu ihnen zu reden rc."

Aber Dr. Grauvogl erwähnt Thatsachen, welche die Unverträglichkeit des Ordens mit den ärztlichen Zwecken erweisen sollen; sind diese nur angebliche, nicht wirkliche? und wenn sie wirklich, sind die angeführten Unterlassungen und Widerspenstigkeiten nicht im Widerspruch mit wesentlich ärztlichen Zwecken?

Ueberzeugt, wie gesagt, von der Wahrheitsliebe des Re-

ferenten, stelle ich die angeführten Thatsachen gar nicht in Abrede; aber gesetzt (nicht zugegeben), sie seien die Folge der von Dr. Grauvogl dem Orden zugeschriebenen Grundsätze, wäre der Dienst, trotz der angeführten Thatsachen, laut Erfahrung nicht doch hundertmal besser, als der Dienst von Lohnwärtern in allen großen Anstalten? Häufig finden wir bei Lohnwärtern nicht bloß die wenigen, den Schwestern vorgeworfenen Abwesenheiten und Abweichungen von den Vorschriften der Aerzte, sondern Abwesenheiten derselben, nicht bloß auf Stunden, sondern ganze Nächte, und nicht bloß wiederholten positiven Ungehorsam, sondern alle in meiner frühern Vertheidigungsschrift aufgeführten Gebrechen und Verbrechen, nur mit dem Unterschiede, daß die Fehler der barmherzigen Schwestern nicht so verheimlicht werden konnten, hingegen unter den im genannten Aufsatze bemerkten Verhältnissen Lohnwärter Jahre lang ihre Aerzte betrügen und täuschen.

Wäre Dr. Grauvogel im Krankenhause zu Augsburg nicht bloßer Praktikant, sondern Assistent gewesen, er würde vielleicht schon in dem einzigen Jahre eine andere Meinung von der Mehrheit der weltlichen Wärter erlangt haben.

Die von Dr. Grauvogel dem Orden vorgeworfenen Gebrechen sind aber, wie aus den angeführten Stellen der Statuten erhellt, keineswegs Folge der Ordensregeln, sondern der Uebertretung derselben, und es war nöthig, wenn eine Beschwerde bei der Institutsoberin keine Abhülfe schaffte, sich an die Generaloberin, oder an den Superior, und in letzter Instanz an den Hrn. Erzbischof zu wenden. Diese würden gewiß ein aus Frömmelei oder falscher Ascese entstandenes, statutwidriges Benehmen, wie anderwärts, wenn es vorkam, für die Zukunft abgestellt haben.

Der Vorzug weiblicher vor männlichen Wärtern auch in der Pflege männlicher Kranker ist trotz einzelnen Gegengründen seit Stoll bis auf unsere Zeit über allen Zweifel erhoben.

Zum Schluß noch eine Bemerkung.

Herr Dr. Reyer verdächtigte in seiner Erwiederung auf meine erste Vertheidigungsschrift für die barmherzigen Schwestern meinen Freisinn, eigentlich meine Wahrhaftigkeit; er verlangt, Betreffs des behaupteten Vorzugs der barmherzigen Schwestern vor weltlichen Wärtern, freisinnigere Zeugen. Ich berief mich aber schon in meiner ersten Schrift nicht bloß auf meine Erfahrung, sondern auf verschiedene unverdächtige große Autoritäten; in diesen Zeilen vermehrte ich ihre Anzahl. Aber Gründe überzeugen nie Leute von der Gesinnung Herrn Reyer's; sie wollen nicht überzeugt seyn. In einer Zeit, in der man ungestraft Raub, Aufruhr und Meuchelmord predigt, ist der von diesen Predigern gerühmte Freimuth spottwohlfeilen Kaufes. Der Unterzeichnete gab mehrmal, selbst von sehr liberalen Blättern anerkannte Proben von Freimuth in einer Zeit, in der er nicht so wohlfeilen Kaufs war, im Jahre 1833 in seiner Rectoratsantrittsrede, worin er absoluten Fürsten und Regierungen keine sehr schmeichelhaften Dinge gesagt hat, und im Jahre 18[illegible] in der bayerischen Abgeordnetenkammer, wo er öfter alle Regierungsorgane zu Gegnern und den gegenwärtigen Kampf der Besitzlosen gegen die Besitzer vorhergesagt hatte. Freilich der Freimuth des Unterzeichneten war nicht minder gegen den Absolutismus der Fürsten, als den noch schlimmeren der Radikalen gerichtet. Manche Halunken, die noch vor wenigen Jahren den Mächtigen hündisch wedelnd das Weihrauchfaß in's Angesicht schlugen, haben jetzt den Heldenmuth des Esels der Fabel, den todtkranken Löwen mit den Hufen zu schlagen.

Dr. Ringseis.

VIII.

Volksmajorität.

Es ist grundfalsch, daß wirklich jemals in einem Lande die Majorität (des Volkes) herrschte. Wir wollen nicht davon reden, daß das weibliche Geschlecht, die Minderjährigen, nach dem älteren liberalen Systeme auch die Mittellosen, selbst gering Bemittelten und in ihrer Lebensstellung Abhängigen von der Herrschaft ausgeschlossen werden, obschon diese Ausgeschlossenen für sich allein gewiß die überwiegende Majorität des ganzen Volkes bilden, und unter ihnen solche sind, die es den Uebrigbleibenden, den politisch Privilegirten in manchen Eigenschaften gleich thun. (Wir nennen hier die zur Theilnahme am Regiment reservirten Privilegirte, weil sie der Allheit gegenüber als solche erscheinen müssen, zum Beweise, daß das Privilegium als mit der natürlichen Ungleichheit der Menschen zusammenhängend, immer wieder zum Fenster hereinkommt, wenn man es zur Thüre hinausgeworfen hat.) Wir reden also bloß von diesen Uebrigbleibenden, deren Zahl groß genug ist, und wollen versuchen, in's Reine zu kommen, ob es denn wirklich die Majorität aus ihnen ist, welche die Regierung des Staates und die Geschicke der Bürger macht. An hinreichender Erfahrung kann es uns nicht fehlen. Seit etwa sechszig Jahren sucht man das Princip der Volkssouverainetät bald in

rein republikanischer Gestaltung, bald unter monarchischer Verhüllung in einer großen Anzahl Länder praktisch durchzuführen, die Demokratien des Alterthums bieten ihrerseits Beispiele von dem Verhalten und den Schicksalen der Majoritäten; die Sache ist historisch sicherlich zum Spruche reif. Und wir nehmen keinen Anstand, von vorne herein zu behaupten, daß dieser Spruch allenthalben fast nur nach zwei Seiten hin verschieden ausfallen wird, nämlich entweder: Hier herrschen nicht die Mehreren, sondern die Schlauen; oder: Dort herrschen nicht die Mehreren, sondern die Gewaltthätigen.

Die ungehindertiste Majoritätsherrschaft sollte man in der Demokratie erwarten. Als die reinsten Musterdemokratien hat man nicht selten die Republiken des Alterthums angepriesen, besonders Athen. Um nicht früher Gesagtes zu wiederholen, verzichten wir, ein Gewicht darauf zu legen, daß zu andern, von der Herrschaft Ausgeschlossenen in Athen wie sonst im Alterthum, besonders die Sklaven in Rechnung zu bringen sind, deren ungeheure Zahl und Rechtlosigkeit die breiteste Demokratie doch nur als Aristokratie erscheinen läßt, und als eine recht harte noch dazu. Wir reden also bloß von den stimmfähigen Bürgern. Kann man wirklich sagen, daß die Mehrheit derselben jemals wahrhaft in Athen geherrscht habe, so daß in öffentlichen und politischen Dingen wirklich dasjenige geschehen wäre, was in Willen, Wunsch und Interesse dieser selben Mehrheit gelegen war? Da bietet sich uns die merkwürdige Thatsache dar, daß man fast von Begründung der neugeordneten Demokratie durch die solonische Gesetzgebung bis zum Untergange der Freiheit unter der macedonischen Obergewalt, und noch darüber hinaus in den einzeln gegebenen Momenten eines erneuerten Aufathmens, eine nur selten, und dann nur durch äußere Umstände unterbrochene Succession von Volksbeherrschern, unter dem bescheidenen Namen von Volksführern aufzählen kann, die sich folgen wie die Regenten eines Reiches, und deren Ansicht und Wille, so lange ihre Gunst dauert, der eigentlich entscheidende Moment im athenischen Staate

ist. Es ist wahr, sie herrschen durch das Volk, sie überreden oder beschwatzen die Mehrheit des Volks; wenn aber ein dergestalt überredetes und beschwatztes Volk, das eigentlich nur den Hebel in der Hand des Demagogen darstellt, ein herrschendes soll heissen können, so ist nicht abzusehen, warum nicht auch in der absolutesten Monarchie etwa die Armee als herrschende Klasse soll betrachtet werden, indem der Alleinherrscher nur durch diese herrscht. Der Unterschied, daß die Einen überredet, die Andern kommandirt werden, ist wirklich so groß nicht, als er auf den ersten Augenblick scheint; denn wenn Hunderttausende von Einem kommandirt werden, so ist sicher ein Stück von ihrem Willen dabei; das Resultat aber bleibt in beiden Fällen ganz dasselbe, oder liegt ungünstiger für die freien Athener, die gewiß viel häufiger, als eine kommandirte Armee, zu beklagen Ursache fanden, wozu sie sich hatten verführen lassen. Statt der Mehreren herrschten also wirklich dort die Schlauen. Nur die vorstechendsten Namen, Themistokles, Perikles, Alcibiades, Demosthenes werden dieß bestätigen.

Es fiel aber oft zu Nutz und Heil des Staates und Volkes aus? — Gewiß; gerade wie die Regierungsmaßregeln manches Alleinherrschers, ohne irgend ein Zuthun der Volksmajorität — Noch öfter fiel es zu Nachtheil und Verderb von beiden aus, und gewiß öfter als die Verfügungen eines Monarchen. Ein solcher kann wenigstens, schon um seines eigenen Vortheils willen, kein Interesse haben, sein Volk zu Grunde zu richten; von Demagogen ist dieß nicht so klar. — Epochen, wie Cleons und Anderer zeigen, daß es übrigens zu Athen auch schon nicht an Herrschaft der Gewaltthätigen fehlte, und daß beide Formen, den Willen der Mehrheit unter denjenigen von Einem oder Wenigen zu beugen, bereits in dieser ältesten Musterdemokratie sich vorfinden. — In Rom, wo das demokratische Element erst später vorwiegend, und fast immer durch die Aristokratie des Patriciats und Senats temperirt erscheint, zeigen die der Demokratie vorbehaltenen Zweige, der Gesetzgebung, Beamtenwahlen und Volksgerichte nicht nur häufig den

athenischen ganz analoge Erscheinungen, sondern es treten in den Epochen incrudescirender Demokratie die gewaltthätigen Ueberhebungen der Volkstreiber, wie eines C. Grachus, Saturninus, Glaucia rc. in noch viel grellerer Weise hervor.

Aber betrachten wir neuere, uns näher berührende Vorgänge. Die erste französische Revolution ist für diese Frage reich an Belehrungen. Die Abgeordneten zu den états generaux von 1789 waren nach Ständen gewählt worden. Das französische Volk hatte diese Wahlart zwar nicht unmittelbar verfügt, aber es hatte eingewilligt. Die Zusammenberufenen warfen diese Grundlage ihrer Berechtigung um, sie vernichteten die Besonderheit der Stände, und erklärten sich als eine einzige, ungetheilte Nationalversammlung. Das that die Mehrheit von zwölfhundert Menschen, eine nicht sehr beträchtliche Mehrheit, und fragte nicht nach der Einwilligung oder dem Widerspruche von vierundzwanzig Millionen Franzosen. Dieß war der Anfang; die Revolution war nun im Gange. Es ist nicht zu läugnen, daß die Mehrheit der damaligen Franzosen, d. h. eigentlich doch nur vorzugsweise der gebildeten Stände, wirklich revolutionär gesinnt waren; sie wünschten die alten Zustände mehr oder weniger beseitigt, und hatten mehr oder weniger bestimmte Vorstellungen von einem neuen Zustande, der sie ersetzen sollte. Wie weit man aber in Zerstörung des Alten gehen wollte, darüber bestand im Volke durchaus keine sichere Majorität, selbst eine relative, hätte man sie vernehmen können, wäre nur äußerst unbeträchtlich ausgefallen. Der Gang der Ereignisse und die Schicksale des Landes waren aber keineswegs dem Volke oder seiner Mehrheit anheimgegeben. Die Entscheidung ruhte von nun an in der sogenannten Nationalvertretung, und noch mehr in denjenigen gewaltthätigen und hinterlistigen Vereinen, die unter dem Namen der Klubbs über ganz Frankreich sich verbreiteten, in Paris aber alle Fäden zusammenhielten; Leute ohne alle Berechtigung, von keinem Volkstheile erwählt, bloß Vertreter ihrer eigenen Einfälle und Leidenschaften, aber durch List und Trotz mächtig genug, um

in der Volksverwaltung selbst die Herren zu spielen, und diese in ihre Bahnen einzulenken. Nach einander erfuhren die erste Nationalversammlung (Constituante), die Assemblée legislative und der Convent ihre Einflüsse; die entschiedene Mehrheit der Girondisten erlag ihrer gewaltthätigen Wuth, und wanderte ihrem Könige auf's Blutgerüste nach. In diesem Königsmorde hatte die terrorisirende Jakobinerpartei, eine unendliche Minorität im Volke, das Aeußerste von Rechts- und Volksverachtung zur Schau gestellt; sie hatte sich zum Richter über den Monarchen aufgeworfen, wozu sie weder Recht, noch Sendung hatte, sie hatte das Gericht und Urtheil so viel an ihr war gefälscht, und hatte die Berufung an's Volk schnöde abgelehnt. Nachdem sie so weit gegangen, konnten sie ferner weder Ziel, noch Mäßigung mehr finden; sie tränkten Frankreich in Blut, errichteten ihren Triumphbogen, die schreckliche Guillotine, auf den Plätzen aller französischen Städte, ertränkten Opfer zu Hunderten auf einmal, weil selbst der Guillotine Arbeit noch zu langsam schien, oder erstickten sie in den Ueberfüllungen und Entbehrungen ihrer scheußlichen Kerker. Sie lästerten Gott im Namen des Volkes, tilgten jede christliche Spur von dem Boden des Landes, und verehrten Metzen auf Altären. Das Volk, die unendliche Mehrheit desselben, hatte bei dem Allem keine andere Rolle, als zu dulden. Mit Robespierre und seinen Genossen fiel ein Theil der Haupturheber jener Gräuel; das Volk freute sich, aber es hatte keinen Theil daran. Allein die Gräuel währten noch längere Zeit, bis eine mattere, vielleicht schlauere, wenig bessere Regierung im Directorium die Zügel ergriff. Das Volk freute sich wieder; die Aenderung war nicht von ihm ausgegangen. Ein glücklicher Feldherr stürzte die schwache Directorialgewalt, und schien zum ersten Male seit neun Jahren wiederum Recht und Ordnung im Lande zu handhaben. Das Volk freute sich von neuem; es konnte nicht für seine That halten, was wahrscheinlich in Aegypten war beschlossen, in Frankreich mit Militärgewalt gegen die bestehende Verfassung war vollführt worden.

Dieser Feldherr war so aufrichtig, im Fortschritte seiner Macht der Berufung für die Volkssouverainetät sich mehr und mehr zu entwöhnen; von da an ist er kein Gegenstand mehr für unsere Betrachtung. — Wollen wir von den Vorgängen reden, welche die Umstürze von 1830 und 1848 herbeiführten, so ist wohl richtig, daß in den damaligen constitutionellen Majoritäten sich allerlei regte und bewegte, aber es ist über allen Zweifel gewiß, daß die unendliche Mehrheit des Landes weder dort den Sturz Karls X., noch hier die Republik wollte. Der Umschwung von 1848 geschah lächerlicher Weise eben so entschieden gegen die Mehrheit der Kammer, als des Landes. Nachdem die Meuterei in den Straßen von Paris gelungen war, ließ sich ein Fragment der zweiten Kammer, von einigen Advokaten und Juden gestachelt, von dem eindringenden Straßenpöbel bemeistert, dazu herbei, die Republik zu proklamiren. Das sind die Triumphe der Majoritäten unter den Völkern!

Wollte Einer noch zum Ueberfluße Beispiele aufsuchen, wie zuweilen eine handvoll Lumpen und Vagabunden Volksmajorität spielen, und die wirklich anwesende Majorität des Volkes in's Angesicht verhöhnen, der unterrichte sich in den Geschichten der jüngst revolutionirten Schweizer-Cantone!

Man müßte die Geschichte der ganz und halbrepublikanischen Gemeinwesen in ihrer Länge abschreiben, wünscht man auf alle Fälle aufmerksam zu machen, wo die wirkliche Volksmehrheit überschwatzt, dupirt, verführt, geprellt, umgangen, vergewaltigt und geknechtet wurde. Es wird vielleicht kürzer zum Ziele führen, wenn wir das natürliche Eintreten solcher Ergebnisse aus der Beschaffenheit der Sache und aus den allgemeinern, jedesmal wiederkehrenden Erscheinungen zu erklären versuchen. Es macht allerdings einen sehr bedeutenden Unterschied, ob die Volksherrschaft jung und neubegründet, oder ob sie die Gewohnheit des öffentlichen Lebens seit Jahrhunderten, oder wenigstens seit Generationen gewesen ist. Der erste Fall ist ohne Zweifel der bei weitem schlimmere; wir beginnen mit dem zweiten, dem günstigeren für die Gegenmeinung. Wir

nehmen einen Staat, wo die Volksherrschaft lange besteht. Dieß war der Fall von Athen, von allen griechischen Republiken. Dort wird das Volk gewohnt, sich zu versammeln, die öffentlichen Angelegenheiten im Auge zu behalten, darüber zu sprechen und sprechen zu hören, Meinungen darüber zu bilden. Wird es darum, wie man heut zu Tage so gern sich ausdrückt, politisch mündig? — Mündigkeit aber ist die erste Bedingung, um seine Angelegenheiten selbst zu führen, und vor Allem, durchzuführen. Wir meinen, die Menge bleibt immer unmündig. Die Griechen wenigstens hat ein Fremder ewige Kinder genannt. Und sie waren, besonders die Athener, an schnell auffassendem Verstande unseren heutigen Volkshaufen gewiß unendlich überlegen. Nicht mit raschen Verstandesblitzen entscheidet man Fragen von tieferem Gehalt. Und die Haufen haben so selten auch nur Verstand; meist bloß Fantasie und Leidenschaft, die schlimmsten Rathgeber. Sie haben dabei eine an und für sich gute Eigenschaft, die ihnen aber gerade hier zum Verderben wird. Sie sind lenksam; weil ihnen ein natürliches, richtiges Gefühl ihre eigene Insufficienz kund gibt. Aber sie haben nicht so viel Einsicht, zu unterscheiden, wem sie trauen sollen. Sie fallen größtentheils, fast nothwendig, in die schlechtesten Hände. Denn das Volk muß geführt werden, das haben uns die Gegner selbst zugestanden. In alten Republiken, wie wir sie voraussetzen, gibt es auch eine ausgebildete Kunst und Routine der Volksführung. Ich gebe mehr zu, es gibt wirklich gewiegte, kundige, wohlmeinende Staatsmänner, die dem Volke zu seinem Besten zu rathen Geschick und Willen haben. Aber es gibt auch anders Beschaffene und anders Gesinnte. Diese, in weit größerer Anzahl, in allen andern Talenten den Erstgedachten weit untergeordnet, nur in dem Einen, das Volk gefangen zu nehmen und gefangen zu halten, ihnen furchtbar überlegen. Und es kann nicht anders seyn. Die Fantasie zu blenden, und die Leidenschaften aufzustacheln, dazu bedarf es wiederum nur Leidenschaft und Fantasie; dieses Gleichartige zieht sich an; die Wissenschaft und Erfahrung der

Andern findet in den beweglichen Wellen des Volksungestümes weder Grund noch Anhalt. Immer wird Aristides vor Themistokles, Nicias vor Alcibiades, Phocion vor Demosthenes weichen müssen. Das Volk wird thun, nicht was es selbst will, sondern was seine Treiber wollen; was es zwar im Augenblicke der Erregung mit ihnen will, was es aber oft gar nicht verstanden, wenigstens nicht in seinen Folgen und in seinem Widerspruche mit seinem eigentlichen Willen erkannt hat.

Setzen wir den andern Fall der neugegründeten Volksherrschaft, so treten die gleichen Uebelstände in unendlich gesteigertem Maße uns entgegen. Wir getrauen uns, zu behaupten, daß die Geschichte kein Beispiel kennt, wo eine solche, im plötzlichen Absprunge aus einer monarchischen oder aristokratischen Verfassung zu Stande gebrachte Volksherrschaft es auch nur zu einem Scheine des Gelingens gebracht hätte. Der öffentliche Freiheitsgeist ist überhaupt ein ungestümer, dort ist er ein zügelloser und unbändiger, ein Rausch, der über Alles wegstürmt, auch über seinen eigenen Vortheil, und nur zu oft in Apathie und Lethargie sein Ziel findet. Dazu befreit ein Volk sich nie selbst. Es ist auch zu seiner Befreiung angeführt worden. Es hat den Führer früher gefunden, als die Freiheit; es wird dessen oder deren nicht los, die es zuerst, wie in der Fabel der Mensch das Pferd gegen den Eber, gegen seine früheren, wirklichen oder vermeinten Unterdrücker antrieben. Und auch diese Leute von Verwegenheit bleiben nicht allein; aus allen Ecken und Gruben heben sich die Köpfe neuer Volksbefehlhaber, schwungsüchtiger, eigennütziger, hirnverrückter, gewissenloser Menschen, die das Volk glauben und begehren machen, was sie wollen, denn Niemand braucht jetzt eine Probe gemacht zu haben, um etwas zu gelten; der Mensch ist vielmehr um so gültiger, je neuer er ist, und für alle Empfehlungen dienen Zunge und Lunge. Es ist nicht im geringsten zu viel gesagt, daß es gerade der Abschaum und Spülicht des Volkes ist, der sich dann obenauf wirft; daß eine Herrschaft der Schlechtesten im Lande (Kakistokratie) das Schicksal des

unglückseligen Volkes wird; daß man nur Lump und unverschämt zu seyn braucht, um seines Einflußes sicher zu seyn. Diese Worte sind hart, aber sie sind nicht am unrechten Orte, denn sie entsprechen der Sache mit Genauigkeit. Und man glaube ja nicht, daß es, zu Gewissenlosigkeit und Verwegenheit, doch eines Talentes bedürfe, um in der Versammlung zu bestehen. Der abgequälteste Gemeinplatz, die verbrauchteste Phrase ist diesen frisch emancipirten Haufen neu; Alles wirkt, was sie noch nicht gehört haben, und sie haben sehr wenig gehört; am meisten, was mit ihren überkommenen Begriffen von Glauben, Treue, Redlichkeit, Gehorsam, die sie nun sammt und sonders zum alten Plunder werfen, im Widerspruche steht. Wir haben einen Volksredner in den Straßen einer großen Hauptstadt Glück machen hören mit der Behauptung, daß schon der alte Philosoph Aristoteles die Gewissensfreiheit als das höchste Gut des Menschen gepriesen. Alles, was von Schulknaben verlacht wurde, ist hier gut, ist hier wirksam, ist hier furchtbar, wenn es zuversichtliche Keckheit, in zusammenhängenden Worten, vielleicht noch von klangreicher Stimme und einnehmender Gestalt unterstützt, zur rechten Stunde an den Haufen bringt. Daß Wahrheit, Weisheit, Erfahrung, Wissenschaft auch nur ein Ohr sie zu vernehmen finden, gehört zu den moralischen Unmöglichkeiten. Denn sie bedürfen der Ruhe, um gehört, wenigstens der beginnenden Einsicht, um verstanden zu werden. Dagegen dürfen wir behaupten, denn eine klägliche und schimpfliche Erfahrung gibt uns Zeugniß, daß auf die traurige Ehre, ein frisch revolutionirtes Volk zu beherrschen, selbst halb erwachsene Buben Anspruch machen können. Der Himmel mag wissen, wer da aller herrscht und herrschen kann; daß es nicht die Majorität des wirklichen Volkes ist, die größtentheils ruhiger, auch gleichgültiger gesinnt, in den Tagen stürmischer Bewegungen nur allzugern sich zu Hause hält, und daß es eben so wenig die tobenden Haufen sind, welche nach ihrem eigenen, wirklichen und eigentlichen Willen

herrschen, dafür legen Natur und Geschichte ihr ewig gleiches und immer neues, unabweisliches Zeugniß ab.

Wenn nun die Möglichkeit einer Ausübung der Volkssouverainetät durch eine Majoritätsherrschaft unter den angeführten Umständen Lüge ist, so laßt uns zusehen, ob sie unter völlig verschiedenen sich etwa als Wahrheit bewähren wird. Wir meinen auf dem Boden der constitutionellen Monarchie. Bevor wir hier weiter sprechen, müssen wir uns vor Allem gegen ein Mißverständniß verwahren. Wir haben hier nämlich nichts weniger vor, als eine Fehde gegen die constitutionelle Monarchie zu erheben. Wie könnten wir dieses auch, da jener Begriff so weit ist, und so vielartige Zustände in sich begreift, daß es ganz widersinnig wäre, sie alle ohne Unterschied, in Bausch und Bogen, abzuurtheilen oder lobzupreisen. Was wir aber vorhaben, und was wir ohne Scheu vor Jedermann unternehmen, ist der Versuch eines Beweises, daß die constitutionelle Monarchie so wenig, als irgend eine andere Regierungsform, mit Vernunft und Erfolg auf die Theorie der Volkssouverainetät begründet werden mag. Wir könnten uns einen bequemen Eingang in die Frage bahnen, wenn wir die Lügenhaftigkeit des früheren französischen Systems unter der Juliherrschaft mit Mehrerem auseinandersetzten, eine sehr leichte Arbeit, die wir der jetzt triumphirenden Meinung zu Danke unternehmen würden. Uns aber scheint der Kampf wider die Gefallenen gerade darum überflüssig. Das also war nicht das Rechte, so viel wird allgemein zugegeben. Vergessen wir dabei nur einen Umstand nicht. Es war gerade dasjenige, was uns über anderthalb Jahrzehnde in Deutschland von allen, die sich Staatsweise nannten, in hundert Brochuren, Journalen und Compendien als das einzig Rechte gepriesen wurde. Die Einstimmigkeit war damals so entschieden in der Bewunderung, wie jetzt in der Verwerfung. Lernen wir, was wir auf die Einstimmigkeit der Tagesmeinung zu geben haben, und achten wir den heutigen Abgott nicht für sicherer auf seinem Altare, als den gestrigen. — Also es war nicht das

Rechte. — Warum denn nicht? — Der Census, die andern Wahlbeschränkungen, die Wahlbestechungen und andere Corruptionen legten die Geschäfte in die Hand einer nur äußerst unvollkommenen und trügerischen Volksrepräsentation. — Gut. Wenn die Antwort so lautet, und man wird uns zugestehen, daß sie heut zu Tage wirklich von allen Seiten so oder in ähnlicher Weise gegeben wird, so legt man denn in dieser Sache das größte Gewicht auf den Wahlmodus und auf die Unabhängigkeit der Gewählten. Die Meinung scheint darauf hinauszulaufen: die Majorität des Volkes herrsche dann wahrhaft und wirklich, wenn die so viel möglich von der Gesammtheit des Volkes, in völliger Freiheit gewählten Vertreter desselben, ungehemmt und unbestochen in den Reichsversammlungen tagen, und die Beschlüsse ihrer Mehrheit als jener des gesammten Volks verkündigen. — Eine sehr schön klingende Theorie! Der erste Uebelstand bei der Sache ist, daß sie die Julireglerung, als Theorie, gerade so wie sie vorliegt, ohne Zweifel vollkommen adoptirt und zu der ihrigen gemacht hätte mit dem Beifügen, daß es bei ihr allerwege gerade so gehalten werde, wie diese Theorie verlange. Daß die Volksvertreter „so viel möglich" von der Gesammtheit gewählt zu werden haben, konnte sie sich gefallen lassen, blieben doch über die Gränzen der Möglichkeit die Ansichten frei. Die Juli-Regierung hielt es für unmöglich, Leute unter einem gewissen Einkommen activ wie passiv zu den Wahlen zuzulassen, so wie die heutigen Leute unter einem gewissen Alter, und von einem gewissen Geschlechte. Ueber die Freiheit der Wahl sowohl, als der Verhandlungen konnte man sich verständigen; und wenn sie auf Seite der Juli-Regiernng behauptet wurde, und nicht vorhanden war, so folgt daraus wenigstens nicht, daß sie anderwärts, wo sie gleichfalls behauptet wird, nothwendig vorhanden seyn muß. Die Ausdehnung des activen und passiven Wahlrechts auf Unbemittelte und Dürftige ist mindestens keine neue Garantie wider Bestechung; und wenn die Kunst erfunden werden sollte, jeden nahen oder fernen Einfluß der Regi-

ung auf die Wahlen und Gewählten abzuhalten, so bleibt noch die zweite Aufgabe in Abhaltung des Einflusses der Parteien, der Klubbs, der wählerischen Einzelnen, eines wenigstens eben so wahrscheinlichen, dazu viel gefährlicheren, und mit der Majoritätsherrschaft eben so wenig verträglichen. Aber wir sollen so glücklich seyn, daß von den unendlich vielen Möglichkeiten, welche das Resultat der Wahlen dem freien, unbeschwatzten und unbewältigten Willen der Majorität entziehen, und in das immer für andere Hände legen, keine einzige eintritt; daß die Gewählten, jeder Bestechung, Einschüchterung, Vorspiegelung unzugänglich, in Allem und Jedem nach ihrer besten Einsicht und redlichsten Ueberzeugung ihre Stimmen abgeben und Beschlüsse fassen: könnte man dann wirklich sagen, daß die Majorität des Landes durch diese, als ihre Repräsentanten, herrsche? Seien wir vor Allem mit Worten vorsichtig, und sehen wir auch hier zu, daß uns nicht ein Ausdruck täusche. Es begreift sich allerdings, daß Jemand durch seinen Repräsentanten herrsche; aber sind denn hier wirkliche Repräsentanten? — Ich weiß, das Wort ist das herkömmliche, alltägliche, solenne; wäre es nicht vielleicht doch ein unrichtiges? — Es ist dieses wirklich, es ist eine Antiquität; es ist in seiner Anwendung auf heutige Zustände ein wahrer Anachronismus. Es ist aus den alten, landständischen Verfassungen herübergenommen, und kann die Bedeutung nicht abstreifen, die ihm von dorther anklebt, und in seinem etymologischen Wesen mit enthalten ist; und indem es diese Bedeutung, in völlig geänderten Verhältnissen, auf heterogene Erscheinungen überträgt, lügt es mit Nothwendigkeit. — Ich kann nicht zwei Personen zugleich repräsentiren, d. h. sie als ihr Alter oder tertius Ego, als ihr gleichartiger Ausdruck, darstellen, wenn diese zwei Personen nicht in allen Fragen, worin ich sie repräsentiren soll, vollkommen gleicher Ansicht und Absicht sind, und wenn ich mich nicht selbst dieser ihrer gemeinsamen Willensmeinung ganz und vollständig accomodire. Haben sie mir ihre Angelegenheiten bloß auf's Herz gelegt, haben sie mir, als dem etwa Taug-

lichteren, Gewalt und Macht gegeben, in ihrem Namen z
thun und zu verfügen, haben sie sich mir überlassen und me
ner Einsicht unterworfen, so bin ich ihr Compromissar, un
nicht mehr ihr Repräsentant. — Im alten Europa erschien da
Volk seiner Regierung gegenüber nie als Masse, oder als A
gregat von Individuen, sondern in Ständen organisirt. Jede
Stande war seine respective Standesidee, sein Standesberu
seine Standesehre, seine Standesüberlieferungen und sein Sta
desinteresse nothwendig eigen. In allen diesen Beziehunge
konnte man die wirkliche Einstimmigkeit aller Standesgliede
nicht fictionsweise, sondern in Wahrheit voraussetzen; wer a
derer Gesinnung gewesen wäre, hätte sich dadurch bereits vo
seinem Stande losgesagt, und weiter keinen Theil an ihm g
habt. Ein solcher Stand konnte also wirklich und eigentli
repräsentirt werden; er hatte einen gemeinsamen Kopf; dies
Kopf brauchte der zur Repräsentation bestimmte nur aufzusetze
und er war ein wirklicher Repräsentant. Modalitäten der Au
führung mochten ihm überlassen bleiben; in der Sache selb
d. h. in der sehr genau, nach allen Seiten hin bestimmt
Sache, mußte und konnte er den gemeinsamen Willen All
und jedes Einzelnen um so leichter einhalten, als er auch i
Seinige war. So fanden sich Clerus, Adel und Bürgersch
in den General- oder Provinzial-Versammlungen der Stän
aller europäischen Reiche wahrhaft und wirklich repräsentirt. -
Anders ist das Princip der neueren Verfassungen. Das V
erscheint als Masse; seine Abtheilungen als Zahlen oder B
zirksbewohner. Hier wählt nicht das Gleichartige seinen V
treter, sondern etwa je zwanzig- oder dreißigtausend Mensch
oder mehr, oder weniger schicken einen Abgeordneten zum Reich
tag. Oder es wählt ihn ein Landstrich, ein Markt, ein Sta
viertel. Unter diesen Wählenden finden sich etwa Bürg
Beamte, Militärs, Geistliche, Advokaten, Adeliche, Arbeit
Bauern; Leute von verschiedener Religion dazu. Ueberdieß w
als Grundsatz ausgesprochen, daß alle Mandate ungültig sei
daß jeder Abgeordnete nur nach seiner Einsicht, und nach s

ner Ueberzeugung zu stimmen habe; daß keiner seine Stadt, seine Provinz, seine Wähler, sondern Jeder das ganze Land zu vertreten habe. — Ich frage: Sind das Repräsentanten? — Compromissare mögen sie heißen, vielleicht Vertrauensmänner, denen die Wähler ihre Rechte, Interessen, selbst ihre Personen mit einer Art von blinder Ueberlassung hingeben; aber Repräsentanten nun und nimmermehr. Und doch liegt in diesem Worte „Repräsentant" der einzige Schein einer für die Mehrheit der Wähler übrig bleibenden Herrschaft. Wer sich Jemanden so hingibt, wie heut zu Tage die Wähler den Gewählten, der herrscht nicht durch ihn, er hat sich selber seiner Herrschaft unterworfen. Das wird unter Anderm klar werden, aus dem sehr leicht gedenkbaren und in constitutionellen Staaten gewiß nicht seltenen Falle, daß, selbst in der glücklichen Voraussetzung, die im Reichstage Sitzenden seien wirklich nur solche, welche die Mehrheit des Volks gewollt hat, dennoch von der Mehrheit dieser Reichstagsglieder ein Beschluß ausgehen kann, den die Mehrheit des Volks keineswegs will, ja der ihm im höchsten Grade lästig und drückend ist. — Wie sich mit allen diesen und zahlreichen andern, hier noch nicht einmal berührten Umständen die Ausübung der Volkssouverainetät und Herrschaft der Mehrheit in den constitutionellen Monarchien reimen mögen, bleibe denjenigen zu versuchen überlassen, die sich mit Worten für Sachen, mit fictiven Theorien und Selbsttäuschungen für praktische Wirklichkeiten begnügen.

Wie denn also? — Die constitutionellen Monarchien bestehen doch in der Wirklichkeit. Wenn es nicht das Princip der Volkssouverainetät ist, dem sie Ursprung und Wesenheit verdanken, auf welchem Grunde ruhen sie dann? — Wir dächten, auf einem viel solideren. Das Staatsrecht constitutioneller Monarchie liefe ungefähr auf Folgendes hinaus: durch irgend eine rechtsgültige Thatsache ruht in solchen Staaten die Regierungsgewalt nicht mehr ausschließend in den Händen des Monarchen, sondern er theilt sie mit derjenigen Körperschaft, oder denjenigen Körperschaften, die unter dem Namen Reichs-

tag, Nationalversammlung, Kammern, oder wie der besonder landübliche Ausdruck lauten mag, die Gewalt des Regenten mehr oder weniger einschränken, und selbst dagegen größer oder geringere Macht im Staate ihrerseits ausüben. Das Volk aber hat das wichtige Recht erworben, diese Mit- und Nebenregenten des Monarchen ganz oder zum Theile nach eigener Wahl selbst zu bestellen *). Zur Erklärung, wie das Alles so gekommen sei, genügen die vorausgesetzten, rechtlichen Thatsachen, in deren Erörterung wir hier bei ihrer denkbaren Verschiedenheit nicht näher einzugehen haben; und sie genügen nicht nur, sondern sie genügen allein, und kein anderer Erklärungsgrund, am wenigsten eine hohle, unvernünftige Theorie vermag die Rechtlichkeit und Lebensfähigkeit solcher Erscheinungen zu vindiciren.

---

*) Das Volk wählt sie als diejenigen, zu denen es Vertrauen hat, daß sie es gut und einsichtsvoll regieren werden, gerade wie es in einer Wahlmonarchie den Monarchen selbst wählt, ohne daß noch irgend Jemand eingefallen wäre, in diesem letzten Falle, um jenes Wahlakts willen, den Monarchen als Volksrepräsentanten zu qualificiren oder die Gültigkeit der Volks- oder Majoritätssouverainetät im Wahlreichen zu statuiren.

IX.

Der praktische Jurist an seinen Freund in München.

Camberg, 3. Juli 1849.

Die Märzbewegung des vorigen Jahres hat uns eben in die Oeffentlichkeit hinaus gedrängt; es darf mich deßhalb nicht wundern, mein herzlieber, alter Freund, wenn ich Dich statt der vormärzlichen Maßregeln zu Sicherung des Briefgeheimnisses die Blätter einer Zeitschrift wählen sehe, um mir mitzutheilen, was Du über den katholischen Verein Deutschlands auf dem Herzen hast. Der Verein hat in seiner zweiten Generalversammlung — zu deren Präsidentschaft Du mir in einer Weise Glück wünschest, welche die Leser der historisch-politischen Blätter wohl so billig seyn werden, einem langjährigen Freundschaftsverhältnisse zu Gute zu halten — öffentliche Belehrung über das katholische Vereinswesen, sowohl für die Mitglieder, als für die theils hyperängstlichen Beobachter, theils als entschiedene Tadler außerhalb des Vereins Stehenden zur Aufgabe einer Preisschrift gestellt: doppelt erfreulich sind mir darum Deine begonnenen und weiter in Aussicht gestellten Mittheilungen über Zweck und Bedeutung der katholischen Vereine; einmal, weil ich so vielfach Gelegenheit gehabt habe, mich

zu überzeugen, wie dankbar das katholische Deutschland Deinen allemal tief gründlichen und dabei stets in der edelsten Einfachheit und Klarheit des Ausdrucks sich bewegenden Belehrungen zu lauschen gewöhnt ist; zum Andern, weil Du dasjenige Organ für Deine Mittheilungen gewählt hast, welches allerdings wie das am weitesten und gleichmäßigsten verbreitete, so auch — ich setze das mit voller Ueberzeugung hinzu — das bedeutendste Organ des katholischen Deutschlands ist.

Wenn Du mit dem Ausdrucke freundlicher Theilnahme an meiner Mitwirkung bei der zweiten Generalversammlung begonnen, so laß mich dagegen beginnen mit dem Ausdrucke lebhaften Bedauerns, daß es Dir nicht vergönnt gewesen ist, weder der ersten Generalversammlung zu Mainz, noch der zweiten in Breslau beizuwohnen. Wärest Du Zeuge gewesen der Verhandlungen dort und hier, mein theurer Freund, es würde dann ein solches Maß von Besorgnissen hinsichtlich der Wirksamkeit des katholischen Vereins, wie Dein Sendschreiben kund gibt, wohl nicht laut geworden seyn. Du sagst mir zwar, daß heute noch die Hoffnung überwiege für den Sieg der guten Sache in dem katholischen Vereine Deutschlands; wenn ich jedoch, eingedenk des Sprüchworts: wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über, das Verhältniß betrachte, in welchem Dein Schreiben, einigen wenigen Hoffnung athmenden Zeilen gegenüber, sich in Besorgnissen ergießt; so muß ich mir sagen: hier überwiegen die Letztern. Und deßhalb beklage ich es schmerzlich, daß Verhältnisse, deren Ueberwindung leider! nicht in Deiner Macht gestanden, es Dir unmöglich gemacht haben, den Generalversammlungen in Mainz und Breslau beizuwohnen, und daß Du überdieß von der Art, wie die Träger der kirchlichen Autorität über den katholischen Verein sich ausgesprochen haben, nicht unterrichtet bist.

Wie vollkommen die Abgeordneten zu den beiden Generalversammlungen, die Männer, in denen Du zweifelsohne die Hauptträger der eigentlichen Vereinsthätigkeit zu erblicken geneigt seyn wirst, mit allen in Deinem Schreiben ausgesproche-

nen Grundsätzen über Zweck, Bedeutung und Wirksamkeit des katholischen Vereinswesens übereinstimmen, dieß zeigen die auf der ersten Versammlung zu Mainz redigirten und angenommenen Satzungen des Vereins und die Schreiben an den heil. Vater und sämmtliche Bischöfe Deutschlands, in denen der Verein diese seine Satzungen der kirchlichen Sanction zu unterbreiten nicht versäumte. Wärest Du Zeuge gewesen des Geistes, der in beiden Generalversammlungen waltete; der treuen Hingebung, der zarten, kindlichen Pietät, welche jene Schreiben dictirte — die ich Dich recht sehr bitte, in den gedruckten Verhandlungen zu lesen — und die in der zu Breslau beschlossenen Adresse an den deutschen Episcopat die feierliche Versicherung erneuert, „daß der katholische Verein Deutschlands in gewissenhaftem Festhalten an den von dem hochwürdigsten Episcopate gebilligten Satzungen stets und überall, wie es katholischen Männern geziemt, nur in treuer Ergebenheit und herzlicher Pietät gegen die hochverehrten Träger der kirchlichen Autorität das Ziel seiner Wirksamkeit zu verfolgen bedacht seyn werde"; — wärest Du, sage ich, Zeuge gewesen dieser Gesinnung von mehreren hunderten Abgeordneter aus achtzehn Diöcesen Deutschlands, Du würdest Dir gesagt haben: nein, bei der Gesinnung solcher katholischer Männer ist kein Grund gegeben zu der Befürchtung, daß „statt des Geistes Christi ein Geist des systematischen Widerspruchs, der alles zermalmenden, alles besser wissen wollenden Kritik, der hoffärtigen Ueberhebung, des rationalistischen Stolzes, der nivellirenden Gleichmacherei" in dem Vereine werde herrschend werden; Du würdest Vertrauen gefaßt haben zu dieser Gesinnung, da, wo sie in der eben angezogenen Adresse fortfährt: „wandelnd und wirkend unter dem Schutze und der Fürbitte der allerseligsten Jungfrau, welche wir zur Schutzpatronin des Vereins erkoren haben, und dem apostolischen Segen, welchen inmittelst auch der allgemeine Vater der Christenheit, unser glorreicher Papst Pius IX., dem Vereine im Hinblick auf jene Satzungen zu ertheilen geruht hat, und unterstützt durch die oberhirtliche Autori-

tung und das fromme Gebet unseres hochwürdigsten Episkopats dürfen wir uns der frohen Hoffnung hingeben, daß Gott es dem katholischen Vereine Deutschlands werde gelingen lassen, sich als ein Seiner Kirche nützliches Werkzeug zu bewähren."

Mag in dem annoch blutjungen Vereine hie und da Ungehöriges, mag Unpraktisches, mögen selbst vereinzelte, „christlich demokratische" Bestrebungen vorgekommen seyn — und mein Gott! lieber Freund, welche christliche Genossenschaft hat nicht Abirrungen Einzelner erfahren? — aber so weit meine Kenntniß der katholischen Vereine in Deutschland reicht, und die auf den beiden Generalversammlungen erstatteten Berichte über den Stand der Sache zu urtheilen berechtigen, ist mir eben so wenig von einem „statutenmäßig nicht betenden" Verein, als von einem Geiste „systematischen Widerspruchs, alles zermalmender, alles besser wissen wollenden, Kritik, hoffärtiger Ueberhebung, rationalistischen Stolzes und nivellirender Gleichmacherei" eine Spur kund geworden; ja ich möchte sagen, die unendliche Mehrzahl aller Mitglieder der katholischen Vereine in Deutschland weiß nicht einmal, was das alles für Dinge sind. Und wenn Dich vielleicht minder erfreuliche Wahrnehmungen an einem einzelnen Orte, an einem Orte, der möglicher Weise bis jetzt eigentlich noch gar nicht einmal ordentlich in den Organismus und in das Leben des katholischen Vereins Deutschlands eingetreten ist, zu der Andeutung veranlassen, „es fehle nicht an Gründen zu so ernsten Befürchtungen"; — die vielen Hunderte katholischer Vereine in Deutschland, die an allen dergleichen Dingen so unschuldig sind, wie Kinderseelen, mögen ruhig fort wirken im Geiste unserer Satzungen. Die zu Würzburg versammelt gewesenen Erzbischöfe Deutschlands haben uns ihre „hohe Freude" an dem Verein und seinen Satzungen mit der Erklärung ausgesprochen: „der Inhalt dieser Satzungen sowohl, als die echt kirchliche Pietät, mit welcher der katholische Verein Deutschlands die leitenden Grundsätzen seines Strebens der Billigung und Theilnahme, dem Schutze und Gebete seiner kirchlichen Oberhirten empfiehlt, er-

füllen dieselben mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß Gott einem so fromm begonnenen Werke seinen Beistand und Segen nicht versagen werde. Indem die versammelten Erzbischöfe und Bischöfe diese ihre Hoffnung und zugleich ihren Dank für die an sie gerichteten Schreiben dem katholischen Vereine Deutschlands aussprechen, verbinden sie damit die Versicherung, daß sie dem von dem katholischen Verein erstrebten schönen Zwecke ihre Mitwirkung und Gebet gerne widmen werden."

In ähnlichen Schreiben haben mehrere in Würzburg nicht zugegen gewesene Bischöfe es anerkannt, „daß die von dem Verein für die Entfaltung seiner Wirksamkeit aufgestellten Grundsätze das Gepräge von treuen Söhnen der katholischen Kirche tragen; daß in denselben eine feurige Liebe zu dieser unserer gemeinsamen Mutter athme, und daß sich in Allem ein heiliger Eifer für die Wahrung ihrer Institutionen und der Entschluß ausspreche, sich freudig und vertrauensvoll um die Oberhirten zu schaaren." Und der heiligste Vater hat es in zwei Schreiben, in denen er seinen apostolischen Segen uns ertheilt, ausgesprochen, „daß ihm die Satzungen und die dargelegten Gesinnungen des Vereins nur Freude und Trost gewährt, daß er dem Bestreben desselben das verdiente Lob spende und vorzügliche Theilnahme zuwende, und daß er seine höchsten Wünsche und Gebete zu Gott richte, auf daß er die Anstrengungen und Bemühungen der Männer des Vereines segne." Mehrere Bischöfe, ich will nur die von Limburg und Regensburg anführen, haben in ihren Hirtenbriefen die Gründung und Ausbreitung der katholischen Vereine auf's eindringlichste empfohlen; und wohl die Meisten das Protectorat über die in ihren Sprengeln befindlichen mit freudiger Anerkennung übernommen. — Wo aber der Statthalter Christi auf Erden, der, den Er zum obersten Hirten Seiner Kirche gesetzt hat, und alle die hohen Träger der kirchlichen Autorität in Deutschland dem katholischen Vereine anerkennendes Vertrauen, und zugleich ihre vorzügliche Theilnahme in Gebet und thätiger Mitwirkung in so aufmunternder Weise aussprechen und zusagen, da sagt mir

mein katholisches Gefühl, daß auch wir vertrauen müssen, und daß das katholische Vereinswesen — wie unverkennbar auch mancherlei Gefahren ihm hie und da drohen mögen — unter dem theilnehmenden Schutze und Gebete, unter der weise lenkenden und, wo es Noth thut, auch weise zügelnden Mitwirkung der kirchlichen Autorität sich als ein nützliches Werkzeug im Dienste der Kirche bewähren werde, wenn nur auch wir, ein Jeder in seinem Kreise, das Unsrige thun, um zurathend oder abmahnend, das Unkraut beseitigend und den Waizen schonend das zunehmende Wachsthum, die gedeihliche Entwicklung der annoch jungen, schwachen Associationspflanze zu fördern, indem wir allerwege die Ermunterung zur Theilnahme und rechter Vereinsthätigkeit mit der Warnung vor jeglicher etwa drohenden unkatholischen, unkirchlichen Richtung Hand in Hand gehen lassen und so dem Vereine, in dessen Gründung und leitenden Grundsätzen die Kirche einen Gegenstand der Freude und des Trostes bewährt hat, immer neue, ihr zu Freude und Trost gereichende Kräfte zuzuführen.

Du hast, gedrängt von dem ganzen Ernste und der Bedeutung der Aufgabe, einmal die Hand an den Pflug gelegt, mein theurer Freund, um das Feld des Vereinswesens in diesem Geiste zu bereiten; Dein katholisches Gefühl bürgt mir dafür, daß Du sie nicht zurückziehen und daß Du — begabt wie Wenige — in den bereiteten Boden reichen, fruchtbaren Samen zu streuen nicht ermüden wirst; und ich schließe mit der schlichten, einfachen Versicherung: jedes Wort aus solchem Munde, und in den historisch-politischen Blättern, wird belebend, ermunternd, kräftigend, läuternd und segenbringend wirken.

Gott mit uns und mit dem katholischen Vereine Deutschlands!

X.

Rückantwort auf vorstehendes Schreiben.

München, den 9. Juli 1849.

Jeder menschliche Standpunkt der Beobachtung, mein theurer, alter Freund! ist nothwendig ein individueller, und jeder menschlichen Rede ist in Zeit und Umfang ihre Gränze gesetzt. Ist es daher nicht wohl möglich, daß Jeder bei jeder Gelegenheit Alles sagen kann, was nach allen Richtungen hin über einen Gegenstand gesagt werden könnte, vielleicht auch gesagt werden müßte, so ist es um so nothwendiger und unerläßlicher, daß die verschiedenen menschlichen Standpunkte Derer, die in einer und derselben Sache treu und aufrichtig Dasselbe, nämlich vor Allem nicht die eigene, sondern die Ehre Gottes wollen, sich ergänzen, und wenn es nöthig ist, gegenseitig berichtigen. — Ich kann Dir daher nur von ganzem Herzen dankbar seyn, wenn Du in Deiner hier vorstehenden Antwort, die Seite hervorhebend, die Du in meinem Sendschreiben vernachlässigt oder stiefmütterlich behandelt glaubst, — besonderes Gewicht auf die Hoffnungen legst, die sich an den Piusverein knüpfen. Ich danke Dir doppelt für diese Erinnerung, da Du mir dadurch Gelegenheit zu der nachträglichen Bemerkung gibst, daß ich der religiösen und politischen

Haltung des einzigen katholischen Vereins (in München), dessen Früchte ich aus eigener, wahrlich sehr unparteiischer Anschauung in der Nähe zu sehen Gelegenheit hatte, die höchste Anerkennung, und der ausgezeichneten, umsichtigen, praktischen, energischen Leitung desselben, wahre Bewunderung schuldig bin.

Zur Sache selbst erlaube ich mir Deinem Schreiben folgende einfache Erklärung beizufügen.

Es wäre ein Frevel und eine Thorheit, wenn ich in meinem Sendschreiben **vor** den Piusvereinen hätte warnen wollen; **die** Piusvereine aber vor Gefahren zu warnen, die von mehr als einer Seite auf sie eindringen, weil sie in der deutschen Atmosphäre unsers Jahrzehents liegen, dieß schien und scheint mir selbst heute noch, im eigentlichen Interesse der Vereine selbst, unerläßlich. Im vorigen Hefte der hist.-polit. Blätter findest Du (z. B. S. 52) einige Thatsachen angeführt, welche unparteiischen und unbefangenen Lesern den Beweis liefern konnten, daß die im Sendschreiben geäußerten Besorgnisse nicht aus der Luft gegriffen waren. Wer etwa im Interesse des Friedens verlangte, daß die histor.-polit. Blätter diese traurige Dornenlese, zu der sie genöthigt wurden, einstweilen und überhaupt ohne Noth nicht fortsetzen möchten, hätte von seinem Standpunkte aus ganz Recht. Aber eben so wahr ist es auch, daß es jedenfalls besser ist, wenn die Stimme eines Freundes den blutjungen katholischen Vereinen zuruft: hier ist ein Abgrund! laßt ihn euch nicht durch die Modephrasen des Tages verhüllen! als daß das Jubelgeschrei der Feinde sie auf den Schaden aufmerksam machte, wenn keine Gewalt auf Erden mehr ihn zu heilen im Stande wäre.

Der am tiefsten liegende Schaden Deutschlands ist der religiöse Indifferentismus. Das eigentlich spezifische Mittel dawider ist das Entstehen und die Ausbreitung katholischer Vereine. Dieß ist das Schlagendste, was ich zu ihrer Empfehlung zu sagen weiß. Es wäre sündlicher Unverstand, diese wie vom Himmel herabgefallene Arznei verkennen, sie mißachten und gering schätzen, ihr entgegenwirken zu wollen. Aber eben darum mußte es auch

einen Schrei des Entsetzens aus der Brust Derer herauspressen, die ihren Werth am tiefsten erkennen, wenn sie die Gefahr nahe gerückt sehen, daß Mißverständnisse und Irrthümer, die in der Zeitrichtung liegen, im Begriffe stehen, das köstlichste Heilmittel (weil es das einzige ist) in ein furchtbar zerstörendes Gift zu verwandeln, dem Heiligsten und Ehrwürdigsten eine Schellenkappe aufzusetzen. — Diese Besorgniß, weil sie sich leider! auf Thatsachen gründete, die bereits offen vorlagen, mußte, ohne irgend Jemanden seiner Intentionen halber anzuklagen, ausgesprochen werden, selbst auf die Gefahr hin, daß dieß bei Einigen Betrübniß, bei Anderen Erbitterung gegen die warnende Stimme erregen werde. Wenn wirklich diese Warnung schon dem Piusverein Gefahr brächte, wie würde er sich, dem Drange der Thatsachen gegenüber, im Strome der Zeit erhalten können? Wir Deutsche, wenn wir Vereine stiften und durch Vereine wirken wollen, müssen uns das unbedingte, blinde, einseitige Vergöttern, wie das eben so unbedingte, dünkelhafte Verdammen oder Ignoriren der Meinungen, die nicht gerade die unsrigen sind, abgewöhnen; wir müssen lernen zweien, vielleicht nur scheinbar verschiedenen Standpunkten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, eine und dieselbe Sache von mehr als einer Seite zu betrachten, und auch den wirklichen oder scheinbaren Gegnern das Wort zu gönnen. Es ist merkwürdig, daß im heutigen deutschen Charakter die herbste doctrinäre Einseitigkeit dicht neben der absoluten Principlosigkeit liegt, welche unvereinbare „Extreme vermitteln" will. Ueber Beiderlei müssen wir Herr werden. Könnten wir das nicht, und sind wir unfähig uns aus Rede und Gegenrede ein auf eigenen Füßen stehendes Urtheil zu bilden, so sollten wir nur getrost den Wahn und Aberglauben fahren lassen, daß wir des Vereinswesens fähig, und daß uns durch die Associationsfreiheit geholfen sei. Satzungen helfen dagegen nicht, sondern hier, wie überall, werden die Thatsachen entscheiden. Auch haben der Papst und die Bischöfe das, wovor ich warnte, wahrhaftig nicht gebilligt. Aber so hoch achte ich die

Piusvereine, daß ich glaubte und heute noch fest glaube: sie werden die nackte, trockne Wahrheit verstehen und ertragen können. Ja, ich lebe der Hoffnung, und manche günstige Zeichen bestärken mich darin: schon das bloße Aussprechen der wahren Sachlage, und daß in diesen Blättern die Gefahr mit dem rechten Namen genannt wurde, hat letztere theilweise bereits abgewendet. Wem ein wahrhaft katholisches Bewußtseyn aufgegangen ist, der wird und kann seine herzliche Theilnahme diesen Vereinen nicht entziehen, so bald sie, auf welchem Gebiete ihrer Wirksamkeit es sei, nichts als katholisch seyn wollen. Und dadurch, daß alle katholischen Elemente sich in ihnen zusammenfinden, wird es wiederum geschehen, daß jede particularistische Einseitigkeit von selbst ausgeschlossen und auf ihr rechtes Maß zurückgeführt wird. Gönnen wir nur der Entwickelung des guten Geistes, je nach Zeit, Ort und Gelegenheit, freiesten Spielraum, und hüten wir uns vor der im Charakter dieser Zeit liegenden Organisirungswuth und Centralisationsmanie. Dann wird alles Gute, auch auf dem Felde der Vereine, unter dem Segen Gottes, wachsen und gedeihen.

Du siehst, mein theurer Moritz! wir Beide könnten nur dann über die Piusvereine streiten, wenn wir uns in die Lage jener wackern Leute versetzten, von denen Lessing berichtet, daß sie sich zankten, weil der Eine behauptete: es sei vier Uhr vorüber, während der Andere hartnäckig darauf bestand: es sei noch nicht halb Fünf.

Gott sei mit Dir und dem Piusvereine. Grüße herzlich die Deinigen!

XI.

Frische Lieder für frische Kinder.

Sechs Kinderlieder, ein- und mehrstimmig, mit und ohne Begleitung, gedichtet von G. Görres, in Musik gesetzt und ihrer Nichte Marie Steingaß gewidmet von Marie Görres. München, bei Falter und Sohn. Preis 1 fl. 12 kr.

Gedichte und Lieder, die in gegenwärtiger Zeit erscheinen, kommen mir vor wie Schmetterlinge, die an einem kalten, nebelgrauen Novembertag ausfliegen, oder wie Goldfische, die verdammt sind, in einem faulen, trüben Wasser schwimmen zu müssen.

Für Dichter und Sänger, für Poesie und Musik leuchten dermalen keine guten Sterne; denn der Geist unserer Zeit mag alles Andere seyn, poetisch ist er nicht. Die Welt gewinnt ein fahles, ein graues und trübseliges Aussehen; Viele will es sogar bedünken, als ob die europäische Menschheit altersschwach und kindisch zu werden anfange.

Schon in dem güldenen ABC des ehrlichen Wandsbecker Boten heißt es unter dem Buchstaben E:

> Erleuchtet das Jahrhundert ist;
> Der Esel Stroh und Disteln frißt,

und unter dem A:

> Aus Nichts wird Nichts, das merke wohl,
> Wenn aus dir Etwas werden soll.

Der deutsche Michel will sich aber das nicht merken; er hat sich auf sich selbst gesetzt, und nachdem er der abstrakten Philosophie satt geworden, ist er auf die abstrakte Politik verfallen. Im Grunde ist es immer das alte Lied, nur in einer andern Tonart.

Statt göttlicher Begeisterung und wahrer Poesie haben wir daher, beim Lichte besehen, die nüchterne Phantasterei des im Rausche seiner Selbstvergötterung und Selbstanbetung verrückt gewordenen Verstandes; statt Seelenfrieden und Harmonie gellen uns aus allen Gebieten herzzerreißende Mißklänge, Hader und Zwiespalt entgegen.

Von Gott und dem Gewissen, von einer Offenbarung und ewigen Gesetzen, von der Geschichte und der Natur will der Michel durchaus nichts wissen; er will frei seyn, ganz frei; und dabei merkt er nicht, daß er in die jämmerlichste Knechtschaft seiner eigenen Ohnmacht, seiner Kleinheit und Nichtigkeit fällt. Wie soll da die Poesie gedeihen? Wie sollen da frohe Lieder erschallen?

Der winterliche Nachtfrost des Zweifels und Unglaubens hat die blühenden Matten versengt und die rinnenden Wasser starr und die singenden Vögel stumm gemacht! Und was er verschonte, das hat der verzehrende Gluthwind niedriger, eigensüchtiger Leidenschaften ausgetrocknet und verbrannt. Wie soll da die Poesie erblühen? Wie sollen da frische, frohe Lieder erklingen?

Ein alter deutscher Sänger, der zu der Zeit gesungen, da der Grundstein zum Cölner Dom gelegt ward, ruft schon klagend:

„Das ist recht der Frösch in Teichen Art,
Denen ihr Geschrei so wohl behagt,
Daß die Nachtigall davor verzagt,
Und ihr süßes Singen spart."

Mit dem Beten ist uns auch die Freude und das Singen vergangen. Dafür soll uns nun die Politik trösten. Da liest

denn Alles Zeitungen und nichts als Zeitungen, und Alles will Politik treiben, und Jeder jeden Tag in ungenügsamer Gier etwas Neues hören, weil ihm in seiner Haut unwohl ist und ihn das, was seines Berufes ist, nicht freut. Selbst die Jugend auf unseren hohen und niedern Schulen wird mit dem Arsenik politischer Parteileidenschaften gefüttert, und um die Morgenröthe und den Frühling des Lebens betrogen. Bis in die abgeschiedensten Bergthäler dringt diese politische Cholera-Luft.

Wo kann man sich noch vor den Zeitungen und der leidigen Politik retten? — Dort kömmt die Eierfrau zur Stadt herein; am Thor hat sie sich das nasse Blatt gekauft; sie liest und stolpert an dem Korb einer Köchin vorbei, daß ihr die Eier auf das Pflaster fallen. Die Köchin ruft dem Stubenmädchen, das zum Fenster hinausschaut, zornig zu: „Der Zopf aller Zöpfe!" Und wer ist dieser Zopf aller Zöpfe? Niemand anders, als ihr Herr, der sie gestern nicht in die Volksversammlung lassen wollte, weil sie dem Kinde die Suppe kochen sollte. Ein Schusterbube steht daneben mit beiden Füßen in der Gosse; er hat eben einen Artikel über Kossuth und Garibaldi gelesen: „Ja", ruft er begeistert, „dem Volk muß sein Recht werden!" und damit wirft er seinem Collegen in der Fußbekleidungs-Fabrikation einen Stein nach dem Kopf mit den Worten: „der ist für dich, du rother Reactionär!" Den Kopf trifft er nicht, wohl aber die Scheiben seines Meisters, der herausspringt und ihm einige vormärzliche derbe Ohrfeigen steckt, daß ihm der Kopf gellt. Die republikanische Presse erhebt über diese Verletzung der Frankfurter Grundrechte ein Zetergeheul; Hermann, der Cherusker, ruft im Märzverein Rache über diese Knechtung eines freien Staatsbürgers, über diese Wiederherstellung des alten Bundestages; er schreit so lange Mord und Verrath über diesen blutgierigen Tilly und Wrangel von einem Schuster-Aristokraten, bis ein Putsch entsteht. Dem Meister und seinen Gesinnungsgenossen und ihren respektiven Nachbarn werden für einige tausend Gulden Fensterscheiben

und Meubles demolirt; das Militär schreitet ein; ein Handwerksbursche bleibt auf dem Platze; ein Vater von zehn Kindern verliert seinen Arm; Hermann, der Cherusker, wird in dem Pulverdampfe unsichtbar; der Aufruhr ist niedergeschlagen; die Besatzung der Stadt wird vermehrt; die demokratische Presse erscheint mit schwarzem Rande und der Trauerbotschaft: „Die Ruhe des Kirchhofs herrscht in Warschau!“ und damit ist der Friede der Stadt wieder bis zum nächsten Putsch gesichert. Alles die Folgen von drei Ohrfeigen, welche ein frecher Bube verdienter Maßen von seinem Meister erhalten!

Das sind Scenen aus dem politischen Familienleben, ich weiß nicht, soll ich sagen, der Menschen oder der „Viehger“ des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Michel ist indessen seelenvergnügt, daß er sich so gesinnungstüchtiger Milchweiber, Köchinnen, Schusterbuben und Märzvereins-Präsidenten rühmen kann. Vom Singen ist da keine Rede; will er sich etwas Gutes anthun, dann brüllt er: Schleswig-Hollstein meerumschlungen; Was ist des Deutschen; Ein freies Leben führen wir; Der Hecker ist der rechte Mann! und zum Beschluß die Marseillaise. Alles mit einer Stimme, daß Lerchen und Nachtigallen sammt und sonders Reißaus nehmen.

Daß bei diesem Treiben ohne Gott kein Heil und kein Segen, und darum auch keine Freude und keine Fröhlichkeit seyn kann, versteht sich von selbst. Bei aller fieberhaften, ruhelosen Thätigkeit und Hetzerei, bei allen Umwälzungen und Umstürzungen wird doch nicht das Mindeste gefördert; denn die Guten müssen alle ihre Kraft aufbieten, um das zerstörende Treiben der Schlechten unschädlich zu machen; zu einem Schaffen bleibt ihnen wenig Muße, und so reiben sich die Kräfte gegenseitig auf.

Was wir gegenwärtig aufführen, ist im Grunde nichts anderes, als Albrecht Dürers: Ritter, Tod und Teufel; der Tod, unser Führer, hält uns als seelenloser Lichtfreund

die Laterne vor, und der Teufel reißt das sich sträubende Roß gewaltsam voran mit dem Rufe: Vorwärts! Vorwärts bis zur Hölle!

Mit Fug und Recht haben daher auch die jüngst erschienenen Dresdener Holzschnitte unser politisches Treiben als einen neuen Todtentanz dargestellt. Ist es ja doch nichts anderes, als der Geist des Stolzes und der Zügellosigkeit, der Geist des Neides und des Hasses, der Geist der Eigensucht und des Eigendünkels, der Geist der Zwietracht und Empörung, der Auflösung, der Verwesung und Zerstörung, der sich den demokratischen Schlapphut mit der rothen Feder aufgesetzt und seine Freischaaren in's Feld führt. Aber die Blouse deckt nur schlecht das dürre Knochengeripp des klappernden Sensenmannes; die lockenden rothen Aepfel, die er seinen Genossen darreicht, zerfallen in Asche, wenn sie den Hunger an ihnen stillen wollen, und wo er den Fuß hinsetzt, da sinken die welken Blumen zur Erde, alles Leben erstirbt und die Fluren gleichen den Ufern des todten Meeres; wie schon das uralte schöne Volkslied von dem unerbittlichen Sensemann singt:

Er herrschet durch die ganze Welt,
Und mäht, was ihm gefällt:
Die Blüthe der Jugend,
Die Stärke der Tugend,
Die Armen, die Reichen
Macht all er erbleichen,
Hüt dich schön's Blümelein!

Was jetzt noch grün und frisch dasteht,
Wird morgen abgemäht:
Roth Rosen, weiß Lilgen
Bald wirst austilgen,
Ihr kaiserlich Kronen
Er wird euch nicht schonen,
Hüt dich schön's Blümelein!

Wie gewaltig daher auch der Philosophus Ruber, der Professor in Naturalibus und alle Politiker des rothen Freimaurer-Ordens sich in die Seiten schlagen mögen; wie thatkräftig sie thun, und was sie von Verjüngung und socialer

Neugestaltung declamiren: es ist ein seelenloses Wesen, das, vom geistigen Tod ausgehend, zum Tode führt. Dem künstlichen Rausche und der Fieberhitze folgt sogleich die tödtliche Ermattung, und der in Sünden durchschwärmten Nacht der moralische und physische Katzenjammer. Und wie ihre Philosophie keine kranke Seele gesund, keine hungernde speisen konnte: so entflieht auch das Leben scheu und erschrocken vor ihrer abstrakten Politik. Wo sie den Fuß hinsetzen, da weicht der Boden, und was ihre Hand berührt, das wird farblos und welk, wie die Blume in dem Herbarium eines Botanikers.

Wenn ich dem Walten dieses Genius zusehe, wie er unter seiner Maske dem betrogenen Volke eine atheistische Demokratie der Zügellosigkeit und Unzucht als das höchste Glück der Erde preist; und wenn ich wahrnehme, wie bei seinem Erscheinen der Himmel sternlos und die Erde blumenlos, und das Leben kalt und freudenleer wird, und Sang und Klang verstummen: dann sehe ich in ihm den eingeschrumpften, klapperdürren, aschgrauen alten Apotheker leibhaft vor mir stehen, den Rückert so treffend schildert:

„Kam ein alter, rost'ger,
Kalter, frost'ger,
Dürrer, eingeschrumpfter,
Abgestumpfter
Arzneienschmecker,
Gläserlecker,
Apotheker langsam,
Mühvoll-langsam
Durch den Garten schleichend,
Und sah keuchend
Bäume und Pflanzenarten
An im Garten,
Um die Eigenschaften,
Die da haften
An den schönen Sachen,
Auszumachen."

Der Arme erfreut sich nicht an dem, was Gott geschaffen; keine Bewunderung, keine Liebe, kein Dank für die Güte

des Ewigen erfüllt sein trockenes Herz. Er weiß nur von Krankheiten, von Mißgeburten, von Wunden, von Eiter und Beulen, und überall sucht er nach Salben und Elixiren:

„Was für Gliederreißen
Gut zu heißen;
Was das Lungenkeuchen
Möchte scheuchen;
Was sich ließ im Stillen
Drehn zu Pillen;
Oder was verbergen
In Latwergen."

Und wie ergeht es dem blüthenreichen Garten, den dieses seelenlose Gespenst, diese lebendige Leiche durchwandelt?

Als so weit beklommen
Er gekommen:
Sah ich Bäume wanken
Wie die Kranken,
Daß von welken Stielen
Blätter fielen,
Und am Boden klebten
Gleich Recepten.
Als fortfuhr das Mustern
Ward zu Hustern
Aller Nachtigallen
Liederschallen;
Und die Rosenhecken
All vor Schrecken
Wurden leichenfarber
Als Rhabarber.

In dieser gesangfeindlichen, rhabarberfarbenen Zeit sind diese frischen Lieder für frische Kinder in die Welt hinausgeflogen. Sie haben sich nicht von dem bösen Alten und seinen stechenden, hohlen Augen abschrecken lassen; sie verlangen seinen Beifall nicht; sie sind ja nicht für eingetrocknete Apotheker, sondern für frische Kinder bestimmt. Gottes Luft und Sonne aber lassen sie sich auch von keinem Apotheker und Doctor verkümmern, und trüge er ein scharlachrothes Kleid,

wie der Scharfrichter. Sie gönnen ihm seine Pillen und seine Latwergen, seine Purganzen und Essenzen, seine Schmieralia et omnia alia. Will er aber mit Steinen nach ihnen werfen: nun dann fliegen sie einen Ast höher und singen um so lauter ein Gloria in excelsis Deo, weil die lederne Seele, an die Erde gebannt, ihnen nicht nach kann. Werden aber die Kinder sich an ihnen erfreuen, dann haben sie ihren Zweck erfüllt. Und somit schließen wir diese Anzeige mit einem ihnen entlehnten Juchhei:

„Nun treiben wir den Winter aus,
Den alten, kalten Krächzer;
Wir jagen ihn zum Land hinaus,
Den Brummbär und den Aechzer,
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein.
Juhei! juhei, juhei!
O komm herbei!
O Mai, o Mai!“

„Das leere Stroh,
Das dürre Reis
Und alles, was vermodert,
Das geben wir dem Feuer Preis,
Daß hoch die Flamme lodert,
Und laden uns den Frühling ein
Mit Blumen und mit Sonnenschein;
Juhei! juhei! juhei!
O komm herbei!
O Mai, o Mai!“

XII.

Bewillkommnung einer Königin von Spanien durch einen Hirten.

Es ist wohlthuend und dient zur Erholung, zwischen ein aus dem unerfreulichen Treiben der Gegenwart und aus dem endlosen Gehetze bodenloser Theorien und einer moderduftigen Praxis uns in eine einfachere und blüthenreichere Vergangenheit zurückzuversetzen. Vielleicht wissen es unsere Leser uns zu Dank, wenn wir ihnen gleichsam zur Abspannung ein Fragment aus einer untergegangenen Zeit vor Augen stellen. Wir entnehmen es dem Blatte eines Archivs, welches die Ueberschrift führt: „Verzeichnuß wölcher gstalt ein Schafhirt In der Stat Soria die new Khunigin von Spania *) Empfangen.“

Wir geben diesen Bericht unverändert, wie er im Original enthalten ist, bloß nach jetzt üblicher Rechtschreibung. Derselbe lautet so:

„Es ist eine Stadt, an dem Wasser Duero gelegen, so durch das Königreich Castilien lauft, die man Soria nennt, vor Zeiten Numantia genannt. Sie liegt in einem Thale, an einem sanften Gebirg. Die Einwohner derselben haben ihre Nahrung meistentheils von kleinem Vieh, als Schafen, Geißen und Castraunen **); denn sie daselbst herum eine vortreffliche Waide dazu

*) Elisabeth von Valois, Philipps II. dritte Gemahlin.

**) Schöpsen.

haben, sonderlich im Sommer. Im Winter aber schicken sie das Vieh über das Gebirge in eine Provinz, so an Portugal stößt, Estremadura genannt. Und versieht diese Stadt fast das ganze Königreich Castilien mit diesem kleinen Vieh; also daß es reiche Bürger, oder, wie man es nennen mag, Schaf- und Geißhirten deß Orts hat; denn sie ein großes Geld aus dem Vieh, und sonderlich aus der Wolle ziehen, die die beste ist in der ganzen Christenheit."

„In dieser Stadt hat es unter andern einen Bürger, so der fürnehmste und reichste, auch nicht eines kleinen Ansehens ist, Juan Serrano genannt; gleichwohl ein Hirte und der sein Leben im Feld mit Nährung des Viehs und andern dergleichen Sachen zugebracht hat. Und obwohl er auf 200,000 Kronen werth geschätzt wird, so hält man ihn doch anders nicht, denn wie andere seiner Landsleute, für einen Geißhirten."

„Als nun die Königin aus Frankreich in Spanien auf Quadalaxara zu gezogen und im Monat Februar dieses Jahres *) in gemeldter Stadt Soria sollen einreiten, hat sich gedachter Serrano entschlossen, Ihrer Majestät entgegen zu ziehen und sich als ein Unterthan zu erzeigen. Als er nun vernommen, daß Ihre Majestät sich herzunahe, ist er ihr in nachfolgender Gestalt entgegen gekommen."

„Erstlich hat er vor ihm hertreiben lassen viertausend Geißen und so viel Kitzlein, also daß jede Geiß ihr Kitzlein hatte, und hat jedes ein silbernes Glöcklein am Halse hängen gehabt; dabei sind gewesen zwölf Hirtenknecht, so diese Geißen und Kitzlein getrieben, alle in Hirtenkleidern von weißem Sammet, mit ihren breiten Gürteln und Hirtentaschen, von Goldstuck gemacht, dazu jeder seinen Hirtenhund mit einem silbernen Halsband mit vielen Spitzen, wie sie denn pflegen, solche Hunde für die Wölfe zu halten."

„Den Geißen sind nachgefolgt viertausend Schafe mit eben so viel Lämmlein, deren ebenfalls jedes ein silbernes Glöcklein am

---

*) 1560.

Hals getragen; deren Hirtenknecht auch so viele gewesen, in aller Maß und Gestalt gekleidet, wie die vorigen."

„Nach diesem haben andere so viel Hirten, auch gleicher Gestalt gekleidet, viertausend der schönsten und besten Castraun getrieben, die im Lande zu finden waren, und hat auch jeglicher sein silbernes Glöcklein am Hals gehabt. Diesen sind nachgefolgt einige Tragesel, die mit Proviant beladen, und deren Decken von carmoisinrothem Sammet, mit Gold gestickt, gewesen. Letztlich ist Juan Serrano selbst in einem Hirtenkleid von Goldstuck auf einem schönen Zelter *), mit den kostbarsten Wildbecken belegt, sammt vielen seiner Freunde und Diener geritten, und hat neben sich zwölf Lakaien in rothem und weißem Sammet mit Gold gestickt laufen gehabt. Ihm sind nachgefolgt sechs Knaben, in Goldstuck gekleidet auf sechs schönen Rossen, mit ähnlichen Decken geschmückt, dann ist noch viel Gesinde und Volk aus der Stadt gekommen."

„So ist er fortgegangen, bis er die Königin angetroffen, welche dann mit ihrem Gefolge still gehalten und den Pracht dieses Schafhirten vorüberziehen lassen. Als er nun in die Nähe der Königin gekommen, ist er abgestiegen, hat Ihrer Majestät die Hand geküßt und folgende Worte gesprochen:

„„Allerdurchlauchtigste Königin! Ich bin der königlichen Majestät, meinem gnädigsten Herrn, mit unterthänigstem Willen und geneigtem Gemüth jeder Zeit zu dienen, wie billig, urbietig und willig; nicht allein darum, daß ich derselben Unterthan bin, sondern auch weil ich sehe, daß diese Stadt, meine Vaterstadt, von Ihrer Majestät jederzeit vor andern mit sondern Gnaden angesehen und begabt worden. Deßhalben erfreue ich mich Euer Majestät Ankunft in diesem Königreiche und insonderheit Ihrer Verbindung mit unserm König, daß Gott der Herr Euern beiden Majestäten in Freude und Wohlfahrt alles dasjenige, so Sie in Ihren Königreichen können begehren, wolle verleihen. Ich als ein unterthänigster, gehorsamster Unterthan küsse Euer Majestät königliche Hände und bitte Sie, mich nicht weniger als Ihr Gemahl, mein

---

**) Genneta, im Original, was eigentlich eine Zibethkatze heißt.

gnädigster Herr der König, für einen treuen Diener und Unterthan anzuerkennen. Und damit Euer Majestät sehen mögen, was wir hier in dieser Stadt für Handthierung haben und was wir für Leute seien, so erscheine ich vor Euer Majestät mit dieser kleinen Verehrung, welche die Frucht ist, die in diesen unsern Gebirgen wächst und gezogen wird. Ich verehre sie Euer Majestät, als die für Sie geboren und erzogen worden, mit unterthänigster Bitte, Euer Majestät wolle diesen meinen geneigten Willen in Gnaden erkennen und dafür halten, daß ich Euer Majestät in viel Mehrerem meine unterthänigsten Dienste, im Falle der Noth, zu beweisen willig und erbötig sei.""

„Darauf hat ihn die Königin gnädiglich lassen abdanken und sich sammt ihren französischen Herren sehr ob diesem Serrano verwundert, mit dem Bemerken, daß sie ihr Lebelang keinen reichern Hirten gesehen habe. Und ist also das Vieh Ihrer Majestät nachgetrieben und dieselbe sammt dem Hofgesind davon gespeist worden bis nach Guadalarara."

Ueber diese Vergangenheit und die Gegenwart, in welcher Fürsten und Fürstinnen nur zu oft Volksvertreter mit leeren Floskeln und heuchlerischen Phrasen empfangen werden, mögen gründliche Zeitungsleser ihre Glossen nach Belieben machen!

XIII.

Literatur.

I.

Tirol und die Reformation in historischen Bildern und Fragmenten, ein katholischer Beitrag zur Charakterisirung der Folgen des dreißigjährigen Krieges vom tirolischen Standpunkte aus. Von Beda Weber. Innsbruck, bei Wagner, 1841.

Nur die Entlegenheit des Verlagsortes und vielleicht der Titel, welcher, so richtig er ist, doch den Reichthum des Inhaltes nicht vermuthen läßt, kann daran Schuld seyn, daß dieß Werk nicht bekannter in Deutschland ist.

Es befaßt sich nur vorübergehend mit den Versuchen, den Protestantismus in Tirol einzuführen. Nachdem der Verfasser zunächst die „Weltstellung Tirols im dreißigjährigen Kriege" und die Wichtigkeit der Erhaltung des Landes mit seinen Bewohnern für die Kirche zu dem großen Kampfe angedeutet hat, weist er nach, in welch tiefem kirchlichen und sittlichen Verfall Tirol um das Jahr 1600 sich befand, wie der Protestantismus demzufolge dort bereits aufzutauchen begann, und geht dann auf „die Gegenmittel aus den göttlichen Tiefen des Katholicismus" über.

Er führt nun in zwanzig historischen Fragmenten eben so viele Bilder und Gruppen vorzüglich begnadigter Personen vor, welche als Werkzeuge der göttlichen Vorsehung zur Erweckung des Glaubens, der Buße, des inneren und äußeren christlichen Lebens in Tirol im Verlaufe des siebenzehnten Jahrhunderts gewirkt haben. Bußprediger, Einsiedler, Verzuckte, Männer und Frauen vom Erzhause Oesterreich, vom Adel und vom Bürgerstande u. s. w.

Diese Schilderungen nach der bekannten geistvollen, kirchlich-geschichtlichen Auffassung gewähren nach den verschiedenen Stellungen der Dargestellten die interessantesten und anziehendsten Blicke in die Zeitgeschichte, so wie in die Sitten der verschiedenen Stände.

Ein besonderes freudiges und ermuthigendes Interesse haben dem Schreiber dieses die Bilder mehrerer, zum Theil weniger bekannten, reich begnadigten Männer und Frauen aus dem alt katholischen Erzhause Oesterreich gewährt, sie müssen solches allen denen gewähren, welche der Geschichte des deutschen Vaterlandes einigen Sinn bewahrt haben und, nach den im vorigen Jahre an dem Hause Oesterreich geschehenen Wundern der Errettung, mit neuer Hoffnung auf den „Kaiser-Jüngling auf Oesterreichs Thron“ blicken, Gottes Führung und Schutz für ihn anflehend, daß Er ihn, auf dem der Segen vieler frommen Vorfahren ruht, zum Retter Deutschlands ausrüsten wolle.

II.

Denkschrift über die October-Revolution in Wien; verfaßt und herausgegeben von Wenzeslaw Georg Dunder. Wien 1849.

Dieses Werk, welches auf acht Theile berechnet ist, von denen uns bis jetzt fünf Hefte (32 Bogen) zu Gesicht gekom-

men sind, hat einen gegründeten Anspruch darauf, den besten Quellen, die wir nur irgend für historische Ereignisse besitzen, an die Seite gestellt zu werden. Der Verfasser, welcher zur Zeit der October-Revolution Platz-Oberlieutenant und Ordonanzoffizier des Nationalgarden-Commandos und Mitglied des großen Verwaltungsrathes der Nationalgarde war, hat in seinem Buche eine ausführliche Darstellung aller Ereignisse seit dem dreizehnten März, und seit der Katastrophe an den Taborbrücken und der Ermordung Latours geliefert; das fünfte Heft schließt mit den Begebenheiten vom 18. October, und es steht nunmehr zu erwarten die weitere Geschichte der Belagerung und der Einnahme Wiens, nebst den aus derselben entspringenden Folgen. Diese Darstellung ist von den Ober-Offizieren des damaligen Ober-Commandos der Nationalgarde nach eigenen Erlebnissen zusammengetragen und aus amtlichen Quellen geschöpft, zugleich in größter Vollständigkeit mit den Proclamationen, Erlassen und Correspondenzen aller Autoritäten, Vereine und Personen versehen. Das Unternehmen ist ein höchst dankenswerthes, und wir wünschen, wegen des großen Interesses, welches die Lectüre desselben bietet, demselben einen recht schleunigen Fortgang. Hätten wir für alle historischen Thatsachen solche Quellen, hätten wir sie nur für die Ereignisse seit den Märztagen in Deutschland überhaupt, wahrlich es stünde um die historische Wahrheit gut bei uns. Indem wir diese Anzeige dieses Werkes hier voranschicken, beabsichtigen wir, dasselbe noch in einem größeren Artikel ausführlich zu besprechen.

XIV.

Kabinetsstück.

Von dem deficit heureux unter Ludwig XVI. bis auf den heutigen Tag lassen alle Revolutionäre und Aufrührer vor den Augen des Volkes den blauen Dunst materieller Erleichterungen aufsteigen. Der schlichte Bauersmann eines schweizer Cantons bemerkte einst Schreiber dieses: sein Vater habe eine, er zwei Revolutionen erlebt; die Folge derselben sei nie eine andere gewesen, als daß er nach der zweiten mehr habe zahlen müssen, als bei der ersten. Im letzten Jahre Carls X. betrug das Budget über 900 Millionen. Es wurde Frankreich eine wohlfeile Regierung verheißen. Im letzten Jahre von Ludwig Philipps Walten hatte das Budget beinahe das Doppelte jener Summe unter Carl X. erreicht. Im österreichischen Reichstag wurde einst an den Besoldungen der Diplomaten an den fremden Höfen herumgerupft, von nothwendigen Ersparnissen auf diesem und jenem Ansatz gesprochen. Daß solche Sprecherei selbst eine ungleich größere Summe koste, als durch jede Ersparniß würde erzielt werden, daran dachte Niemand.

XV.

Die letzte Cölner Diöcesansynode.

Die von den zu Würzburg versammelten Bischöfen gegebene Verheißung, das Institut der Diöcesansynoden wieder in's Leben zu rufen, ist Veranlassung dazu geworden, daß mehrere diesen Gegenstand betreffende Schriften theils schon erschienen, theils angekündigt sind. Zu jenen gehören die Abhandlungen von Filser, Hainz und Amberger über die Diöcesansynoden; binnen Kurzem hofft auch der Verfasser dieser Zeilen eine derartige Arbeit veröffentlichen zu können, in welcher die eigentliche Natur und Beschaffenheit dieser Art kirchlicher Versammlungen, besonders im Gegensatze zu den Concilien der Bischöfe, dogmatisch erörtert ist. Ob und in wie weit diese Schriften ihrem Zwecke entsprechen, soll hier nicht untersucht werden, daß aber ein großes Bedürfniß nach solchen Abhandlungen, in denen die Grundlagen und Principien jenes Institutes dargestellt werden, vorhanden war, davon hat sich Jeder bei den vielen lebhaften Erörterungen, die jener Gegenstand in den verschiedensten Kreisen hervorgerufen hat, zur Genüge überzeugen können. Es war in dieser Hinsicht die größte Meinungsverschiedenheit nicht bloß über die Zweckmäßigkeit der Synoden wahrzunehmen, sondern auch über das Wesen derselben, und

man konnte aus dem Munde sehr gebildeter Männer theils das aufrichtige Geständniß der gänzlichen Unbekanntschaft mit der Sache, theils Ansichten vernehmen, die diese Unkenntniß in einer weniger erfreulichen Weise kund gaben, indem sie das Institut der Diöcesansynoden entweder für einen kirchlichen Landtag mit dem Bischof als Präsidenten an der Spitze sich dachten, und es von diesem Standpunkte aus willkommen hießen, oder ohne die kirchliche Form zu beachten, in welcher die Synoden zu halten sind, es übersahen, daß gerade auf diesem Wege allen Anmaßungen gesteuert werden könne, während sie die Anwendbarkeit des Institutes als eines völlig antiquirten in Abrede stellten.

Aus diesen Gründen erscheint es uns ganz geeignet, mit Hinweglassung aller theoretischen Deductionen, einmal auch das Bild einer wirklich gehaltenen Synode vor Augen zu stellen. Dieß hat den Vortheil, daß Keines Meinung dabei vorgegriffen werden kann, sondern es Jedem selbst überlassen bleibt, sich gleichsam aus eigener Anschauung den Charakter des ganzen Institutes klar zu machen. Es soll hier also nicht erörtert werden, was die Diöcesansynode sei, nicht, worin ihr Zweck und ihr Nutzen bestehe, nicht, wer sie zu berufen berechtigt sei, und wer auf ihr zu erscheinen habe, sondern es sollen vielmehr bloße Thatsachen vorgeführt werden, und wir wählen zu diesem Zwecke die im Jahre 1662 von dem Churfürsten Maximilian Heinrich in dem Dome zu Cöln gehaltene Synode.

Die Cölner Diöcese hat während des Mittelalters vor andern deutschen Bisthümern die Auszeichnung genossen, daß in ihr die Synoden mit besonderer Regelmäßigkeit gehalten wurden. Während das gemeine Recht sich damit begnügt, jährlich eine Synode vorzuschreiben, berief nach alter Gewohnheit der Erzbischof von Cöln zweimal im Jahre seinen Clerus, gewöhnlich auf Montag nach Invocavit und auf Remigiustag (2ten October) zu sich. Auch im sechszehnten Jahrhunderte, als in andern Diöcesen die Synoden viel seltener wurden — wovon

jedoch Münster eine besondere Ausnahme macht*) — wurden in Cöln bis zum Jahre 1551 hin, außer zweien Provinzialconcilien, zehn Diöcesansynoden gehalten. Dann trat eine längere Unterbrechung ein, bis der Begründer der katholischen Liga, Churfürst Ernst, der erste unter den fünf auf einanderfolgenden Erzbischöfen aus dem bayerischen Hause, im Jahre 1598 eine solche Synode hielt. Seinem Beispiele folgte Ferdinand (1612 und 1627) und der vorhin genannte Maximilian Heinrich, der im Jahre 1662 diejenige Synode feierte, von welcher hier ausführlicher die Rede seyn soll. Der Erzbischof war, wie er in der Vorrede zu seinen Statuten sagt, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß für die Aufrechthaltung des Glaubens und die Reformation der Sitten, sowohl des Clerus als der Laien, die Synode äußerst heilsam sei, und hatte daher nicht bloß die Absicht, diese zu feiern und selbst, aus erzbischöflicher Autorität, den Vorsitz zu führen, sondern auch eben diese Feier zur Grundlage der Wiederherstellung des Synodalinstituts in der Weise zu machen, daß alljährlich wenigstens einmal eine solche Versammlung Statt finden sollte; allein dieß Letztere ist wegen Ungunst der Zeiten nicht in Erfüllung gegangen; die Synode vom Jahre 1662 war die letzte, welche in der Diöcese Cöln gehalten worden ist. Ihr Programm ist uns in der erforderlichen Vollständigkeit aufbewahrt, um ein deutliches Bild von der ganzen Versammlung zu gewähren und darf, da es der Ausgabe der Synodalstatuten vom Jahre 1667 ohne alle weitere Bemerkung vorgedruckt ist, als wirklich und vollständig beobachtet angesehen werden.

In seinem Convocationsschreiben vom 1. Februar 1662 beraumte der Churfürst die Synode auf den Montag nach Lätare (20. März) an, und forderte im Namen des Herrn kraft der ihm durch das Concilium von Trient verliehenen, so wie kraft seiner bischöflichen Autorität, die nachstehenden Personen, mahnend und ermunternd auf (ordinaria nostra authoritate

*) In Münster dauerten die Synoden formell bis zum Jahre 1846, haben also eigentlich nie aufgehört.

in Domino requirimus hortamur et monemus), sich zur Synode einzustellen, nämlich: „Propst, Decan und Capitel der Metropolitankirche, Aebte, Pröpste, Archidiaconen, Stifts- und Ruraldecane, Capitel und Canonici, Commendatoren, Prioren, Guardiane und Rectoren, Pastoren, Präfecten, Prioren oder Beichtväter der Klosterfrauen, Plebane und Curatgeistliche, so wie andere kirchliche Personen, sowohl Regular- als Säculargeistliche, die sich in der Stadt oder in der Diöcese befinden, sie seien exemt oder nicht, so viel ihrer nach Recht und Gewohnheit der Cölner Synode beiwohnen können oder müssen." Mit dieser Aufforderung ist aber zugleich die Androhung von Strafen und Censuren gegen die ohne Entschuldigung Ausbleibenden verbunden, und zwar wird dabei ausdrücklich erklärt, daß trotz des Ausbleibens doch die Execution der Beschlüsse und Statuten nicht gehindert werden werde. Außer diesem erzbischöflichen Mandat, welches an die Pforten der Kathedrale und vieler anderen Kirchen der Diöcese angeheftet wurde, erging noch ein besonderes Ermahnungsschreiben über mehrere einzelne, in Betreff der Synode zu beachtenden Punkte. Dazu gehört, daß alle Prälaten und Ordensobern, Decane und Pastoren dafür sorgen sollen, daß sie in ihren Kirchen mindestens zwei Messen wöchentlich für den glücklichen Erfolg der Synode lesen lassen, so wie daß die Klosterfrauen täglich zu gleichem Zwecke nach der Conventsmesse den Hymnus Veni sancte spiritus und die Litanei von allen Heiligen beten sollten. Am Tage vor der Synode hatten sich alle Cleriker in Cöln einzustellen, um durch den Präfecten der Hospitien eine angemessene Wohnung angewiesen zu erhalten; vier Tage zuvor sollten aber alle Ruraldecane kommen, um vor dem bischöflichen Vicar die Namen aller Pfarrer und Beneficiaten ihres Decanats anzugeben, nachdem schon mindestens acht Tage vorher die Archidiacone Zahl und Namen der Decanate ihrer Sprengel anzuzeigen hatten. Außerdem schreibt der Erzbischof die Kleidung vor; Jeder hat seinem Stande gemäß, Jeder mit der Tonsur zu erscheinen. Es wird Allen ein ernstes und anständiges Benehmen sowohl auf,

als außerhalb der Synode zur Pflicht gemacht und dazu aufgefordert, daß wer etwas für die Synode, was zum Heil der Kirche gereicht, vorzubringen habe, dieses in Zeiten schriftlich thun solle.

Die Synode dauerte drei Tage und wurde, wie am Vorabende, so auch am Morgen des ersten Tages von 7 bis 8 Uhr durch das Geläute der Glocken sämmtlicher Kirchen Cölns verkündet. Der Clerus, welcher sich während dessen versammelte, holte dann den Erzbischof nach der Kathedrale ab, von welcher aus er in feierlicher Prozession durch die Stadt zog. Hierauf wurde das Hochamt de spiritu sancto von dem Erzbischof gehalten, der während desselben dem Clerus, so weit nicht Einzelne selbst schon in den Frühstunden celebrirt hatten, die heilige Communion reichte. Nach Beendigung der Messe, in welcher der Segen nicht gegeben wurde, nach einer Reihenfolge von Gebeten, Verlesung des Evangeliums, dem Gesange des zuvor erwähnten Hymnus und einer kurzen Anrede des Erzbischofs an den Clerus, wie dieses Alles genau im Pontificale Romanum vorgeschrieben ist, bestieg ein dazu ausersehener Prediger die Kanzel und hielt einen Vortrag, in welchem er, von der hohen Würde und Bedeutung der Hierarchie in der christlichen Kirche ausgehend, den Clerikern ihre erhabenen und heiligen Pflichten, insbesondere hinsichtlich ihres Lebenswandels, vor Augen stellte. Hierauf forderte der Secretär auf, daß Jeder, welcher etwa Beschwerden vorzubringen habe, dieß vor den nachgehends zu ernennenden Judices querelarum thun sollte, und überreichte sodann dem Erzbischofe das Buch, welches die auf die Synode bezüglichen Decrete enthielt, mit der Frage: ob er wolle, daß diese Decrete vorgelesen würden. Auf die mit dem Worte Placet ausgedrückte bejahende Antwort las er der Reihe nach folgende Decrete: 1) über die Eröffnung der Synode; 2) über die Lebensweise des Clerus während der Dauer derselben, worin abermals die Mahnung enthalten war, den Laien besonders während dieser Zeit durch gutes Beispiel voranzuleuchten; 3) das Decret über die Ernennung der Synodalbeamten, nämlich zweier Promotoren,

dreier Richter über die Beschwerden und Entschuldigungen der Ausgebliebenen, von vier Beichtvätern für den Clerus, des Notars, dreier Ceremoniare, zweier Lectoren und des Procurators des Clerus; 4) das Decret darüber, daß durch die Ordnung, in welcher die Einzelnen auf der Synode ihre Plätze eingenommen hätten, keinerlei Präjudiz entstehe; 5) das Decret, daß Niemand ohne Erlaubniß des Generalvicars sich aus Cöln entfernen dürfte, und Jeder, bei Strafe der Excommunication, den Synodalhandlungen beizuwohnen hätte; 6) das Decret über die öffentlichen Gebete für Papst Alexander VII., für Kaiser Leopold, für die geistlichen und weltlichen Reichsfürsten, um den Frieden und die Eintracht unter den christlichen Fürsten, um Vermehrung der christlichen Zucht in Stadt und Diöcese, um glücklichen Erfolg der Synode, um Ausdauer des Clerus und des Volkes in der Liebe und den guten Werken, für die Diener der Kirche, und um die vollständige Ausführung Dessen, was auf der Synode beschlossen und festgestellt würde. Diese Gebete sollten während der Dauer der Synode überhaupt, insbesondere aber von den Priestern bei der Messe verrichtet werden.

Nachdem der Lector sein Geschäft beendigt, begannen die Promotoren ihr Amt damit, daß sie den Bischof ersuchten, er möge die Vorschrift des Conciliums von Trient über die Ablegung des Glaubensbekenntnisses (Conc. Trid. Sess. 25. c. 2) verlesen lassen, was alsdann auf seine Zustimmung geschah. Der Lector forderte daher alle Beneficiaten auf, daß sie die von ihm zu verlesende, von Pius IV. festgestellte Formel des Glaubensbekenntnisses leise mitsprechen, und dann zu je drei oder vier hervortretend, die kurze Schwurformel, mit Berührung des Evangeliums, aussprechen sollten. Es ist nicht ersichtlich, ob der Erzbischof selbst die Profession bei dieser Gelegenheit abgelegt habe; verpflichtet war er dazu nicht, da die Bischöfe ihr Glaubensbekenntniß auf dem Provinzialconcilium abzulegen pflegen, indessen, da ein solches unterdessen nicht gehalten worden war, so ist es höchst wahrscheinlich, daß er seinem Clerus

auf der Diöcesansynode hierin mit seinem Beispiele vorangegangen ist.

Alle diese Handlungen hatten den ganzen Vormittag in Anspruch genommen, es wendete sich daher der Lector an den Churfürsten mit der Frage: ob es ihm gefalle, wenn die Sitzung nach Tische um zwei Uhr fortgesetzt würde. Nachdem derselbe dieß beschlossen und der Lector es der Versammlung kund gegeben hatte, traten die Promotoren auf und trugen darauf an, daß der Erzbischof, da Viele ohne Entschuldigung ausgeblieben seien, nochmals eine Citation derselben an die Kirchenthüren anschlagen lassen und mit ihnen, als Ungehorsame, nach der Vorschrift der Canones verfahren möge. Jener erwiderte: „So beschließen und befehlen Wir es.“ Alsdann forderten die Promotoren den Notar auf, daß er über die bisherigen Synodalhandlungen ein Instrument auffetzen wolle, was dieser, unter Hinzuziehung von Zeugen, zu thun versprach. Den Beschluß der Vormittagssitzung machte die Verlesung des Decretes, wornach Niemand den Ort der Synode vor dem Erzbischofe verlassen sollte; auch dürfe dieß nicht in Hast und lärmend geschehen, sondern Jeder solle in ernstem und geziemenden Gange sich fortbegeben. Nach kurzem Gebete verließ der Churfürst, mit der Hand segnend, in Begleitung des Metropolitan-Clerus, die Kirche, worauf der Notar an deren Pforten das Edict gegen die Ausbleibenden anheftete.

Nach Tische wurde der Erzbischof, nachdem sich der Clerus in der Kathedrale versammelt hatte, von dem Capitel in die Kirche abgeholt; nach einigen im Pontificale Romanum vorgeschriebenen Gebeten trat der Lector mit dem Statutenbuche zu jenem und fragte ihn: „Gefällt es Ew. Durchlaucht, daß diese Statuten und Decrete gelesen und publicirt werden, und daß mit dieser Lesung und Publication in dieser Sitzung der Anfang gemacht werde?“ Nach ertheilter Zustimmung begann der Lector: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Es beginnen die Synodal-Decrete und Statuten des ehrwürdigsten und durchlauchtigsten Churfürsten

Maximilian Heinrich, Erzbischofs von Cöln, Herzogs von Bayern u. s. w. Ueber den Glauben und die katholische Religion." In diesen Statuten verordnet der Erzbischof gestrenge (severe mandamus), daß das Decret des Conciliums von Trient über die Ablegung des Glaubensbekenntnisses beobachtet werde, und will und befiehlt ernstlich (volumus et serio jubemus), daß alle Prälaten und Stiftsvorstände, so wie auch die Beneficiaten, welche keine Cura haben, dasselbe, bevor sie zum Besitze ihrer Pfründe gelassen werden, ablegen, selbst wenn sie dieß früher schon einmal gethan hatten; eben so wurden dazu verpflichtet alle Mitglieder der geistlichen oder Ritterorden, welche irgend eine Provision erhalten, alle Prediger und Beichtväter, alle Schullehrer und Hebammen, alle Professoren und Directoren der Gymnasien, so wie die Lectoren in den Ordenshäusern, und zwar sollte Jeder die Profession persönlich, nicht durch einen Stellvertreter ablegen. In eben dieser Weise wurden noch andere Bestimmungen zur Beförderung und Aufrechterhaltung der reinen Glaubenslehre getroffen: die Pfarrer sollten gehörigen Unterricht ertheilen, die Kinder nur in katholische Anstalten geschickt, die Gemeinschaft mit Häretikern und ihre Predigten, ihre Bücher und alle jene kleinen Tractätchen und Zettel gemieden werden, die sie zur Mißachtung der katholischen Religion verbreiteten. Auch sollten die Christgläubigen sich nicht bloß aller Astrologie und Magie enthalten, sondern die Pfarrer bei den Buchhändlern nach derartigen Büchern forschen, überhaupt keine Bücher verkauft werden, die nicht von den kirchlichen Censoren appobirt worden" u. s. w. Wir haben hier dieß eine Beispiel anführen wollen, um zu zeigen einestheils, mit welcher Ausführlichkeit die Synodalstatuten ihre Gegenstände behandeln, anderntheils wie auch in ihnen, wie bei seinen übrigen Verordnungen, der Bischof als solcher gesetzgebend spricht. An den angeführten Titel reihen sich sodann mehrere andere an, in welchen über manche oben schon angedeuteten Gegenstände, noch mehr in's Einzelne gehend, gesetzlich angeordnet wird, nämlich:

Von der Lehre des Glaubens, dem Predigtamte und der Katechese, von den Tagszeiten und den Ceremonien, von dem Aberglauben, von den Exorcismen, von den Processionen und theatralischen Darstellungen, von den Festen, von den Reliquien und der Verehrung der Heiligen, von den Heiligenbildern und von den Festen.

Wir wissen nicht, wie weit man an dem ersten Tage in der Lesung dieser Statuten gekommen ist, es war jedoch davor gesorgt, daß wenn ein Lector müde wurde, alsbald ein anderer an seine Stelle trat. Der Erzbischof ließ bei einem ihm beliebigen Punkte die Lesung abbrechen und die zweite Sitzung auf den folgenden Tag um 8 Uhr Morgens ansagen. Nachdem die Promotoren abermals ihre Anträge wegen der Ausgebliebenen wiederholt hatten, wurden von dem assistirenden Diacon die Gebetsaufforderungen dahin gerichtet: 1) daß Alle sich zu Gott wenden und die Fürbitte der Heiligen anrufen sollten, daß Gott ihnen ihre Sünden und Fehltritte verzeihe, die sie gegen die kirchliche Disciplin und ihre geistlichen Pflichten begangen hätten; sie sollten für den Erzbischof und für einander gegenseitig beten, auf daß sie gerettet würden; 2) daß sie Alle inständigst den heiligen Geist anrufen sollten, damit sie für die Zukunft ihrem Berufe entsprächen; 3) daß sie einstimmig beten sollten für den Papst Alexander, auf daß er mit dem Cardinalscollegium die Kirche heilig regiere, für die heilige katholische und apostolische römische, über den ganzen Erdkreis verbreitete Kirche, daß Gott sie beschütze, vertheidige, vermehre und zu seiner Ehre und Ruhm erhöhe. Der Erzbischof ertheilte alsdann feierlich den Segen, worauf man auseinanderging.

Am folgenden Tage versammelte man sich wiederum in der Kathedrale, wo um acht Uhr der Erzbischof, vom Metropolitanclerus eingeholt, sich einfand. Ein Domcapitular hielt das Hochamt, und zwar für die verstorbenen Bischöfe und Priester; bei dem Libera wurde vor dem in schwarze Paramente gekleideten Erzbischof ein schwarzer Teppich ausgebreitet,

auf welchem er stehend die Commendation las, während der fungirende Domcapitular die Absolution vornahm. Nachdem das Requiescant in pace gesungen worden war, wurden die schwarzen Paramente mit rothen vertauscht und der Katafalk hinweggeräumt. Dann folgten die Gebete, wie sie im Pontificale für den zweiten Tag festgestellt sind, und hierauf die Antäge der Promotoren auf die durch das Concilium von Trient angeordnete Wahl der Synodalrichter und Synodalexaminatoren. Nachdem der Erzbischof dazu seine Genehmigung ertheilt hatte, bestieg der Lector die Tribüne und las das die Synodalrichter betreffende Decret des gedachten Concils, mit Einschluß der auf denselben Gegenstand sich beziehenden Constitutionen Bonifacius VIII. und Gregor's XV. Alsdann theilte er die Namen derjenigen Männer mit, welche der Erzbischof zu dem Amte der Synodalrichter in Vorschlag brachte; es waren ihrer fünfundzwanzig, von denen zwölf aus dem Clerus der Metropolitankirche, acht aus dem städtischen, fünf aus dem Diöcesanclerus genommen waren. Auf die Frage des Lectors: Placent ne vobis? antworteten Alle: Placent. Eben so wurde nach Verlesung des tridentinischen Decrets über die Examinatoren verfahren; Namens des Erzbischofs wurden sechs proponirt und von der Synode angenommen, und nach Verlesung des Decrets de jure jurando je zwei und zwei vereidigt. Vor dieser Handlung war allerdings auch noch ein auf die alte Gewohnheit sich beziehendes Decret verlesen worden, welches die Ernennung der Synodalzeugen anordnete. Es steht aber sehr zu bezweifeln, ob deren Namen, wie es ehedem üblich war, wirklich genannt und sie dann öffentlich vereidigt worden sind. Das Institut, welches darin bestand, daß die Zeugen Anzeige zu machen hatten, wenn sie irgend welche Kunde von Vergehungen und Mißbräuchen erhielten, hatte etwas Gehässiges an sich, und darum wollte in späterer Zeit Niemand gerne öffentlich als Synodalzeuge bezeichnet werden. Das Programm stellt es daher den von dem Erzbischofe dazu ausersehenen Personen frei, ob sie es nicht vorzögen, ihre Namen auf einen mit dem erzbi-

schöflichen Siegel zu verschließenden Zettel schreiben und sich dann insgeheim vereidigen zu lassen; es möchte wohl kaum in Zweifel zu ziehen seyn, daß sie von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht haben. Daß die Synodalrichter nicht vereidigt wurden, hat seinen Grund darin, daß sie überhaupt nur für die etwa vorkommenden Fälle, daß Sachen, die vor den päpstlichen Stuhl gehörten, ihnen delegirt wurden, auftraten, und dann erst diejenigen von ihnen, die dazu auserſehen wurden, den Eid leisteten.

Nachdem die Bestellung dieser Beamten vollendet war, trugen die Promotoren auf die am Tage zuvor unterbrochene Lesung der Statuten an; man schritt zu dieser, nachdem vor Allem das Decret des Conciliums von Trient über die Pflicht zur Residenz verlesen war. Hiermit wurde der noch übrige Theil dieser Sitzung, die wie am Tage zuvor durch die Mahlzeit unterbrochen wurde, ausgefüllt. Unstreitig ist an diesem Tage was vom ersten Theile der Statuten erübrigte vorgetragen, und auch wohl der zweite, der von den Sacramenten und mehreren damit in Verbindung stehenden Gegenständen in nachstehender Ordnung handelt, erschöpft worden. Die vierzehn Titel dieses zweiten Theiles enthalten nämlich folgende Materien: Die Sacramente im Allgemeinen, Taufe, Ausweihung der Kindsbetterinnen, Firmung, Buße, Ablaß und Bruderschaften, Altarssacrament, Messe, letzte Oelung, Weihe, Ehe, Kirchen, Altäre und Kirchhöfe, Testamente und deren Execution, Begräbniß und Exequien. — Bevor der Aufschub der Sitzung auf Nachmittag und der Schluß derselben am Abende eintrat, wiederholten die Promotoren ihr Gesuch um Verfolgung der Ausbleibenden, so wie an den Notar, um Anfertigung des Instruments. Als Gebetsthemata für den Schluß waren gegeben: daß Alle das Gute, was der hochwürdigste Erzbischof mit so großem Eifer der Liebe in ihnen hervorzubringen verlange, zur Ausführung bringen möchten; daß Gott ihn durch den heiligen Geist stärken und zum ewigen Leben führen wolle, daß Christus zahlreiche Arbeiter in seinen Weinberg senden,

ihnen das Feuer des heiligen Geistes geben, und den ewigen Lohn verleihen wolle. Nach feierlichem Segen ging die Synode auseinander, um sich am folgenden Tage zu ihrer dritten und letzten Sitzung zu versammeln.

Die Eröffnung derselben geschah wie am Tage zuvor, nur hielt man ein Hochamt de sanctissima Trinitate. Der Lector fuhr in der Vorlesung der Statuten fort, deren dritter Theil unter der Ueberschrift de statu personarum eine Menge Gegenstände der Disciplin und kirchlichen Verwaltung enthält, und zwar in folgenden fünfzehn Titeln: von dem Leben und der Ehrbarkeit der Cleriker, von den Clerikern, welche Concubinnen halten, kirchliche Immunität und Freiheit, Simonie, von den Archidiaconen und Ruraldecanen, Pastoren und Vicepastoren, von dem angemessenen Unterhalt der Pastoren und von Kirchenbau, von den Regularen, Schulen und Lehrern, von dem Seminar, von den Aufsehern über die Kirchen, von der Verwaltung der Kirchengüter, von den Gütern, die zur Kirchenfabrik und für den Unterhalt der Armen bestimmt sind, von der Excommunication und von der Visitation. Auf ein gegebenes Zeichen hielt der Lector inne, worauf die Promotoren auf die Ernennung der verschiedenen Beamten für die kirchliche Verwaltung (Officiales Cleri) antrugen. Der Erzbischof ließ alsdann durch den Lector die Namen derjenigen publiciren, die er, außer seinen ordentlichen Vicaren, theils in den Pontificalien, theils in der Jurisdiction, theils in den Spiritualien, zu Censoren, Commissären des Seminars, zu Recognitoren der Meßverpflichtungen ernannte. Hieran knüpften die Promotoren das Ansuchen auf die Reduction der Messen, gemäß der dem Erzbischofe durch das Concilium von Trient in dieser Hinsicht eingeräumten Befugniß *), worauf dieser diese Angelegenheit jenen Recognitoren übertrug. Nach der abermaligen Zusammenkunft am Nachmittag beendigte der Lector die Lesung der

*) Ueber diesen Gegenstand s. Bened. XIV. d. synod. dioec. Liv. V. cap. 10. n. I.

Statuten und übergab dieselben alsdann dem Erzbischof, der sie an den Notar gelangen ließ. Die Promotoren trugen sodann auf den Schluß der Synode an, welchem Begehren der Erzbischof in folgender Weise entsprach: „Unter Gottes Hülfe sehen wir, daß unsere Cölner Diöcesansynode das erwünschte Ende erreicht hat; wir erklären daher, daß sie mit Danksagung zu beschließen sei, und verkündigen sie als geschlossen.“ Auf den abermaligen Antrag der Promotoren wegen der Ausbleibenden wurden die Namen aller zum Erscheinen Verpflichteten verlesen und die Abwesenden angemerkt. Nach einer kurzen Anrede des Erzbischofs wurden die Pforten der Kirche geöffnet, das Tedeum angestimmt und die Glocken aller Kirchen geläutet. Die Schlußgebete an diesem dritten Tage wurden für den Kaiser und die Reichsfürsten, für die Regularen der Diöcese für das eigene Heil der Betenden und für die gesammten Gemeinden derselben verrichtet. Hierauf folgten die Acclamationen mit den entsprechenden Responsorien: zuerst Gott dem Vater der Erbarmungen, dem Gotte alles Trostes und aller Gnade: Lob, Ehre und Preis in alle Ewigkeit. Amen, Amen, Amen! Hierauf: Dem Papste Alexander VII.: die Verbreitung des christlichen Namens über alle Theile der Erde, aller Völker Gehorsam, wahren Frieden, langes, glückliches Leben. Dem Kaiser Leopold und allen katholischen Fürsten: Gerechtigkeit und Fruchtbarkeit des Friedens und Sieg gegen die Feinde des christlichen Glaubens; sodann: unserm hochwürdigsten, durchlauchtigsten Erzbischofe, dem Vorstande dieser Synode und seinen Dienern: heilsame Wachsamkeit, Ausdauer in der Arbeit und fröhlichen Ausgang; der Stadt und Diöcese Cöln: Ruhe, Heil und Fülle der göttlichen Gnaden; hierauf abermals: dem wachsamsten Erzbischof und Hirten, dem Verfechter der kirchlichen Disciplin, Maximilian Heinrich: ewigen Dank; dann: dem Clerus und der Versammlung der ganzen Synode: Friede, Eintracht und Gnade von Gott. Zum Schluße: die heilsame Beobachtung der Decrete dieser Diöcese erflehen demüthig wir Alle, die wir anwesend

sind, mit einstimmiger Bitte von Gott, dem Geber alles Guten, unter Fürsprache der jungfräulichen Gottesgebärerin Maria, unsrer Herrin, so wie der heiligen Apostel Petrus und Paulus und unserer heiligen Patronen, der drei Könige, Felix, Nabor, Severin, Cunibert, Anno, Evergisl, Engelbert und aller Heiligen. Resp. So geschehe es, so geschehe es, Amen, Amen!

XVI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 8. Juli 1849.

Wir haben oft schon in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, den Namen Franz v. Florencourt zu nennen. Haben wir die Ansichten dieses geistvollen Schriftstellers auch nicht selten bestritten, so haben wir dennoch nie verkannt, daß seine Stimme eine der wichtigsten und gehaltvollsten in Deutschland ist, und mehr als einmal erklärt: daß sie Aufmerksamkeit und Anerkennung auch bei Solchen verdiene, die sonst keineswegs in allen Punkten seiner Meinung seyn können. In einer so geistesarmen, ideenlosen, verflachten, dem elendesten Justemilieu verfallenden, und jedem Princip und folgerichtigen Gedanken täglich mehr abschwörenden Zeit wie die unserige, fühlen wir uns daher doppelt verpflichtet, auf die Goldkörner von politischen Gedanken aufmerksam zu machen, die in Florencourts kürzlich erschienenem „Programm des norddeutschen Correspondenten" stecken. Wir fühlen uns gedrungen, einige seiner Aeußerungen, die wir der Beherzigung unserer Leser empfehlen, mit unsern Bemerkungen zu begleiten.

„Es ist ein schweres Unternehmen, den vielverwickelten, unzählbaren Tagesfragen gegenüber die Stellung einer Zeitung von

vorn herein genau zu bezeichnen. Man verliert sich entweder in vage, allgemeine Ausdrücke, in abgedroschene Stichwörter, die Jeder beliebig nach seinem Sinne deutet und die nichts Charakteristisches enthalten, oder man läuft Gefahr, sich in eine so große Menge von Specialitäten zu verirren, daß aus einer solchen Arbeit Bände erwachsen. Und doch würde mit einer noch so überreichen, speciellen Ausführung nichts gewonnen seyn, indem schon nach wenigen Wochen das Bedürfniß des Augenblicks bei gar viel Einzelfragen sich verändert, und die Stellung einer Zeitung nach den sich entwickelnden Thatsachen und Kräften, nach den einseitig hervortretenden Planen und Bestrebungen der Menschen, die Niemand mit Bestimmtheit auch nur auf kurze Zeit in allen Beziehungen vorhersehen kann, nothwendig eine andere werden muß. Heute spricht man für den Frieden, und morgen sieht man sich doch schon genöthigt, auf's Entschiedenste dem Kriege das Wort zu reden, eben weil die Bedingungen des Friedens, die man voraussetzt, nicht mehr vorhanden sind. Heute spricht man für die Selbstständigkeit der einzelnen deutschen Staaten und bekämpft übermäßig heranwachsende Centralisations-Bestrebungen, und schon morgen kann der Fall eintreten, daß man aus Besorgniß vor einem völligen Auseinanderfallen des deutschen Organismus einer nothwendigen Centralgewalt das Wort redet. Heute erhebt man seine Stimme für das in Deutschland ewig unveräußerliche Recht der Throne als erste und letzte politische Lebensbedingung, als den unverrückbaren Grundstein jedes deutschen Verfassungslebens, und morgen sieht man sich dennoch gezwungen, auf die nicht minder unveräußerlichen Rechte der Stände, der Volksvertretung, oder wie man es sonst nennen will, hinzuweisen. In diesem Augenblicke, wo das historisch Bestehende, der Lebenskern jeder gesunden Fortentwickelung gefährlich bedroht ist, stemmt man sich mit aller Macht auf diese Grundlage, und bald darauf sieht man sich gezwungen, der Erstarrung gegenüber dem kühnen und unabweislichen Fortschritte sich anzuschließen. Bald muß man Glaubens- und Gewissensfreiheit vertheidigen, indem man das Recht, das heilige Recht der bestehenden Kirchen und Confessionen hoch empor hält; und dennoch kann die Zeit kommen, wo man eben gegen religiöse Unterdrückungssucht und Intoleranz von Seiten einer besondern

Kirche zu warnen hat. Heute ist es die ständische Organisation der Gesellschaft, die man mit allen Kräften zu decken sucht, und doch ist man vielleicht in kurzer Zeit schon verpflichtet, nachzuweisen, wie die bisherige Organisation nicht mehr ausreicht, wie sie elastisch ausgedehnt werden muß, wie neue Mittelglieder in sie aufzunehmen sind. Mit Dank und Bewunderung sieht man unser ganzes Heil jetzt in der felsenfestesten Treue und in dem Pflichtgefühle der Armee, und doch kann der Moment eintreten, wo man auch wieder die Berechtigung der bürgerlichen Elemente vorhält. Heute empfiehlt man die strengsten Maßregeln gegen die hereinbrechende Preßfreiheit; aber es kann gar bald die Gelegenheit kommen, daß man auch zum Vertheidiger der freien Meinungsäußerung sich berufen fühlt, und so ließe sich an tausend Beispielen nachweisen, wie es ganz unmöglich ist, den Lebensgang einer Zeitung, allen Eventualitäten gegenüber, selbst wenn die klarste, festeste politische Charakterbildung in ihren Trägern enthalten wäre, selbst wenn diese gar nichts mehr zu lernen, gar nichts mehr in sich zu entwickeln hätten, mit specieller Bestimmtheit anzugeben und zu versprechen."

Dieß Alles ist vollkommen wahr und richtig, wenn es richtig verstanden wird. Wahrlich! unsere Zeit ist ein ewig das Antlitz wechselnder Proteus, und jede Zeitung wird und muß in den Fall kommen, ihre Waffen nach den verschiedensten Seiten hin gebrauchen, und mehr als einem Feinde die Stirne bieten zu müssen. Abgesehen von dem wilden, chaotischen Durcheinander aller politischen und socialen Elemente, zumal im heutigen Deutschland, ist es überhaupt im Leben ein völlig unfruchtbares Bemühen: einen bestimmten Zustand, wie man ihn will und begehrt, in allen seinen Einzelnheiten formuliren und durchsetzen zu wollen. Wir haben es oft schon in diesen Blättern gesagt und müssen es auch bei dieser Gelegenheit wiederholen: das, was geschieht und nach großen Krisen zuletzt als vollendete Thatsache vorliegt, ist niemals das Ergebniß eines vorbedachten Planes der Menschen, sondern das providentielle Werk des Zusammenstoßes und Rückschlages einer Unzahl von bekannten und unbekannten Kräften. Was der ein-

zelne Mensch oder die einzelne Partei gewollt und erstrebt hat, wird niemals rein und vollständig verwirklicht. Hat die protestantische Union, hat die Liga, hat der Kaiser oder der Churfürst von Bayern, hat Schweden oder Frankreich im Beginn oder Verlauf des dreißigjährigen Krieges den westphälischen Frieden vorgesehen oder gewollt? Wahrlich nein. So bescheiden wir also heute auch uns: zu wollen, was Gott will. Nur über das, was wir nicht wollen, weil wir es nicht wollen dürfen, worin wir nie einwilligen, sondern was wir bekämpfen werden, selbst wenn wir darüber untergehen sollten — (die Wahrheit geht doch nicht unter!) — nur darüber müssen wir mit uns und der Welt einig und im Reinen seyn. Das Verbrechen, die Lüge, den hohlen, utopistischen Wahnsinn, den leeren, nichtigen Idealismus, die komödiantenhafte Enthusiasterei, diese müssen wir, wenn wir die Aufgabe haben, zu unsern Zeitgenossen zu sprechen, unter jeder Maske und Verhüllung, bei den Gegnern, wie in den Reihen unserer eigenen Partei, klar erkennen und nie aufhören, sie wie einen Feind zu behandeln, mit dem kein Frieden oder Bündniß möglich ist. Und wollen wir selbst uns vor der deutschen Seuche der Princip- und Charakterlosigkeit schützen, so dürfen die ewigen Leitsterne des Glaubens, die dem Wechsel der Zeiten und den wandelbaren Strömungen der Politik entrückt sind, uns niemals aus dem Auge schwinden. Ein politisches System, welches keinen festen, unverrückbaren, religiösen Hintergrund hat, ist im Kampfe mit den Revolutionen unserer Tage, selbst wenn ihm die Uebermacht zur Seite stünde, rettungslos dem Untergange geweiht.

Florencourt berührt im Verlaufe seines Programms die Macht der Presse. Mit Recht bemerkt er, daß wenn wir einen Blick rückwärts auf die letzten dreißig Jahre, und zumal auf die letztverflossenen fünfzehn Monate werfen, wir eingestehen müssen: „daß das Böse, das Zerstörende vorgewaltet hat, daß der Segen nicht im Gleichgewichte gestanden mit dem Verderben, welches die Presse über uns gebracht hat. Der zerstö-

renden Organe waren zu viele, ihre Wirkungen konnten durch die wenigen bessern nicht im Zaume gehalten werden.“ Dann fährt er fort:

„Eine Thatsache kann sich leider der Freund seines Vaterlandes nicht verschweigen; er muß sie sich eingestehen. Denn es hilft nichts, daß man der Wirklichkeit gegenüber die Augen zudrückt. Sie bleibt darum doch Wirklichkeit. Diese Thatsache heißt: Schwäche und Rathlosigkeit unserer Staatsregierungen. Wie weit diese Schwäche und Rathlosigkeit schon vor der Märzrevolution vorhanden gewesen ist, wollen wir nicht weiter untersuchen. Das aber können wir uns nicht verhehlen, daß unsere Regierungen beim Ausbruche der Revolution im vorigen Jahre gänzlich den Kopf verloren hatten, und daß es ihnen bis zu diesem Augenblicke, trotz guten Willens und großer Anstrengung, noch nicht wieder gelungen ist, den unendlich schwierigen Umständen gegenuber eine feste, planmäßige Bahn zu gewinnen. Allerdings findet auch hier ein großer Unterschied statt. Die Hannöversche Regierung ist z. B. von Anfang an eine festere, selbstständigere gewesen, wie die Mecklenburgische und die Hamburgische, oder die Hessische und Braunschweigische; aber völlig frei, der Zeit gewachsen, ist keine gewesen und ist es auch in diesem Augenblicke noch nicht. Unsere Zustände würden jetzt nicht so verwirrt und zerrüttet seyn, wenn die Regierungen sich nicht durch die Wogen der Demokratie und Anarchie hätten fortschwemmen lassen.“

Freilich wohl! es hilft nichts, vor der Wirklichkeit die Augen zuzudrücken. Aber wenn wir die, allerdings jeden Glauben übersteigende, jedes Vertrauen des Volkes in der Wurzel zerstörende, die Feinde der Ordnung und des Rechts zur maßlosesten Frechheit ermuthigende Schwäche und Rathlosigkeit der Regierungen (die in noch höherem Grade in den Kammern, in den Executivbehörden, in den Gerichten vorwaltete) unmöglich läugnen können, so hat auch die Frage nach dem Grunde dieser Erscheinung, die in solcher Ausdehnung und Entwickelung vielleicht seit Erschaffung der Welt noch nicht statt gefunden, einen ganz natürlichen Anspruch, wenigstens aufgeworfen zu werden. Jene namenlose Schwäche, jener traurige Wahn:

es werde sich der Feind zur Milde und Schonung verstehen, wenn man nur ohne Schwertstreich die Waffen vor ihm strecke oder ihn, falls man durch die unverdiente Gnade Gottes ihn zu Boden geworfen, ihm mit eigener Hand wieder auf die Füße helfe und wegen der unhöflichen Uebereilung ihn um Verzeihung bitte, dieser traurige Wahn heißt, um den harten, technischen Ausdruck zu vermeiden: Abwesenheit des Muthes. Und woher dieser Mangel? Wir glauben, daß jeder wahre Muth nur in dem Bewußtseyn unsers, uns von Gott verliehenen Berufes, und in dem Vertrauen wurzeln könne: daß Gott uns helfen werde, unsere Sendung zu vollenden, und das uns aufgetragene Werk zu thun. Dazu gehört Glaube. Wo dieser so völlig, wie in der Politik der „richtigen Mitte", abhanden gekommen, da kann, wie wir leider die odiosen Exempel vor Augen sehen, nur noch die Furcht ihr lähmendes Amt verwalten. Die vielgepriesene Neigung: „die Extreme zu vermitteln", ist es, die ihre Schlachtopfer bald nach dieser, bald nach jener Seite zerrt, ihnen bald vor der rothen Republik bange macht, bald wieder, wenn sie Ernst nach dieser Seite hin machen möchten, ihnen noch größere Angst vor den bösen Ultramontanen einflößt, und so die armen Schächer zwischen beiden sich bekämpfenden Richtungen unbarmherzig in der Schwebe hängen (mit dem Kunstausdrucke: „über den Parteien stehen") läßt. Uns fällt dabei immer ein entsetzlicher Fall ein, der sich vor vielen Jahren in einer rheinischen Stadt ereignete. Ein berüchtigter Rabbulist, der viele Sünden wider fremdes Eigenthum, zahllose Rechtsverdrehungen und unterschiedliche Anleitungen zum Meineide auf seinem Gewissen hatte, kam zum Sterben. In der Todesnoth glaubt er den Bösen an seinem Bette stehen zu sehen, weßhalb er in größter Angst nach einem Priester ruft. Kaum erscheint der Pfarrer, so erwachen die voltairischen Reminiscenzen in dem Sterbenden, und wüthend befiehlt er: „den Pfaffen die Treppe hinabzuwerfen." Kaum ist der Geistliche fort, so steht der Teufel wieder vor dem schuldbeladenen Gewissen. Neues klägliches und demüthiges Bitten: der Herr Pfarrer möge doch

nur wieder kommen; neue Protestation im Sinne der Aufklärung, so bald er da ist. Dieß grausige Schaukelsystem setzte sich mehrere Tage lang fort, bis endlich der unglückliche Wackelmann gar jämmerlich ohne Trost und Hülfe zu Grunde ging. Die Geschichte mancher Staaten, und die letzten Dinge mancher Regierungen der Gegenwart, scheinen nach dem Muster und Beispiel dieses schauerlichen Hergangs abschließen zu wollen.

Florencourt frägt nach den Ursachen dieser verzweifelten Zustände.

„Und hier stellt sich zuerst der ungenügende Zustand unserer Presse unsern Augen dar. Werfen wir keinen Stein auf die Staatsregierungen; bekennen wir vielmehr, daß wir selbst einen großen Theil der Schuld tragen. Was will denn eine Regierung machen, wenn ihre Ohren fort und fort von dem Geschrei der Revolution, der destructiven Partei übertäubt werden? woher will sie ihre Einsicht, ihren Muth und ihre Kraft nehmen, wenn die Partei des historischen Rechts, die Partei der gesetzlichen Entwickelung und der gesetzlichen Freiheit schweigt und sich in den Hintergrund zurückzieht. Wir wollen die Staatsregierungen nicht frei sprechen von den begangenen Sünden, die aus Schwäche oder aus Mangel an Einsicht hervorgegangen sind. Aber verhehlen können wir uns auch nicht, daß ganz ungewöhnlich große Männer dazu gehört hätten, um sich durch diese einseitige, ja fast einstimmige Presse nicht influiren, nicht täuschen zu lassen. Ganz gewiß, die meisten, wo nicht alle Staatsregierungen wären weit lieber Hand in Hand mit der Partei der geschichtlichen Entwickelung, der gesetzlichen Freiheit, der tiefsten Einsicht gegangen. Sie wären ganz gewiß mit der Partei der Besonnenheit und der reinen Vaterlandsliebe Hand in Hand gegangen, wenn sie eine solche Partei überhaupt nur in einer gewissen Stärke und Entschiedenheit vor sich erblickt hätten, wenn eine solche Partei sich in der öffentlichen Meinung nur kräftig geltend gemacht, wenn sie ihnen mit Aufopferung und festem Willen zur Seite gestanden hätte. Allerdings war diese Partei in ihren Elementen vorhanden, zahlreich und stark genug, um der Revolution das Gegengewicht zu halten; aber auch nur in ihren Elementen. Organisch zusammengeschlossen war sie noch nicht, und in der Presse existirte sie nicht. So lange

eine Partei in der Presse keine Organe hat, ist sie noch gar nicht da. Was ein Soldat ohne Arme in der Schlacht ist, das ist eine politische Partei in der Presse ohne bestimmte Organe, worin sie der täglichen Sachlage gegenüber laut und consequent ihre Ansicht ausspricht und verficht. Nein, gestehen wir es aufrichtig; wenn die Staatsregierungen uns im Stiche gelassen haben, so haben auch wir sie wiederum im Stiche gelassen und Viele, die jetzt ein „„Kreuzige, Kreuzige““ über sie rufen, sollten lieber in ihren eigenen Busen greifen und bekennen, daß sie an der Hülflosigkeit unserer Staatsregierungen einen großen Theil der Schuld tragen. Es handelt sich jetzt nicht um Anklagen wegen des Geschehenen, es handelt sich darum, daß es in Zukunft anders und besser werde. Will die conservative Partei, daß die Staatsregierungen einen conservativ festern Gang einschlagen, so muß sie selbst ihnen dazu behülflich seyn; sie muß ihren Platz in der Presse erobern, und durch die Presse auf die Staatsregierung einwirken.“

Dieß Alles ist gewiß sehr wahr und auch recht gut und wohl gesagt. Nur fürchten wir, nach den Erfahrungen der letzten zwei Monate, selbst die beste conservative Presse wird „den Staatsregierungen“ wenig helfen. Wenn Gott der Sache der Ordnung und der Monarchie auch noch zehn solcher Siege verleihen sollte, wie die jüngsterfochtenen in Sachsen, in der Pfalz und in Baden, so werden die Organe der sogenannten Regierungspolitik, menschlichem Ansehen nach auch noch zehnmal die gemachten Erfahrungen verläugnend, die Wirklichkeit verkennen, und sich zehnmal noch, wie wenn nichts geschehen, immer von Neuem wieder der doctrinären Wackelpolitik der Centren in die Arme werfen. Gelingt es vollends den Sachwaltern des Radikalismus die conservativen Gegner, des Ultramontanismus (in protestantischen Ländern und an Protestanten Pietismus genannt) zu verdächtigen, so ist die Wahl zwischen diesen und den erklärten Anhängern der rothen Republik Keinem, der durch die bureaukratische Schule gegangen, auch nur einen Augenblick zweifelhaft. Dieß Alles darf uns jedoch im geringsten nicht abhalten, unsere Pflicht auf dem Gebiete der

Presse zu thun, um wenigstens, so viel es uns gegeben ist, eine bessere Zukunft vorbereiten zu helfen. Für diese aber muß erst in künftig heranwachsenden Geschlechtern ein Fundament gelegt werden. Die nächste Gegenwart ist rettungslos versumpft.

Was der Verfasser über die Disciplin der Parteien sagt, ist von der Art, daß wir es insbesondere unsern deutschen Mitkatholiken nicht ernstlich genug an's Herz legen können.

„Einwirkung auf die Staatsregierungen durch die Presse wäre also der erste Grund, den wir hervorheben, um die Nothwendigkeit unabhängiger conservativer Zeitungen nachzuweisen. Ich weise jetzt auf einen zweiten Punkt, eben so wichtig und vielleicht noch wichtiger, und noch eben so oft und vielleicht noch öfter aus den Augen gesetzt, wie der erste. Dieser Punkt heißt: Einwirkung auf die eigene Partei. Ich weiß wohl, daß gar viele Conservative einen solchen Zweck für ziemlich unnöthig und überflussig halten. „„Wir wissen ohnehin, was wir zu thun haben; wir sind gebildete, fertige Männer; wir für unsere Person bedürfen keines neuen Organs; es kommt einzig und allein darauf an, die untern Schichten der Gesellschaft zu bearbeiten, und die sich verbreitenden politischen Irrlehren dort zu bekämpfen."" Solche Ansichten aber, die man vielfältig hören muß, beweisen eben am besten, wie sehr die conservative Partei eines gemeinsamen Organs für sich selber und zu ihrer eigenen Förderung bedarf. Wir wollen keineswegs in Abrede stellen, daß es von Nutzen ist, wenn den sogenannten untern Schichten der Gesellschaft richtige Begriffe gepredigt werden, wenn die Presse auch nach dieser Seite hin thätig ist. Allein gar zu große und eingreifende Wirkungen darf man sich von einer solchen Thätigkeit auch nicht versprechen. Die Krankheit steckt tiefer, als daß sie durch bloßes Herumzanken mit den radikalen Blättern geheilt werden könnte. Es handelt sich um Thaten, um Thaten auf dem großen Felde der Gesetzgebung, der Kirche, der Schule; es handelt sich um eine große, gemeinsame Arbeit aller Besseren, um die zahllosen, unbestreitbaren Uebelstände auf jedem Gebiete der gesellschaftlichen Zustände nach und nach zu beseitigen. Mag man noch so viel von der revolutionären Irrlehre sprechen; man wird ihrer nie mächtig werden, wenn man

die Zustände nicht verbessert, aus denen sie entspringt. Die mangelhaften Zustände sind der fruchtbare Boden, aus welchem alle diese Irrlehren emporwuchern. Es handelt sich darum, Mittel und Wege aufzufinden, wie der allgemeinen Entsittlichung, der allgemeinen Unzufriedenheit entgegen gearbeitet werden kann. Man hat gut sprechen: die vielen Wühler und Irrlehrer sind an allem Unheil Schuld; man sollte sich doch auch die Frage aufwerfen: woher kommt es, daß es so viele Wühler und Irrlehrer gibt, daß sie wie Pilze aus der Erde wachsen? Man sollte sich doch die Frage aufwerfen: woher kommt es, daß Gottesfurcht und Frömmigkeit immer mehr abnehmen, daß der Luxus immer mehr einreißt, daß das Familienleben immer mehr seinen Gehalt verliert, daß das Recht immer unsicherer wird, daß die Armuth überhand nimmt, daß die Verbrechen sich vermehren, daß die Liebe zu Fürst und Vaterland, zu aller bestehenden Sitte und zu allem bestehenden Rechte immer mehr abnimmt? Man sollte sich die Frage aufwerfen: woher kommt es, daß unsere Geistlichkeit, unsere Schullehrer, unsere Richter, unsere Beamten immer unfähiger und schlechter werden. Und wenn man sich diese und tausend andere Fragen genügend beantwortet hat — es ist eben nicht leicht — so sollte man doch zu der zweiten Frage kommen: wie ist dem abzuhelfen? Und die erste allgemeine Antwort darauf wird so ausfallen müssen: durch Thaten und nicht bloß durch Worte. Und von wem anders sollten die Thaten ausgehen, als eben von der conservativen Partei? Von den Demokraten, von den Revolutionärs doch gewiß nicht! Denn mit den Mitteln und Wegen, welche diese vorschlagen, stimmen wir ja nicht überein. Also die conservative Partei ist es, welche die Aufgabe hat, die krankhaften Zustände zu heilen. Wenn sie diese Aufgabe nicht erkennt, wenn sie sich dieser Aufgabe nicht unterziehen will, — dann lege sie sich nur ruhig schlafen, dann übergebe sie der Revolution das Steuerruder, das sie nicht handhaben will und kann. Der Radikalismus hat wenigstens den Willen, zu heilen, wenn er auch nicht die Fähigkeit dazu besitzt; er geht wenigstens von der richtigen Ansicht aus, daß nicht Alles so ist, wie es seyn sollte. Das ist auch der Grund, weshalb er so viel Boden im Volke gewonnen hat, weshalb er noch mehr und mehr Boden im Volke ge-

winnen wird, wenn die conservative Partei nichts Besseres zu bieten weiß. Und umgekehrt hat die conservative Partei deshalb im Volke so viel Vertrauen verloren. Das Volk hat sich mehr und mehr deshalb von ihr abgewandt, weil sie bis dahin ihre Schuldigkeit nicht gethan, weil unter ihrer Herrschaft eben der Zustand immer schlimmer und schlimmer geworden ist. Unbegreiflich, wie man diese so offen auf der Hand liegende Thatsache nicht zu erkennen vermag; unbegreiflich, wie man nicht einsehen kann, welche große Anstrengungen von Seiten der conservativen Partei nöthig sind, um die Wiedergeburt der politischen und sittlichen Verhälthältnisse Deutschlands zu bewirken. So wie diese Partei aber jetzt ist, unorganisirt, ohne Gelegenheit und auch theilweise ohne Lust, sich über ihre große Aufgabe zu verständigen, träge, selbstsüchtig in ihren Ansichten, nach allen Seiten hin auseinander laufend, ein wahres Chaos von einer babylonischen Sprachverwirrung, wo jeder auf seine eigene Hand handelt, der Eine das Pferd vor den Wagen, der Andere hinter den Wagen spannt, ohne Disciplin, ohne gegenseitige Treue, ohne höhere Begeisterung, ohne sittliche Zwecke, voll Eifersucht gegen einander, — wie ist es möglich, daß sie in einem solchen Zustande dem Vaterland und und dem Volk etwas leisten kann? wie ist es möglich, daß sie in einem solchen Zustande Vertrauen zu sich selbst, daß das Volk Vertrauen zu ihr fassen kann? Das ist meine tiefste Ueberzeugung, daß die Rettung Deutschlands — wenn überhaupt — nur durch die Bildung einer edlen, weisen, thatkräftigen conservativen Partei möglich ist. Ein gemeinsames Bewußtseyn über das, was Noth thut, muß aus ihr herausgearbeitet werden, die Wege zu einer raschen Verständigung und zu gemeinsamem Handeln müssen angebahnt werden; feste Grundsätze über die wesentlichsten Punkte müssen sich herausstellen. Im lebhaften Austausche mit den Ideen müssen sich die geeigneten Männer finden, welche zu Führern und Leitern dienen können. Die materiellen und geistigen Kräfte müssen flüssig, müssen leicht beweglich, müssen concentrirt werden. Die revolutionäre Partei ist in dieser Beziehung weit voraus. Aber es ist ein ganz irriges Vorurtheil, wenn man glaubt — wie so häufig ausgesprochen wird, — daß es im Wesen der conservativen Partei überhaupt läge, sich nicht auf dieselbe einige und

starke Weise organisiren zu können. Ich habe nie gehört, daß die Tory's in England schlechter organisirt wären, wie die Whigs, und die Whigs schlechter, wie die Chartisten. Ist die conservative Partei in Deutschland noch unklar über ihre Ziele, noch uneiniger und zersplitterter, als die revolutionäre Partei, so liegt der Grund einzig und allein darin, daß diese letztere bereits seit dreißig Jahren thätig und in geistiger Arbeit begriffen gewesen ist, während erstere geschlafen hat, und erst seit den Märzerschütterungen aus ihrem Schlafe erweckt worden ist. Nicht mit einem Male läßt sich das Versäumte nachholen. Aber man muß darum die Hoffnung nicht aufgeben.

Halten wir sie also fest und lesen wir den norddeutschen Correspondenten, der vom 15. Juli an in Rostock erscheinen wird!

Den 13. Juli 1849.

Die Allgemeine Zeitung brachte vor Kurzem *) eine Denkschrift, welche ein höherer russischer Beamter im Ministerium des Aeußern nach der Februarrevolution seinem Kaiser übergeben haben soll. Die Absicht, in der diese Veröffentlichung gerade in diesem Augenblicke geschah, wo Rußland sich mit seiner ganzen Macht anschickte, dem argbedrohten Nachbarn gegen die magyarischen Rebellen Hülfe zu leisten, kann schwerlich einem Zweifel unterworfen seyn. Deutschland sollte erbittert, Europa mit Furcht vor der russischen Universalherrschaft erfüllt, alle unter den Eindrücken des Tages entschlummerten kirchlichen und nationalen Antipathien gegen das neue „oströmische Reich“ wieder aufgestachelt und in die Höhe getrieben werden. Wie dem auch sei, das merkwürdige Actenstück verdient auch von unserm Standpunkte aus, mit Rücksicht auf die nunmehrige Weltlage, beleuchtet zu werden. Daß es, wenn auch gewiß

---

*) In der Beilage zu ihrer Nummer 175 (1849).

nicht die Gesinnungen des russischen Kabinets, so doch den Ausdruck der Gefühle einer zahlreichen und nichts weniger als einflußlosen Partei entfalte, dieß dürfte, — die durchgängige Aechtheit des Documents einstweilen vorausgesetzt — schwer zu bezweifeln seyn. Dafür spricht schon die Uebereinstimmung des in demselben niedergelegten Systems mit Vielem, was bereits vor vielen Jahren Herr von Stourdza aussprach, was noch vor nicht ganz einem Decennium der Verfasser der „Pentarchie“ (des schädlichsten Buches für Rußlands Interessen, welches vielleicht je geschrieben wurde!) drucken ließ.

Daß sich der Verfasser der vorliegenden Denkschrift einseitig auf den russisch-nationalen Standpunkt stellt, daß er diesen, nicht ohne Stolz und Geringschätzung Derer, die Rußland anfeindeten, ganz folgerichtig festhält, — daraus einen Vorwurf gegen ihn abzuleiten, hat Niemand das Recht. Wer das Princip der Nationalität überhaupt als Basis der Politik und der socialen Weltanschauung anerkennt, muß dessen unabweisliche Consequenzen auch gegen sich gelten lassen, und jeder fremden Nationalität dasselbe Recht zuerkennen, welches er zu Gunsten seines Stammes in Anspruch nimmt. Auf diesem Gebiete sprechen, von der einen wie von andern Seite, nur Gefühl und Vorurtheil in eigener Sache Recht. Ein jeder, mit Gründen geführte Streit hat hier ein Ende, noch ehe er angefangen hat. Für den Unparteiischen aber hat, die Nationalitätspolitik einmal vorausgesetzt, ein Nationalstolz so viel Recht, wie der andere, und nur die größere Macht und der Ausgang können in diesem Gottesgericht das Urtheil sprechen. Weit entfernt auf den Streit über die Licht- und Schattenseiten der romanischen, germanischen und slavischen Nationalität hier einzugehen, und uns in Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die Zukunft der einen oder andern zu erschöpfen, wollen wir uns hier nur auf eine historisch-politische Bemerkung beschränken. Es ist die: daß Weltherrschaft, oder auch nur europäische Hegemonie, und: in starrer Einseitigkeit festgehaltene Nationalität Begriffe sind, die sich gegenseitig aus-

schließen. Europa kann, wenn es der Wille Gottes ist, allerdings noch einmal das Wiederauferstehen eines großen politischen Primats, eine Art Wiederherstellung des Reiches (im alten ursprünglichen Sinne des Worts) erleben. Hat die Vorsehung Rußland berufen, der Träger dieser Macht, Vollstrecker des göttlichen Zornes an einer verfaulenden, ungläubigen Afterbildung zu werden — welche menschliche Gewalt wird es hindern, seine Sendung zu erfüllen? Dieß liegt „im Schooße der Götter", vor denen der Sterbliche sein Haupt beugen muß! Nur Eines scheint gewiß. Wenn auch je die Wiederherstellung eines weltgebietenden politischen Primats erfolgte, nie und nimmer würde sie sich in der Weise verwirklichen, daß alle andern Nationalitäten in der russischen aufgingen, und daß sie vom Slavismus und von der nationalisirten Kirche des Ostens aufgesogen würden. Es liegt ein Trost für den Westen, wenn gleich ein schwacher, darin: daß jeder Versuch, Rußland diese Richtung zu geben, statt der russischen Weltherrschaft die Wege zu bereiten, ihr auf's entschiedenste entgegenwirkt.

Lassen wir jedoch der Zukunft ihr Recht, und hüten wir uns, den Schleier lüften zu wollen, mit denen die Barmherzigkeit Gottes die Geschicke der kommenden Tage bedeckt, und das Weh der Zukunft unsern Blicken entzogen hat. Wahrlich, wir leben in einer Zeit, wo, nach dem Worte des Apostels: jedem Tage seine Bosheit genügt!

Drei Dinge sind es, die in der vorliegenden Denkschrift vorzugsweise unser Interesse in Anspruch nehmen. Die Art und Weise, wie der Verfasser den Grundcharakter und leitenden Gedanken der Revolution bezeichnet; zweitens sein Urtheil über die heutigen deutschen Einheitsbestrebungen; drittens: die, von der tiefsten Abneigung zeugende Stimmung gegen die römisch-katholische Kirche.

Was die erstgenannte unter diesen drei Beziehungen betrifft, so können wir den Ausdruck unserer tiefsten patriotischen Beschämung nicht unterdrücken, daß es dem russischen

Staatsmanne vorbehalten war, sich in seinem Urtheil über die Revolution auf einen Standpunkt zu stellen, der unter den einflußreichen Politikern des Westens seit den glorreichen Februar- und Märzerrungenschaften keine Vertreter mehr findet, und vor dem unsere offizielle oder semioffizielle Staatsdoctrin entweder von vornherein die Flucht ergreift, oder zu dem sie doch mit klaren Worten sich zu bekennen um alle Reichthümer der Welt nicht über sich vermögen würde. Der russische Staatsmann schämt sich nicht und fürchtet es nicht: die Revolution vom christlich-religiösen Gesichtspunkte aus zu bekämpfen, d. h. von einem Gesichtspunkte aus, den ein Theil unserer Staatsmänner als Ultramontanismus oder Pietismus kindisch fürchtet, von dem die Andern, als gebildete, auf der Höhe der Zeit stehende Leute, auch nur Kenntniß zu nehmen, gerechtes Bedenken tragen, und den die dritte und zahlreichste Partei verhöhnt, weil sie, verschüttet vom Actenstaube der Routine, sich auf diese Höhe der Betrachtung nicht mehr zu erschwingen vermag.

Der Russe aber spricht also:

„Die Revolution ist vor allem anti-christlich. Dieser anti-christliche Geist ist die Seele der Revolution, ist ihr eigentlicher, wesentlicher Charakter, während die verschiedenen Formen, unter denen sie aufgetreten, das Feldgeschrei, unter dem sie kämpft, und alles Andere, bis auf ihre Gewaltthaten und Verbrechen, bei ihr nichts als Nebensachen und Zufälligkeiten sind. Aber was keine Nebensache und keine Zufälligkeit ist, das ist der anti-christliche Geist, der sie mit Leben beseelt, und dem sie, die Wahrheit zu gestehen, ihre ganze furchtbare Macht verdankt. Wer das nicht begreift, der ist ein blinder Zeuge aller der großen Ereignisse, welche die Welt seit sechzig Jahren in Bewegung setzen."

„Die Revolution ist sich seit 1789 in allen ihren Metamorphosen stets consequent geblieben, und in keinem Augenblicke ihres Daseyns ist sie sich wohl ihrer selbst so sehr bewußt geworden, und so durch und durch anti-christlich gewesen, als zu dieser Stunde, wo sie das christliche Dogma der Fraternität zu ihrem Feldgeschrei macht. Aus diesem Umstande möchte man fast glauben,

daß sie den Scheitelpunkt ihrer Höhe erreicht habe. Denn in der That, alle diese naiv-gotteslästerlichen Declamationen, die so zu sagen die officielle Sprache der Gegenwart geworden sind, klingen sie nicht, als wenn die neue französische Republik nur auf die Welt gekommen wäre, um das Evangelium zu erfüllen?"

„Die aus der großen Umwälzung hervorgegangenen Gewalten legen sich wirklich diese Mission feierlich bei, obgleich allerdings nicht ohne eine kleine Verbesserung, die es der Revolution gefallen hat, darin einzuführen. Dem Geiste nämlich der Humanität und Selbstverläugnung, diesem Fundamente des Christenthums, substituirt sie den Geist des Hochmuths und der Anmaßung; der freien, selbsthandelnden Barmherzigkeit die gezwungene Liberalität; und statt des Bruderthums, das im Namen Gottes gepredigt und begrüßt wird, führt sie eine Fraternität ein, welche die Welt sich nur aus Furcht vor dem souverainen Volk aufdringen läßt. Wenn wir diesen Unterschied ausnehmen, so verspricht ihr Reich allerdings das Reich Christi zu seyn."

„Der Ausbruch im Februar 1848 hat der Welt den großen Dienst geleistet, daß er das ganze Gebäude von Illusionen über den wahren Stand der Dinge mit einem Schlag zu Boden warf. Auch die weniger Begabten müssen jetzt einsehen, daß die Geschichte Europas während der letzten dreißig Jahre nichts als eine lange Mystification gewesen. Welch ein Licht aber ist plötzlich auf die jüngste, so neu und doch schon so weit hinter uns liegende Vergangenheit gefallen! Wer begreift heute nicht die ganze lächerliche Anmaßung der Weisheit unseres Jahrhunderts, die sich in aller ihrer Einfallt schmeicheln konnte, die Revolution durch den constitutionellen Zauber gebändigt, ihre furchtbare Energie durch eine legale Form gelähmt zu haben! Wer zweifelt nach allen diesen Vorgängen noch, daß nicht von dem Augenblick an, wo das revolutionäre Element in das Blut der Gesellschaft eingedrungen, alle jene legalen Formen und Spiegelfechtereien zu narkotischen Arzneien werden, die den Kranken auf einige Augenblicke einschläfern, das Uebel aber nicht verhindern können, seinen Gang zu gehen!"

Wie wir über denselben Gegenstand von jeher gedacht und gesprochen haben, darüber können Diejenigen Zeugniß ge-

ben, — und ihre Zahl ist in allen deutschen Landen nicht gering! — die seit fast zwölf Jahren dem Ideengange der historisch-politischen Blätter gefolgt sind. Wahrlich, wir haben selbst nicht geglaubt, daß die Lehre, welche wir so lange tauben Ohren predigten, noch bei unsern Lebzeiten ihre heutige Bestätigung in den Ereignissen finden würde!

Nachdem das deutsche Publikum schon seit geraumer Zeit, vornämlich aber seit den glorreichen Märztagen durch immer stärkere Gaben von Selbstlob, — dem betäubendsten aller Gifte! — in einen Zustand des Rausches versetzt ist, der es hindert, zwischen dem heitern Reiche der Phantasie und der schnöden Wirklichkeit eine nüchterne Gränzlinie zu ziehen, — ist es doch nützlich und gut, von Zeit zu Zeit die eigne Meinung desselben Publikums über seinen Zustand mit dem Urtheil der Nachbarn zu vergleichen. Wie die Engländer wenig schmeichelhaft von uns denken, — davon haben die englischen Zeitungen von Zeit zu Zeit Proben geliefert. Merkwürdig, daß auch der Verfasser der vorliegenden russischen Denkschrift, troß der Verschiedenheit des Standpunktes, im Wesentlichen ihrer Meinung ist!

„Ueber kein Land hat man sich so dauernde und so befremdliche Illusionen gemacht, als über Deutschland. Weil es ruhig war, hielt man es für ein Land der Ordnung, und man wollte die furchtbare Anarchie nicht sehen, von der alle Geister besessen waren, und die sich aller seiner Gauen bemächtigt hatte."

„Die sechzigjährige Herrschaft einer zerstörenden Philosophie hat dort die Elemente der christlichen Religion völlig aufgelöst, und in diesem Nichts des Glaubens entwickelte sich das revolutionäre Element, der Hochmuth des Geistes, mit solcher Wucherkraft, daß es heute vielleicht kein Land gibt, wo jene offene Wunde unseres Zeitalters tiefer und so eiternd klafft, als im Herzen Europas. In dem Maße, worin Deutschland sich revolutionisirte, vermehrte sich in Folge einer nothwendigen Consequenz sein Haß gegen Rußland. Unter der Last der Wohlthaten, die es von den Czaren empfangen, konnte Deutschlaud natürlich nur Haß

gegen Rußland hegen, und der scheint jetzt seinen Culminationspunkt erreicht zu haben, weil er über alle Vernunft, ja über das Gefühl der eigenen Selbsterhaltung triumphirt."

„Könnte ein so trauriger Haß ein anderes Gefühl, als Mitleid einflößen, wahrlich! Rußland würde hinreichend durch den Anblick gerächt seyn, den Deutschland in Folge der Februarrevolution der ganzen Welt gewährt. Die Geschichte kennt kein Beispiel, daß in der Nachahmung zügelloser Gewaltthaten ein Volk ein anderes so buchstäblich zum Vorbild genommen hätte. Die Bewegungen, welche die politische Ordnung in Deutschland über den Haufen werfen, und sogar die Existenz seiner socialen Ordnung in Gefahr setzen, sind offenbar künstliche Erzeugnisse, und lassen sich gewiß nicht dadurch rechtfertigen, daß man sie einem aufrichtig und allgemein gefühlten Bedürfniß zuschreibt. Allen, welche der Gabe die Beweiskraft von Thatsachen zu beurtheilen nicht gänzlich verlustig gegangen sind, wird es daher von Stunde an klar werden, daß der Weg, den Deutschland zur Lösung seines politischen Systemes eingeschlagen, nicht zur Einheit, sondern zur Selbstzerfleischung, zu einer entsetzlichen, unrettbaren Katastrophe führt."

„Wahrlich! man wird bald erkennen, daß die einzigste Einheit, die für das wirkliche, historische Deutschland stattfinden kann, daß die einzigste Möglichkeit einer ernstlichen, für das Land passenden Einheit unauflösbar mit dem politischen System verbunden ist, welchem es jetzt den Rücken zuwendet."

„Während der letzten dreiunddreißig Jahre, wohl der glücklichsten seiner ganzen Geschichte, hat Deutschland einen hierarchisch-constituirten, nach festen Principien handelnden politischen Körper gebildet, und welchem Umstande — fragen wir — kann man allein ein so glückliches Resultat zuschreiben? wem verdankt es seine Sicherheit? Offenbar nur dem aufrichtigen Einverständniß zwischen den beiden großen Mächten, welche die beiden Principien vertreten, die sich seit drei Jahrhunderten die Herrschaft über Deutschland streitig machen."

Wenn aber weiter unten der Verfasser der Denkschrift dem deutschen Volke den Vorwurf macht: „es sei das einzige,

dessen Leben sich in Büchern bewege“, so ist dagegen zu erinnern, daß gerade die Revolution so eben damit beschäftigt ist, diesen Vorwurf gründlich von uns abzuwälzen. Deutschland, das vorzugsweise literarische Land, dessen Bücherwelt in der That das einzige Band der Einheit war, welches seit Lessing die gebildeten und lesenden Deutschen zu einem Volke vereinte, eben dieses Deutschland besteht nicht mehr; es wird in Folge seiner glorreich revolutionären Bestrebungen: zur politischen Einheit und französischen Centralisation zu gelangen, sehr bald das Land seyn, wo am wenigsten mehr Bücher gelesen, und, in Folge der allgemeinen Verarmung und des hereinbrechenden Communismus, noch weniger werden gekauft werden. Dann ist auch der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo dieser Industriezweig stockt, und der früher so ausgiebige Handelsartikel bei uns nicht mehr in ehemaliger Vollendung producirt werden wird. Man sieht, dieser Vorwurf des russischen Staatsmannes ist nicht gerecht; viel weniger gerecht als der, welcher ihn machte, selbst weiß oder wissen kann. Denn schon vor einigen Monaten jammerte der Moniteur des deutschen Liberalismus darüber, daß — o Schmach und Gram! — der deutsche Buchhandel (der seiner Waare die Schleichwege des Schmuggelhandels ja auch in das vormärzliche Oesterreich zu öffnen gewußt) gegenwärtig nur noch den Hauptabsatz nach den deutsch-russischen Ostseeprovinzen habe. Wir unsererseits hätten nur noch gewünscht, der Verfasser der Denkschrift hätte Gelegenheit gefunden, auch das Deutschland kennen zu lernen, welches die zerstörende Philosophie der letzten sechszig Jahre mindestens eben so gründlich haßt, wie er selbst, das Deutschland, welches man weder aus den Büchern, noch aus den Kammerdebatten kennen lernt, weil es in beiden Sphären — Dank dem herrschenden, afterfranzösischen Liberalismus der Gebildeten und dem Justemilieu der Regierungen! — nur schwach vertreten werden und kaum jemals recht zu Worte kommen konnte, das Deutschland, welches sich vor einer Freiheit, die dem innersten Geiste unsers Volksthums widerstrebt, fast gänzlich

in die Kirche, in die Familie, in das Privatleben geflüchtet hat. Und dennoch ruht auf diesem Deutschland (wenn es überhaupt noch eine solche gibt!) die einzige Hoffnung unseres Volkes.

Der dritte Punkt, den wir aus der russischen Denkschrift herausheben müssen, ist folgende, von tiefem Widerwillen gegen die katholische Kirche dictirte Stelle.

„Lasse man sich doch nicht von dem Anscheine verächtlicher Gewogenheit verführen, mit welchem die neuen Gewalten die katholische Kirche und deren Diener behandeln! Die letztern rühmen sich sogar der Gnade der Revolution, statt sie auf's höchste mit Geduld zu ertragen, lobpreisen ihre Gewaltthaten, um sie sich gnädig zu erhalten, und treten mit dem revolutionären Lügensystem in einen offenen Bund, ohne ihm doch den geringsten Glauben zu schenken. Läge aber einem solchen Betragen auch nur bloße Berechnung zum Grunde, so würde der Umstand allein schon ein Beweis von Abtrünnigkeit seyn: es geht indessen aus Ueberzeugung hervor, und so ist ihr Abfall von Gott offenbar. Deßungeachtet kann man dereinstige Religionsverfolgungen vorhersehen, denn an dem Tage, wo die katholische Kirche gezwungen seyn wird, Widerstand zu leisten, wird man sehen, daß dieß allein durch Martyrthum möglich ist. So bleibt die Revolution sich selbst getreu und consequent bis an's äußerste Ende."

Und somit stehen wir zum ersten Male einem Gegner gegenüber, dessen Angriff uns nicht überrascht, weil wir ihn seit geraumer Zeit erwartet haben. Wir sind es der Sache schuldig, die wir in diesen Blättern seit zwölf Jahren vertraten, auf die eben mitgetheilte Aeußerung zu antworten. Wir werden dieß ohne Rückhalt thun, aber auch, da wir uns der überlegenen Macht der Wahrheit bewußt sind, ohne die geringste Erbitterung.

Während die russische Kirche ihre Hauptstütze im patriarchalisch-kriegerischen Oberhaupte des Staates erblickt, und seinerseits der Czar in dieser Kirche die eigentliche und wahre Grundlage seiner Macht, das die russische Nationalität um-

schlingende Band der Einheit, anerkennt, steht die katholische Kirche im europäischen Westen zwischen zwei ihr feindlichen Gewalten in der Mitte.

Seit mehr als zwei Jahrhunderten hat sich auch in den katholischen Ländern Europas dem protestantischen Territorialismus ein, aus ursprünglich heidnischer Grundlage hervorgewachsenes, absolutes Staatsthum nachgebildet, welches im französischen Gallicanismus und im österreichischen Josephinismus den gelungensten Ausdruck seines Gedankens, die beiden Grundformen seiner Wirksamkeit fand. Der Zweck des Krieges, den hier die Eifersucht der Staatsgewalt gegen die alte Grundlage ihrer eigenen Macht führte, war kein anderer als der: die Kirche ihrer Herrschaft über die Gemüther zu berauben, sie zu diesem Ende zur Magd weltlicher, zum Theil entschieden widerchristlicher Zwecke zu machen, und die Mission, die sie von Gott empfangen, aus menschlichem Dünkel zu vereiteln.

Diese Bestrebungen haben zu den Zuständen geführt, unter den heute Europa seufzt. Vor sechszig Jahren nämlich ist diesem fürstlichen Absolutismus zum ersten Male die Revolution gegenübergetreten, die er selbst geschaffen, zu der er Generationen hindurch die Saat mit vollen Händen ausgestreut hatte. Kein einsichtsvoller und glaubenstreuer Katholik wird über den antichristlichen Charakter ihres Princips auch nur einen Augenblick im Zweifel seyn; leider aber ist es auch nicht minder gewiß, daß der territorialistische Absolutismus, zumal wenn er den Zwecken des Illuminatismus dient, seinem Princip nach, keinen bessern Anspruch auf Christlichkeit hat. War das widerkirchliche Territorialsystem ein grober Mißbrauch der weltlichen Gewalt, eine falsche Anwendung der Macht, ein verkehrtes Hineintragen der Grundsätze bureaukratisch-politischer Verwaltung in die geistliche Sphäre, welches, wäre der dabei zum Grunde liegende Plan je vollständig verwirklicht worden, das Gottesreich auf Erden zerstört haben würde, — so war die Revolution von vorn herein gegen das Princip aller und jeder Staats-

ordnung und gegen den Bestand der kirchlichen, wie der politischen Gesellschaft gerichtet.

Zwischen der Revolution und der monarchischen Ordnung der Dinge begann ein Kampf, in welchem nur Waffenstillstände von längerer oder kürzerer Dauer denkbar sind. Der Glaube an die Möglichkeit eines Friedens zwischen diesen Mächten ist eine unserer gefährlichsten Täuschungen.

Welche Stellung hat die Kirche in diesem Kriege genommen?

Das alte Bündniß zwischen Staat und Kirche war, als die Revolution hereinbrach, in den meisten europäischen Ländern von Seiten der weltlichen Gewalt längst aufgegeben. Dennoch hat die Kirche diesem Bruche keine Rechnung getragen; die katholische Welt, in so weit sie noch mit gläubigem Bewußtseyn der Kirche anhing, erklärte sich wie ein Mann für das alte Recht und gegen die neue Religion der tyrannischen Freiheit. Die blutige Verfolgung des Clerus und der Gläubigen in Frankreich, der Mord und die Verbannung vieler tausend Priester, das Martyrium zweier Päpste können Zeugniß davon geben. Die falsche Wissenschaft hatte die Eintracht zwischen Staat und Kirche bei vielen Gebildeten längst schon gelockert und theilweise gelöst. Aber im katholischen Volke lebte noch die alte Tradition. In der Vendee, in den katholischen Urcantonen der Schweiz, in Spanien, in Tirol hat dieses katholische Volk, geführt von seinen Priestern, sein Herzblut für die alte, durch die kirchliche Ueberlieferung geheiligte Staatsordnung, für die alte Verfassung, für die alten Herrschergeschlechter vergossen. Wenn einst die Stunde der Prüfung über die morgenländische Kirche hereinbricht, wünschen wir ihren Blutzeugen nichts, als dieselbe Standhaftigkeit und denselben Todesmuth, mit welchem die „Lateiner“ für den Glauben jener Kirche starben, welche der russische Staatsmann heute der Abtrünnigkeit zeiht.

Der erste große Abschnitt des Weltkampfes zwischen der Revolution und dem christlichen Staate endigte mit dem Sturze

Bonapartes. Die monarchische Ordnung und die rechtmäßigen Dynastien hatten gesiegt. Die Zeit der Restauration begann, mit ihr aber auch die Erneuerung des Kampfes der gallicanischen und febronianischen Staatspraxis gegen die alte Kirche. Fast in allen Ländern des Abendlandes wurde derselbe mit einer Erbitterung, Hartnäckigkeit und kalten Consequenz geführt, die selbst die traurigsten Erfahrungen der vorrevolutionären Zeit überbot. Das Bedürfniß, bei den Liberalen populär zu werden, trieb die Gewaltigen: jede Solidarität zwischen dem legitimen Staatsthume und dem Geiste der katholischen Kirche mit That und Wort aus besten Kräften abzulehnen. Diejenigen, welche sich katholischerseits im Kampfe mit der Theorie und Praxis der Revolution vorangestellt hatten, wurden verläugnet; jede Hindeutung von Seiten der Kirchlichgesinnten auf die Gemeinsamkeit der Interessen der geistlichen und weltlichen Ordnung mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen; die katholische Kirche als die eigentliche Feindin der Ruhe und des Glücks der Staaten, als der verderbenkochende Heerd lichtscheuer, freiheitsfeindlicher Umtriebe dem Hasse der revolutionären Meute Preis gegeben, und von den Regierungen selbst, so oft sie ihre von Gott verliehene Selbstständigkeit forderte, im Sinne dieser Voraussetzung mißhandelt.

Da die Gestaltung der Staatsverfassungen und die Entwickelung des politischen Lebens in den meisten Ländern Europas dieser Gebahrung in kirchlichen Dingen vollkommen würdig war, so konnte das Jahr 1830 nicht ausbleiben. Ein neuer Erdstoß erfolgte in Frankreich; er fand in Spanien und Portugall, in Italien und in deutschen Landen seinen Wiederhall; der Zeiger an der Weltenuhr war um ein Merkliches weiter, der Tag des Gerichts über Europa näher gerückt. Dasselbe Jahr brachte aber auch eine neue, inhaltschwere Verwickelung auf dem Gebiete der katholischen öffentlichen Meinung zur Reife. Die an sich nicht unbegründete Ueberzeugung: daß von dem guten Willen der bisherigen weltlichen Machthaber schlechterdings nichts für die Erlösung der Kirche aus unwürdiger Knechtschaft

zu hoffen sei, hatte längst schon in vielen Gemüthern Wurzel geschlagen. Es konnte nicht ausbleiben, daß eine Anzahl „ungeduldiger Christen“ dem Wahne Gehör gab: die Revolution werde gewähren, was die rechtmäßige Gewalt bisher hartnäckig verweigert hatte; eben dieselben faßten in Folge dessen den frevelhaften und widersinnigen Gedanken: eine Verbrüderung mit der Revolution (als solcher), eine katholische Umdeutung ihrer leitenden Ideen, ein Bündniß der Kirche mit dem revolutionären Princip sei möglich und erlaubt. Sehr entschuldbarer Zorn über schweres, an der Kirche verübtes Unrecht und nicht zu entschuldigender Durst nach Rache hatten gleichen Antheil an dieser neuen Lehre, welcher Lamennais und seine talentvollen Gehülfen zuerst beredte Worte liehen. Es geschah dieß in demselben Lande, wo fünfhundert Jahre früher Philipp der Schöne zuerst den methodischen Kampf des Absolutismus gegen die Freiheit der Kirche begonnen hatte.

Die Thatsache, daß die eben bezeichnete Geistesrichtung entstand, weil sie früher oder später als Rückschlag gegen die höhnische Vergewaltigung der Kirche und ihrer unverjährbaren Rechte unvermeidlich entstehen mußte, ist weltkundig. Aber die schwerste und größte Schuld, welche deren Urheber und erste Verbreiter auf ihr Gewissen luden, war die, daß sie dem revolutionären Polenthume die Waffen schmiedeten, welches bereitwillig die Gelegenheit ergriff, die katholische Sache wie jedes andere Mittel für die Zwecke seiner aristokratischen Nationalhoffart zu benutzen. Die Herausgeber des Avenir, welche die polnische Rebellion von 1830 selig sprachen, und im Namen der polnischen Nationalität alle gläubigen Katholiken zum Kreuzzuge gegen Rußland aufriefen, diese sind es hauptsächlich, welche dereinst vor dem Richterstuhle Gottes jene Verwechselung der lateinischen Kirche mit dem revolutionären Polenthume, und Alles, was sich weiter daran knüpft, zu verantworten haben werden. Diese Vermischung beider Begriffe ist seitdem in Rußland gangbar geworden, und ihr begegnen wir auch in der vorliegenden Denkschrift. Wir haben ihr die Frage entgegenzu-

setzen: welche Stellung hat das Haupt der Kirche zur polnischen Revolution, und überhaupt zu Lamennais' Verirrung genommen? Wenn diese die katholische Welt mit sich gerissen hätte, wenn die neue Häresie nicht in der Geburt erstickt und als glaubenswidriger Irrthum bezeichnet und ausgestoßen wäre, dann allerdings wäre der Vorwurf des russischen Staatsmannes verdient. Die Antwort liegt aber in den Breven Gregor's XVI., durch welche er die Lehre Lamennais' und die Revolution der Polen verdammt, durch welche er jeden Versuch der letztern ablehnt, ihren rebellischen Nationaldünkel an die Kirche anzulehnen; sie liegt in den feierlichen und bestimmten Erklärungen Pius IX., der, umdroht von Meuchelmord, Verrath und wilder Empörung, dieselben Grundsätze im Frühjahr vorigen Jahrs in Bezug auf Italien aussprach; sie liegt in den, das Verhältniß der Gläubigen zur weltlichen Gewalt betreffenden, öffentlich abgegebenen Erklärungen des deutschen Episcopats zu Würzburg, des österreichischen zu Wien. Und was noch deutlicheres Zeugniß vom Geiste der Kirche gibt: auf das bloße Wort des Papstes war Lamennais in einem Augenblicke von seinen Anhängern verlassen. Gedrängt von der geistigen Strömung, mit der er sich in Widerspruch gesetzt, und verlassen von seinen nächsten Freunden, mußte er, Schritt um Schritt vor der Autorität der Kirche zurückweichend, zuletzt selbst den Schein und Namen des Christenglaubens fallen lassen. Bis jetzt hat es die Erfahrung gelehrt: die Koryphäen derer, welche den Bund der Revolution mit der Kirche träumten, wurden immer noch von der Natur der Dinge, die stärker ist als die Sophistik der Menschen, gezwungen: entweder ihre Chimäre oder die Gemeinschaft mit der Kirche aufzugeben. Was wiegen, diesen Thatsachen gegenüber, in einer Zeit der babylonischen Sprach- und Gedankenverwirrung, die durch das Mittel unbeschränkter Preßfreiheit jeden Gedankenabortus an das Licht der Sonne drängt, was wiegen da, die in französischen Journalen vereinzelt lautwerdenden, größten-

theils anonymer Stimmen Derer, die heute noch Gott und Belial zugleich dienen möchten!

Wir haben bisher von der Stellung gesprochen, welche die Kirche, in der Person der Träger ihrer Autorität und der fast ausnahmslosen Menge ihrer Gläubigen zum Princip der Revolution genommen hat. Werfen wir andererseits einen Blick auf die Begebenheiten, welche der großen politischen Sündfluth von 1848 vorausgingen und folgten, so ist es gewiß, daß die Kirche in dieser Zeit weder das Recht noch die Macht hatte, politische Formen zu schaffen, oder um politische Formen zu rechten, bei deren Gründung sie weder durch ihren Rath, noch durch ihren Segen betheiligt ist. Nachdem sie schon in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens gelernt hat, selbst die heidnischen Cäsaren als thatsächliche Träger der Gewalt, die von Gott kömmt, anzuerkennen, hat sie sich heute, wo vielleicht die Geschichte zu ihrem Ende neigt, auch den republikanischen Gewalten unterworfen, welche die Revolution heute geschaffen hat und morgen wieder stürzen wird. Oder sollte sie etwa Rebellion zu Gunsten gestürzter Machthaber predigen, die sich selbst nur durch eine Usurpation an das Ruder der Gewalt gesetzt hatten? war es zu erwarten, das sich für die Aufrechthaltung der Zustände, welche das Justemilieu (in und außerhalb Frankreich) gegründet hatte, eine katholische Vendee erheben werde?

Es ist durch die Barmherzigkeit Gottes geschehen, daß die Kirche seit dem neuen Ausbruche der Revolution in Frankreich gar nicht, in andern Ländern nicht in dem Maße verfolgt wurde, als es in der Consequenz der revolutionären Grundsätze liegt. Die russische Denkschrift nennt dieß „eine verächtliche Gewogenheit“, die sie empfangen habe. Ob jene Schonung wirklich ein Zeichen der Verachtung der Kirche gewesen, können wir ununtersucht lassen; so viel aber scheint ausgemacht, daß sie sich bei dieser Verachtung, in Frankreich wenigstens, bis jetzt besser befunden, als bei der Ehrfurcht, welche Legitimität und Quasilegitimität ihr seit Generationen erwiesen haben,

wenn gleich Angesichts der Verfolgung, welche die siegreiche Revolution der Kirche und den Gläubigen in der Schweiz, in Rom, in Oesterreich (während der Regierung Pillersdorfs und der Wiener Aula) bereitete, es nicht minder gewiß ist, daß auf die scheinbare oder wirkliche Gunst eines revolutionären Regiments kein Vertrauen für die Zukunft zu gründen sei. Die Wahrheit ist: daß wo irgend, seit der Februarrevolution, die Kirche von den bestehenden Gewalten theilweise Anerkennung ihrer Freiheit erworben hat, sie dieses Zugeständniß lediglich der Furcht der Machthaber vor der Anarchie verdankt; und daß wenn die anarchische Revolution, in den Ländern wo sie herrscht, ihren Sieg noch nicht bis auf das äußerste verfolgt, die Kirche und den Christenglauben noch nicht mit Feuer und Schwert zu vertilgen begonnen hat, die Ursache dieser Mäßigung lediglich in der Furcht vor der, im Hintergrunde stehenden militärischen Reaction liegt, deren ohnedieß schon zahlreiche Partei sie durch eine offenkundige Christenverfolgung nicht noch verstärken mochte. Also Furcht auf der einen, Furcht auf der andern Seite; in dem provisorischen Gleichgewicht, in welchem sich beide Species der Furcht bisher geschaukelt haben, liegt die einzige wirkliche Garantie für die Freiheit der Kirche und die Sicherstellung der Gläubigen gegen Grausamkeiten, welche, einmal in Schwung gesetzt, leicht die Wuth der Nerone und Diocletiane überbieten könnten. Wird noch vor dem Ende der Tage ein neuer Karl der Große kommen, welcher das Gottesreich auf Erden aus dieser allerdings unwürdigen und peinlichen Stellung erlöst, die revolutionäre Hydra tödtet, und sich unter dem Jubelruf des Orients und Occidents die Krone eines neuen Weltreiches aus Rom holt? oder gehen wir bereits, ohne Hoffnung auf eine nochmalige Wiedererhebung, mit immer beschleunigterer Geschwindigkeit der Ankunft Dessen entgegen, der Alles hasset, was Gott heißt?

In diesen Fragen, von denen alle Probleme der Zeit abhängen, liegt die politische und sociale Zukunft der Welt beschlossen. Welcher Sterbliche vermöchte sie zu lösen?

Unsere geneigten Leser haben gesehen, daß wir die Meinung des russischen Staatsmannes über die Signatur des Westens mit Interesse vernommen, und mit vollkommener Parteilosigkeit geprüft haben. Möge es auch uns jetzt gestattet seyn, in wenigen Worten den Kern unserer Ansicht über den russischen Osten darzulegen. Die österreichischen Zeitungen wetteifern jetzt, die tief religiöse Gesinnung der russischen Truppen zu rühmen. Ein rührender Zug, den ein dortiges Blatt berichtet, ist uns vor Allem denkwürdig erschienen. Während des Gefechts bei Pered wurden zwei russische Bataillone, die lange im Feuer gestanden, in das Dorf Kiraly Rew zurückgeschickt, um auszuruhen. Auf dem Platze des Orts stellt die Mannschaft ihre Gewehre in Pyramiden; dann gehen die meisten in die, bis auf die nackten Wände ausgeplünderte Kirche, an welcher der calvinistisch-magyarische Fanatismus sein Müthchen gekühlt haben mochte. Diese Verwüstung rührt die Russen. Die gemeinen Soldaten veranstalten eine Sammlung und legen zwanzig Gulden auf den entweihten und zerstörten Altar. Als der herbeikommende Pfarrer sich nach der Bedeutung dieser Spende erkundigt, wird er verständigt: russische Krieger hätten ihr Scherflein beitragen wollen, ein geschändetes Haus des Herrn wieder herzustellen. Ach! der Grimm der modernen Heiden und der freche Hohn der Juden hat uns seit den Märzerrungenschaften zu lange schon umzischt und umtobt, als daß wir diesen Zug, der die als „Rohheit" geschmähte Denkweise des niedern russischen Volkes tief bezeichnet, nicht aus ganzer voller Seele verstehen und anerkennen sollten!

Wir stehen nicht dafür, daß der deutsche Literaturpöbel nicht über diese Thatsache lacht und spottet, aber der Verfasser der Denkschrift hat Recht, wenn er in diesem Geiste die Bürgschaft für die Zukunft seines Volkes und das Fundament des Thrones seines Kaisers erblickt. Wir sind es wahrlich nicht, die ihm darin widersprechen würden, und auch wir wünschen aus tiefstem Herzensgrunde, daß diesem Stamme jene Fähigkeit des Glaubens und jenes Bedürfniß der Ehrfurcht erhalten werde,

welche im Leben der Völker dasselbe ist, was die Triebkraft in den Bäumen. Aber gerade weil wir, ohne Rücksicht auf das, was die griechische von der lateinischen Kirche trennt, im Bewußtseyn des gemeinsamen katholischen Glaubensgrundes, diesen aufrichtigen Wunsch hegen, gerade deßhalb können wir uns die traurige Wahrheit nicht verhehlen, daß Golowin und Bakunin eine andere, entgegengesetzte Richtung des russischen Geistes vertreten, die auch eine Thatsache ist. Wir können es uns, leider! nicht verhehlen, daß diese Erscheinungen in der Bildung der höhern Klassen nicht vereinzelt stehen, daß (mehr vielleicht als die höchsten Behörden selbst wissen!) leichtfertig französischer Unglaube und deutscher Rationalismus ihren Weg bereits in den höhern griechischen Clerus gefunden haben, und daß die „zerstörende Philosophie der letzten sechzig Jahre" auch dort üppig fortwuchert. Einst wird der Tag kommen, wo auch dort die Neuerungssucht der Einen, die heute noch als Kryptoprotestantismus im Finstern schleicht, und der uralt katholische, traditionelle Volksglaube der Andern zum Kampfe auf Leben und Tod gegen einander rennen werden, zu einem Kampfe, den weltliche Machtmittel noch einstweilen hinausschieben, nimmer aber für ewigwährende Zeiten ablehnen können. In welchem Sinne die Revolution im gesammten Westen auf diesen entscheidenden Kampf hofft, das wird den russischen Staatsmännern vielleicht schon aus den bekannten Organen der deutschen richtigen Mitte klar geworden seyn. Möchten sie sich vor falscher Sicherheit hüten! Wir aber wollen zum Schluße dem Nachdenken des Verfassers der Denkschrift noch eine Wahrheit empfehlen, in der vielleicht ein Prognostikon für sein Vaterland liegt. Schlägt in der Entwickelung des geistigen Lebens Rußlands das altchristliche, positive und traditionelle Element vor, wird dieses lebendig und seiner selbst bewußt, dann ist es unmöglich, daß der alte Haß gegen die lateinische Kirche sich für immer jeder Verständigung verschließen könne. Die Gemeinsamkeit der zu vertheidigenden Interessen, der Kampf gegen den nämlichen Feind, zwingen naturgemäß zur Annäherung.

Wird dagegen umgekehrt jener leidenschaftliche Haß mit Absicht und Bewußtseyn festgehalten, wird er mehr und mehr gesteigert und auf die Spitze getrieben, so ist es wieder unmöglich, daß er nicht auch die russische Kirche in dieselben Wege dränge, welche vor ihr der Protestantismus gegangen ist, und die im Indifferentismus und in der sittlichen, politischen und socialen Auflösung ihr Ziel und Ende finden. Die oben bezeichnete Bildung, die sich einstweilen noch unter der heuchlerischen Beobachtung der alten liturgischen Formen birgt, wird dazu redlich das Ihrige thun. Wohin dieser Haß führt, und wie er unbewußt und unvermerkt selbst die entschiedensten Feinde der Revolution in deren Bahnen lenkt, davon können wir dem russischen Staatsmanne ein schlagendes Beispiel anführen. Es ist aus seiner eigenen Denkschrift genommen. Die tiefe Abneigung, die er gegen die lateinische Kirche hegt, verlockt ihn zu der argen Täuschung: das Hussitenthum, dem er eben deßhalb seine Neigung zuwendet, sei eine sympathetische Erinnerung an die morgenländische Kirche! Wenn er jemals den politischen Charakter der Irrlehren Hussens und seines Lehrers Wiclef einer nähern Untersuchung würdigen wollte, so würde er darin mit Befremden den ganz modernen Jacobinismus im Costum des vierzehnten Jahrhunderts erkennen. Der Grundsatz: meines Feindes Feind ist mein Freund! führt in Rußland zu denselben gefährlichen Folgerungen, wie anderswo.

XVII.

Kirchliche Fragen.

Die Concursprüfung der katholischen Pfarr- und Predigtamts-Candidaten in Bayern. Die persona grata des bayerischen Concorbates. Der Kampf für die Freiheit der Kirche. „Staat und Kirche in Oesterreich vor, während und nach der Revolution von 1848. München 1849. In Commission der lit.-artist. Anstalt.“

(Schluß.)

Als Gesammtresultat der bisherigen Erörterung stellt sich nunmehr das Urtheil über das bayerische staatskirchenrechtliche Institut des Pfarrconcurses dahin fest, daß soferne die Regierung des Königs ein günstiges Bestehen dieser Prüfung von allen jenen Candidaten fordert, welche auf eine Präsentation von ihrer Seite Anspruch machen, sie hierin, selbst nach canonischen Grundsätzen, sich in ihrem vollsten Rechte befindet, daher hier weder von einer Verletzung der Rechte der Kirche, noch von einer Beeinträchtigung ihrer Freiheit und Selbstständigkeit in anderem Sinne die Rede seyn kann, als dieß durch das kirchenrechtliche Institut des Laienpatronatrechtes überhaupt schon der Fall ist; daß sofern die Regierung überdieß ihren Unterthanen vorschreibt, nur solche Priester für die ihrem Patronate untergebenen Predigtamts- und Curatpfründen vorzuschlagen, welche jenes Staatsexamen gleichfalls bestanden haben, sie auch hiezu durch gültige Verfassungsgesetze dermal

noch befugt, und jeder Staatsangehörige diese zu beobachten gehalten ist; und zwar um so gewisser, als auch dieses Verhältniß den Canonen der Kirche, nach dem oben Dargelegten, nicht widerspricht, folglich auch keine Verletzung derselben enthält.

Was daher den Staatsconcurs für die Candidaten der königlichen und Privatpatronatspfründen betrifft, so kann man wohl nur den Wunsch geltend machen, jene kirchliche Pflicht und jenes Recht, welches die Regierung in Anordnung desselben ausübt, möge für die Zukunft in einer andern Form gehandhabt werden, welche mehr von kirchlicher Gesinnung und von Verständniß kirchlicher Institutionen Zeugniß gebe, denn, wie es bisher geschehen, vom Geiste der Bureaukratie und von den Gelüsten der Staatsomnipotenz.

Wenn dagegen die bayerische Regierung dabei beharrt, auch in jenen Pfarr- und Predigtamts-Pfründen, deren freie Collation den Bischöfen concordatsmäßig zusteht, nur solche Priester anzuerkennen, welche eine lediglich durch ihre einseitige Willkür geschaffene Bedingung erfüllt haben: so ist dieß in der That eine Rechtsverletzung der katholischen Kirche in Bayern, ein Eingriff in ihre vertragsmäßige innere Selbstständigkeit und Unabhängigkeit.

Wie möchte nun wohl jener Wunsch, daß der königliche Patron über die Befähigung der um seine Pfründen sich bewerbenden Candidaten sich auf eine andere, als die bisherige Weise Gewißheit zu verschaffen suche, und daß das Recht der Mitwirkung, welches der Regierung zur Wahrung ihrer allerdings betheiligten Interessen bei der Ausübung des Privatpatronats gesetzlich zusteht, anders als bisher gehandhabt werde, seiner gerechten Befriedigung entgegen zu führen seyn?

Da der dermalige, durch die Pfarrconcursverordnung vom 27. August 1843 gesetzlich normirte Zustand in dieser Be-

ziehung auf einem vertragsähnlichen, ganz competenzmäßigen Einvernehmen der weltlichen und geistlichen Behörden beruht: so kann eine willkürliche Abänderung oder ein einseitiger Rücktritt von keinem Theile rechtlich vorgenommen werden, und die Aufgabe, die königliche Regierung zu einer, die mitbetheiligten Candidaten minder belästigenden und dem katholischen Geiste entsprechenderen Ausübungsweise ihres Rechtes zu bewegen, muß daher dem Wege neuer Verhandlungen und künftiger, gütlicher Verständigung vorbehalten bleiben.

Anders verhält es sich mit der Prätension des Staates, auch die freien bischöflichen Curat- und Predigtamtspfründen nur im „Staats-Pfarrconcurs" geprüften Candidaten übertragen zu sehen. Wenn es der Kirche nicht, wie gegenüber einer Civilpartei, möglich ist, den Staat wegen Diffamation vor einem competenten Richter zum Streit zu provoziren; wenn auch letztere sich nicht freiwillig zur gütlichen Beilegung der Differenz herbeilassen will, dann bleibt, so bedünkt uns, den Bischöfen für den Augenblick nichts Anders übrig, als durch vorläufige Protestation ihr Recht zu wahren. Sobald jedoch in einem besondern Falle sie sich sonst veranlaßt fänden, das fragliche Recht ohne die von Seite der Regierung behauptete Beschränkung auszuüben, einem im Staatsconcurse nicht geprüften Priester nämlich eine ihrer Pfründen zu conferiren: so würde dieß mit Fug und Recht geschehen können und müssen; die Regierung aber würde sich mittelbar zur Feststellung dieses Zweifelpunktes und, unter günstigen Umständen, zur Aufgabe ihrer versuchten Usurpation gedrängt sehen. Eben weil die Weigerung der Regierung einen in der staatspolizeilichen Form nicht begutachteten Priester in einer freien bischöflichen Pfründe weltlich zu installiren, den Charakter der Usurpation trägt, steht der kirchlichen Hierarchie, so fern ihre Protestation *) wirkungslos bleiben sollte, die volle Befugniß unbe-

*) S. „Pro memoria über die kirchlichen Postulate der Katholiken Bayerns. München 1849." p. 8. Nro. 4.

streitbar zu, diesem gewaltsamen, unverjährbaren Eingriff in die rechtliche Freiheit der Kirche in jedem Augenblicke thatsächlich entgegenzutreten, und ein so bedeutungsvolles, kirchliches Recht — das freie Collationsrecht der Bischöfe, so weit es nicht durch die geistliche Autorität selbst vertragsmäßig beschränkt ist, in voller Integrität wieder herzustellen. Von einer wirksamen Berufung auf Verjährung oder ein neu entstandenes Gewohnheitsrecht zu Gunsten des Staates kann, von dem Mangel anderer Vorbedingungen abgesehen, schon deßhalb keine Rede seyn, weil beiden eine den Canonen der Kirche derogirende Kraft rechtlich niemals zuzugestehen ist.

Die allerdings praktisch richtige Bemerkung, daß, da weit über zwei Drittheile sämmtlicher Curatbenefizien in Bayern unter Mitwirkung von Präsentationsrechten vergeben werden, wohl jeder fähige und würdige Diener der Kirche dem Staatspfarrconcurse sich zu unterziehen veranlaßt sei, und daher die den Bischöfen gemachte Zumuthung auch ihre Pfründen gleichfalls nur in solcher Form geprüften Candidaten zu konferiren, ihre Wahlfreiheit thatsächlich kaum schmälern werde, vermag weder das oben ausgesprochene theoretische Urtheil zu modifiziren, noch Gefahren abzuwenden, die aus der einmaligen Connivenz gegen das jener Zumuthung zu Grunde liegende Princip für die Zukunft entspringen könnten; sie kann vielmehr nur als Erklärungsgrund dienen, weßhalb die in Rede stehende Usurpation der Staatsgewalt nicht schon früher einen offenen Conflikt mit der kirchlichen Behörde herbeigeführt hat.

Nicht zum Zwecke besserer Beleuchtung der bezüglich des Staatspfarrconcurses schwebenden Rechtsfragen geschieht es, wenn wir nun schließlich noch die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Verhandlungen lenken, welche in mehreren katholischen Journalen und politischen Vereinen seit der zweiten Hälfte des Monats April über diesen Gegenstand gepflogen worden sind. Den in der Augsburger Postzeitung, dann in der Sion wiederholt aufgetretenen Vertheidigern des Staatspfarrconcurses können wir nicht ganz beipflichten, weil sie jenen, von uns

als usurpatorisch bezeichneten Grundsatz der Regierung, auf die mehrerwähnte Stelle des Concordates fußend, ohne jedoch auf eine selbstständige Interpretation derselben sich einzulassen, ganz unbedingt zu verfechten für gut fanden. Die Angreifer dieses Institutes dagegen, von welchen die Anregung der Frage ausgegangen, haben eben so unbedingt, und wie uns scheint mit noch schlechteren Gründen, der Regierung jede Berechtigung, jene Staatsprüfung zu veranstalten, schlechthin abgesprochen.

Die Art und Weise nun, in welcher diese Angriffe erfolgt sind, wie unter lautem Kriegsgeschrei ein förmliches Sturmlaufen von dieser Seite losbrach, dieß ist es, was einigermaßen beachtet und als das Auftauchen eines nicht ganz lautern Geistes gewürdigt zu werden verdient, der an der heutigen Freiheitsbewegung, zu Gunsten der katholischen Kirche, bereits zweifellos seinen Antheil zu gewinnen sucht.

Die Waffen, womit für die augenblickliche Abstellung des Staatspfarrconcurses zu Feld gezogen wurde, waren wesentlich zwei verschiedene. Die eine nämlich, die einzige, mehr oder minder ernstlich gemeinte, rechtliche Begründung jenes Anspruchs, wurde aus der Denkschrift der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe hergenommen, in welcher „die Mitwirkung des Staates zu Pfarrconcursprüfungen“ als eine „wesentliche Beschränkung der kirchlichen Freiheit und eine Beeinträchtigung der bischöflichen Rechte“ bezeichnet wird.

Wenn aber in einer, von dem Episcopat von ganz Deutschland als Ergebniß seiner Berathung über die Kirchenangelegenheiten der ganzen Nation erlassenen Denkschrift schlechthin von „Pfarrconcursprüfungen“ die Rede ist, so wird wohl jeder einigermaßen Sachkundige sogleich den in der kirchlichen Gesetzgebung, insbesondere durch das Tridentinum angeordneten Pfarrconcurs sich vergegenwärtigen, der überall, wo die Beschlüsse dieses Conciliums verbindliche Kraft besitzen, statt finden sollte; Keinem aber wird es einfallen, jenen Ausdruck des

allgemeinen Kirchenrechts auf ein durchaus particulares, nur zufällig und nur theilweise im Namen zusammentreffendes Institut des bayerischen Kirchenstaatsrechts zu deuten, und was von den Bischöfen bezüglich einer rein kirchlichen Einrichtung gesagt ist, auf eine gar nicht in der canonischen Gesetzgebung, sondern nur von der weltlichen Obrigkeit im Benehmen mit lokalen Kirchenbehörden gegründete zu übertragen. Wann aber zweifellos das von dem deutschen Episcopat gegen die Einmischung des Staates eingelegte Veto auf den concursus ad parochias, welcher nach Vorschrift der Sessio XXIV. c. 8. de ref. bei Erledigung jeder einzelnen Seelsorgpfründe, die *liberae collationis ordinarii* oder *patronatus ecclesiastici* ist, von den Synodalexaminatoren gehalten werden soll, nicht aber auf die in Bayern längst herkömmliche „Staatsconcursprüfung der Pfarr- und Predigtamtskandidaten“ sich bezieht, deren Bestehen jede königliche Präsentation und jede Bestätigung zur irgend einer irgend einmal in Erledigung kommenden „selbstständigen Pfarr-, Predigtamts- oder mit pfarrlichen Rechten bekleideten Curatpfründe verordnungsmäßig bedingt; und wenn überdieß im Paragraph 1 der oft erwähnten königlichen Verordnung vom 27. August 1843 ausdrücklich erklärt wird, daß das von der Regierung vorgeschriebene Staatsexamen neben den unverändert fortdauernden oberhirtlichen Appellations- und Synodalprüfungen — jenen, deren Selbstständigkeit die deutschen Bischöfe für die Kirche vindizirten — statt finden soll: so muß auch der letzte Schein verschwinden, als ob erstere die Freiheit der Kirche durch Eingriffe in den canonischen Pfarrconcurs verletze, und als ob daher gegen jene Verwaltungsvorschrift eine Berufung auf die Denkschrift der in Würzburg versammelten Bischöfe, in der versuchten Weise, begründet und zulässig sei.

Alles Uebrige, was sonst noch gegen den bayerischen

Staatspfarrconcurs vorgebracht wurde, war vielmehr ein überströmender Erguß aufgeregter Leidenschaften, denn eine verständige Beweisführung. Die bayerische Regierung, behauptet man, versage der katholischen Kirche und ihren Organen jene öffentliche Achtung und Sicherheit, welche diese auf den Grund des Concordates anzusprechen berechtigt seien; folglich — seien auch letztere, Kirche und Kirchendiener, ihrer vertragsmäßigen Verbindlichkeiten ledig und frei! Für die Freiheit der Kirche sei bereits zur Genüge geredet, man müsse, so heißt es weiter, „zum Handeln (?) übergehen"; die auf dem Wege eigenmächtiger That, ohne Rücksicht auf bestehende Ordnung und Gesetzlichkeit, vorschreitenden Parteien hätten glückliche Erfolge geärndtet, erfolglos dagegen seien, wie immer, so in dem letzten Jahre, alle gesetzlichen Bemühungen der Katholiken gewesen, und ihr Ziel liege ihnen heute noch so fern, als je. Darum auf, so lautet die Folgerung, thatsächlich und rücksichtslos werde abgenöthigt und genommen, was auf dem Wege des Rechts und der Güte nicht zu erreichen ist.

An die Verkündigung dieser Grundsätze reiht sich sofort ein Versuch ihrer Anwendung, und es ergeht an alle Pfarrcandidaten die Aufforderung, einem von der Regierung ausgeschriebenen Prüfungsconcurse sich nicht zu unterziehen, wenn nicht ein Befehl der Bischöfe „aus fataler Muthlosigkeit" sie „unter den Polizeistock des Staates zurückführe, worin sie dann eine Strafe Gottes zu erkennen hätten" (!).

Wir werden hier unerörtert lassen, ob denn wirklich weltlicherseits eine Vertragsverletzung gegen die katholische Kirche in Bayern in dem Umfange geübt wurde, wie die Pfarrconcurs-Stürmer sie geschildert haben; und nur im Vorübergehen andeuten, daß wenn jenes wirklich der Fall, eine wirksame Anordnung und der Vollzug der entsprechenden Vertheidigungsmaßregeln natürlicherweise von Niemand anders, als von den zur Regierung der Kirche berufenen kirchlichen Obern ausge-

hen könnte; denn wenn eine einzige Frage, die wir zu stellen uns genöthigt sehen, und deren Beantwortung nicht zweifelhaft ist, zum Beweise hinreicht, daß der Schlußsatz jener Argumentation nur durch ein stillschweigend zu verstehendes, unrichtiges Mittelglied mit dem Obersatz zusammenhängt, so bedarf es einer besondern Widerlegung des letztern nicht mehr.

Wann hat je die Kirche den Grundsatz aufgestellt oder gebilligt, daß die Thatsache einer einzelnen Vertragsverletzung den Gegentheil von jeder aus demselben Rechtsgeschäfte entsprungenen Verbindlichkeit schlechthin befreie, oder gar, von der Achtung jeglichen Rechts und Gesetzes den Beleidigten entbindend, zur Gewalt gegen den Beleidiger berechtige? — Wenn die Kirche vielmehr unter allen Umständen, überall und zu jeder Zeit die Gläubigen zur Achtung eines jeden bestehenden Rechts, so weit es nicht einem göttlichen Gesetze zuwiderlauft, ermahnt hat; wenn sie für ihre eigene Freiheit und Selbstständigkeit, nicht nur auf ihr göttliches, in der allgemeinen Weltordnung begründetes Recht sich beruft, sondern auch auf das menschliche Recht, welches ihr theils an und für sich, als der heutzutage ältesten aller Corporationen gegenüber allen andern, theils durch besondere Verträge mit den einzelnen Staatsgewalten zur Seite steht, muß sie nicht, wie es schon stillschweigend die Geschichte ihrer ganzen Vergangenheit thut, das Beginnen derer verurtheilen, welche irgend einen vermeintlich oder wirklich gerechten Anspruch auf recht- und gesetzlosem Wege erobern, „erringen“ wollen?

Eine Partei, welche ihren politischen Besitz auf keinen andern Titel zu gründen weiß, als den der „Errungenschaften“, sie wird, jedes rechtlichen Anspruchs entkleidet, wehrlos dastehen, wenn einst die faktische Macht von ihr weichen und Jene, denen sie den Besitz eben erst „abgerungen“, diesen wieder — mit besserem Rechte! zurück „erringen“ sollte.

Die ächten, mit himmlischer Vollmacht ausgestatteten An-

wälte der Kirche dagegen wollten zu aller Zeit weder von augenblicklicher Menschengunst, noch von plötzlicher Ueberraschung und listiger Benützung des Momentes, noch von roher Gewaltthat die Befriedigung ihres Anspruchs erlangen; sie gebrauchten zur Abwehr stets nur die Waffen des Rechtes, und eroberten und errangen nur mit den Waffen der Liebe. — Wo aber der Kirche auf dem Wege der Thatsachen ein Gewinn zufällt, da hält sie ihn rein von jedem Vitium des Besitzes, und erfreut sich, als Preis dieses ihres Verfahrens, der tröstlichen Gewißheit, das bereits Erworbene niemals rechtlich, darum niemals ganz wieder verlieren zu können, und was von ihren ewigen Ansprüchen noch als unerfüllt aussteht, vor dem Richterstuhle der Geschichte über kurz oder lang sicherlich als Erbtheil und Eigenthum zuerkannt zu erhalten.

Das Ebengesagte möchten wir sowohl Jenen vor Augen stellen, welche aufrichtigen Gemüths zum Kampf der Kirche sich anschicken, als den verkappten Feinden, die denselben für ganz andere Gelüste des eigenen Herzen zu mißbrauchen trachten. Soll der gegenwärtige Streit den Sieg näher, und nicht vielmehr in die Ferne rücken, so muß, wer immer von den Erstern, aus leidenschaftlicher Verblendung oder Verwirrung der Begriffe, so weit von der eigenen Fahne sich entfernt hat, um thatsächlich gegen dieselbe zu fechten, auf's schleunigste dem Rufe folgen: zurück! in die geordneten Schlachtreihen, unter die kirchliche Disciplin, unter die rechtmäßigen Führer, zum ehrlichen Kampfe! Wer aber Allem dem sich nicht fügen will, der möge offen ausscheiden, fallen lassen seine Larve und, ein Gleicher zu gleichen Genossen, deren Zeichen, ihm selbst vielleicht unbewußt, auf seine Stirne geprägt ist, auf die linke Seite des Schlachtfeldes sich gesellen.

Im Interesse dieser schweren Läuterungsaufgabe der nächstkommenden Zeit drängt es uns, auch hier auf eine andere, bessere Stimme uns zu berufen, welche ganz vorzüglich geeig-

net ist, die hie und da von den „schwarzen Geistern“ eingeführte Sinnverwirrung im eigenen Lager zu beschwören, und jedem Einzelnen einen Spiegel vorzuhalten, worin er erkennen mag, ob er selbst ein ächter Ritter des Kreuzes, und ob seine Nachbarn im Strauß seine wahrhaften, derselben Fahne zugeschworenen Genossen sind. Der Verfasser der jüngst erschienenen Schrift: „Staat und Kirche in Oesterreich vor, während und nach der Revolution von 1848“ (München, 1849. In Commission der literarisch-artistischen Anstalt), sagt am Schlusse derselben:

„Diese Freiheit“ (die Freiheit von einer ungerechten und verderblichen Bevormundung des Staates) „wird der Kirche werden; dieß ist der Sinn und Zweck der krampfhaften Bewegungen unserer Zeit. Sie muß ihr werden, wenn nicht die christliche Gesellschaft auf dem Festlande von Europa in die alte Nacht heidnischer Barbarei zurücksinken soll.“

„Zu diesem großen Werke mitzuwirken, ist die Pflicht jedes einzelnen Gliedes der Kirche.“

„Aber es ist auch die Pflicht Derer, welche die Freiheit der Kirche verlangen, sich über die Gründe ihres eigenen Begehrens klar zu werden.“

„Wollen wir die Freiheit um unsers Dünkels, um unserer Bequemlichkeit willen? oder um in voller Sicherheit mit schnöder maßloser Rede die Auflehnung gegen die Autorität von dem politischen auf das kirchliche Gebiet verpflanzen, um hier wie dort trotzig aufbegehren zu können? Dann wird sie uns nicht viel helfen. Die Sache Christi auf Erden wenigstens wird durch diese Freiheit nicht gewinnen.“

„Wollen wir die Freiheit wirklich um der Ehre Gottes willen, welche durch unwürdige Mißhandlung der Kirche geschändet wurde, wollen wir sie aufrichtig wegen des Heiles aller Derer, welche der entwürdigte Zustand der Kirche vom Glauben und christlichen Leben entfernte? Dann wird sie uns

und der Welt zum Segen gereichen, sie wird Oesterreich und Europa retten."

„Zur Emancipation der Kirche in Oesterreich ist jetzt der erste Schritt von Seiten der Staatsgewalt geschehen. Aber das Meiste und Wichtigste hängt von dem religiösen Ernst, dem christlichen Sinn, der Glaubensfähigkeit der Katholiken selbst ab. Der Machteinfluß auf die Kirche, dessen sich der Staat begiebt, muß in Oesterreich wie überall der geistlichen Autorität zuwachsen, sonst ist, gerade in Oesterreich, trotz aller Freiheit, das Band der Einheit der Kirche gelöst und das Interesse des Glaubens verrathen."

„Gott schenke der Kirche Bischöfe und Priester, welche apostolischen Geist und Eifer genug besitzen, um den unläugbar vorhandenen guten Willen, das neu erwachte kirchliche Leben, die ungewohnte, aber erfreuliche Richtung der öffentlichen Aufmerksamkeit auf die Kirche zum Guten zu benutzen, zu leiten, wenn es Noth thut zu zügeln; und Laien, die vor Allem den Trägern der kirchlichen Autorität gegenüber das besitzen, was den gebildeten Deutschen des 19ten Jahrhunderts in so betrübendem Maße abhanden gekommen ist, Pietät. Fehlt, oben oder unten, das Eine oder Andere, oder gar beides, so wird die Kirche, und Oesterreich mit ihr, mit oder ohne Freiheit, noch durch schmerzliche Läuterungsfeuer gehen müssen, ehe wir bessere Zeiten erleben. Denn an das Schicksal der Kirche ist Deutschlands, ist Oesterreichs Zukunft geknüpft."

Diesen Schluß- und Folgesätzen kann sich Niemand entziehen, der durch einen tiefern Blick in die Lebensgeschichte der modernen Staaten — wie ihn der Verfasser seinen Lesern zu eröffnen sucht — der Erkenntniß sich nähert, daß das Princip der Revolution in der That ein und dasselbe ist in Staat und Kirche; ein und dasselbe, ob es dort in fürstlicher oder Volkstyrannei, ob es hier in innerem Abfall von

der Lehre oder Disciplin, oder in äußerer Vergewaltigung sich offenbare; immer dasselbe, ob diese Vergewaltigung durch offene Verfolgung und Unterdrückung, oder unter dem Titel des Staatsschutzes durch polizeiliche Knechtung und absolutistische Eingriffe geübt werde. — Die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Kirche in ihrem dreifachen göttlichen Amte, ihre Freiheit im einzig richtigen Sinne, ist gegen jene Einheit der Revolution, wie sie andrängt gegen die ganze Menschengesellschaft, die einzige Abwehr. — Auch in diesem Zeitpunkte offenbart sich wiederum in der Sympathie zwischen Imperium und Eklesia, im unverkennbaren Mitleiden der Kirche, im buchstäblichen Sinne, mit den Erschütterungen des Staates, nicht nur daß beide für, nicht wider einander von Einem Schöpfer geschaffen sind, sondern daß ihr Feind und Angreifer ebenfalls der nämliche seyn müsse. Dieß, bedünkt uns — noch einmal sei es zum Schluße hervorgehoben — sollte die Vertreter beider Gebiete mehr als alles Andere darüber belehren, daß der weltliche Arm, wenn er zu seiner Selbsterhaltung oder Selbstverherrlichung Recht und Ansehen der Kirche verkürzen zu müssen meint, in seinem Bundesgenossen nur sich selbst beschädigt und seinen Gegner verstärkt; nicht minder aber, daß ein ächter Vertheidiger der katholischen Kirche niemals irgend eine zu Recht bestehende Staatsordnung mit Füßen treten wird, weil er durch Verletzung der weltlichen Kampfgefährten nur des eigenen Schildes sich berauben und des gemeinsamen Feindes Arbeit erleichtern würde.

Mögen aber alle Streiter für die Sache der Wahrheit, für das „Gesetz des Geistes", das Beispiel des Meisters vor Augen haben, der jenes Gesetz aufgerichtet hat. Von dem Kreuze, an welchem ihn ungerecht die rechtmäßige Obrigkeit erhöht, ist Er weder auf den Zuruf der Spötter, noch nach verblendender Hoffnung einzelner Gläubigen herabgestiegen, noch

hat er zuvor seinen Häschern widerstanden, noch je seine Banden gesprengt. Sondern um frei zu machen, trug der Allmächtige freiwillig des Gesetzes ungerechte Ketten; nichts desto weniger die Ketten des Gesetzes! und um am dritten Tage aufzuerstehen von den Todten, mußte und wollte er gehen durch die Schatten des Todes!

Das ist der Weg des Geistes, der Weg der wahren Freiheit. Wo die Kirche nicht durch ihr Wort die Herzen der Menschen sich zu erschließen vermag, und so nach und nach ihr ganzes Denken und Leben, endlich ihre Rechts- und Staatsordnung von dem Gesetze des Fleisches befreit und dem des Geistes nachbildet, oder wo sie in einer spätern Zeit aus allen diesen weitern Lebenskreisen wieder hinausgedrängt worden, da bleibt ihr, nachdem sie dem Erlöser gleich ihr Lehramt vergeblich geübt, kein anderer Weg zu ihrem Königthum übrig, als der ihrer dritten Sendung, der Weg des Opfers. Diesen Weg, den Weg zum Sieg und Triumph über den Oelberg zu wandeln, dazu ist die zeitliche Kirche bestimmt, denn sie selbst nennt sich hier die streitende.

XVIII.

Die Magyaren des neunten und zehnten Jahrhunderts.

Der alte Chronist aus dem Mosellande, Regino von Prüm, führt die Magyaren auf folgende Weise in die Weltgeschichte ein: „Im 889sten Jahre der Menschwerdung des Herrn ist das überaus wilde und mehr als reißende Thiere grausame Volk der Hungarn, von den scythischen Reichen und den Sümpfen, welche die Ueberschwemmungen des Don in unermeßlicher Ausdehnung bilden, ausgegangen. Durch den gewaltigen Angriff der Petschinagen wurden die Hungarn aus ihrer Heimath vertrieben, und um neue Landstriche und Wohnsitze zu suchen, traten sie, dem Vaterlande Lebewohl sagend, ihren Zug an. Und zwar haben sie anfänglich die Steppen der Pannonier und Avaren durchirrt, und durch Jagd und Fischfang sich Nahrung gesucht, dann aber haben sie das Gebiet der Kärnthner, Mähren und Bulgaren mit häufigen Einfällen heimgesucht, haben Wenige mit dem Schwerte, viele Tausende aber mit Pfeilen getödtet, die sie mit solcher Geschicklichkeit von ihren hörnernen Bogen zu entsenden wissen, daß man sich kaum davor sicher stellen kann, von ihnen getroffen zu werden. Dagegen in der Nähe in Schlachtordnung zu kämpfen, oder belagerte Städte zu erobern, verstehen sie nicht. Denn sie streiten, indem ihre Pferde hervorstürzen oder sich wenden, oft auch in verstellter Flucht; auch halten sie nicht lange in der Schlacht

aus, denn wenn die Kräfte und Ausdauer der Gewalt ihres Angriffes gliche, so wären sie unüberwindlich. Oefters verlassen sie mitten in der Hitze des Kampfes das Schlachtfeld, bald darauf aber, von der Flucht umkehrend, sind sie wieder da, und wenn man glauben sollte, des Sieges gewiß zu seyn, dann ist noch erst der Entscheidungskampf zu bestehen. Diese Art der Schlacht, je ungewöhnlicher sie bei andern Völkern ist, ist daher um so gefahrvoller; doch ist zwischen ihrer und der Kampfesweise der Bretonen hauptsächlich der Unterschied, daß diese sich der Wurfgeschoße, jene der Pfeile bedienen. Sie leben auch nicht nach Art der Menschen, sondern vielmehr der wilden Thiere; denn, wie erzählt wird, essen sie das Fleisch roh, trinken Blut und verzehren die in Stücke geschnittenen Herzen Gefangener als ein Heilmittel; durch kein Mitleid werden sie bewegt, durch kein Gefühl der Nächstenliebe erweicht. Das Haar schneiden sie sich bis auf die Haut ab; immer sind sie zu Pferde; auf ihnen pflegen sie alle ihre Wege zu machen, nachzudenken, zusammenzukommen und zu berathen. Ihre Kinder und Sklaven lehren sie mit großer Sorgfalt das Reiten und Bogenschießen. Hochfahrend ist ihr Sinn, aufrührerisch, betrügerisch und frech. Stets sind sie, bei denen die Weiber den Männern an Roheit nicht nachstehen, zu Umtrieben nach Außen und Innen, unruhigen Gemüthes bereit, schweigsam von Natur, mehr zum Handeln als zum Sprechen geneigt. In seiner Grausamkeit hat dieses unsäglich böse Volk nicht bloß die vorhinerwähnten Länder, sondern auch einen großen Theil Italiens verwüstet.

Hat Regino zu seinem Gemälde allerdings einige Farben aus der Schilderung, welche Justinus von den Scythen macht, erborgt, so läßt sich doch nicht läugnen, daß dasselbe in manchen Zügen nicht nur durch die spätere Geschichte bestätigt wird, sondern selbst noch auf die Gegenwart paßt.

XIX.

Lesefrüchte.

Zur Zeit, da das bekannte Werk des Febronius erschien, und der damals herrschenden Oberflächlichkeit gemäß von Vielen als eine wundersam heilbringende Entdeckung begrüßt wurde, äußerte sich Lessing in folgender prophetischer Anschauung seiner unvermeidlichen äußersten Tragweite. „Alle Gründe", sagt er, „gegen die Rechte des Papstes gelten doppelt und dreifach den Fürsten selbst. Begreifen kann dieß ein Jeder, und daß es noch Keiner gesagt, mit aller Bündigkeit und Schärfe, die ein solcher Gegenstand gelitten und verdient hätte, unter so Vielen, welche den dringendsten Beruf dazu haben, dieses ist seltsam genug und ein äußerst schlimmes Zeichen." — Die Fürsten haben so wenig erkannt (und man darf leider selbst in der gegenwärtigen Zeit sich ausdrücken — sie erkennen so wenig), daß es für das Geschütz, aus welchen die Throne in den Grund sollen geschossen werden, keine bessere Stückbettung gebe, als die Trümmer der Kirche. Bei dieser Unerkenntniß haben sie in noch unbegreiflicherer Kurzsichtigkeit dem Volk, welches auf diese Zerstörung hinarbeitete, unverdrossen Handlangerdienste geleistet, ja gar hie und da an dessen Spitze sich gestellt.

Mit dem Jahre 1793 erschien in Wien eine Zeitschrift unter dem Titel: Magazin der Kunst und Literatur.

Im Septemberhefte ihres vierten Jahrganges liest man in einem Aufsatz: über die Chimäre der Volkssouverainetät, folgende, nach einem halben Jahrhundert in jeder Beziehung zur vollen Wirksamkeit gewordenen Worte: „Es ist wahr, wenn man sagt, daß das Volk niemals mehr Sklave ist, als wenn es souverain seyn will und sich es zu seyn einbildet. Da es wesentlich untauglich ist, sich selbst zu regieren, so ist es gezwungen, die Herrschaft einer Handvoll Rottirer und Schlauköpfe zu überlassen, die die Unbeständigkeit ihres Herrn, dem sie dienen, kennen, und deßwegen eilen, sich die kurze Dauer ihres günstigen Schicksals zu Nutz zu machen. Man gebietet im Namen des Volks, aber das Volk gehorcht; indem es die Minister ändert, ändert es nur die Tyrannen. Denn unter einer dergleichen Regierung kommen nicht aufgeklärte, tugendhafte und uneigennützige Menschen zur Verwaltung der Geschäfte; diese sind glücklich genug, wenn die herrschende Partei sie in ihrer Dunkelheit leben, und über die Unfälle des Vaterlandes sie insgeheim seufzen läßt. Bei einer durch Empörung zerrütteten Nation sind Volksversammlungen, aufrührerische Zusammenkünfte, wo Menschen ohne Einsicht, ohne Eigenthum, ohne Theilnahme an guter Ordnung nur suchen ihr Verlangen nach Zügellosigkeit und Habsucht zu stillen; wo die Menge durch eine rohe und kühne Beredsamkeit einiger Anführer jederzeit hingerissen wird; wo eine vermessene geringere Zahl durch Schrecken gebietet, und durch eine lebhafte Gewalt mehr wirkt, als reife Berathschlagungen thun können; wo endlich der Name und die Rechte des Volks einem Pöbel, der durch den Schaum von höheren Klassen sich vermehrt hat, Preis gegeben werden. Eine solche Nation kann der bürgerlichen Freiheit nicht genießen.“ Hätte der ehrliche Mann, der dieses schrieb, je denken können, damit buchstäblich vorauszusagen, was nach einundfünfzig Jahren an so manchen Orten erfolgt ist.

XX.

Ueber Völkerglück.

Glossen zu biblischen Texten über diesen Gegenstand.

II.

„Von Babylons Wein tranken alle Völker, und darum taumelten sie."

Jerem. 51, 7.

Es ist eine Syrene, eine Hetäre, welche die Völker verführt und berauscht hat; ihr Bild die vom Propheten und später vom Seher auf Pathmos gezeichnete Babylon: sie ist das moderne Heidenthum, im Bunde mit der Revolution. „Keine Unsterblichkeit, kein Jenseits, kein Gott, das Christenthum weg, und dann werdet ihr glücklich seyn, frei eurer Lüste genießend", rief sie den Nationen zu, und reichte ihnen den Taumelkelch, und es tranken Massen daraus, um im Traume des Glückes sich zu wiegen. Trunkenheit also, sinnloser Taumel, Loskettung der Bestien im Menschen, Zügellosigkeit und Unrecht sollen die Bande seyn, welche zum Heil und Segen um die Völker sich schlingen? Diese sollen glücklich seyn auf dem Felde, worauf kein Tropfen Thau vom Himmel, kein

Strahl höhern Lichtes und Trostes fällt, keine göttliche Stimme beruhigend oder den aufgeregten Wassern schwebt, sondern es wogt nur der Strom bestialischer Gelüste hindurch, siedend, verpestend, um seine Ufer der wüste Lärm sich wüthig bekämpfender Leidenschaften, das tolle Geschrei zahlloser Taumelnder?

Kann Trunkenheit und Taumel wahrhaft beglücken? Die verzehrende Glut nach Besitz und Genuß, das Herumschwärmen im Rausche der Lust, die ewigen Erschütterungen revolutionärer Wühlereien, die wilde Jagd von Leidenschaften gehetzter Massen sollen Ruhe und Frieden gewähren, ohne die kein Glück je möglich?

Wahnsinn nnd Raserei können nie glücklich machen.

Von den Völkern, die also berauscht hintaumeln, gelten die Worte des Psalms: „Ihr Weg wird finster und schlüpfrig seyn, und der Engel des Herrn sie verfolgen.“ (Psalm 34, 6.)

Von Babylons Weine, vom Becher der Lust, tranken und berauschten sich die alten Völker. Ihre Schriften und die Geschichte zeigen, wie wenig sie dadurch ihr Glück gefunden. Weht denn nicht durch die Werke der geistvollen Griechen und Römer ein Hauch der Wehmuth, eine hoffnungslose Klage, eine stets unbefriedigte Sehnsucht, Furcht und Angst vor dem Tode ohne Etwas, das seine Schrecken milderte? Nein, glücklich ist kein Volk, das verblendet in ausgelassener Freude um einen Abgrund herumtanzt, der es zum ewigen Jammer aufnimmt.

„Lasset uns essen und trinken; denn morgen sterben wir“: diese Worte sind nicht die Aufschrift eines Thores, das zu wahrer Seeligkeit einführt.

So ist es denn das Unglück der Völker, daß sie trunken sind vom Weine Babylons, daß sie Gott und seine Lehre vergaßen, daß sie Christum lästern, daß sie emancipirt von jedem Gesetze taumeln, und immer dahintaumeln möchten. Es ist

das Unglück der Völker, daß sie im Rausche die Wege Gottes, und der Tugend und des Rechtes verlassen haben! Sie taumeln dem Verderben zu.

III.

Wisse und sieh, daß es übel und bitter ist,
daß du den Herrn deinen Gott verlassen
und die Furcht vor ihm nimmer bei dir ist!
Jerem. II, 19.

Hätte ich eine Donnerstimme und stünde auf einer Anhöhe, unten an ihrem Fuße vor mir ein Volk versammelt, zerrissen von allen den Leiden der Zeit, gottentfrembet durch antichristliche Grundsätze, jedes Trostes baar, baar jeder Aussicht auf Besserung seiner Zustände, geknechtet von radikalen Despoten, der Armuth preisgegeben und dem Hunger; ich riefe mit weittönender Kraft und tiefem Mitleid und heiligzürnendem Eifer dem armen, unter der Uebel Last gebeugten Volke zu: „Wisse und sieh, daß es übel und bitter ist u. s. w.! Du träumtest, wie dir erst recht die Sonne des Glückes aufgehen werde, wenn Glaube und Gottesfurcht, die der moderne Unglaube als düstere Nebel vormalte, aus deinem Leben schwinden würden. Sieh nun, wie bitter du dich täuschtest, wie unglücklich du geworden! Kann es auch anders seyn? Frage nur die Geschichte! Wurde das französische Volk dadurch glücklich, daß es bei seiner ersten Revolution Gott vom Throne zu stürzen sich vermaß? Sind die Schweiz und Italien jetzt glücklich, da sie vom gottlosen Liberalismus sich zur Knechtung der katholischen Kirche und zur Revolution verleiten ließen? Und ist Deutschlands Zerrissenheit nicht größtentheils die bittere Frucht der Aussaat, welche der Unglaube und die Gotteslästerung mit vollen Händen ausgestreut?“

Wie ist es auch anders möglich, als daß die Fluth des Unglücks einbricht, wenn die Dämme der Gottesfurcht gefallen? Kein Glück des Volkes ohne Barmherzigkeit von Seite der Besitzenden, ohne Arbeit und Geduld von Seite der Armen, ohne Achtung vor Gesetz und Sitte von beiden Seiten. Wo aber der Glaube an Gott und Christus, unsern Erlöser, wo der Glaube an eine ewige Vergeltung, wo der Glaube an Gottes alleinwahre Heilanstalt, die katholische Kirche, zu Grabe getragen ist: da erheben sich Egoismus und Genußsucht bei den Besitzenden; daß sie der Armen im Volke vergessen; die Proletarier aber, der tröstenden Religion beraubt und fast nur mehr animalische Triebe kennend, müssen zu Neid und Haß und Raub erwachen. So stürmt dann ein Heer von Uebeln und bittern Leiden über das unselige Volk ohne Gott und Gewissen, Wunden schlagend auf Wunden, und es ist kein Arzt, der trösten und heilen könnte, weil das verblendete den allein wahren Arzt von sich gestoßen, den einzig rechten Balsam des Trostes, die himmlische Religion über Bord geworfen. War es ja schon bei den heidnischen Völkern so, daß mit dem Sinken der Religion, der Furcht auch vor nichtigen Göttern, das Verderben einriß und die Sterne des Glückes untergingen. Um wie viel mehr muß Verderben und Jammer einreißen, wenn das Licht des Glaubens an den wahren Gott dem Dunkel des Unglaubens gewichen!

Weh also dem Volke, das den Herrn seinen Gott verlassen und bei dem keine Furcht mehr ist vor Ihm! Es wird eine Beute sich bekämpfender Leidenschaften und Laster, und stürzt ohne Halt in die Tiefe jeglichen Elends.

XXI.

Unsere Errungenschaften.

I.

Angestrebte Beseitung des Christenthums.

Dem gemeinen Sprachgebrauche nach wird mit dem Worte Errungenschaft derjenige Besitz bezeichnet, welchen der Mensch unter länger oder kürzer andauernder Verwendung seiner Kräfte, seiner Geschicklichkeit, seiner mit Erfolg gekrönten Thätigkeit, unter dem Hinzutreten begünstigender Verhältnisse sich erworben, deßwegen im Hinblicke auf die Weise des Erwerbes nach der vollsten Bedeutung des Wortes sein Eigenthum nennen kann. Es kömmt Niemand zu Sinn, dasjenige, was dem Andern durch Erbschaft zugefallen, wessen er durch das blinde Glück theilhaftig geworden, oder was er durch einen mehr kühnen als rechtlichen Griff sich angeeignet, eine Errungenschaft zu nennen. Erbeuten und Erringen, Erhaschen und Erringen ist zweierlei; Anstrengung und Bemühung, Ausdauer und Beharrlichkeit knüpfen sich nach der gang und gäbe gewordenen Bedeutung des Wortes untrennbar an dasselbe. Diesem gemäß erklärt es auch Adelung. Es sei, sagt er, ein nur im Oberdeutschen und in den hochdeutschen Kanzleien übliches Wort,

„um errungene, d. h. durch eigene Arbeit erworbene Güter anzudeuten, im Gegensatze der Erb- oder Stammgüter, des Lehens, der Mitgift u. s. f."

Allein das glücklich voranschreitende revolutionäre Bestreben kann sich nicht darauf beschränken, die Begriffe zu verwirren, es muß sich auch eine neue Sprache schaffen, indem es entweder die sonst allgemein angenommene Bedeutung der Wörter umgestaltet, oder dieselben in einer bisher ganz unbekannten Weise in Umlauf zu bringen sucht. Diesem gemäß ist seit länger als einem Menschenalter ein eigenes revolutionäres Rothwelsch geschaffen und unausgesetzt bereichert worden, welches sich von demjenigen der vormaligen Gauner- und Zigeunerbanden nur darin unterscheidet, daß es anständiger und glimpflicher klingt, und nicht aus fremden Lauten oder baroken Verdrehungen und Verstümmelungen, auch nicht aus schroffen Umgestaltungen der Ausdrücke zusammengesetzt ist, sondern bloß durch eine anfangs kaum merkbare Verquikung derselben mit einer abweichenden Bedeutung allmählich in den Sprachgebrauch sich einzuschmuggeln, zugleich hiemit in den Begriffen eine um so größere Verheerung anzurichten gewußt hat, je weniger die Gesellschaft dagegen auf ihrer Hut war. Ist die Sprache einerseits der vernehmbare Ausdruck der in dem Menschen ruhenden Vorstellungen und Begriffe, so übt dieselbe andererseits, diesen von außenher entgegenkommend, einen nicht unwesentlichen Einfluß auf deren Bildung, Entwicklung und Gestaltung. Daher ist es nichts weniger als gleichgültig, ob der Einzelne, derjenige insbesondere, welcher entweder durch Ueberzeugung, oder durch Stellung in die Reihen der Gegner des Umsturzes gewiesen, diesem Revolutions-Rothwelsch sich anbequeme, oder dasselbe mit klarer Einsicht von sich halte. Nur in diesem Falle kann er hoffen, Ueberzeugung oder Stellung behaupten zu können; wogegen im erstern er jeder Bürgschaft ermangelt, daß er nicht unvermerkt zu einem Abkommen mit demjenigen sich dürfte herbeigezogen sehen, was er anfangs bekämpfen, oder doch von der Hand weisen zu müssen glaubte.

Es wäre ein wahrhaft verdienstliches Werk, wenn ein begabter, kenntnißreicher, mit klarem Auge in die krankhaften Zustände der Gegenwart und in das vielverschlungene Treiben der Umsturzpartei schauender Mann die Veränderungen, welche seit Ende des vorigen Jahrhunderts durch diese in den Sprachgebrauch eingeführt worden sind, zusammenstellen wollte. Da wäre nachzuweisen, wie dem einen Wort allmählig ein Nebenbegriff angehängt wurde, den ehedem Niemand damit verknüpft hätte; wie ein anderes eine Umgestaltung erlitt, unter welcher die ursprüngliche Bedeutung immer mehr verschwand; wie neue Wortformen in Umlauf gebracht wurden, die zwar etymologisch leicht zu verstehen wären, aber dennoch etwas bezeichnen, was zu der natürlichen Ableitung nur in beschränkter Beziehung steht, oder, je nachdem dieselbe angewendet wird, die umgekehrteste Bedeutung erhalten kann. Man denke z. B. an das Wort Gesinnungstüchtigkeit! Manche Wörter haben eine Unentschiedenheit gewonnen, die derjenigen des lateinischen Valetudo oder Fortuna, des altfranzösischen Heur zu vergleichen ist, nur mit dem Unterschiede, daß hier der Beisatz secunda oder adversa, bon oder mal erforderlich war, um sie in das Bestimmte zu versetzen, dort das Bestimmende in der Person des Sprechenden liegt. So böte ein Wörterbuch der Revolutionssprache (was natürlich auch Phrasen aufnehmen müßte) Veranlassung zu den gründlichsten Erörterungen, zu den scharfsinnigsten Bemerkungen.

Unter die Ausdrücke, womit die sieghaft voranschreitende Revolution in der neuesten Zeit ihren Sprachgebrauch erweitert hat, muß auch das Wort Errungenschaft gezählt werden. Sie wendet dasselbe in einem ganz andern Sinne an, als es nach dem, was Eingangs darüber bemerkt worden ist, in der Vergangenheit genommen wurde. Es knüpft sich daran nicht mehr der Begriff des unter heller Ueberlegung, mit redlicher Benützung der verliehenen Kräfte, durch andauernde Anstrengung rechtmäßig Erworbenen, sondern es bezeichnet das durch jedes denkbare Mittel, in stürmischer Hast, nicht selten durch offenen

Aufruhr, in nackter Rebellion und mit roher Gewalt an sich Gerissene; ja häufig wird es für den Inbegriff alles desjenigen genommen, was durch den Umsturz nicht allein erzielt worden ist, sondern durch denselben noch ferner angestrebt werden soll. Früher hätte man über den Spieler, der im Ernst von einer Errungenschaft am grünen Tisch gesprochen, gelacht; von dem Dieb, der durch den Griff im fremde Taschen ein Eigenthum errungen zu haben sich vermessen, mit Unwillen sich abgewendet; jetzt soll das Adelnde, was ursprünglich in dem Worte lag, aber ausschließlich auf das angewendete Mittel sich bezog, von diesem auf das zu Stande Gebrachte übergehen.

Ohne jedoch über den Feingehalt oder über den hellen oder über den trüben Klang dieses Wortes uns weiter einzulassen, sondern dasselbe nach Schrott und Korn für das nehmend, wofür diejenigen es gehalten wissen wollen, durch die es zuerst in der neuen Bedeutung ausgeprägt worden ist, möchte es doch nicht undienlich seyn, über die angeblichen Errungenschaften ein Inventarium zu ziehen; um so mehr, als vorgegeben wird, mittelst derselben sei der wahre Besitz des Menschengeschlechts wesentlich erweitert worden, als stände sogar eine noch ungleich beträchtlichere Vermehrung derselben in Aussicht, als müßte in Vergleichung mit einer unermeßlich reichen Zukunft die Vergangenheit eine bettelarme genannt werden.

Als oberste, ja alle übrigen schirmende und gewährleistende Errungenschaft, soll die Religion, namentlich die christliche, wie dieselbe unter dem Schutze der Kirche seit achtzehn Jahrhunderten sich gestaltet und ununterbrochen bewährt hat, aus dem allgemeinen und Gesammtleben verwiesen und nur noch als bloß zulässige Privatliebhaberei gelten. Die Zahl derer, welche offen gegen das Christenthum auftreten, welche keck genug sind, dasselbe rundweg für ein Siechthum an dem Körper des Menschengeschlechtes zu erklären, ist zwar für den Augenblick noch nicht so groß, desto größer und rüstiger dagegen in allen Ländern und unter allen Zungen der Verein derjenigen,

welche mit dem Glauben dem Irrglauben in jeglicher Gestalt, und dann unbedenklich auch dem Unglauben die völlig gleiche Berechtigung mit beiden zuerkennen. Die Lehre: das Gesetz soll von Gott nichts wissen (in sofern zulässig, als die Anwendung desselben niemals durch das Glaubens- oder Unglaubensbekenntniß derjenigen dürfte modificirt werden, den es entweder zu schirmen oder zurechtzuweisen hat), diese Lehre ist dahin erweitert worden: daß auch die Grundlage und das Gefüge des Staatsbaues denselben nicht anerkennen dürfte; ja selbst der Möglichkeit einer solchen Anerkennung den Zugang versperren müsse.

Zwar ist es seit einem vollen Jahrhunderte Uebung geworden, daß die Fürsten bei Bestellung ihrer Diener, zumal der obersten und mit ihren wichtigsten Angelegenheiten betrauten, alle möglichen, nicht selten auch unwesentliche Eigenschaften in Anschlag gebracht, einzig nach des Mannes religiöser Ueberzeugung und Bethätigung nicht von ferne gefragt und auf diese Weise längst anticipirt haben, was in hochmüthigem Wahne die Erringer unserer Zeit für eigene Erfindung halten. Ihnen gebührt kein anderes Verdienst, als dasjenige, die gehaltvolle Ueberzeugung, die bisher in dem unzugänglichen Dunkel fürstlicher Subjectivität waltete, zur objectiven Vollgültigkeit an das Tageslicht gezogen, für dasjenige, was so lange bloß dem Bereiche der Praxis angehörte, die normirende Formel festgesetzt zu haben. Denn wie lange her ist's nicht, seit in dieser Beziehung das a Jove principium seine Geltung verloren hatte, der Erinnerung gänzlich entrückt war? Ein sogenannter heller Blick, Geschäftsgewandtheit, Leichtigkeit zur Arbeit, gefällige, gesellschaftliche Formen, Manches noch, was dem Menschen wohl ansteht, ohne gerade seinen wesentlichen Werth zu erhöhen, dessen Allen wurde treulichst Rechnung getragen, dieses Alles für vollkommen zureichend, dasjenige aber, was häuslichen, anerkennenswerthen oder löblichen Eigenschaften das Siegel unbestreitbarer Gültigkeit aufdrückt, wenn nicht für höchst überflüssig, so doch für durchaus gleichgültig erachtet. Die

Maxime früherer christlicher Fürsten: die Treue eines Mannes gegen ihre Person und in ihren Angelegenheiten nach seiner Treue gegen den obersten Herrn und dessen kund gegebenen Willen zu bemessen, war als verschollene Engherzigkeit längst in verdiente Vergessenheit gerathen, wenn auch bis zur neuesten Zeit als Grundsatz niemals ausgesprochen worden, dürfen wir uns dessen nur wundern, daß dafür, was in der Praxis schon seit langer Zeit bestand, am Ende auch die Formel aufgefunden wurde? Wen möchte es befremden, daß die den Umsturz alles Bestehenden sanctionirenden und vollendenden Verfassungen nicht bloß das Christenthum eliminirt, sondern (unverkennbar demselben zum Trotz) Crethi und Plethi, Gog und Magog als Gesetzgeber und zu allen denkbaren Stellen des Staats für gleich berechtigt, und, dieweil diese von christlichen Anwandlungen ganz frei sind, um so befähigter erklären? Wobei wenigstens die Möglichkeit gegeben ist, einen Juden oder Atheisten, der zugleich als Apostel seiner Lehre zu wirken sich berufen halten möchte, zum Cultusminister (neben der Schießbaumwolle der perfidesten Erfindung des Jahrhunderts) befördert zu sehen.

Diesem, bei so manchen Schriftstellern — zumal in Deutschland — sich kund gebenden, in den meisten Versammlungen sogenannter Volksrepräsentanten von den Verwegensten, Keckſten und Maulfertigsten, mit Glück verfolgten Bestreben: jeder noch so abentheuerlichen, irrigen oder frechen Meinung (so daß in der französischen Nationalversammlung selbst auf Errichtung eines Lehrstuhls des Atheismus an der Universität angetragen wurde), dieselbe Berechtigung mit der durch den Welterlöser kund gemachten und in der Kirche bewahrten Lehre zu verschaffen; zugleich (daher unter den Regirenden die minder Redlichen die Oberhand zu gewinnen vermöchten) diese allein unter dem Zwang zu halten, während alle andern Lehrgenossenschaften unverkümmerter Freiheit sich zu erfreuen hätten, diesem Bestreben darf man wohl unter den angepriesenen Errungenschaften die erste Stelle mit Recht einräumen. Sie ist zugleich die einzige, auf die sich vielleicht im Verfolge der Zeit der Aus-

spruch anwenden ließe: ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber hat es gut gemacht. Es kann sich daraus, sofern nicht oder wo nicht die verschmitzten Gegner der Kirche über die Geradsinnigen die Oberhand davon tragen, für diese ein selbstständigeres Leben, und mit dem selbstständigeren Leben eine segensreichere Thätigkeit zum Besten des durch Drangsale gerüttelten Menschengeschlechts entwickeln. Es kann daraus, wo nicht diejenigen, denen es obliegt, die Zeichen der Zeit zum wahren Wohl der Kirche zu verstehen und zu benützen, in dem wedelnden Nachtreten hinter Gebietern jeglicher Färbung ihre Wonne finden, und hiemit allerlei verrotteten Kram salviren zu können wähnen, — es kann daraus für die göttliche Heilanstalt eine Wirksamkeit erwachsen, deren sie unter einem bis an den Altar sie verfolgenden mundiburidio einer geistig abgemergelten Bureaukratie niemals sich zu erfreuen hatte, auch unter keinen Umständen je sich würde erfreut haben. Es kann sich als Folge dessen, was scheinbar zur Herabsetzung der Kirche erlärmt und durch die Zahl aufgehobener Hände ergesetzgebert worden, im Verlaufe der Zeit ein Band flechten, welches Gläubige, Priester und Oberhirten auf eine Weise verbinden dürfte, dergleichen es nur die schöneren Zeiten des Alterthums sahen, und welches jedenfalls aus andern Stoffen gewoben seyn wird, als der Spagat, mit welchem die durch so lange Zeit für allein heilbringend erachteten und ad regimen animarum für unentbehrlich gehaltenen Actenbündel zusammengeschnürt waren.

Unsere Zeit spricht so gerne und so laut von dem Fortschritt; sie brüstet sich mit demselben; er gilt ihr für die einzige denkbare oder doch zuläßige Bewegung, bei welcher weder nach Ausgangspunkt, noch nach Ziel zu fragen, in dem Act des Bewegens selbst die vollkommen zureichende Bürgschaft für Ersprießlichkeit des Thuns gegeben sei. Den Fortschritt nun in allen demjenigen, was sich auf das Regiren Gottes bezieht, können wir unmöglich in Abrede stellen. Haben sich in ehevorigen Zeiten jene, welche in ihrem Herzen sprachen: es ist

kein Gott, darauf beschränkt, dieses Läugnen einfach aufzustellen, so sind sie jetzt dahin vorangeschritten, wider den Ewigen und Unerreichbaren die Faust zu ballen, in wildem Toben Ihn — wenn Er doch sei, lebe und regiere — gleichsam zum Zweikampf herauszufordern, die Erfolglosigkeit ihrer Keckheit aber als Argument zu ihren Gunsten anzuführen. Die Gotteslängner von vormals haben ihre Lehre entweder für sich behalten, oder dieselbe nur Vertrauten in Camera caritatis eröffnet, höchstens in unerquicklichen und langweiligen Erörterungen zur Kenntniß der Gelehrten gebracht, womit sie bloß eben so trockene Widerlegungen hervorgerufen, immer nur höchst sparsame Jünger gewonnen haben. Wie ungleich gewandter tritt nicht jetzt die Negation auf? Wie ungleich beißender gegen alles Heilige ist nicht jetzt der Spott? Wie viel kälter ist nicht der Hohn, wie empörender der Widerspruch geworden? Was erst im Gewande dialectischer Erörterung die Denker, hierauf in zierlicher Einkleidung und buhlerischen Gestalt die sogenannten Gebildeten auf den Weg der Finsterniß locken oder treiben wollte, das wendet sich jetzt in kaum bemerkbarer Hülle oder in grausig frechem Auftreten der Menge zu, und der Vorsaal des Gerichtshofes, die Bude der Gewürzkrämer, die Werkstätte des Arbeiters, die Schenke, der offene Marktplatz sind für Redner und Schriftner zu Tummelplätzen geworden, von denen sie die Menschen durch das Losreißen von ihrem unsichtbaren Oberherrn und durch das Anstürmen wider die von ihm gesetzte Ordnung zur Auflehnung gegen den sichtbaren Oberherrn und die an diesen sich knüpfende Ordnung bereiten und dienstlich machen wollen. So sickert das Gift, welches in den obern Regionen nur theilweise seine zerstörende Wirkung üben konnte, in die untersten Grundlagen der Gesellschaft hinab, wo die geringere Widerstandsfähigkeit einer leichteren und weiteren Verbreitung allen denkbaren Vorschub leistet. Mangeln etwa Solche, welche dieses immer weiter greifende Ablösen des Menschengeschlechtes von seinem Schöpfer, Regenten und Wohl-

thäter als eine der vornehmsten und kostbarsten Errungenschaften anpreisen?

II.

Zunehmender Verfall der Sittlichkeit.

In unzertrennbarer, ja in wesentlich organischer Verbindung mit dem wahren, ungefälschten Glauben steht die ächte, ungefälschte Sittlichkeit, von demjenigen selbst, welcher in jenen das Menschengeschlecht eingeweiht hat, als dessen Frucht angekündigt; eine Sittlichkeit, deren Wurzeln ungleich tiefer sich senken und ungleich lebenskräftiger sich bewähren, als alle angebornen oder anerzogenen Nationen von Rechtlichkeit und Pflichterfüllung; eine Sittlichkeit, die weit zärterer Natur ist, als jede noch so buchstäbliche Erfüllung des Decalogs; eine Sittlichkeit endlich, die zu jenem trivialen und abgeriebenen Rechtthun, hinter welchem jeder moralische Schmutz einen bequemen Ablagerungsort finden kann, sich verhält, wie das farbenfrische Bild des vollendeten Künstlers zu den rohen Kreidestrichen, mit denen ein Bauernbube das Hofthor seines Vaters überklext. Würdigen wir nun in zweiter Linie die Errungenschaften auf diesem Gebiete, von welchem Wohlseyn, Zufriedenheit und wahre Würde über die menschliche Gesellschaft sich verbreiten sollte.

Dringt unser Blick tiefer in die Natur des Menschen, so nimmt er wahr, daß um denselben und in demselben drei Elemente sich streiten, eines in seinem materiellen Wesen wurzelnd, die andern beiden um die Beherrschung seiner geistigen Individualität ringend. Diese drei Elemente sind das Thierische, das Diabolische und das Göttliche. Die beiden erstern treten leicht mit einander in einen Bund, indeß das Bestreben des letztern auf Verbannung des zweiten, auf Zügelung und Leitung des erstern ausgeht. Dieser Kampf ist so alt, als das Menschengeschlecht, jenes Bündniß nicht jüngeren Ursprunges, zu größerer Bedeutung aber erst in neuerer Zeit wieder erwach-

sen. Viel Böses, jenem ersten Elemente entspringend, ist zu aller Zeit verübt worden; schändliche Laster, wozu Anreizung und fürdauerndes Wohlgefallen aus dem zweiten hervorgegangen, sind jeweils im Schwunge gewesen; es hat kein Jahrhundert gegeben, welches man als einen besondern Tugendspiegel aus den übrigen herausheben möchte oder dürfte. Der Menschen Ungefügigkeit gegen Gottes Wille und Gebot, ihre Lust an Bösem, bei diesen aus Leichtsinn, bei jenen aus barer Ruchlosigkeit hervorgehend, waren in mancher Beziehung zu allen Zeiten dieselben. Die Frage aber läßt sich Angesichts der Gegenwart und der in derselben so eifrig verbreiteten Doctrinen aufwerfen: Ob nicht in dieser mehr als sonst das Böse gethan, das Gute unterlassen werde trotz (und dieses mit sehr klarem Bewußtseyn) des offenbar gewordenen göttlichen Willens, indeß dort Beides mehr ungeachtet desselben geschah; worin wesentlich zwischen den Sündern der Vergangenheit und den ruhmredigen Frevlern der Gegenwart, zwischen der Obergewalt des diabolischen und des thierischen Elementes über den Menschen der Unterschied liegt. Oder fehlte es etwa an Solchen, die kein Hehl daraus machen, daß sie dem Guten abhold und dem Bösen schon deßwegen geneigt seien, um nicht mit dem göttlichen Willen in Einklang zu treten.

Wer die Geschichtsbücher des Livius gelesen hat, der wird sich erinnern, wie oft derselbe auf den Causalnexus hinweise, in welchem die wahre Macht und Größe der römischen Republik zu der allwaltenden Ehrfurcht gegen alles Göttliche, und zu dem alle Klassen und alle Verhältnisse durchdringenden sittlichen Ernst gestanden hätten; wie zu diesem Allem seine Zeit, in welcher doch der eigentliche Verfall erst sich verbreitete, in einen immer bedenklicher werdenden Gegensatz trete. Wem käme im Hinblick auf unsere Tage nicht oftmals jenes inhaltschwere Wort seiner Vorrede zu Sinn: „es sei so weit gekommen, daß wir uns eben so wenig in unsere Uebel zu schicken, als die Anwendung der Heilmittel zu ertragen wissen.“ Hören wir nicht allerwärts und von allen Parteien Klage

führen über die mißlichen Zeitläufte, über die nach jeder Beziehung gestörte Ordnung, über die Schwierigkeit, Gedeihliches zu Stande zu bringen? Sobald aber irgendwo nur ein Schein sich bemerklich macht (der Mann, welcher zu einer durchgreifenden Herstellung den Willen, den Muth und die Kraft vereinigte, muß erst von der Zukunft erwartet werden), die Ordnung bloß einigermaßen zurückzuführen, eben so schnell beginnt der Jammer über Beschränkung und Druck, was einzig daher rührt, daß den Zeitgenossen alle sittliche Federkraft zergangen ist, selbst der Wohlgesinnten eine Weichheit und Schlaffheit sich bemächtigt hat, die es höchstens noch zum Seufzen über das Uebel bringen kann, in ihrer Abschwächung aber eine kräftige Cur nicht zu ertragen vermag.

Wie in den Städten bei den Bessern die moralische Kraft in einen Zustand des Serbelns hineingerathen ist, so hat sie sich dort in den Massen beinahe gänzlich verflüchtigt, indeß es bei denjenigen, welche dieselben zu ihrem Zwecke sich dienstbar machen wollen, nicht an Unverdrossenheit fehlt, diese Verflüchtigung mit aller Betriebsamkeit zu befördern. Wir lesen häufig, (vielleicht ohne immer genugsam darauf zu achten, von wem und in welcher Verbindung meistens die an sich so fürsorglich klingende Lehre angekündigt werde), daß einem ungebildeten Volk die Gefahr, den Wühlern als leichte Beute anheimzufallen, weit näher stehe, als einem Gebildeten. Man könnte dieser Behauptung beipflichten, sofern nicht gewöhnlich von denjenigen, welche dieselbe aufstellen, die Bildung nach einem ganz andern Maßstab gemessen wird, als nach demjenigen, welchen wir für den richtigen halten möchten. Weit weniger ist es in Abrede zu stellen, vielmehr durch die Erfahrung aller Zeiten, der neuesten insbesondere, bekräftigt, daß unter einem sittlich verkommenen Volk jenen das leichteste Spiel bereitet sei. Wenn nach untergrabener oder beseitigter Gottesfurcht unter der Masse an die Stelle der Geradsinnigkeit Tücke und Hinterlist, an die Stelle der Redlichkeit in allem Verkehr Betrugssucht und Ränke, an die Stelle eines geregelten Lebens die Lust zum Herumfah-

stehenden Kritik niederzukämpfen. Da von derjenigen Seite, auf welcher mit der Stellung Beruf und Verpflichtung zur Bekämpfung oder zur Zügelung eines solchen Bestrebens sich hätte vereinbaren sollen, eher bereitwilliges Handbieten entgegen kam, so konnte es nicht fehlen, daß die heranwachsende Geistlichkeit, aller kirchlichen Ueberzeugung und aller priesterlichen Gesinnung baar, mit der eigenen Verflachung in Kurzem auch das Volk ansteckte, und unter beifälligem Schmunzeln perfider Diener, kopfloser oder indifferenter Landesherren dessen frühere Glaubenstreue allmählig hinwegfloutirten.

Dafür, daß das heranwachsende Geschlecht vor jeder Ahnung, als ob eine solche jemals die Väter durchdrungen hätte, treulich bewahrt bleibe, sorgten Seminarien, deren im Dienste der Verneinung zugestutzte Schulmeister — fortan zu Lehrern potenzirt — mit den zu Volkslehrern herabgewürdigten Priestern entweder Hand in Hand gingen, oder gegen diejenigen, welche von dem Wesen, der Würde und der Aufgabe ihres höhern Berufes noch einen Begriff sich bewahrt hatten, meist in einen unfreundlichen Gegensatz traten. Somit war für Beides gesorgt: nach der einen Richtung, daß die Krone des Baumes abwelke, nach der andern, daß den Wurzeln der kräftigende Saft vorenthalten werde.

Gleichzeitig löste ein Advokat durch den überwiegenden Einfluß, den er sich auf die Gesetzgebung und auf die Gebahrung der formellen Rechtspflege zu verschaffen wußte, mit ungemeinem Glück die sich selbst gestellte Aufgabe, das Land in eine ergiebige Trift für seine Berufsgenossen umzuwandeln. Er selbst soll nicht lange vor seinem Tode geäußert haben: „Die Zeit dürfte nicht ferne seyn, in welcher er von ihnen für das fruchtreiche Vermächtniß, welches er ihnen hinterlasse, Dank und Preis ärndten werden.“ Und in der That, es vergingen wenige Jahre, bis über das moralisch und ökonomisch sich zersetzende Land ein solcher Schwarm von Advokaten und Rechtspraktikanten sich lagerte, daß nach zwei Decennien in dem ganzen Landstrich kaum eine größere Ortschaft zu finden

war, welche nicht von einem dieser Landsäugfische, wie die Nordamerikaner jenes Volk zu nennen pflegen, als sein Revier war ausgebeutet worden. An diesen sogenannten Rechtsfreunden fanden diejenigen alle, welche Redlichkeit und Treue als bittere Last drückte, welche eingegangenen Verbindlichkeiten wohlfeilen Kaufs sich entziehen wollten, deren Sinnen und Trachten darauf ausging, wie sie auf anderer Leute Kosten ihrer Begierlichkeit oder ihrer Genußsucht fröhnen könnten, Anleitung, Vorschub und Mitwirken, und traten Schlauheit bei den Einen, Frechheit den Andern an die Stelle der ehevorigen Redlichkeit. Daneben war das Volk nach einem Menschenalter so weit vorwärts geschoben, daß darin vollkommen orthographisch, bisweilen sogar kalligraphisch geschriebene Unterschriften einer Acte lange nicht mehr so viel verläßliche Bürgschaft leisteten, als früher drei hingeklexte Kreuze.

Jene Beschränktheit, die sonst in dem engen Kreise des Nothwendigen und Pflichtgebotenen sich bewegte, von so Vielem, was außerhalb desselben lag, nichts wußte, selbst der Mittel unkundig war, durch welche Notizen darüber sich erwerben ließen, ist freilich jetzt längst gewichen; das Lesen, Schreiben und Rechnen wird nunmehr rationell betrieben; Zeitungen, Flugschriften und Pamphlete fanden überall ihre Abnahme und in den vermehrten Schenken ihre Erklärer, die Linken der Kammer ihre Bewunderer und Nachredner, allfällige Ultramontaner wider sie geballte Fäuste; so daß den Bewohnern dieses Landstriches ihrer Mehrzahl nach das Zeugniß, aufgeklärt und vorwärtsgeschritten sich zu bewähren, nicht kann versagt werden. Zur vollen politischen Mündigkeit verhalfen ihnen dann jene Rechtspraktikanten, welche der neuen Lehre Propheten, Apostel, Bier- und Weinzeugen, der Wühler Vortrag und Nachzügler sind, den Boden vorbereiten oder für die Saat empfänglich behalten.

Gerade unter diesem so umgewandelten Volk war es, wo dem Deutschkatholicismus bloß deshalb entgegengejauchzt wurde, weil er gegen die Kirche, gegen die Auctorität und das

Bestehende Opposition machte. Gerade auf diesem Boden war es, wo Hecker, Struve und Consorten für ihre wiederholten aufrührerischen Wagnisse die verwegensten Anhänger und den lautesten Beifall fanden. Gerade hier war es, wo das leichte Abschütteln aller aus uralter Gegenseitigkeit herrührenden Obliegenheit als einzig gültige Signatur wahrer und würdiger Freiheiten angepriesen ward. Hier endlich war es, wo nur materielle Gewalt der angestrebten Auflösung und der nahe stehenden Anarchie für kurze Zeit Einhalt zu thun vermochte. Ob wohl das vormals für dumm gehaltene Volk in diesen Allem eben so sich erwiesen hätte, wie das endlich gebildete Volk sich gestaltet hat?

Läßt sich das Erschlaffen des sittlichen Gefühls, das Lösen jener Bande, die in diesem ihr Bestehen und ihre Gewährleistung finden; läßt sich die Erstorbenheit für so Manches, was erst den Menschen wahrhaft zum Menschen macht; läßt sich die hie und da in Büchern gepredigte, häufiger noch im Leben sich kund gebende Gleichstellung von Gut und Böse, von Tugend und Laster; läßt sich endlich die, keineswegs im Verhältniß der Zunahme des Menschengeschlechts, sondern in furchtbarer Weise von dieser unabhängig sich mehrende Zahl von Verbrechen aller Art, neben dem Bemühen, die Folgen derselben immer glimpflicher und minder fühlbar zu machen; läßt sich dieses Alles in Abrede stellen? Was ist so vielfältig aus der ehelichen Verbindung geworden; und was erst wird aus derselben werden, wenn sie, dem Lebensbereiche der Kirche entrückt, zum bürgerlichen Vertrage verkümmert? Wie steht es mit der Fürsorge so vieler Hausväter um die Familie; und wie erst wird sich dieselbe gestalten nach dem Maße, in welchem die anziehende Kraft der Klubbs, die fesselnde Gewalt der politischen Verbrüderung an deren Stelle tritt? Welcherlei Zeugniß müßte so Manchen Betreffs des Gehorsams und — was noch mehr ist — der Ehrerbietung als herangereifte Kinder gegen die Eltern ertheilt werden? Wie hat sich das Verhältniß zwischen Höhern und Geringern (oder glaubt man,

dasselbe durch Verfügungen, Declarationen und Ordonnanzen irgend welcher Vereine je aus der Gesellschaft exstirpiren zu können?), wie hat sich die Beziehung von Unter- zu Uebergeordneten, die Pflichttreue namentlich der Erstern gestaltet? Ist wohl mit freiem und redlichem Gewissen von zuträglichen Errungenschaften auf dem umfangsreichen Gebiete der Sittlichkeit zu sprechen? Wäre etwa demjenigen, der hier eher an schwere und harte Einbußen erinnern möchte, der Vorwurf gräulicher Klagseligkeit mit Recht zu machen? Und von einem solchen Geschlecht, dessen höhere Ueberzeugung bis in den tiefsten Grund durchwühlt, dessen sittliche Kraft in so bedenklicher Weise gebrochen ist, von einem solchen Geschlecht sollte sich eine fruchtbarliche und segensreiche Regeneration der Staaten erwarten lassen; zumal wo diejenigen, welche dieselbe bewerkstelligen zu sollen oder zu können sich vermessen, ihrer Mehrzahl nach, zweifelloser noch als des sogenannten Volkes, des argen Siechthums Repräsentanten, Träger und Förderer sind! Befraget (ihr lernet aber doch nichts aus ihr) die Weltgeschichte, welcherlei Männer Königreiche gegründet, Republiken gestiftet, Staaten reorganisirt, sinkende Völker wieder emporgehoben haben? Und habt ihr die Persönlichkeiten euch angesehen, so fraget dann weiter nach den Mitteln, die zu so großem Werk durch sie angewendet wurden. Der Urtheilsspruch über eure Leute und ihre Mittel wird dann gewiß nicht schwer fallen.

XXII.

Preußen und das Preußenthum.

Erster Artikel.

Wer von unsern geehrten Lesern Calderon's „wunderthätigen Magus" gelesen, wird sich erinnern, daß die Fabel dieses Dramas sich um einen höllischen Plan dreht, welchen der stets verneinende Geist zum Verderben der heil. Justina geschmiedet hatte, deren Tugend der Zauberer Cyprian nachstellte. Entweder sollte die Heilige durch Teufelstrug zur Sünde verlockt, oder es sollte wenigstens ihr reiner, jungfräulicher Ruf vor der Welt verunehrt und besudelt werden. Wirklich glückte der Plan, aber wie es dem Satan in der Regel, oder genau genommen immer geschieht, nur zur Hälfte, mithin eigentlich gar nicht. Ja es kam noch ärger. Der Zauberer, gerührt von der Tugend der Christin, sagt dem Fürsten der Hölle den Pact auf. Zwar weiß dieser es durch seine Diener dahin zu bringen, daß sowohl der reuige Schwarzkünstler, als die christliche Jungfrau, die er liebt, von der heidnischen Staatsaufklärungspolizei ergriffen und als Christen hingerichtet werden. Hiermit ist aber auch das Reich und die Macht des Lügengeistes zu Ende. Nun greift die göttliche Allmacht rettend ein und hilft ihren treuen Dienern durch ein Wunder zu ihrem Rechte. Am Schluße des Stücks geht nämlich der hintere

Vorhang auf. Man erblickt das Schaffot mit den enthaupteten Leichnamen und den „Dämon“ auf einer Schlange über demselben schwebend. Dieser aber spricht (nach der Gries'schen Uebersetzung) wie folgt:

Höret Staubgeborne, hört
Was die Himmel von mir heischen,
Zur Vertheidigung Justinens,
Kund zu thun dem Erdenkreise.
Ich war's, der in Truggestalt
Ihre Tugend zu begeifern
Einstieg in ihr Haus und wagte,
Selbst in ihr Gemach zu schleichen.
Und um ihren reinen Ruf
Der Entwürd'gung zu entreißen,
Zur Erstattung ihrer Ehre
Komm ich nun auf diese Weise.
Cyprianus, der bei ihr
Ruht in seligem Vereine,
War mein Sclav; allein, vertilgend
Mit dem Blute seines Leibes
Die mir ausgestellte Schrift
Hat er jenes Tuch gebleichet;
Und die Beiden, mir zum Gram,
Zu den höchsten Stufen steigend,
Bis zu Gottes heil'gem Thron,
Leben jetzt in besserm Reiche.
Dieß ist Wahrheit, und ich selbst
Sage sie, weil Gottes eigner
Wille sie zu sagen zwinget
Mich, dem sie so wenig eignet.

Die Nutzanwendung auf den von den Herren Bunsen, Eichhorn und Bodelschwingh entworfenen Plan die Rheinlande durch die gemischten Ehen zu dekatholisiren, d. h. auf jenen Plan, der bekanntlich in der Gefangennehmung des Erzbischofs von Cöln seine Katastrophe fand, möge der Leser selbst machen. Uns aber hat kürzlich eine Schrift des Herrn Dr. Eilers (Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitgliede desselben) auf das lebhafteste an die Verse

erinnert, mit denen die eben mitgetheilte Rede des Dämons schließt. Herr Eilers nämlich, seinem eigenen Geständnisse nach ein treuer Gehülfe des würdigen Herrn Ministers Eichhorn, die Seele der preußischen halbamtlichen Presse und der ihr würdigen Preßpolizei, der Spiritusrector des rheinischen Beobachters, Herr Eilers redet plötzlich, nachdem am 18. März 1848 zu Berlin unvermuthet „der hintere Vorhang aufgegangen", die Wahrheit. Er hat so lange, so beharrlich, so unerbittlich gegen sie gestritten. Und dennoch redet er jetzt die Wahrheit; nicht weil er etwa eine Anwandlung von Reue verspürte, auch nicht weil ein Strahl ihres Himmelslichtes in seine Seele gefallen wäre, sondern in jener stieren Verzweiflung, wie sie sich bei schwergravirten Inculpaten und hartgesottenen Sündern einzustellen pflegt, die offenherzig werden, wenn sie merken, daß nun doch einmal der Hals verwirkt ist. Auch Herr Eilers sagt jetzt, zwar immer noch nicht Alles, was er weiß, und überhaupt nicht, was er sagen will, sondern, wie jener Andere im Calderon'schen Stücke, das, was er sagen muß, weil eine höhere Macht ihn zu sagen zwingt, was er und Seinesgleichen in ihrem eigenen Interesse sonst gern für immer verschwiegen, und mit ewiger Nacht bedeckt hätten. Wunderbar! höchst wunderbar!

Wir wollen jetzt im Nachfolgenden hinter diesen Geständnissen hergehen, sie im Auszuge mittheilen, und sie mit unsern erläuternden und theilweise ergänzenden Bemerkungen und Folgerungen begleiten. Die Bekenntnisse dieser schönen Seele waren nothwendig, um gleichsam den Punkt über das I alles Dessen zu setzen, was wir so viele Jahre hindurch im gerechten, nothgedrungenen Kampfe, nicht gegen die preußische Monarchie und noch weniger gegen das brave, preußische Volk, sondern gegen jenes Preußenthum sagen mußten, welches die Kirche Gottes, so weit sein Arm reichte, stürzen und vertilgen zu wollen sich unterwand, gegen jenes Preußenthum, unter welchem sich, kraft des gerechten Gerichts Gottes, in der Nacht vom 18ten auf den 19ten März vorigen Jahrs der Abgrund öffnete

der es (Gott gebe für immer!) verschlang. Unsere katholischen Leser mögen dann urtheilen, ob unsere damalige Polemik eine unberechtigte war.

Preußen ist der spezifisch protestantische Staat, der Stammhalter und Schirmherr des Protestantismus. So lautete nach einer, fast alle dortigen Staatsmänner beherrschenden fixen Vorstellung die leitende Idee, der oberste Grundsatz des vormärzlichen preußischen Staatsrechts. In der Praxis stellten sich der Durchführung dieses Princips einige Schwierigkeiten entgegen. Die interessante Preisfrage nämlich: was dieser Staatsprotestantismus seinem Inhalte nach eigentlich sei, und worin er bestehe? war bis auf die letzten Zeiten des absoluten preußischen Königthums noch nicht gelöst. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese mißliche Ehe zwischen der Staatsallmacht und einem weder definirten, noch einer strengen Umschreibung fähigen Religions- und Kirchensystem für eine zwar verborgene und tieferliegende, aber darum nicht weniger wirksame Hauptursache der preußischen Revolution von 1848 ansehen.

Wir wollen jetzt nach Anleitung der Geständnisse des Herrn Eilers untersuchen, zu welchen bedenklichen Folgerungen und Ergebnissen das eben bezeichnete preußische Staatsaxiom führte.

„Die evangelische Kirche", sagt Herr Eilers, „hatte bekanntlich schon unter Friedrich II." (erst damals?) „ihr Glaubensleben und ihre Selbstständigkeit in dem Maße eingebüßt, daß die Staatsgewalt sie unbedenklich als ein staatliches Institut zur Erhaltung und Pflege allgemeiner" (mehr deistischer als christlicher) „sittlicher und religiöser Volksbildung betrachten und behandeln konnte. Die dem Fürsten übertragene" (richtiger: die von den protestirenden Fürsten thatsächlich und gewaltsam occupirte) „bischöfliche Autorität, ver-

möge deren er das Kirchenregiment als ein von dem weltlichen getrenntes zu führen hatte, verwandelte sich unmerklich in ein Attribut der Staatsgewalt. Die Diener der Kirche ließen es sich gefallen, als Staatsdiener betrachtet zu werden. Wesen und Form der gemeinschaftlichen Gottesverehrung fielen mehr oder weniger dem Gutdünken der einzelnen Prediger anheim. Auf das Christenthum legte der große (!) König nur noch als Volksreligion" (sollte heißen: als Religion für das dumme Volk) „in sofern Gewicht, als dasselbe ihm zur Begründung des Gehorsams und der Pietät gegen die Obrigkeit vorzüglich geeignet schien. . . . . Inzwischen schritten die philosophischen Principien der religiösen Aufklärung unaufhaltsam fort, und begannen die Kreise des Volkslebens immer tiefer und breiter zu durchdringen."

Es kann keinem Zweifel unterliegen: der norddeutsche Protestantismus war auf diesem Wege, gerade unter der preußischen Staatspflege, durch den geistigen Einfluß des Beispiels, welches der nordische Salomo gab, und durch die schützende Vormundschaft Preußens vollständig um seinen Inhalt gekommen. Das, was damals Protestantismus im offiziellen Sinne hieß, war nichts als ein unsäglich schaaler, flacher, nüchterner Deismus geworden, den man seiner christlichen Reminiscenzen entkleidet hatte.

Mit dem Wechsel der Regierung sollte auch in dem, von Staatswegen festgehaltenen Begriffe des Protestantismus ein Wechsel eintreten. Friedrich Wilhelm II. und seine Minister sahen sich, wie Hr. E. weiter berichtet, veranlaßt, „eine neue Belebung des erstorbenen Glaubens der evangelischen Kirche zu versuchen. Der Versuch diente indessen nur dazu, den Aufklärungstrieb zu reizen, und die Welt zu überzeugen, daß, wer durch Edicte und Polizeigewalt Glauben pflanzen zu können meint, selbst das Wesen des Glaubens nicht kennt, folglich keinen Glauben hat." (Die Anwendung dieses strengen Urtheils auf die Experimente zur Restauration des Prote-

stantismus unter Friedrich Wilhelm III. und IV. ergibt sich von selbst.) .... „Die Schultheologie blieb hinter dem Zeitgeiste und der Aufklärung der höhern Stände so wenig zurück, daß sie vielmehr eine Ehre darin suchte, auf der neuen Bildungsbahn möglichst hell voran zu leuchten. Sehr natürlich, daß die besseren der, dem Kirchendienste sich widmenden Jünglinge ein höheres Ideal für ihre praktische Wirksamkeit nicht zu fassen vermochten, als das Plank'sche: den sittlichen Interessen der Menschen und des Staats mit schonender Berücksichtigung des im Volke noch nicht erstorbenen Christenglaubens zu dienen."

Mit wenigen Pinselstrichen entwirft Hr. E. vom Standpunkte seiner jetzigen Erkenntniß aus, ein Bild, von welchem jeder unserer Leser zugeben wird, daß es dem, was die hist.-polit. Blätter, so lange sie bestehen, behauptet haben, ungemein nahe kommt. „Nachdem so", sagt er, „in dem gebildeten Theile der Gesellschaft, namentlich in der ganzen höhern und niedern Beamtenwelt, Vernunft" (schwerlich wird man vom christlichen Standpunkte aus dem widerchristlichen Geiste der Beamtenwelt diesen Ehrennamen zugestehen können!) „und Philosophie (?) die Stelle des Glaubens an Offenbarung eingenommen hatten, der Begriff der Kirche selbst den Geistlichen entschwunden war" (nach der Prophezeiung Luthers, der einzigen, die in Erfüllung gegangen ist!), „so bedurfte es nur des Anlasses einer Veränderung im staatlichen Organismus, um auch die Formen der äußern Selbstständigkeit der Kirche hinwegzuräumen. Nur wenige vereinzelte Stimmen beklagten es, als bei der im Jahre 1808 nöthig gewordenen neuen Organisation der Staatsbehörden, die kirchlichen Behörden aufgehoben, die Geschäfte der Consistorien den Regierungen, die des Oberconsistoriums dem Ministerium des Innern übertragen wurden. So war denn die evangelische Kirche auch äußerlich im Staate aufgegangen, und das Episcopat ein nicht mehr zu unterscheidender Theil der fürstlichen Gewalt geworden. Der thatsächlichen Anerkennung dieses Verhältnisses von Seite der

Geistlichkeit folgte im Volke die Gewohnheit." — Dessen ungeachtet blieben freilich noch im protestantischen Volke eine Zeit lang halbverwischte Spuren einer christlichen Tradition sichtbar, die selbst heute noch keineswegs erloschen sind. Hr. E. bemerkt aber mit Recht, daß dieß, „mehr der Bibel, den alten Gesangbuchliedern und den geistesarmen Schullehrern, die nur den Katechismus hersagen konnten, zuzuschreiben sei", als der Predigt und Seelsorge der Geistlichen, oder gar der Theologie der Universitäten.

Unser Berichterstatter geht trockenen Fußes über die Thatsache weg, daß König Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung die unpopuläre, religiöse Richtung seines Vorgängers in den stärksten und schneidendsten Formen, durch die bekannten welthistorischen Kabinetsordres, welche die Rechtgläubigkeit verbannen und die protestirende Vernunftreligion wieder in ihre Rechte einsetzen, desavouirte und sich, um die Neigung der Gebildeten zu gewinnen, Kopfüber der rationalistischen Aufklärung in die Arme warf. Hr. E. ist zu sehr guter Preuße, um nicht über diese Blöße, auf Kosten der historischen Wahrheit, den Mantel der Liebe zu werfen, wie folgt: „Auch Friedrich Wilhelm III. übernahm das Kirchenregiment mit der" (auch durch die Berufung Fichte's, der im Gerüchte des Atheismus stand, bethätigten) „Ansicht, daß „„Vernunft und Philosophie die unzertrennlichen Gefährten der Religion seyn müßten."" Als aber mit der Erniedrigung und Zertretung Deutschlands durch die Franzosen ein, die Aufklärungsperiode überspringender, christlich religiöser Zug die ganze Nation durchzuckte, und namenloses Elend die Sehnsucht nach einer lebendigen Quelle des Trostes weckte, theilte der König in tiefster Seele die Empfindungen seines Volkes. Denn auch ihn selbst hatten nicht Philosophie und Vernunft in den schwersten Leiden, die eine menschliche Seele aufrecht erhalten, sondern die Religion der Bibel." (Das, was die Theologen des Königs nicht ohne schmeichlerische Uebertreibung dessen „Religion der Bibel" nannten, war, genauer und einfacher ausgedrückt, ein

wahres und aufrichtiges Bedürfniß nach Religion, wie es sich unter dem Drucke widriger äußerer Verhältnisse in jedem nicht ganz verhärteten und in der Wurzel verdorbenen Gemüthe einzustellen pflegt. Friedrich Wilhelm dem Dritten, den eine auch in dieser Beziehung verkehrte Erziehung von vornherein in eine falsche Bahn gelenkt, und den eine von seinen Erziehern absichtlich genährte Befangenheit in religiösen Dingen Zeitlebens verhindert hat, sich der positiven Wahrheit zu nähern, — Friedrich Wilhelm den Dritten hat dieses Bedürfniß nie weiter als bis zu einem gut gemeinten, aber sehr oberflächlichen, halbrationalistischen Eclecticismus geführt, den er auf das Zeugniß der ihn umgebenden Prediger nachher im guten Glauben für die vielbesprochene „Religion der Bibel" halten mochte.) „Von dem Augenblicke an", fährt Hr. E. fort, „widmete der edle Monarch den kirchlichen Zuständen seines Reichs die ernsteste Aufmerksamkeit, und als der glorreiche Sieg errungen, der Friede geschlossen und Preußen mit einem erhöhten Bewußtseyn seines politischen Lebens wie ein Phönix aus der Asche emporgestiegen war, lag ihm nichts mehr am Herzen, als die Regeneration der evangelischen Kirche." Mit andern Worten: der überaus elastische und fügsame Begriff einer protestantischen, oder wie man bald nachher zu sagen liebte, einer „evangelischen Kirche", mußte sich auch dießmal nach der subjectiven Neigung und rein persönlichen religiösen Richtung des Landesfürsten, zum fünften Mal innerhalb eines Jahrhunderts in eine neue Form bequemen. Hatte der König bei seinem Regierungsantritt den preußischen Protestantismus in die Aufklärung hineindecretirt, so sollte derselbe jetzt auf einen königlichen Befehl im entgegengesetzten Sinne den Rückmarsch in die längst verlassenen alten Standquartiere antreten. „Der König begann das Werk im Jahre 1814 mit Ernennung einer Commission von Geistlichen zur Abgabe eines Gutachtens über „„zeitgemäße Verbesserung des protestantischen Kirchenwesens.""
Zur Steuer der Wahrheit muß man aber gestehen, daß der Selbstauflösungsproceß des deutschen Protestantismus, unbeirrt

durch die Befehle, wie durch die Verbote seines königlichen Schutzherrn seinen stetigen und naturgemäßen Fortgang nahm.

Die ausführliche Geschichte des Mißglückens der königlichen Experimente zur Wiederbelebung des Protestantismus ist eine der interessantesten Partien der Eilers'schen Schrift. Da uns der Raum gebietet, uns hier nur auf das Hervorheben der wesentlichsten Punkte dieses so überaus lehrreichen Hergangs zu beschränken, so können wir nicht umhin, unsere Leser dringend einzuladen, daß sie die ausführliche Darstellung in unserer Quelle selbst nachlesen mögen. Die oben erwähnte Commission trug nämlich ungefähr dieselbe Frucht, wie alle andern Commissionen sie noch je getragen haben und tragen werden, denen die Aufgabe gesetzt wurde: das Todte lebendig zu machen. Das Ergebniß ihrer Bemühungen war ein ausführlicher Bericht: „worin die innern Schäden der Kirche aufgedeckt werden, und eine Verfassung nach den Grundsätzen freier Selbstregierung, über das Maß des frühern kirchenrechtlichen Verhältnisses zum Staate hinaus, in Antrag gebracht wurde." Als „innere Schäden" scheint die Commission den natürlichen und nothwendigen Entwickelungsstand zu bezeichnen, den der Protestantismus schon damals erreicht hatte. Sie bemerkt: „daß die Prediger sehr oft nicht eigentlich christlich oder biblisch, ja hie und da nicht einmal religiös und erbaulich predigten, vielmehr bloß von Angelegenheiten des physischen und gesellschaftlichen Lebens, ohne alle Beziehung auf Religion und Christenthum geredet werde." Die historisch genetische Auffassung der protestantischen Verhältnisse liegt den Commissarien so fern, daß sie sich ganz naiv über Dinge wundern, die nicht anders seyn konnten, und genau genommen seit Luthers Tagen so und nicht anders gewesen waren. „Zuweilen", sagt der Bericht, „wird eine ganz andere Glaubenslehre in dieser, eine ganz andere in jener (Kirche) gepredigt, und es weichen nicht selten die öffentlichen Vorträge in Absicht auf Inhalt und Darstellung so sichtbar von einander ab, daß das Irrewerden der Laien an der öffentlichen Lehre, und ihre Gleichgültigkeit gegen

die kirchlichen Andachten größtentheils schon daraus erklärt werden kann.“ — Natürlich ging auf diese, ernste Bedenken erregende Schilderung am 27. Mai 1816 eine Kabinetsordre, welche die wahre, aber nicht ganz neue Behauptung aufstellte: daß es vor Allem auf Bildung würdiger Geistlichen ankomme. „Die einzige Frucht dieser Weisung war das Wittenberger Prediger-Seminar; denn mit dem Religionsunterricht auf den Gymnasien blieb es beim Alten, und für die praktische Ausbildung der Candidaten konnten nur einzelne Superintendenten etwas Wirksames und Nachhaltiges leisten.“

Die Commission hatte in Hinsicht der Verfassung ein freies geistliches Kirchenregiment beantragt. Was wurde daraus im praktischen Leben? Der König ertheilte dem Minister des Innern die Weisung: „künftig über Angelegenheiten des Glaubens nicht zu befehlen, über liturgische und andere innere Angelegenheiten des Cultus nicht einseitig zu entscheiden, und hinsichtlich der Anordnungen des Religionsunterrichts auf Schulen und Universitäten die Geistlichen zu Rathe zu ziehen. Die Behandlung kirchlicher Dinge, berichtet Herr Eilers, wurde dadurch in dem Ministerio des Innern auf eine ungewohnte Bahn gebracht. „Was früher bei gewohntem Gehorsam leicht abgemacht war, fand jetzt in Unsicherheit und Zweifel allerlei Hemmnisse. Es währte nicht lange, so glaubte man der Wichtigkeit und Würde der geistlichen und Schulsachen dadurch aufzuhelfen, daß man das Departement für den Cultus und öffentlichen Unterricht dem Minister des Innern abnahm und einem eigenen Minister, dem Freiherrn von Altenstein zuwies. „Auf kirchlichem Grund und Boden hatte jedoch die Bildung seiner Zeit und seines Standes diesen nicht heimisch werden lassen.“ Er war der Mann nicht, das Volk zum „biblischen Christenthum“ (wenn es auch ausgemacht und festgestellt gewesen wäre, worin solches zu bestehen habe) „zurückzuführen, und die Kirche, nach dem Grundrisse des Königs, „umzubauen.“ — Wir unterschreiben dieses Urtheil des Hrn. Eilers. Aber wir erlauben uns aus eigener, vieljähriger Beob-

achtung demselben die Bemerkung beizufügen: nur eine Persönlichkeit wie die des Freiherrn v. Altenstein und nur der, diesem beiwohnende Grad von staatsmännischem Geschick und absoluter Indifferenz ist im Stande gewesen, den schimpflichsten, intellectuellen und moralischen Bankerott des auf der fluctuirenden Basis des Protestantismus ruhenden Preußenthums volle zwei und zwanzig Jahre hinauszuschieben. Freilich: „der vorherrschende politische Charakter des Kirchenregiments wurde dadurch aber eher geschärft, als gemildert.

Die dem Könige nahe stehenden Prediger hatten ein „geistliches Ministerium mit collegialischer Verfassung beantragt. Zur Bekämpfung dieses, wie Hr. E. zugibt, „nicht gründlich durchdachten Antrags“ scheinen diejenigen Staatsmänner, welche die Interessen des modernen Protestantismus und den Organismus des damaligen preußischen Staates besser durchschauten, den geschwornen Feinden der Hierarchie und des Pfaffenthums die Hand gereicht zu haben. Genug, das neue Ministerium erhielt dieselbe Verfassung und Stellung wie die übrigen. „Der Minister war allein verantwortlich, wählte sich Räthe, wie er sie am besten brauchen zu können glaubte, vertheilte die Geschäfte nach eigenem Gutdünken und entschied, wie er es seinem Systeme und seiner Verantwortlichkeit angemessen erachtete.“ Dieß war das nächste und genau betrachtet das einzige positive Resultat der Bemühungen des „evangelischen“ Königs, die Kirche „umzubauen.“

Vielleicht hätte der officielle Protestantismus in Preußen unter der staatsmännisch klugen Verwaltung des Ministers v. Altenstein, dessen unbedingter Leitung die Kirchen- und Schulangelegenheiten wie das Medicinalwesen unterworfen blieben, einen schmerzlosern Verlauf und weniger in die Augen fallendes Ende genommen, wenn die Versuche zur Wiederbelebung desselben sich nicht bald darauf in dem Könige zu einer wahren Leidenschaft und fürstlichen Liebhaberei entwickelt hätten. Anfangs glaubte der König dem protestantischen Kirchenwesen durch die

Einrichtung von Presbyterien und Synoden (letztere für einzelne Kreise und ganze Provinzen) neues Leben einhauchen zu können. Allein die Sache gerieth in's Stocken, ob bloß aus Mangel an gehöriger Leitung, wie Hr. E. will, mag hier ununtersucht bleiben. Selbst der Umstand, daß einzelne Synoden Reformanträge stellten, „die nur zu sehr die Tendenz verriethen, den Liberalismus zum Princip der neuen kirchlichen Verfassung zu machen“, waren unvermögend, der letztern die Gunst des Zeitgeistes zuzuwenden. Wenn die in diesem Geiste verfaßten Kirchenordnungen einige Jahre früher in der Rheinprovinz und in Westphalen besseres Glück machten, so lag der Grund davon hauptsächlich in der offensiven Stellung, welche die protestantische Minorität zur katholischen Bevölkerung jener Länder einnahm. Dieser Kampf gegen das katholisch Positive und Alte flößte dem dortigen protestantischen Kirchenthum ein Leben und eine Bewegung ein, dessen dasselbe in rein protestantischen Ländern längst nicht mehr fähig war. Die politischen Früchte dieses von der Regierung gehegten und beförderten protestantischen Geistes haben sich aber, sollten wir denken, in unsern Tagen im Westen von Preußen auf eine Weise gezeigt, die dem preußisch-monarchischen Interesse wohl in keiner Weise förderlich war. Je mehr das Project in Abgang kam: dem Protestantismus durch Institute aufzuhelfen, die auf dem Princip der Volkssouverainetät beruhen, desto mehr trat die Unions- und Agendenfrage in den Vordergrund, „unstreitig die größte und folgenreichste Angelegenheit der ganzen protestantischen Kirche Deutschlands.“

Herr Eiler gibt sich mit großem Wortgepränge Mühe, den Beweis zu liefern: daß die Härte und Gewaltsamkeit, mit welcher die Union und Agende den widerstrebenden protestantischen Gemeinden aufgedrungen werden sollte, nicht in der Absicht des Königs, sondern in einer schuldbaren oder verkehrten Willens- und Geistesrichtung des Ministers v. Altenstein gelegen habe. Wir glauben uns dagegen in unserem Rechte dieser Insinuation, so lange sie nicht durch andere Gründe

als durch die Versicherungen des Hrn. E. unterstützt wird, die entschieden entgegengesetzte Ueberzeugung gegenüber stellen zu dürfen. Der Minister v. Altenstein hat bei der Verfolgung der protestantischen Dissenters lediglich im Sinne und Geiste seines, an militärischen Gehorsam gewöhnten Herrn gehandelt. Für diese Annahme spricht der wahrhaft großartige Indifferentismus des Ministers, der sich allenthalben bethätigte, wo letzterer den Inspirationen seines eigenen Geistes überlassen war. Hart und gewaltthätig war er nur, wo er eine Collision mit einer ausgesprochenen Lieblingsneigung des Königs fürchtete. Wie dem jedoch sei, — hat er dennoch wirklich selbstständig und dem königlichen Willen zuwider gehandelt, welches Licht wirft alsdann dieses Geschehenlassen, in einer Angelegenheit, die den Monarchen so tief bewegte, wie keine andere, auf die innere Fäulniß, die den Intelligenzstaat schon während der Zeit seines höchsten Glanzes heimlich unterwühlt hatte! Thatsache ist es nämlich, daß bald nachdem der König seinen protestantischen Unterthanen die Union und die Agende octroyirt hatte, „in sehr vielen Gemeindegliedern Gewissensscrupel entstanden, welche, in Verbindung mit Mißtrauen, gegen die Reinheit der Absichten ihrer Geistlichen zu abgesonderten religiösen Zusammenkünften führten, die bedenklich zu werden drohten." Der Minister, der die, in dieser Zerbröckelung liegende Gefahr für die völlig hohl und leer gewordene Form des Staatsprotestantismus wohl erkannte, und diese Regungen für um so gefährlicher hielt, je weniger er läugnen konnte, daß religiöse Gesinnungen dabei zum Grunde lagen, glaubte sich verpflichtet, „auf strenge und umfassende polizeiliche Maßregeln zur Unterdrückung des Conventikelwesens anzutragen." Aber mit der Beaufsichtigung und Beschränkung des letztern war es nicht gethan. Der Separatismus gewann an den letzten Resten des alten Lutherthums einen dogmatischen und kirchenrechtlichen Hintergrund und dadurch erst, im Kampfe mit der Regierung eine Haltung, der diese nicht gewachsen war. In dem Professor Scheibel zu Breslau fand der neue Altprotestan-

tismus einen Apostel, dessen fanatische Beschränktheit und Hartnäckigkeit die Behörden zur Verzweiflung brachte, während Steffens und Huschke ihn mit rechtskundiger Gewandtheit und geistvoller Mäßigung vertraten. Diese Verwickelung führte zu einer Lösung, welche in der gesammten Weltgeschichte schwerlich ihres Gleichen hat. Verfolgungen solcher Prediger, welche sich zu einem andern theologischen Systeme bekannten, als ihre fürstliche Gebieter, in deren Händen sich die Landesherrlichkeit mit der Episcopalgewalt zusammenfand, sind wahrlich in der Kirchen- und Ketzerhistorie des Protestantismus nichts Neues. Daß aber ein König, welcher es für die erste und wichtigste seiner Regierungssorgen hielt, den erstorbenen Religionseifer seiner protestantischen Unterthanen um jeden Preis wieder anzufachen, gerade zu dem Mittel greifen werde: die einzigen, zur Zeit vorhandenen Protestanten, die noch ein religiöses Interesse hatten, dem sie mit Ueberzeugungstreue ergeben waren, auf eine für jeden Unparteiischen wahrhaft Herz und Seele zerschneidende Weise zu verfolgen, — dieß ließ sich im Voraus schwerlich als möglich denken, und dieser Fall ist unseres Wissens unter König Friedrich Wilhelm III. zum ersten Male vorgekommen, seit dem die Welt steht.

Diejenigen unserer Leser, welche Lust und Belieben tragen, zu erfahren, wie dieses Resultat sich im innern Heiligthume der preußischen Bureaukratie vermittelte und aus den verschiedenen Berichten der Minister, Randnoten des Königs, combinirten Verhandlungen der verschiedenen Ministerien und allerhöchsten Kabinetsordres zuletzt in seiner ganzen Scheußlichkeit zu Tage geboren wurde, — diese Leser, welche ein sehr natürlicher und verzeihlicher Ekel nicht von diesem Detail zurückscheucht, finden dasselbe zur Hülle und Fülle in der Schrift des Herrn Eilers. Für unsern Zweck wollen wir hier nur hervorheben, daß die Lutheraner kühn genug waren, sich auf den „Rechtsboden“ zu stellen, und „die Selbstständigkeit der lutherischen Kirche nach Maßgabe der ihr garantirten Rechte in Anspruch zu nehmen.“ Da aber gerade diese Stellung den

Plan des Königs am meisten bedrohte, — der es bei der Vereinigung der getrennten protestantischen Parteien auf einen Hauptschlag gegen die katholische Kirche abgesehen hatte (was, um es beiläufig zu bemerken, zugleich den Maßstab für seine Einsicht in kirchlichen Dingen liefert) — so lieh der Minister v. Altenstein der neuen kirchlichen Ordnung und dem gekrönten Theologen, der sie geschaffen, folgende rechtliche Deduction, die auf die Nachwelt zu kommen verdient, weil sie das „Preußenthum“ besser als jede Beschreibung kennzeichnet. „Das dem Könige nach protestantischem Kirchenrechte zustehende jus liturgicum ist bei Einführung der Agende in verfassungsmäßiger Weise“ (d. h. durch die unumschränkte Willkür des Königs) „ausgeübt worden. Die Agende ist daher rechtlich verbindend, für lutherische sowohl, als für reformirte Kirchengemeinden. Die Union ist von der Agende durchaus verschieden.“ (Wenn gleich die Agende, die wesentlich aus dem Grundsatze hervorgegangen ist: daß die Glaubensunterschiede beider Confessionen Adiaphora seien, diese Ansicht zur unmittelbar praktischen Geltung bringt.) „Alle protestantischen Gemeinden“ (mit Ausnahme derer, die dagegen protestiren) „bedienen sich der Agende, und müssen dieß thun“ (dieß ist der Rechtspunkt, auf den es eben ankömmt!), „wenn sie dem Landesherrn das liturgische Recht nicht bestreiten wollen“ (aber es war ja gerade von dessen Gränze die Rede!), „was sträflich wäre; aber nicht alle protestantischen Gemeinden sind darum unirt. Eine unirte Kirche existirt eigentlich in der Monarchie gar nicht, sondern nur einzelne Kirchengemeinden.“ (Ein Argument, welches katholischerseits bekanntlich gegen den Protestantismus überhaupt geltend gemacht, hier aber in der Verlegenheit von dem Stifter der neuprotestantischen Kirche utiliter aufgegriffen wird!) . . . . . „Neben diesen bestehen noch viele nicht unirte Gemeinden des lutherischen und reformirten Bekenntnisses, die sich gleichwohl der zur Handhabung der gottesdienstlichen Ordnung vorgeschriebenen Agende bedienen. Wenn daher die Separatisten diejenigen Gemeinden, die sich bei ihrem Gottesdienste der“ (unirten

und unirenden) „Agende bedienen, als unirte bezeichnen, so ist dieß eine ganz unrichtige, in böswilliger Absicht gewonnene Auffassung. Selbst diejenigen Lutheraner, welche wirklich unirten Gemeinden angehören, haben keinen Grund, über Gewissenszwang zu klagen, da ihretwegen die Anordnung getroffen ist, von Zeit zu Zeit (!!!) das Abendmahl nach altlutherischem Ritus auszutheilen. Da demnach die alte lutherische Kirche" (bis auf die Vernichtung ihrer sonderthümlichen Stellung, als bestimmte von andern verschiedene Religionspartei, die nicht in Anschlag kam) „in keiner Weise eine Anfechtung erlitten, und weder durch die Agende noch durch die Union in irgend einer Weise beeinträchtigt worden ist, so ist der von dieser Partei gegen die Staatsregierung erhobene Vorwurf des Gewissenszwanges und der Religionsverfolgung eben so sträflich als unbegründet. Da sie nun aber offenbar darauf ausgehen, eine sehr eigenthümliche Kirchengesellschaft zu errichten, sich allen andern Lutheranern" (nämlich denen, die durch die Union oder Annahme der Agende aufgehört hatten, es zu seyn!) „entgegen zu stellen, und einen feindlichen Gegensatz gegen ihre lutherischen Mitbürger zu bilden; so heischt es die Erhaltung der Ordnung im bürgerlichen, wie im kirchlichen Leben, ihnen nicht nachzugeben, sondern als gefährliche Sectirer nach Vorschrift des allgemeinen Landrechts §. 185. Titl. 20. Th. II. zu behandeln. Es ist dieß um so nothwendiger, als die mit so vieler Mühe zu Stande gebrachte, für den Staat in vieler Beziehung so nöthige Uniformität des Gottesdienstes und Kirchenregiments" (also nur Uniformität war beabsichtigt, nicht Union!) „wieder zerfallen würde, wenn diese Sectirer ihren Zweck erreichten. Sehr bedenklich ist es auch, alle die Geistlichen, welche dem großen Werke der Einigung mit Mühe gedient haben, gleichsam im Stiche zu lassen und dem Mißtrauen ihrer Gemeinden preiszugeben."

Mit nicht minderer Ungunst wie das alte Lutherthum behandelte der Minister den Pietismus. „Die den Pietisten ohne-

hin eigenthümliche Neigung zum Separatismus habe sie mit diesen Altlutheranern in Verbindung gebracht und viele der letztern seien früher Pietisten gewesen. Dadurch seien alle Beförderungsmittel, welche den Pietisten zu Gebote stünden, — die evangelische Kirchenzeitung, Conventikel, weitläuftige Verbindungen, Tractätchen u. s. w. in den Dienst des lutherischen Separatismus gekommen." Diese geistige Macht wolle die Rolle des Hierarchismus auf dem Gebiete der „evangelischen Kirche" spielen, und bedrohe „die Bande des bürgerlichen und kirchlichen Zusammenhalts mit Störung und Auflösung." Dem Minister schienen die außerkirchlichen Zusammenkünfte auch deßhalb unter polizeiliche Aufsicht gestellt werden zu müssen „weil sie den Pietisten einen Ersatz für den von ihnen vernachlässigten, öffentlichen Gottesdienst darböten." Nach der Erzählung des Herrn Eilers bemerkte der König hierzu am Rande des Berichts mit Bleifeder: „Daran sind die rationellen Geistlichen der neuern Schule allein Schuld"; (dem Rationalismus der ältern Schule gehörte der König, wenigstens seiner Erziehung nach selbst an!) „so lange diesem Schul- und Universitäts-Unwesen nicht Einhalt geschieht, kann es nicht anders werden." — Dieselbe Intelligenz des Fortschritts, welche die Wonne und Glorie des Preußenthums war, bezeichnete demnach der Monarch in eigner Person als Unwesen. Welche Zustände!

Den Lutheranern und sonstigen annoch christgläubigen Protestanten, war jedoch mit dieser gelegentlichen, übellaunigen Bemerkung des Königs im geringsten nicht geholfen. Sie hinderte wenigstens nicht, daß am 28. Februar und 10. März 1834 zwei Verordnungen ergingen, „deren nur zu rücksichtslose Ausführung durch untergeordnete*) (?) Organe", wie Hr. E.

*) Da die Schritte der „untergeordneten" Organe durch zahllose Beschwerden der Verfolgten zur Kenntniß des Königs gelangten, bei diesem aber niemals auch nur das geringste Zeichen einer Mißbilligung hervorriefen, so ist es wohl unmöglich, es im guten Glauben in Abrede zu stellen, daß selbst die härtesten Maßregeln der Verfolgung dem königlichen Willen vollkommen gemäß waren.

meint, „jene bedauerlichen Auswanderungen in Masse veranlaßte, viele Familienväter der Freiheit beraubte und eine noch größere Zahl zu Opfern an Zeit und Geld nöthigte, wodurch ihre häuslichen Verhältnisse in Unordnung geriethen; der Bedrängnisse nicht zu gedenken, in welche auch die sogenannten Pietisten mit ihren religiösen Ueberzeugungen geriethen, nachdem die außerkirchlichen, in mehreren Gegenden, namentlich in Westphalen, von alten Zeiten her in Gebrauch gewesenen Zusammenkünfte unter polizeiliche Aufsicht gestellt worden.“

Während in dieser Weise der Minister v. Altenstein im Sinne des Königs seines Herrn dem Protestantismus aufhalf, darf es nicht verschwiegen werden, daß die damalige preußische Justiz im Schiffbruche der Zeit noch so viel Rechts- und Ehrgefühl gerettet hatte, um gegen die offene Verhöhnung anerkannter Grundprincipien der preußischen Gesetzgebung, mit deren Freisinnigkeit man sich selbst noch während jener Periode der Verfolgung brüstete, entschiedenen Einspruch zu erheben. Der Justizminister v. Mühler sprach seine Ansicht dahin aus, daß die separirte lutherische Gemeinde keine neue Religionsgesellschaft errichten, sondern nur die alte lutherische Kirche in ihrer Integrität behaupten wolle. „Hiernach finde sich in der ganzen Gesetzgebung keine Strafbestimmung, welche auf den vorliegenden Fall anwendbar sei.“ — Die betreffenden Gerichtshöfe, berichtet Hr. E., theilten diese Ansicht des Justizministers. Es erfolgten absolutorische Erkenntnisse, wodurch die Dissidenten in der Ueberzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache, wo möglich noch mehr bestärkt wurden. Desto schärfer schritt fortwährend die Polizeigewalt ein, die damals der Leitung des hinreichend bekannten Ministers v. Rochow untergeben war, der für seine Person keineswegs die philosophischen Lieblingsmeinungen Altenstein's theilte, sondern eher selbst zu einer Art von religiösem und gewissermaßen christlichen Protestantismus neigte, den man damals wie heute nicht selten als Pietismus (im weitern Sinne) bezeichnen hört. „Die Polizei“, sagt Hr. Eilers, „setzte alle ihr zu Gebote stehenden Mittel,

Geld- und Gefängnißstrafen, in Bewegung, um diese Leute zu zwingen, ihre Kinder in die Schule zu schicken und sich nach wie vor der geistlichen Amtshandlungen der von ihnen perhorrescirten Geistlichen zu bedienen. Es half ihnen nichts, daß sie die Gründe ausführlich entwickelten, weßhalb sie sich nach ihrem lutherischen Glauben nicht zu der evangelischen Landeskirche" (die, was wohl zu bemerken ist, noch keine Dogmen hatte) „halten könnten, und „„daß es, wenn sie auch irrten, gewiß Gott nicht wohlgefällig sei, irrende Gewissen durch Gefängniß- und Geldstrafen, durch Auspfändung und Verbannung, und durch das Einschreiten der Polizei zu behandeln."" Dergleichen Vorstellungen wurden „„als tadelnswerthe Entstellungen der Wahrheit und verwegenste (sic) Aeußerungen"" zurückgewiesen." Man sieht: Herr von Rochow übertrug die Theorie von dem, der Staatsautorität zu blindem Gehorsam pflichtigen „beschränkten Unterthanenverstande", durch deren Erfindung er, der bittere Feind und Verächter der Autorität der katholischen Kirche, sich einen Namen in der Geschichte gemacht, vom politischen auf das religiöse Gebiet, und war in sofern unparteiisch: daß er selbstständige Protestanten, welche ihre confessionelle Ueberzeugung den vermeintlichen Interessen des preußischen Staates nicht unterordnen wollten, mit nicht geringerer Ungunst behandelte, wie die von vornherein verfehmten Ultramontanen. Seine Spitze erreicht dieses ganze System aber in dem Verfahren, welches man in Beziehung auf jene Lutheraner zur Anwendung brachte, welche auswandern wollten. Dieses flebile beneficium, welches der Natur der Sache nach jedem zusteht, der kein Leibeigener, oder sonst durch Diensteverhältnisse oder besondere Verpflichtungen gebunden ist, war den Lutheranern außerdem noch ausdrücklich und förmlich durch den westphälischen Frieden verbürgt. Nach den preußischen Landesgesetzen unterlag die Bewilligung dazu keinem rechtlichen Bedenken. Den Behörden aber, welche auf den Gedanken gekommen waren, daß die Auswanderungslust nicht von selbst in den Bittstellern entstan-

den sei, sondern daß sie dazu angeregt worden, schien es zunächst Pflicht, „diese Vermuthung durch eine umsichtige polizeiliche Untersuchung festzuhalten." Das Auswanderungswesen gehört zum Ressort des Ministeriums des Innern und der Polizei; der Beweggrund der Auswandernden wurde aber einstimmig dahin angegeben: daß dieselben des langwierigen Druckes müde seien, den sie um ihres Glaubens willen zu erleiden hätten. Diese Veranlassung schlug in den Wirkungskreis des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten. So mußten beide Centralgewalten sich über das zu beobachtende Verfahren einigen. Herr v. Altenstein stellte hierbei das Princip auf: „es sei Pflicht, möglichst dahin zu wirken, daß die Separatisten nicht das Opfer der Verführung würden. Daher müsse ihnen fühlbar gemacht werden, daß sie, wenn sie auch keine geistliche Obrigkeit anerkennen wollten, doch noch eine weltliche Obrigkeit hätten, der sie noch unterthan seien, und welche die Pflicht erkenne, sie möglichst gegen die Folgen von unüberlegten Handlungen zu schützen, zu denen sie verführt würden." — Das Ergebniß dieser Auffassung war der Beschluß: sämmtliche Auswanderungsgesuche als nicht gehörig begründet zu betrachten. Der Minister von Rochow — **kein** Nationalist! — bezeigte sich im Wesentlichen mit diesem Antrage einverstanden. — Die Lage der Lutheraner aber wurde durch das, solchen Grundsätzen entsprechende Verfahren, wahrhaft verzweifelt. „Eine große Anzahl hatte längst Hab und Gut veräußert, und sich Monate lang in Bereitschaft zur Abreise gehalten. Die günstige Jahreszeit verstrich, die Mittel wurden durch den täglichen Lebensunterhalt geschmälert, — es war nicht abzusehen, wohin eine längere Vorenthaltung der Consense führen solle." Deputirte der lutherischen Gemeinden, die nach Berlin kamen, um eine andere Auffassung ihrer Sache zu bewirken, wurden an den Minister des Innern gewiesen, der sie zwar vernahm, aber demnächst sogleich Berlin zu verlassen nöthigte. Als sie im Wesentlichen schriftlich **das** forderten, was ihnen heute gezwungenermaßen zugestanden ist: — Freiheit der

Religionsübung nach ihrem Bekenntnisse als selbstständige Religionsgesellschaft, — ward ihnen vom Ministerium des Innern folgender Bescheid: „Indem das Ministerium dem Allerhöchsten Befehle nachkommt, Sie zurückzuweisen, kann es nicht umhin, sein gerechtes Mißfallen über das, die heiligen Unterthanenpflichten so frevelhaft verletzende Treiben auszusprechen, dessen Sie und andere Führer einer separatistischen Partei sich unter dem erdichteten Vorwande der Glaubensbedrückung schuldig machen. Sie haben sich nicht entblödet, die tadelnswerthesten Entstellungen der Wahrheit und die verwegensten Aeußerungen vor dem Throne Seiner Königlichen Majestät zu wagen, und möge es als einen Beweis der Königlichen Gnade betrachten, daß Ihr Beginnen keine schwereren Folgen gehabt hat, als die Zurückweisung Ihrer nichtigen Anträge."

Von da an, berichtet Hr. Eilers, trat ein förmlicher Kriegszustand zwischen den Staatsbehörden und einer sehr bedeutenden Anzahl in allen Provinzen zerstreuter Unterthanen ein. Alle zu Gebote stehenden polizeilichen und richterlichen Mittel seien „fast über die Gränzen gesetzlicher Strenge hinaus" angewendet worden, „um die Partei niederzudrücken und ein für Kirche und Staat allerdings höchst unerwünschtes Schisma zu verhüten." Mit andern Worten: durch die scheußlichste und grausamste Verfolgung des letzten Restes einer Gemeinschaft christlicher Protestanten sollte die Fiction einer preußisch-evangelischen Staatskirche aufrecht erhalten und bethätigt werden, und dieß zwar, weil man dieses hohle Wort als zermalmenden Mauerbrecher gegen die katholische Kirche brauchen zu können meinte. Der Schlag gegen das, was dem protestantischen Wesen im nördlichen Deutschland so lange noch eine Art von christlichem Inhalt und durch diesen einen gewissen kirchlichen Halt gegeben hatte, wurde nicht von einer Gewalt geführt, welche sich die Vernichtung des Protestantismus (im historischen Sinne des Wortes) zum Ziele gesetzt hatte, sondern von dessen Schutzmacht, dem specifisch-pro-

testantischen Staate der Intelligenz. Die Aufgabe, an welcher bekanntlich Karl V. und Ferdinand II. scheiterten, hat Preußen mit Erfolg gelöst. Wer hierin den Finger Gottes verkennen kann, dem ist der Sinn für die Wege der Vorsehung in der Geschichte noch nicht aufgegangen. Herr Eilers beschränkt sich auf die Bemerkung: daß während der (von ihm umständlich berichteten) langwierigen und fruchtlosen Deliberationen der Behörden: wie dem Uebel zu steuern sei? dieses immer weiter um sich gegriffen habe. Es „erschütterte mehr und mehr die Grundlagen der mit so vielem Aufwande von Kräften in's Leben geführten, kirchlichen Ordnung, und rief in weiten, über die Gränzen Preußens und selbst über die der evangelischen Kirche hinausgehenden Kreisen die inhaltsschwere Frage der Gewissensfreiheit hervor. Nie ist dieselbe mit mehr Erfolg zu Gunsten des politischen Liberalismus und zum Nachtheil der politischen Interessen Preußens ausgebeutet worden, und man kann wohl sagen, daß damals der Boden für die unheilvolle (sic) Idee der Trennung der Kirche vom Staate vorbereitet wurde.“ . . . „Gewiß ist, daß die Wahrheit jener Worte Niebuhr's: „„nirgend ist es so handgreiflich für den gemeinsten, ja für den verkehrtesten Verstand, wie durch die Eigenthümlichkeit unsers Staates bei uns, daß wir als Staat nur durch den König leben, weben und sind, und daß, wenn diese Seele entwiche oder gelähmt würde, **das Ganze zerfallen müßte**““, damals zuerst auf dem kirchlichen Gebiete einen Stoß erlitt, wodurch sie der Energie beraubt wurde, dem eindringenden politischen Liberalismus Widerstand zu leisten.“ Schälen wir auch hier den trockenen Kern aus der Hülle des servilen Wortschwalls: Preußen hat sich hauptsächlich durch die Opfer, welche es der unklaren Vorstellung brachte: es sei wegen seiner Identität mit dem Protestantismus zur protestantischen Hegemonie berufen, — in die nächste und dringendste Gefahr des Unterganges gestürzt.

Wir werden dem Faden dieser interessanten Enthüllungen in spätern Artikeln weiter folgen. Hier wollen wir in Betreff

der weitern Geschichte der unglücklichen Lutheraner nur bemerken, daß König Friedrich Wilhelm IV. sich schon als Kronprinz (1839) in einem, auch in anderer Beziehung merkwürdigen, und weiter unten noch einmal zu erwähnenden Schreiben an den Minister von Altenstein mit Entrüstung über deren Verfolgung aussprach. Zwar fand er den Cultusminister zur hartnäckigen Vertheidigung des Systems seines königlichen Herrn gerüstet. Als aber bald darauf der König starb, fühlten, nach dem Euphemismus des Herrn Eilers, „sämmtliche, bei den kirchlichen Fragen betheiligt gewesene Minister, daß mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. eine großartigere und freiere Auffassung religiöser Angelegenheiten eingetreten sei." Mit andern Worten: sie führten mit Glück und Geschick jenes Manöver aus, welches die französische Sprache mit dem Kunstausdrucke: tourne casaque bezeichnet. Der Minister v. Rochow gab jetzt, „gleichsam zu seiner Rechtfertigung", die Erklärung ab: „Die Conferenz-Beschlüsse" (der über die Angelegenheit der lutherischen Dissidenten unausgesetzt deliberirenden Minister) „seien durch des hochseligen Königs Majestät eigenthümliche Ansicht und die Ueberzeugung des verstorbenen Ministers der geistlichen Angelegenheiten bedingt gewesen."

Zum Schluße noch eine, Preußens damaligen Einfluß auf die deutsche Presse betreffende Bemerkung. Die preußische Regierung befolgte zu jener Zeit bekanntlich das System: mit zäher Beharrlichkeit, trotz der empörendsten Eingriffe in die rechtliche Freiheit der Individuen und kirchlichen Corporationen, die heuchlerische Maske der Freisinnigkeit festzuhalten. Diese Lüge war entdeckt und die Welt enttäuscht, sobald der Bericht von der tyrannischen Verfolgung der Lutheraner, mit allen seinen theils empörenden, theils lächerlichen Nebenumständen in's Publikum drang. So entstand also bei Denen, welche zu jener Zeit im Interesse Preußens deutsche öffentliche Meinung machten, der Plan zu einem wahrhaft kolossalen Betruge. Das gesammte Factum dieser Religionsverfolgung, mit Inbegriff

jeglicher Kunde von dem immer noch fortwährenden Vorhandenseyn der unterdrückten lutherischen Religionspartei, sollte unterschlagen, die neueste Geschichte um eine ihrer interessantesten und lehrreichsten Partien defraudirt werden. Die Welt sollte glauben, das Unionswesen stehe im herrlichsten Flor, und die neue „evangelische Kirche“ bilde, ihr königliches Oberhaupt an der Spitze, den „Päpstlern“ gegegenüber, eine formidable Macht, eine jeglichen Widerstand zertrümmernde Einheit. — Daß dieses Werk des Truges wirklich mehrere Jahre lang mit Erfolg durchgeführt werden konnte, ist Thatsache, so unglaublich es auch klingt. Aber man muß auch die Hebel in Anschlag bringen, die zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt wurden. Eine, ungeheure Summen verschlingende, semiofficielle und officiöse Presse arbeitete mit Consequenz und Beharrlichkeit auf Berückung des deutschen Publikums hin; Hand in Hand mit ihr ging ein, jeden Glauben übersteigender Mißbrauch der Censur im Inlande, mit welchem die in den verschiedenartigsten Formen angewendete Bestechung von Buchhändlern, Redactionen und sonstigen Nothhelfern im Auslande, vor allem aber die große, von dem damaligen (?) Preußen mit gewandter Sicherheit als Filiale der geheimen Polizei ausgebeutete Mechanik der Freimaurerverbindungen im innigsten Einklange stand. Dieß Alles griff wie ein Uhrwerk in einander, um das Netz des Truges und der Täuschung über ganz Deutschland zu werfen, unter welchem zuerst die Lutheraner lautlos verenden sollten. — Erst als man sie beseitigt glaubte, begann, mit Beiseitsetzung des Geheimnisses, welches doch so lange Jahre hindurch so gute Dienste gethan, die Katholikenjagd, welche zu den bekannten Ergebnissen führte. Die Lutheraner aber mußten sich, um ihre Klagen nur unter den Preßbengel zu bringen, eine Zeitlang sogar in's Elsaß flüchten. Auf ihre Bücher und Broschüren aber wurde in Preußen, und selbst in andern Ländern, deren Polizeibehörden dem preußischen Interesse durch die bekannten Mittel gewonnen waren, mit einer Erbitterung und ängstlichen Haß gefahndet, die jede Vorstellung übersteigt.

Bekanntlich ist eine dogmatische oder historische Liebhaberei an dem alten Lutherthum nicht die am meisten hervortretende Schwäche der historisch-politischen Blätter. Aber die Lüge und Heuchelei, mit der dasselbe in dem damaligen Preußen zu kämpfen hatte, empörte uns. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß der dortlandes herrschende Indifferentismus in den Lutheranern nicht die Irrthümer, sondern gerade die christlichen Anklänge verfolgte, ergriffen wir bereits im Jahre 1838, so weit es die besonders damals von Preußenfurcht beherrschte Censur erlaubte, aus dem Standpunkte des positiven Rechts und der politischen Freiheit der Bekenntnisse, mit Entschiedenheit das Wort für die heimtückisch Verfolgten. Die Folge davon war ein in allen königlich preußischen Landen angestelltes Treibjagen gegen die, ohnedieß nicht mit günstigem Auge angesehenen historisch-politischen Blätter, dem wir, weil es uns nur genützt hat, manche heitere Stunde verdanken. Die Wuth dieser Verfolgung steigerte sich bis zur Raserei, als wir, eine Reihe von Jahren später, lange nach der Einsetzung des Ministers Eichhorn, eine ausführliche Schilderung der schlesischen Lutheranerverfolgung brachten. In Schlesien wurden in Folge dessen an mehreren Orten förmliche Haussuchungen „nach den gelben Heften" gehalten, in welchen die gefährlichen Artikel zu lesen standen. Buchhändler sollten gezwungen werden, diejenigen ihrer Kunden selbst zu denunziren und namhaft zu machen, von denen sie wüßten oder glaubten, daß sie die polizeiwidrige Seelenspeise zu genießen pflegten oder genossen haben könnten. Antworteten die, der scharfen Polizeifrage Unterworfenen mit Nichtwissen, so sollten sie Letzteres, wenn auch nicht mit einem körperlichen Eide, so doch mit ihrem Ehrenwort bekräftigen. Wir können heute nur wiederholen, was wir bereits vor eilf Jahren sagten: neben dieser Freisinnigkeit war die spanische Inquisition ein höchst achtbares Institut. Aber nachdem jene völlig unnützen und gehässigen Maßregeln der Absperrung ihre unausbleiblichen Früchte getragen haben, erfolgen heute die vorliegenden Enthüllungen, welche

Alles, was wir damals sagten, wenn auch nicht überbieten, so doch bekräftigen. Noch mehr: sie gehen von demselben Manne aus, der, damals der Hauptanschürer jener polizeilichen Inquisition und die Seele der halbamtlichen Lügenpresse, heute eine nothgedrungene, offene Beichte ablegt, weil er den Minister v. Altenstein gerne allein zum „schuldigen Manne“ machen möchte. Die Gerichte Gottes sind wunderbar. — Wir sind bekanntlich keine Parteigänger, weder der preußischen, noch irgend einer andern Revolution, weder des Herrn v. Altenstein noch des Herrn Eichhorn. Aber wir können auf der andern Seite auch nicht in Abrede stellen, daß die gränzenlose Hoffart und die heuchlerische Unwahrhaftigkeit des vormärzlichen Preußenthums, wie die Enthüllungen des Herrn Eilers sie schildern, die Rache des Himmels herausgefordert und jenen Gährungsproceß herbeigeführt hat, in welchem Preußen seit achtzehn Monaten begriffen ist. Möchte er ein Reinigungsproceß werden, und den in jenem Lande zahlreich vorhandenen guten und tüchtigen Elementen, die wir bereitwilligst anerkennen, der Sieg bleiben. Deßhalb, und um den Rückfall in alte Gewohnheitssünden nach Kräften unmöglich zu machen, war es nothwendig, schonungslos den Schleier von der Vergangenheit wegzuziehen. Wir werden damit, immer nach Anleitung des Herrn Eilers, in spätern Artikeln fortfahren.

XXIII.

Freiheit. Menschenrechte. Religions- und Gewissensfreiheit. Unterrichtsfreiheit *).

Nachdem wir gesehen haben, daß die Revolution lügenhaft ist in Begründung ihrer Gewalt; daß die von ihr behauptete Volkssouverainetät und Majoritätsherrschaft weder im Rechte gewurzelt, noch zur Herrschaft geschickt, noch überhaupt in der Ausführung möglich ist; so laßt uns ferner zusehen, ob sie wahrhaftiger seyn wird in der Erfüllung ihrer Versprechungen; d. h. ob sie jene Vortheile und jenes Glück, welches sie den Bevölkerungen als die natürliche Folge und das Ziel ihrer Principien und ihres Regiments in Aussicht stellt, selbst dort, wo sie zur momentanen Herrschaft gelangt ist, in der That gewähren will und kann. Ihrer Versprechungen sind mancherlei, und sie pflegt sie in jenen großen, umfassenden und tönenden Worten und Ausdrücken zu verkündigen, deren wir oben gedacht haben. Es sind dieß die eigentlichen Parolen der Revolution, an ihrem Gebrauche erkennen sich die Gleichge-

---

*) Fortsetzung des Artikels: „Von der Lüge der Revolution" s. Bd. XXIII. S. 796.

kannten; möchte man sie eben so an ihrem richtigen Verständnisse erkennen. — Da ist nun die erste und wichtigste Parole, das Urwort des Systems, der Feldruf: Freiheit. Die Revolution sagt, sie sei die Freiheit selber, sie wolle nichts als Freiheit, und verspreche die Freiheit allen den Ihrigen. — Freiheit! Ein Wort von unendlichem Belange, aber auch von unendlich vielfacher Bedeutung, und gleich allen metaphysischen Wörtern leichter zu gebrauchen, als zu ergründen und zu verstehen. Man spricht von einer Freiheit der Kinder Gottes — und von einer Freiheit der Banditen im Walde: „Ein freies Leben führen wir ꝛc.“ — Welche zahllose Stufen und Freiheitsvorstellungen liegen dazwischen! — Suchen wir von der Freiheit im Staate, von welcher doch allein hier die Rede seyn kann, einen festen und gesunden Begriff zu gewinnen. Freiheit im Staate heißt die ungehinderte und unverkürzte Ausübung jedes wirklichen Rechts. Wollen wir auch, wie Einige gethan haben, im Staate selbst eine bürgerliche und politische Freiheit unterscheiden, so wäre die erste die ungehemmte Ausübung aller Privatrechte, seien sie Personen- oder Sachenrechte; die zweite dagegen ein eben so unverkümmerter Genuß aller öffentlichen Rechte, in soferne solche nach der bestehenden Verfassung den Bürgern gesetzmäßig zustehen, als da wären Theilnahme an den Wahlen, passive Wählbarkeit, Petitionsrecht ꝛc. und was da hineingehört. — Mit Einem Wort, ich bin dann wahrhaft und wirklich frei, wenn ich Niemanden über den Gebrauch und Genuß meiner Rechte, haben sie was immer für Namen, Rechenschaft zu geben schuldig bin, und Niemand mich darin bevormunden darf. Bemerken wir hier vor Allem, daß nach Diesem jeder gesunde und ächte Begriff von Freiheit im Staate (die wir von nun an, zum bequemeren Ausdruck, ohne auf jene obige Unterscheidung weiter zu reflectiren, ein- für allemal die bürgerliche nennen wollen) — daß also jeder ächte Begriff von bürgerlicher Freiheit die Freiheit aus dem Rechte ableitet, und nicht das Recht aus der Freiheit; d. h. daß er Jedermann

zu thun gestattet, was in seinem Rechte begründet ist, aber Niemanden die Befugniß einräumt, sich Rechte anzumaßen, die er nicht auf gültigem Wege erworben hat.

Die Freiheit als solche verleiht keine Rechte; sie hebt nur gewisse Hindernisse in dem Gebrauche der Vorhandenen. Wo die rechtliche Freiheit vollständig anerkannt ist, ist jedes Recht sicher, denn wenn Jeder nur sein Recht ausübt, kann er unmöglich einen Andern in dem Gebrauche des Seinigen stören. Die Revolution meint es anders. Sie sucht die Freiheit einmal in der größtmöglichen Erweiterung aller einzelnen Rechtssphären, aber da das Rechtsgebiet, gleich dem Boden der Erde, nicht unendlich, auch nicht elastisch ist, so können die Rechtssphären der Einen nicht erweitert werden, es sei denn auf Kosten der Andern, die dann in Ausübung ihres vollen Rechts beeinträchtigt und vergewaltiget werden. Wo aber nicht Jedermann im Staate sein ganzes Recht ganz gebrauchen kann, dort ist nicht Freiheit, sondern das Gegentheil von ihr. Die Revolution kann die Freiheit nicht verstehen, weil sie ihre Grundlage, das Recht, nicht versteht. Ja man kann eigentlich sagen, die Revolution sei gar nichts Anderes, als eine Protestation gegen das Recht; es ist dieß ihr wesentlicher Charakter, und man könnte sie selbst von daher definiren. Da jedoch der Begriff von Recht zu tief und unvertilgbar in der menschlichen Natur steckt, als daß sie sich seiner ganz entledigen könnte,[1] so hilft sie sich dadurch, daß sie ihn so zu sagen flüssig zu machen oder zu verdünsten sucht, indem sie ihn von dem festen Grund des Factums loslöst, und in eine metaphysische Region hinaufrückt, wo er den Gestaltungen einer sophistischen Vernunft handsam und gerecht wird, und statt dem Leben Maß und Norm zu geben, dieselben von Einfällen und Einbildungen jedes unberufenen Weltverbesserers empfängt. — Auch wir haben anerkannt, daß über dem Factum eine höhere Rechtsidee in Gott ruht, nach welcher allein das Factum rechtebegründende Kraft empfängt; diese Rechtsidee ist aber keine

wesenlose, von jedem Winde gestaltbare Wolke, sondern wir erfassen sie mit Sicherheit in dem ausgesprochenen Willen Gottes. Jedes einzelne, abgeleitete, besondere Recht aber kann nur auf der Thatsache ruhen; dieß ist der Weg, wie die ewige Rechtsidee in die Zeit eintritt, und so zu sagen Körper und Gestalt gewinnt. Wir wissen recht wohl, daß die Geburt eines Menschen schon eine solche Thatsache ist, und daß jedes neugeborne Menschenwesen schon durch seinen Eintritt in's irdische Daseyn sich von einer Rechtssphäre umgeben findet, die ohne Unrecht nicht verletzt werden darf; allein diese ursprünglichen Menschheitsrechte sind so einfach und begreiflich, daß sie, wenn auch häufig verletzt, doch nur selten verkannt wurden, und daß es des ungeheuren Aufhebens gar nicht bedurft hätte, welche die revolutionäre Lehre von den angebornen Menschenrechten als von einer ungeheuren, neuen Entdeckung gemacht hat. Die Revolution hatte ihre guten Gründe, diese sogenannten angebornen Rechte in's Endlose zu erweitern und zu vervielfältigen; denn je mehr dieser angeblich angebornen Rechte seyn sollten, desto mehr wirklicher, wohlerworbener Rechte konnten, als mit jener Unzahl angeborner nicht vereinbar, gebrochen und beseitigt werden, und Rechtszerstörung ist ja überall der eigentliche Sinn und Wille der Revolution. Es gäbe eine traurige Ergötzung, die den verschiedenen revolutionären Privat- und Staatsrechtscompendien, ja den Verfassungen revolutionirter Staaten an die Spitze gestellten Verzeichnisse der angebornen Menschenrechte zu sammeln und zu vergleichen, um die Absichtlichkeit zu verfolgen, welche die Resultate der künstlichsten Zustände in die von Natur eingebornen Rechte hineinzieht, wie wir denn mehr als einmal das Recht, seine Gedanken durch den Druck zu vervielfältigen, mit darunter aufgeführt gelesen haben; ein ursprüngliches Recht, auf dessen Ausübung die arme Menschheit freilich an die sechsthalbtausend Jahre hat warten müssen. Es bedarf nun keines Beweises, wie allein dadurch, daß Rechte, deren Erwerbung nur durch ein

rechtliches Factum geschehen kann, unter die angebornen mit aufgenommen werden, eine ungeheure Menge von wirklich bestehenden und gültig erworbenen Rechten ihren Trägern entzogen werden müssen. Nimmt man z. B. nicht etwa bloß die Fähigkeit, unbeweglichen Besitz zu erwerben, sondern den wirklichen Anspruch auf einen solchen unter die angebornen Rechte auf, so folgt, daß die Erde unter alle ihre Kinder, vielleicht so gar noch gleich, vertheilt werden muß, was dann natürlich die bedeutendsten Verluste auf Seiten der gegenwärtigen Besitzer mit sich brächte. Aber schon im Allgemeinen zeigt das Bestreben, die angebornen Rechte unnatürlich zu erweitern, von einem anderen; nämlich an die Stelle der Freiheit die Gleichheit zu setzen. Von diesem zweiten Ideal der Revolutionspolitik sei es uns erlaubt, am geeigneten Orte zu sprechen; für jetzt nehmen wir Act von der Verwechselung der Begriffe, und lassen uns nicht von Freiheit sprechen, wo Grundsatz und Absicht offenbar und unwidersprechlich auf die Gleichheit hinausgehen. — Freiheit ist ohne Heilighaltung jedes Rechtes nicht gedenkbar; Gleichheit könnte freilich nur durch Verkürzung und Kappung aller über andere vorragenden Rechte möglich gedacht werden. Dem natürlichen Rechtsgefühle leuchtet aber der Eine Satz, daß mir Niemand nehmen darf, was ich habe, eben so unwiderleglich ein, als ihm der Andere widerstrebt, daß ich von Demjenigen nehmen darf, welcher mehr hat, als ich.

Die Revolution kennt also keine Freiheit, weil sie das Recht nicht kennt. Wenigstens hat sie nicht die Freiheit für Alle, weil sie das Recht nicht hat für Alle. Freiheit und Recht aber bewahren und gelten lassen wollen für Einige, und Andern vorenthalten, heißt Beide in ihrer innersten Wurzel zerstören, und die zeitweilig Begünstigten müssen irgend einmal inne werden, daß das durch die revolutionäre Begünstigung gewonnene, weil es nicht im Rechte gegründet war, eben so zerrinnt, wie es gewonnen wurde. Wirk-

lich hat die Revolution solche Begünstigte; ja ihr zerfällt eigentlich die Gesellschaft in zwei entschieden getrennte Hälften, deren Eine sie mit eben so viel Zärtlichkeit anblickt, als sie die Andere mit entschiedener Mißgunst und Abneigung behandelt. Dieß ist ihre Gerechtigkeit. Die Theilungslinie dieser beiden Massen der Gesellschaft läuft nicht immer gleich; im Allgemeinen aber bleibt wahr, daß sie die Höhen der Gesellschaft, in allen Beziehungen, anfeindet, das Niedrige, Geringe und Gemeine aber zu ihrem Augapfel erkohren hat. Und zwar keineswegs aus Menschenliebe oder Theilnahme mit dem Armen und Gedrückten; in ihm erkennt sie nur das geeignete Mittel zur Bestreitung des Emporragenden; nicht jenen zu heben, sondern diesen zu stürzen ist ihr eigentliches Ziel, denn in einer solchen Vertauschung der Pole erreicht sie ja, was sie nach ihrem Namen will, die Umwälzung; ist der Niedrige genug emporgehoben, so fällt er jenseits der gedachten Theilungslinie, und das Spiel beginnt, wider ihn, für einen Andern, von Neuem. Niemals und für Niemand hat sie einen festen, widerspruchslosen, geordneten Rechtszustand, niemals also, und für Niemand, die Freiheit.

Aber die Revolution begnügt sich nicht, die Freiheit im Allgemeinen als Banner aufzustecken und zu verheißer; sie nennt besondere, specielle Freiheiten, die sie als angeborne, unveräußerliche Rechte, als die höchsten Güter des Lebens preist, und allenthalben, wo sie zur Herrschaft kommt, zu verwirklichen verspricht. Eines der Ersten und am öftesten genannten ist die Religions- und Gewissensfreiheit. Man sagt, es sei ein unveräußerliches Recht des Menschen, Gott nach seiner Ueberzeugung zu verehren. Wir haben die Phrase absichtlich so gestellt, wie sie gewöhnlich lautet, weil hier zum Glücke die Hohlheit des Gedankens so klar ihre eigene Verurtheilung mit sich führt, daß es kaum noch der Bemerkung bedarf. Von einem so innerlichen Rechte, als das der Gottesverehrung, kann überhaupt nicht die Rede seyn, we-

der gegen Gott, gegen den es überhaupt keine Rechte, sondern nur Pflichten gibt, und der die Art, ihn zu verehren, keineswegs der sogenannten Ueberzeugung frei gelassen hat, noch gegen den Menschen, so lange die Frage so unbestimmt bloß in's Gewissen verlegt, und nicht etwa deutlich und bestimmt das Recht des Cultus und der öffentlichen Gottesverehrung in Anspruch genommen wird. Geschieht das Letztere wirklich, so ist es gut, vor Allem in's Auge zu fassen, daß in dieser Beziehung ein doppelter Rechtszustand gedenkbar ist. Es kann nämlich der Fall seyn, daß die Gesellschaft und ihre Regierung sich einmüthig zu einer und derselben Kirche bekenne. Es gibt dann eine Staatsreligion im eminentesten Sinne des Worts, und dieselbe ist ohne Zweifel, wie die Natur der Sache mit sich bringt, mit dem ganzen öffentlichen Leben eines solchen Volkes allseitig auf das innigste verflochten. Dieß war der Zustand aller europäischen Staaten vor der Reformation. Behaupten wollen, daß eine solche Gesellschaft nicht das Recht habe, sich selbst im Besitze desjenigen zu schirmen, was ihr mit Recht das Heiligste auf Erden dünkt, daher ihr Hausrecht zu gebrauchen, und jederlei fremdartigen Cult von ihrem Gebiete auszuschließen, hieße ein sehr reales, historisches und wesentliches Recht verläugnen, um ein nach allen Seiten problematisches zu statuiren. Von diesem gedachten Falle ist jener andere nur wenig unterschieden, daß etwa zwei oder drei Confessionen, sei es als gleichberechtigt, sei es theilweise als geduldet, sich in die Bevölkerung theilen, wo dann nach dem gleichen Hausrechte jeder vierte oder fernere Cult hintan gehalten werden kann. — Völlig anders aber wird der Rechtszustand unter der Voraussetzung, daß etwa wie in Nordamerika oder mehreren neuen Staatsgestaltungen in Europa bereits die Freiheit jeder Religionsübung thatsächlich in die Verfassung aufgenommen ist. In solchen Verhältnissen hat Jeder nur sein eigen Recht zu suchen, und keinen weitern Anspruch zu stellen, als daß ihm dieses ganz gewährt werde. Hier eben aber ist

es, wo die Revolution ihr Wort keineswegs hält, und die von ihr geforderte und wirklich realisirte Religions- und Cultusfreiheit in jeder möglichen Weise zu verkümmern und zu eludiren sucht. Vermöge ihrer Neigung zu dem Geringen und Schlechten sind es meist die letzten und verfallendsten Secten, die sich ihrer vorziehenden Huld und Beschirmung zu erfreuen haben, ihr Haß und ihre Verfolgung trifft dagegen alles entschiedene Christenthum, vorab die katholische Kirche. Gegen diese führt sie einen Vertilgungskrieg; sie heuchelt, wenn sie ihr gleiche Berechtigung neben anderen Lehren und Secten einzuräumen verheißt; sie gönnt ihr keinen Platz an der Sonne; sie kann diese Anstalt Gottes, die in Allem das Gegentheil von ihr ist, lehrt, will und schafft, nicht in ihrer Nähe erblicken. Zeugen davon die Vorgänge in Frankreich seit 1789 bis 1795, wo auch anfänglich die Freiheit und Gleichberechtigung aller Religionen ausgesprochen worden war, bis die katholische Kirche, zuerst in ihrer freien Lebensäußerung, ihrer Disciplin, ihren Institutionen bedroht, zuletzt mit Blut von dem französischen Boden weggewaschen werden sollte; zeugen die Vorgänge in der Schweiz von 1830 bis 1847, wo die junge Revolutionsfreiheit der alten Kirche mit jeder Gewaltthat und Ungebühr, zuletzt mit dem unverhüllten Vernichtungskampf begegnete. Zeugen die neuesten Geschichten im revolutionirten Deutschland, wo man der frevelhaften deutschen Neukirche die schrankenloseste Freiheit, der katholischen Kirche dagegen die Fessel und den Staatszwang vorbehält. Ja man möchte sagen, daß die an Lüge gewohnte und in ihrem innersten Wesen lügenhafte Revolution nirgends lügenhafter ist, als wo sie die Religionsfreiheit preist oder verspricht. Die will sie durchaus nicht, oder vielleicht richtiger ausgedrückt, sie will sie nur mit Ausnahme der Freiheit der katholischen Kirche und jeder sonstigen positiv christlichen Reminiscenz des altjüdischen Glaubens, in sofern dieser noch an dem Gott seiner Väter festhält. Die Freiheit derselben ist ihr ungeheurer Schade, das

sieht sie, und darnach handelt sie. Bemerken wir aber zugleich die Lüge in der Hinterlist, mit der sie hier zu ihrem Zwecke geht. Sie kann die katholische Kirche und ihre Freiheit nicht offen proscribiren, wenigstens nicht im Beginne ihres Werks; sie unterscheidet darum; trennt in ihren Theorien Wesentliches und Außerwesentliches an der Kirche; sie, die Revolution, will davon Kenntniß haben; spricht nur von Wahrung der Staatsrechte gegenüber der Kirche, heuchelt Ehrfurcht vor der eigentlichen Glaubenslehre, und indem sie daneben, so viel an ihr ist, jede freie Lebensäußerung der Kirche zu verwehren sucht, vollendet sie ihr Werk durch die den angreifenden Secten gewährte Ungebundenheit. Dieß ist die von der Revolution gegebene Religionsfreiheit.

Neben und zunächst der Religionsfreiheit begehrt die Revolution die Unterrichtsfreiheit. Sie erhebt ein Geschrei des Unwillens über den Lehrzwang der nicht oder noch nicht genug revolutionirten Staaten; hört man sie an, so will sie, daß es Jedermann frei stehe, zu unterrichten, oder seine Kinder und Anbefohlenen von wem immer unterrichten zu lassen. Sie hat in Bestreitung des gedachten Lehrzwangs oft leichtes Spiel, denn es geschah nicht selten, daß derselbe, unvernünftig wie er war, nicht weil er die falsche Freiheit ausschloß, sondern weil er der ächten Freiheit und Wahrheit kurzsichtig widerstand, mit beiden seine eigenen Absichten und die Zwecke des Unterrichts selber preis gab. Wenn sie aber jedem menschlichen Individuum ein angebornes Recht zu unterrichten vindiciren will, so klingt diese Behauptung wenigstens höchst sonderbar, und scheint eine eben so angeborne Fähigkeit dazu vorauszusetzen. Aber die Revolution hütet sich vor Consequenzen und Logik; sie ist auch nicht so dumm, es ist mit solchen Behauptungen völlig ernsthaft zu meinen; sie dienen nur als Mauerbrecher, sie umhüllen ihren großen Gedanken, ôte-toi, que je m'y mette. Was früher im Posseß des Privilegiums der Lehre war, soll dadurch aufgeräumt werden, und vor ihr hinfallen;

ist der Platz leer, so wird sie ihn einnehmen; sie wird die Leiter zurückstoßen, auf der sie hinaufgeklommen ist, sie wird ihren Grundsatz verläugnen, oder auch, was ihr keine Mühe macht, indem sie ihn mit Füßen tritt, zu behaupten fortfahren; sie wird den eisernsten Lehrzwang üben und dem Volke zurufen: Sehet da die Lehrfreiheit in ihrer vollsten und glorreichsten Entfaltung! — Sie wird ein Lehrmonopol, gleich der französischen Universität, wie ein großes Netz über das Land ausspannen; sie wird verkündigen: Jedermann hat völlige Lehrfreiheit, der sich bei meinen Anstalten als befähigt nachgewiesen hat; sie wird diese Befähigung nach dem Einklang mit ihren Grundsätzen ermessen, und jeden Geist, der ihr widerspricht, von der Lehre abzuhalten wissen. Sie wird vor allem Andern jede geistliche Genossenschaft als von Vorne her mit Incapacität geschlagen erklären. Sie wird den durch sie empfangenen Unterricht als die Bedingung jeder Anstellung oder Wirksamkeit im Staate setzen. Sie wird alles thun, was ihre Vorgänger gethan haben, und mit dem doppelten Maße, das ihr eigen ist, wird sie das Thun ihrer Vorgänger Zwang, und das ihrige Freiheit nennen. So wird sie, wie in allen übrigen Fragen, auch in der Frage von der Unterrichtsfreiheit gelogen haben.

XXIV.

Literatur.

Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Von J. B. Hirscher.

Verfasser und Gegenstand der oben bezeichneten Schrift werden ihr nicht nur außergewöhnlichen literarischen Succeß sichern, sondern sie wird, wenn wir uns nicht trügen, den Kreis der Lesewelt überschreitend, Anstoß zu einer kirchlichen Bewegung geben, von deren Ausgang das Schicksal der katholischen Kirche in Deutschland abhängen dürfte. Hirscher ist, ob mit Recht oder Unrecht wollen wir hier nicht untersuchen, namentlich im Süden von Deutschland, eine Autorität, welcher von ihren Bewunderern mit unbedingterer Hingabe gehuldigt wird, als dieß z. B. bei Möhler der Fall war, hauptsächlich aus dem Grunde, weil ersterer der Führer einer bestimmt gefärbten kirchlichen Fraction ist, während Möhler einen objectiven Standpunkt einnahm. Der Einfluß H's. auf die theologische Doctrin in Baden und Würtemberg, seine Wirksamkeit auf das gebildete Publikum durch populäre Schriften, seine wichtige Stellung in Kirche und Staat müssen seinen Worten

ein Gewicht leihen, welchem nur noch die hierarchische Gewalt fehlt, der er schon öfters nahe zu stehen schien, um eine Umgestaltung der kirchlichen Verhältnisse in einem Theil, von Deutschland herbeizuführen, die von den Einen als neue Morgenröthe begrüßt, von den Andern als drohendes Schisma befürchtet wird. Eben deßwegen kann Hirscher's Schrift, obgleich auch ihre größten Lober nicht in Abrede stellen werden, daß sie eine sehr leicht und ohne tiefere Begründung hingeworfene Skizze ist, nicht ignorirt, sie muß auch in diesen Blättern vielleicht mehr als einmal besprochen werden. Dieß soll hier mit jener Ruhe geschehen, welche der aufgeregten Parteileidenschaft gegenüber heilige Pflicht ist, aber auch mit jener Rückhaltlosigkeit, welche die Erhabenheit des Gegenstandes: das Heil der Kirche gebietet. Es wird daher am gerathensten seyn, sich einen Standpunkt zu wählen, der außer dem Gewirr der Gegenwart steht, nämlich den historischen, und sich zunächst die Frage zu stellen: „War das, was Hirscher beabsichtigt, noch nicht da? Hat es von der Kirche und ihren höchsten Autoritäten noch keine Beurtheilung gefunden, und wenn letzteres, was ist von dieser Richtung kirchlicher Thätigkeit zu halten?"

Die Antwort auf diese Fragen erfordert nicht eine ohnehin dem Zweck dieser Zeitschrift unangemessene historische Dissertation über die Streitigkeiten bezüglich des Verhältnisses der Bischöfe zu den Priestern, wie solche schon in frühern Jahrhunderten vorgekommen, und von der theologischen Wissenschaft mit aller Gründlichkeit behandelt worden sind; sie erheischt auch nicht eine zeitgeschichtliche Deduction, welche nachweisen könnte, wie Hirscher in diesen wenigen Seiten den seit Ende des vorigen Jahrhunderts die katholische Kirche Deutschlands durchsäuernden Stoff kirchlicher Reformpläne ohne erhebliche neue Zugabe zusammengefaßt hat, und wie alles dieß schon wiederholt von Papst und Bischöfen zurückgewiesen worden ist — nein, Hirscher hat es uns leichter gemacht, seine Arbeit nach Maßgabe historischer Antecedentien zu beurtheilen; denn Alles, was er

in diesem Schriftchen Anstößiges vorgebracht, ist vor mehr als sechszig Jahren vollständigst, und wir müssen gestehen, mit mehr Geist und theologischer Gelehrsamkeit von Scipio Ricci und seinen Gesinnungsgenossen angestrebt, und in der Synodus Pistoriensis trauriger Berühmtheit statuirt worden.

Ja diese Synode ist ganz eigentlich das Ideal kirchlicher Reformen, welches Hirscher vorzuschweben scheint. Wie nun der Inhalt der Hirscher'schen Vorschläge nichts neues unter der Sonne ist, so haben wir auch für die Beurtheilung derselben den Ausspruch der obersten kirchlichen Behörde, die berühmte Bulle Pius VI. Auctorem fidei vom 23. August 1794, welcher sich Ricci 1805 unterworfen hat. Wir erwarten von den Bewunderern Hirscher's freilich nicht, daß sie jene Bulle für infallibel halten werden, obgleich der stillschweigende Beitritt der katholischen Bischöfe des Erdkreises auch in den Augen der Bezweifler der Infallibilität des Papstes sie dazu machen dürfte; wir muthen vielmehr unsern Lesern einstweilen nur zu, daß sie eine Entscheidung des Oberhauptes der Kirche mit jener Ehrfurcht betrachten werden, ohne welche man nicht mehr Katholik seyn kann, und daß ihnen die Autorität des heiligen Stuhles imponirender sei, als die einzelner und einseitiger Theoretiker.

Nach diesem Vorworte sei es uns gegönnt, die Schrift Hirscher's zu durchgehen, und die Präexistenz ihrer Grundsätze, so wie die schon vorhandene kirchliche Reprobation derselben in gedrängtester Kürze nachzuweisen.

Die ersten Seiten derselben enthalten eine Darlegung der Folgen des Uebergangs aus dem modernen Staatskirchenthum in die verheißene völlige kirchliche Freiheit, welche Anerkennung verdient. Wir loben es an Hirscher, daß er dem lauten Rufe nach völliger Trennung der Kirche vom Staate gegegenüber mit Nachdruck auf die Schwierigkeit einer solchen Operation hinweist, und auf die Zweifelhaftigkeit allseitigen Ge-

deihens des kirchlichen Lebens, wenn plötzlich alles Bestehende geändert werden soll. Nur der thränennasse Scheideblick, den Hirscher nicht etwa dem christlichen Staate, wie ihn bessere Zeiten erfaßten und der seiner Idee nach von der Kirche nicht getrennt seyn kann, sondern der modernen Staatskirche zuwirft, wie sie namentlich in der oberrheinischen Kirchenprovinz bestanden hat, und troß aller Grundrechte noch besteht, will uns bedenklich scheinen. Man lese zum Beispiel die Aeußerung Seite 9 über die Controle der Erziehung des Clerus. Seltsam! Wie sich in Toscana josephinische Grundsätze mit den riccischen Reformationsplänen innigst verbanden, so weiß auch Hirscher keine andere Rettung aus dem Josephinismus, von dem er sich mit sichtlicher Rührung trennt, als zu Ricci-Wessenberg hinüber. Controle muß einmal die Hierarchie haben; wenn sie also nicht mehr von den Staatsbehörden geübt wird, so muß sie von Diöcesansynoden, und namentlich von den Laien auf den Diöcesansynoden ausgehen. Dieß wird, wie wir vorgreifend bemerken, von S. 32 bis 42, in einer Weise entwickelt, welche unter dem Vorwande: der kirchlichen Autorität, statt des Schutzes der Staatsbehörden, eine neue Stütze zu bieten, eben so unausweichlich das Kirchenregiment in die Hände der Laien spielen müßte, wie es bisher hie und da vom Staate usurpirt war.

Von Seite 14 an beginnt das Hirschersche Rettungsproject durch „Diöcesansynoden“, auf welchen Seite 15 „die unterrichtesten und wohlgesinntesten Männer die ihnen vorgelegten Entwürfe der Kirchenobrigkeit ernst und gewissenhaft prüfen sollen“, und von deren Beschlüssen es S. 16 heißt: „Was der Bischof gesprochen, kann nicht als das Belieben eines Einzelnen erscheinen, sondern gilt als Urtheil und Wille der Gesammtheit.“ Dieß soll denn S. 16 — 25 aus Schrift und Tradition näher begründet werden; ein Versuch, der offenbar der schwächste Theil der Hirscher'schen Schrift ist, da er, wie

schon gesagt, die höchst gründliche Erörterung der berühmten Streitfrage durch die bedeutendsten Theologen der vergangenen Jahrhunderte ignorirt, und nur die alten, längst durchgekämpften Behauptungen erneuert. Es scheint dabei dem Verfasser die Bemerkung, die sich ihm selbst aufdrängte, nicht völlig klar geworden zu seyn, daß wenn man auch die Wirklichkeit jener Verfassung, die er in der Schrift zu finden meint, zugäbe, ein gewaltsames Zurückschrauben in die Uranfänge der Kirche unmöglich wäre, und daß man, falls nicht mehr die lebendige Tradition der Kirche, sondern vereinzelte Schrifttexte als Norm gelten sollen, mit demselben Fug den Socialismus aus der Apostelgeschichte deduciren kann, wie dieß denn auch wirklich geschehen ist. Der Theoretiker übergeht die wichtige Frage mit leichtem Fuß, wer denn jene Männer (Laien) von ächt christlicher Gesinnung und intellectueller Bildung rc. auszuwählen hat, welche den Beirath des Bischofs bilden sollen? Dieser Punkt allein würde zu unabsehbaren Verwirrungen und Streitigkeiten und zuletzt, bei zugegebener Wahl, zu jenen glänzenden Resultaten führen, welche dermalen die constitutionellen Versammlungen erzielen. Höchst auffallend ist dabei die dunkle und zweideutige Weise, wie Hirscher von der Mitregierung der Aeltesten spricht, unter denen er jedoch, falls wir ihn nicht mißverstehen, die Priester meint.

Der Satz, daß der Bischof mit dem Presbyterium regieren müsse, daß dieses eine entscheidende Stimme habe, ist aber in der Bulle Auctorem fidei Prop. 9. 10, 11 förmlich verworfen. Dort heißt es namentlich (9): „die Lehre, welche feststellt: „„die Reformation der Mißbräuche in der kirchlichen Disciplin muß auf den Diöcesansynoden vom Bischof und den Pfarrern gleichmäßig abhängen und bestimmt werden, und ohne die Freiheit der Entscheidung würde eine unrechtmäßige Unterwerfung unter die Befehle und Wünsche des

Bischofs statt finden"", ist falsch, keck, die bischöfliche Autorität verletzend, die hierarchische Regierung umstürzend, die von Calvin erneuerte Häresie des Arius begünstigend." Die Seite 19 von der Stelle Apostelgeschichte XX, 28 gegebene Erklärung widerspricht geradezu der von dem Concilium von Trient Sess. XXIII. de sacr. ord. c. 4 gegebenen, und muß daher als höchst verfänglich betrachtet werden.

Was die Betheiligung der Laien betrifft, so will zwar Hr. die bischöfliche Gewalt durch ein unbedingtes Veto sichern; allein er hat damit den Bischof zum constitutionellen Regenten gemacht, dessen Unmacht wir alle kennen. Aeußerungen aber, wie die S. 28: „Wollte noch, ehe die Frage praktisch geworden ist, der Bischof erklären, es ruhe alle gesetzgebende und richterliche Gewalt ausschließend in ihm, und wollte er damit jede außer ihm liegende Berechtigung zurückweisen", im Zusammenhalt mit der oben angeführten S. 15 und 16 und der weitern S. 29: „Wenn der Bischof endlich erklärte, daß die Versammlung wohl berathen, auch Wünsche vorlegen, nicht aber Beschlüsse vorlegen dürfe rc.", zeigen deutlich, daß Hr. von jener leitenden Idee ausgeht welche Auct. fid. prop. 2 bezeichnet ist: „der Satz, welcher behauptet: „„der Kirche sei von Gott die Gewalt gegeben, um sie den Hirten mitzutheilen, die ihre Diener sind zum Heile der Seelen"", — so verstanden, daß von der Gemeinschaft der Gläubigen die Gewalt des kirchlichen Dienstes und Regimentes auf die Hirten überströmt — ist häretisch." — Ob das Institut der Diöcesansynoden, wie Hr. es in seiner Phantasie entwirft, der bisherigen kirchlichen Praxis entspricht, ob es mit jenen Grundsätzen, die einer der ausgez. Päpste und Gelehrten, Benedict XIV. in seinem Buch de Synodo dioecesana historisch entwickelt hat, übereinstimmt — das kümmert den Begeisterten nicht: salus ecclesiae summa lenesto! — mit solchen Gewaltsprüchen hat aber auch der Wohl-

fahrtsausschuß seine politischen Theorien in's blutige Leben gerufen!

Nach diesen allgemeinen Grundsätzen über die Diöcesansynoden behandelt Hr. v. S. 43 an die Bedürfnisse der Gegenwart, wie sie auf den Diöcesansynoden behandelt werden sollen. Hier ist manches Treffende gesagt, namentlich S. 43—55; wir müssen nur dazu bemerken, daß die Kirche durch ihre verschiedenartigsten Institutionen schon die reichsten Mittel zur Befriedigung dieser Bedürfnisse besitzt und daher nur der Freiheit zur Anwendung dieser Mittel und gottbegeisterter Männer bedarf, um allen jenen Uebeln entgegenzutreten. Ohne solche Männer aber wird mit Diöcesansynodalbeschlüssen wenig gefruchtet sein. Der S. 56 u. ff. angeregte Verein aus Gläubigen, Zweiflern, Ungläubigen und Irregeleiteten zur Besprechung aller schwunghaften religiösen Fragen ist eine Vision, die zwar lebhaft an jenes Tuch voll reiner und unreiner Thiere erinnert, das Petrus zu Joppe im Gesichte sah, von der wir aber nicht gerade jenen Erfolg erwarten können, der dem Apostel versinnbildet wurde. Ebenso wenig können wir uns die S. 58 ausgesprochene Ansicht von den Massen aneignen.

Das Christenthum ist und bleibt Sache vorzüglich der Armen und des Volkes — evangelizatur pauperibus — eine Reformtheorie, die hauptsächlich auf die höhern Stände berechnet ist, wird daher höchst einseitig und unfruchtbar sein müssen. — Von S. 59 a. sind die bedenklichsten Aeußerungen Hirscher's zu finden, da er hier die Reformforderungen der Neuzeit durchgeht. Nach einem sehr äquivoken Passus über den Cölibat, welchen man mit dem Eindrucke liest, als ob man einen entschlüpfenden Aal in der Hand habe, kommt S. 63 und 64 eine Stelle über Laisirung berufloser Geistliche, welche höchst auffallend ist. Denn wenn auch zugegeben werden wollte, daß die angeregte Laisirung in außerordentlichen Fällen rathsam wäre, so würde eine Ständigkeit derselben den größten Leicht-

sinn bei Uebernahme des geistlichen Standes und die größte Auflösung der kirchlichen Disciplin herbeiführen, da man nur recht excessive Beweise des Nichtberufes thätlich beizubringen brauchte, um der heiligsten Verpflichtung entbunden zu werden. S. 65—67 stellt Hr. nicht blos den deutschen Gottesdienst, sondern eine durchgreifende Umgestaltung der Liturgie in Aussicht, und eifert S. 79 gegen den Pomp derselben. Wir lesen dagegen Auct. fid. Prop. 66: „Der Satz, welcher behauptet: „„es wäre gegen die apostolische Praxis und Gottes-Rath, wenn dem Volke nicht ein leichterer Weg bereitet würde, seine Stimme mit der ganzen Kirche zu vereinigen"" — verstanden, von der Einführung der Volkssprache in die Liturgie ist falsch, keck, die Ordnung für die Feier der Mysterien verwirrend, zur Herbeiführung vieler Uebel geeignet." Eben so Prop. 33. „Der Satz der Synode, wo sie die Beseitigung jener Ursachen wünscht, wodurch theilweises Vergessen der Principien der liturgischen Ordnung herbeigeführt worden ist, indem die Liturgie auf größere Einfachheit des Ritus zurückgeführt in der Volkssprache erklärt, und laut vorgetragen wird, „ist keck, für fromme Ohren anstössig, gegen die Kirche beleidigend, den Verleumdungen der Häretiker gegen die Kirche günstig." Wir möchten Herrn Hr. aber auch noch Can. 9 des Conc. Trident. de Sess. XXII. sacrific. Missae in's Gedächtniß rufen, der ebenfalls solchen Reformen vorbaut und cap. 5 de missae caeremoniis et ritibus. Wahrhaft scandalös sind die Aeußerungen Hs. über die heilige Beicht. Wir glauben, daß jeder katholische Seelsorger, der dieses heilige Sakrament mit Liebe verwaltet, jeder Gläubige, der es mit Bedacht empfängt, Hs. Worte als die ungerechteste Verleumdung der Priester und des Volkes betrachten wird. Daß es viele gibt, die mechanisch beichten und sich nicht bessern, daß es Priester gibt, die mechanisch Beicht hören

und nicht bessern, ist richtig — es ist aber unverantwortlich, damit das Bußinstitut, wie es auf dem Erdkreis mit Wissen der Kirche Gottes gehandhabt wird, im Allgemeinen zu verdächtigen und so zu reden, als ob die Kirche, die Bischöfe, die heiligen Lehrer und Lichter der Kirche, wie St. Carl Borromäus, St. Franziskus v. Sales, St. Alphons Liguori und so viele eifrige jetzt lebende Seelsorger geschwiegen und ihre Pflichten nicht erfüllt hätten und es erst jetzt der Hirscher'schen Diözesansynode vorbehalten sei zu reformiren. Die Aeußerungen S. 71 erheben sich gegen allgemeine kirchliche Vorschrift und namentlich gegen can. 8. Conc. Trid. Sess. XIV. de sacr. poenit. Die über das specialisirte Bekenntniß gegen Canon 7 und 8 eben daselbst. Der gemeinsame Bußact ist ächt protestantisch. Allein wir müssen uns noch deutlicher aussprechen. Wer die Stellen über das Bußsakrament und namentlich S. 73 über die Absolution auf dem Todbett mit anderweitigen der Schriften Hirschers vergleicht, wird die Ueberzeugung gewinnen, daß Hr. mit seinen Ansichten über das Sakrament der Buße an jansenistisch protestantische Irrthümer anstreift, und daß unter dem Vorwande der wahren Bekehrung die Praxis der Kirche, wie sie in dem Conc. Trid. anerkannt ist, verdächtig gemacht und die jurisdictionelle Gewalt des Priesters in Zweifel gestellt wird. Diese Lehre, zu welcher Hr. unzweideutig hinneigt, ist ebenfalls Auct. fid. prop. 34. 35. 36. 38. 39. weitläufig geschildert und verurtheilt. Der Raum erlaubt es uns nicht diese Stellen einzuschalten. Zweierlei aber haben wir Herrn Hr. zu sagen, zum ersten, ob er nicht wisse, wie von allen eifrigen Seelsorgern gegen das Verschieben der Buße auf's Todbett gewirkt und gesprochen wird — warum also jene Verdächtigung? zum Zweiten, daß er sich wegen Aufhebung der demoralisirenden Hoffnung der Sündenvergebung auf dem Todbett mit seinen zukünftigen Synodalbeschlüssen an Gott zu wenden habe, der den Schächer am Kreuz absolvirt hat und täglich solche Werke der Barmherzigkeit übt, durch welche

er nach Hr. den sittlichen Ernst untergräbt. — Ungerechten Verdacht erregend gegen die Praxis der Kirche und eines Theologen nicht würdig, ist was S. 74 über die Seelengottesdienste gesagt wird. Jeder gut unterrichtete Landmann könnte solche Einwürfe lösen.

Ueber die Deduction bezüglich des Ablasses S. 75—77 ist einfach zu sagen: die von Hr. angegriffene Praxis der Ablaßverleihung auf bestimmte Werke, Feste, Orte, der vollkommenen und unvollkommenen Ablässe u. s. w. ist die in der ganzen katholischen Kirche unmittelbar vor und nach dem Tridentinum herkömmliche.

Wenn nun Hr. von seelenverderblichen Folgen dieser Praxis redet, so stößt er damit den Satz des Tridentinums um, welcher sagt: der Ablaß (worunter das Concilium natürlich den in der Kirche üblichen verstand) sei dem christlichen Volke heilsam. Hr. hat aber auch hier, die Synode von Pistoja ausgebeutet, deren prop. 40. 41. 42. in der oft berührten Bulle verworfen sind.

Was Hr. S. 77 ff. über die Bruderschaften sagt, ist wiederum eine Beleidigung der Kirche, welche überall diese frommen Vereine nicht bloß geduldet, sondern befördert und ausgezeichnet hat, und es ist überdieß unbegreiflich, wenn man in einer Zeit, wo es das Antichristenthum vortrefflich versteht, in allen Gattungen von Vereinen sich Heereshaufen gegen die Kirche zu bilden, dieser die Thätigkeit religiöser Vereine entziehen will. — Das letzte „Gebrechen" der katholischen Kirche ist die übertriebene Heiligenverehrung — die sich namentlich dadurch beurkunden soll, daß so häufig missae de sanctis und so selten de ea seien. Es ist unglaublich, so etwas von einem Theologen zu hören, der doch wissen sollte, daß jede Messe, ihre Liturgie mag sein, welche sie will, der unmittelbarste und höchste Dienst Gottes ist und die Heiligenverehrung dabei genau die von cap. 5. sess. XXII. de sacr. missae erläuterte ist.

Dieses sind also die von H. beabsichtigten kirchlichen Reformen. Wir glauben unser Urtheil über dieselben durch kirchliche Autoritäten genugsam rechtfertigen zu können, wenn wir es dahin formuliren: würden diese Pläne ausgeführt, so wäre der Umsturz der katholischen Kirche in Deutschland unvermeidlich. Hirscher will letztern gewiß nicht und hat kaum von der Tragweite seiner Vorschläge die rechte Vorstellung — nein er ist der ächte deusche Theoretiker, dem es nicht einfällt daß die von ihm projectirte Synode, namentlich in Gegenden, wo ein nicht unbeträchtlicher Theil des Volkes und leider auch des Clerus unkirchlich gesinnt ist, sehr übel ausfallen und mit den gräulichsten Spaltungen enden könnte — es steht nun einmal in der ausgearbeiteten Theorie fest, es muß so sein. Man fragt auch nicht etwa, was denn die katholische Kirche in freien Ländern z. B. in Nordamerika, in England, in Belgien thue, — wir müssen unsere eigenen Theorien und unsere eigenen Erfahrungen haben! O möge Gott sich des katholischen Deutschlands erbarmen!

XXV.

Unsere Errungenschaften.

IV.

Verschwinden der Ehrenhaftigkeit.

Eine weitere Errungenschaft der Neuzeit ist die bis nahe an die Einbuße streifende Erschütterung (oder sollen wir wenigstens sagen — Abschwächung?) des Ehrgefühls. Dieses wird vornämlich durch die organische Gliederung der Gesellschaft in Stände, Rangordnungen und Corporationen bedingt, durch die Auflösung derselben hingegen in ein allgemeines Menschengehäufe, welches keinen andern Factor mehr anerkennt, als die bloße Ziffer, unausweichlich gefährdet. Was das Gewissen in Bezug auf das Individuum, das ist das Ehrgefühl in Bezug auf die Außenwelt, namentlich auf die Gleichgestellten. Bei der nähern und dauerhaften Berührung, in welche der Einzelne durch den Stand, die Rangordnung, die Corporation mit Andern tritt, nimmt er Theil an den Rechten, an der Stellung, an der Achtung, deren dieselben als immateriellen Güter sich erfreuen. Aber eben deßwegen sind sie zu der Forderung berechtigt, daß er durch Gleichstellung mit ihnen in Untadelhaftigkeit dieser Güter und Genüße sich würdig mache; deßwe-

gen erachten sie, der Fleck, der etwa an ihm haften möchte, könnte der Gemeinschaft wegen auf sie alle übergehen. Diese Scheu gegen das Unwürdige fließt naturgemäß aus der engern Berührung, aus der gegenseitigen Beziehung, in welcher die gleichartigen Individuen zu einander stehen, sich wechselsweise bekannt sind und darum gleichartig seyn müssen; eben so wie es naturgemäß ist, daß dasjenige, was bloß zu einem vorübergehenden Zweck massenhaft zusammengetrieben wird, sich fremd bleibt. Soll ich mich in einer engern Gesellschaft öfters einfinden, so genügt es mir nicht, die Namen der Anwesenden zu vernehmen, ich bedarf einer nähern Kunde ihrer Persönlichkeit, um hiernach zu beurtheilen, in wiefern wir zu einander passen. Im Gedränge des Marktes dagegen sind mir Name, Wesen und Werth derjenigen, die an mir vorüber wechselten, oder von denen ich gerade vorwärts geschoben werde, durchaus gleichgiltig.

So war die unangetastete Ehre einst ein Kleinod, welches nicht bloß der Edelmann seinen Genossen gegenüber treulich zu wahren, wo es Schaden genommen, herzustellen, wo Zweifel es antastete, zu erhärten hatte; sondern es war dem Handwerksgenossen eben so unentbehrlich für sein Bestehen in der Zunft. Denn ob es auch hier unter der einfachern Benennung untadelicher Leumund, unbefleckter Name gefordert ward, dem Wesen nach war dieses dasselbe, was im höhern Kreise die unangetastete persönliche Ehre. Daher durch die verschiedenartigsten Gliederungen der Gesellschaft diese zarte Aufmerksamkeit auf deren Fleckenlosigkeit, die gebieterische Forderung ihrer Herstellung durch Reinigung. War auch diese, je dem Stande nach, an verschiedenartige Vorschriften gebunden, dem Zwecke nach war sie in jedem Verhältnisse dasselbe; was dort auf dem Kampfplatz unter den Augen ebenbürtiger Richter geschehen mußte, das ward hier vor offener Lade in Gegenwart von Obmann, Geschwornen und Altmeistern vorgenommen.

Wie steht es jetzt mit dieser Zierde der Gesellschaft, so wie der Individuen; welche Zukunft vollends steht ihr bevor?

Diejenigen, welche es nie satt werden können, uns in die Ohren hineinzusummen und durch ihre Handlungen in die Ohren hineinschreien zu lassen, daß sie eigentlich das Summarium aller Intelligenzen eines Volkes, ja dessen Intelligenz an sich seien, beeifern sich, uns thatsächlich zu lehren, daß dieses Kleinod nichts anders sei, als der werthlose Stand einer Vergangenheit, über welchen die Gegenwart mit ihrem helleren Blick unbedenklich hinwegsehen möge. Derjenige daher, dessen ganzes Wesen gegen eine solche Ansicht sich sträubt, mußte sich höchst unangenehm berührt finden, als vor nicht gar langer Zeit eine Versammlung der erwähnten Art die Frage: ob der Bescholtenheit die Unfähigkeit, an jener Theil nehmen zu können, nicht auf dem Fuße nachfolgen müßte? in einer Weise entschied, deren vor einem Menschenalter noch das niedrigste Handwerk, selbst eine Corporation von bloßen Lastträgern, sich würde geschämt haben, ja bei denen allen ein solcher Entscheid nicht einmal denkbar gewesen wäre. Aber eben so wenig können wir uns verhehlen, daß damals unter einer solchen Corporation zwar nicht ein feinerer Ton, aber doch ein bemesseneres Benehmen, größere Anständigkeit in den durch lange Uebung zum Gesetz gewordenen Formen wäre beobachtet worden, als dieses seit einem Jahre auf den ersten Seiten der „Allgemeinen Zeitung“ zum Ruhm und Preis unseres Ringens zwischen Civilisation und Freiheitsdrang, bisweilen hat müssen zur Schau gestellt werden.

Ist es nicht bereits so weit gekommen, daß Versammlungen, die es nicht oft und nicht scharf genug wiederholen können, wie sie als die oberste Spitze eines zahlreichen Volkes mit demjenigen, der früher vollgültiger als jetzt Monarch genannt wurde, allermindestens gleichgestellt seyn, sich's zu besonderer Ehre rechnen, Criminalisirte in ihrer Mitte zählen zu können? Ist nicht jenes einst so tief gewurzelte Gefühl — jetzt nahe daran, als Vorurtheil öffentlich verrufen zu werden — der Ehre und Ehrenhaftigkeit bereits dergestalt mit Stumpf und Stil

ausgerottet, daß gegen einzelne Mitglieder solcher Versammlungen Mißtrauensvoten erlassen, Anschuldigungen, ihre Wähler auf die schändlichste Weise hintergangen zu haben, Vorwürfe, mit ihren Verpflichtungen auf's schnödeste sich in Widerspruch zu setzen, offen ausgesprochen werden, noch ungleich schwerere Belästigungen ungescheut von Mund zu Mund gehen können, ohne daß selbst von den angeblich Wohlgesinnten auch nur ein Einziger zu der Frage veranlaßt würde: in wie fern es mit der Ehre einer solchen Versammlung sich vertrage, daß ein Beisitzer derselben offen und vor aller Welt Ohren dergleichen Dinge sich müssen in den Bart sagen lassen. In wiefern Unbescholtene mit schwer Bescholtenen erfolgreich an dem gleichen gewichtigen Werke sich betheiligen könnten? Wo ehemals der Schuhflicker den Dreifuß seiner anrüchigen Mitgesellen nicht geduldet hätte, da mag jetzt unbedenklich der gepolsterte Lehnstuhl des im öffentlichen Urtheil verschollenen Staatenregenerators neben dem Sitz desjenigen stehen, über welchen derselbe den Stab noch nicht gebrochen hat. Es ist wahrhaft bewundernswerth, wie diese Nachbarschaft den Einen so wenig genirt als den Andern. Und kennen wir sie nicht die Versammlung, in welcher wenigstens Einer auf die Frage, woher er komme? mit Roller in Schillers Räubern hätte antworten können: recta via vom Galgen! Waren wir nicht Zeuge, wie derselbe re quasi bene gesta von dem einen Theil der Versammlung mit Jubel bewillkommt, von den meisten andern doch so aufgenommen wurde, als gäbe es für verabscheuenswerthe Unternehmungen keine mißbilligende Worte, und als ob sich der Unterschied zwischen dem Strang und dem Ordensband einzig auf den Urstoff beschränkte, aus dem beide bereitet werden.

Läßt sich's daher ein Mann von tadellosem Charakter, von unangetasteter Ehre irgendwo gefallen, unter diejenigen eingeschoben zu werden, welche ein Dichter, ihres Treibens wegen nicht unpassend, „Wolfsgezüchte“ genannt hat, so wandelt dabei Diesen und Jenen aufrichtiges Mitleid an mit einer Gut-

müthigkeit, welche sich nutzlos zum Opfer bringt. Denn helle Würdigung des Sinnes und der Art dieser Leute, ihrer Bestrebungen und ihres letzten Zieles, sollten kaum in Zweifel lassen, daß das gesprochene, höhere Verpflichtung in's Auge fassende Wort wirkungslos verhallen, daß der Schatz erworbener Erfahrung kaum zu etwas anderm, als zur vortheilhafter Deckung des Mangels an solcher werde benützt werden. Möchte man nicht manchmal bedauern, daß durch Anfügung achtungswertherer Elemente die wohlverdiente Geringschätzung eines derartigen Menschengehäuses abgeschwächt würde? Eines Menschengehäuses, das, wie wir in öffentlichen Blättern jüngst gelesen haben, von dem markigsten, ruhmreichsten und einzig achtungswerthen Glieder des Gesammtkörpers, den Vorwurf hinnehmen muß, „es sei stumpf gegen die Ehre des Vaterlandes, gleichgültig gegen seine Erhaltung, habe das Vertrauen deren verloren“, auf welche jenes einzig stolz seyn kann. Wen durchrieselte nicht Schauer, als er das vernichtende Wort las? Wen durchzuckte nicht Entsetzen, als auch nicht eine rechtfertigende oder abwehrende Stimme sich vernehmen ließ? Wen erfüllte nicht Wehmuth, als er sich überzeugen konnte, ein solches Urtheil werde eben so bequem eingestrichen, wie monatlich ein paar hundert Gulden?

Wenn wir endlich in den Zeitungen lesen, daß in den meisten, zu den ernsthaftesten und folgewichtigsten Berathungen einberufener Versammlungen der Vortrag des einen Redners von den Müssiggängern und Dingknechten der Gallerien mit lautem Beifallgewieher sei aufgenommen, derjenige des andern mit hellem Gelächter oder schneidendem Zischen verfolgt worden, so haben wir seit einem Jahre vergeblich darnach uns gesehnt, daß doch in irgend einer solchen Versammlung, wo solche Scandale vorkamen, auch nur ein Einziger, dem die Ehre höher gegolten hätte, als der vermeinte Einfluß, oder die geträumte Wirksamkeit, die Frage stellen möchte: ob den Versammelten (die sonst kraft innewohnender Vollmächtigkeit nicht Wichtigkeit, Ansehen und Unan-

sache machen wollten, oder die sich zu aufrichtigen Beantwortung die Frage vorlegten: was aber hat den Hof zweimal zur Entfernung gezwungen; wer hat den Adel veranlaßt, die Hauptstadt zu meiden, was hat den Belagerungszustand unvermeidlich gemacht?

Unermeßlich ist in unsern Tagen der Umfang der Lüge, unendlich die Mannigfaltigkeit ihrer Anwendung, nicht zu berechnen ihr Einfluß und ihr vergiftendes, zerstörendes Wirken. Diejenige des Wortes dient derjenigen der That als Rüstwerk und Hebel. Jene geht dieser gewöhnlich voran, bereitet ihr den Boden, sorgt für deren willfährige Aufnahme, für widerstandloses Walten. Alle von der Umsturzpartei auf die Bahn gebrachten Verfassungen sind insgesammt nach einem und demselben Modell geformt, gleichsam in eine Matrize gegossen, welche das Frankreich vom Jahre 1791 geliefert hat, stellen sie ein Lügengewebe auf, welches dazu berechnet ist, durch den Klang seiner Phrasen und den Schimmer seiner Vorspiegelungen die unüberlegte Menge zu berücken und zu födern, und zu unbehinderter Verwirklichung all des Beabsichtigten dasselbe aus dem Bereich der Meinungen in denjenigen der Thatsache zu versetzen. Voran schreitet als Standardenträger des Betrugs und aller zu dessen Vortheil confiscirten Wahrheit das Postulat der Volkssouverainetät; was schon des Substractes wegen, auf welchem die Selbstherrlichkeit ruht, mehr aber noch wegen der Weise, in welcher dieselbe ihrer vollen Thätigkeit nach sich manifestiren soll, eine colossale Lüge zu nennen ist.

Wir wollen unberührt lassen, daß diejenigen, welche diesen mißgestalteten Satz als einzige Grundlage einer gedeihlichen Staatsorganisation austrompeten, unter dem Subject, von welchem die vorgespiegelte Souverainetät als innewohnendes Recht soll getragen werden, nur jene formlose Masse verstehen, welche den Wühlern in Schrift, Rede und That zu beliebigem Kneten sich darbietet, und in jeglichen von ihnen in's Auge gefaßten Zweck

sich hineinhetzen läßt; während sie Alles, was außerhalb derselben noch irgend eine Selbstständigkeit des Urtheils, des Willens und des Handelns behaupten möchte, geradezu des Hochverraths an besagtem unfehlbarem Oberherrn bezüchtigen, somit sich für berechtigt, ja verpflichtet erklären, solche Frevler in dessen Namen auf's äußerste zu verfolgen. Sehen wir über dieses hinweg, so kennt die Geschichte nicht einen einzigen blöden Regenten, der in solcher Weise der Spielball seiner Hofschranzen gewesen wäre, wie dieser angebliche Souverain von seinen Speichelleckern zum Narren gehalten wird. In seiner bornirten Genügsamkeit wähnt derselbe, oder wird ihm vielmehr vorgelogen, er bethätige den unbestreitbarsten Beweis seiner Selbstherrlichkeit darin, daß er, zu größern oder kleinern Haufen geschaart und durch das Aggregat von Individuen zu einer bestimmten Zahl gesteigert, aus dieser ein solches ausscheiden möge, welches, mit Aehnlichen auf gleiche Weise aus der Menge herausgehoben, Einen zu bezeichnen habe, der hierauf der Manipulation wegen, durch die er zu Andern gesellt worden, den selbsteigenen Meinungen und Bestrebungen durch das erlogene Vorgeben, sie seien Wille und Stimme der Gesammtheit, unantastbare Gültigkeit beimißt; diese Meinungen und Bestrebungen, sobald es ihm gelingt, die Mehrzahl dafür herbeizuschwatzen, dem angeblichen Souverain auf den Nacken legt, mag er sich dabei krümmen und winden, wie er will, möchte auch häufig der größere Theil der primitiven Wähler, wäre er wirklich um seinen Willen gefragt worden, das Gegentheil verlangt haben. Eine solche Souverainetätshandlung, vermöge welcher Tausende mit verbundenen Augen und mit geknechtetem Willen einem unbekannten, einem für sie im Augenblicke der Ausstellung der Acte noch nicht einmal vorhandenen Collectivum, einem algebraischen X zur willkürlichsten Verfügung sich ausliefern, ist gewiß das Abentheuerlichste, was unsere Zeit in das Inventar ihrer „Errungenschaften“ aufgenommen hat, in Wahrheit nichts anders, als eine riesenhafte Schnurre.

Dem schließt sich als das Schamloseste und Unerträglichste auf's engste die Forderung an, daß diese, öfters noch durch Ränke und trügerische Vorspiegelungen, als bloß durch das Spiel des Zufalls aus Millionen Hervorgehobene, für die unfehlbare Intelligenz eines Gesammtvolkes, wie zahlreich immer dasselbe sei, sollen gehalten werden; daß ferner nicht allein für Alles, was sie beschließen, sondern sogar für Alles, was sie thun und wie immer sie sich betragen, eine Unantastbarkeit in Anspruch genommen wird, welche selbst dem Verbrecher in postulirter Straflosigkeit den Freibrief ausstellt *).

---

*) Unter welcherlei Einfluß, bisweilen aber auch aus welcherlei Stoffen diese oberste und absolute Intelligenz zusammengebraut werde, hievon statt vieler ein einziges Beispiel. Bei den österreichischen Wahlen in die Reitschule zu Wien wurde in den böhmischen Wahlbezirk Krummau von Einigen an den Fürsten Felix Schwarzenberg gedacht. Die dortigen Bauern hingegen sagten: „Der Joseph Kaim ist ein Bauer, der versteht besser, was wir brauchen, als der Fürst. Gesagt, gethan; die Bauern von Krummau dictirten nicht allein ihren anders gesinnten Mitwählern, sondern ganz Oesterreich: die Joseph Kaim'sche Intelligenz gewähre eine sattsamere Bürgschaft für das künftige Gedeihen der Monarchie, als diejenige des Fürsten Schwarzenberg, der zu diesem Endzweck den Vergleich mit jener nicht bestehen könne. Im Verlauf der Zeit hat die Joseph Kaim'sche Intelligenz und Capacität ihren Mitsolonen nicht geringe Verlegenheit bereitet. Sei es im Bier-, sei es im Souverainetätsrausch, ließ sie sich in öffentlicher Schenke hochverrätherische Aeußerungen gegen den Monarchen beigehen. Die Gerechtigkeitspflege verlangte Auslieferung des Frevlers, dessen Rausch schwerlich erfunden, wohl aber den Mund in Bewegung gesetzt haben mochte, zu offenbaren, was im Innern ruhte. Die „hohe" Versammlung durfte zur Aufstellung eines so höchst gefährlichen Beispiels, wie die Verhaftung eines „ehrenwehrten" Partikels der absoluten Inteligenz so leichtlich nicht Hand bieten; dagegen war, nach den während des verflossenen Octobers wiederholt abgelassenen redlichen Ehrfurchtsbezeugungen gegen den Thron, ein runder Abschlag auch nicht leicht thunlich. So entstand eine gewisse Verlegenheit, in welcher berathschlagt und wieder berathschlagt, und unter allem Berathschlagen die Schwierigkeit, Rath zu finden, immer größer wurde.

Es hat zwar in einer solchen Versammlung ein gewisses Individuum, welches am füglichsten mit einem ausgezeichneten Esser zu vergleichen wäre, weil es, wie ein solcher, keinen Gegenstand vorübergehen läßt, ohne seine rüstige Mundfertigkeit daran zu bewähren, als Axiom aufgestellt: „man müsse annehmen, Jeder, der darin Sitz genommen habe, sei ein Ehrenmann.“ Wir wissen zwar nicht, ob dieses müsse mit einem Tone sei gesprochen worden, hinter welchem Meinungsfreiheit noch Platz fände, oder mit einem solchen, der auf das erforderliche Compelle hingewiesen hätte; sicher aber ist's, daß die angebrachte Variante „sollte“ die allgemeine Lesart bezeichnet.

Es würde keine besondere Geistesanstrengung erfordern, das Lügengewebe der modernen Verfassungen von Paragraph zu Paragraph an das Licht zu ziehen. Bleiben wir bloß bei ein Paar von denjenigen stehen, welche den Landesfürsten berühren. Da, wo es der Verhältnisse wegen der Umsturzpartei rathsam scheint, denselben vor der Hand noch zu dulden, soll er kaum etwas anderes bleiben, als eine in edles Metall gefaßte und mit äußern Zierathen ausgeschmückte Reliquie. Die natürliche Ordnung der Dinge betrachtet den Fürsten einerseits als das Herz des gesammten Staatskörpers, aus welchem und zu welchem dessen Leben in kräftigen Schlägen pulsirt; andererseits als den Repräsentanten, und zugleich Hort und Schirm alles Eigenthums und alles Rechts. Einzig kraft dieser beiden Eigenschaften ist der Monarch in Wahrheit dasjenige, was er seyn soll. Nun ist aber jede republikanische Verfassung, welche von einem solchen nichts weiß und nichts wissen kann, in dieser Beziehung eine Wahrheit; wogegen jede für einen monarchischen Staat gegebene, welche die Form des Oberhauptes zwar noch läßt, ihm aber jene beiden Eigenschaften hinwegfiloutirt, eine Lüge genannt werden muß. Im Vertrauen auf der Menschen darniedergeschwatzte und darniedergescribelte Urtheilsfähigkeit haben sie die bombastische Formel von des Königs Unverletzlichkeit erfunden. Unverletzlich ist im Grund jeder Mensch erklärt durch das fünfte Gebot. Sie meinen aber nicht

diese Forderung der Unverletzlichkeit, welche sie zuletzt am wenigsten beirren würde; sondern daß in Sachen der Landesverwaltung von dem König niemals zu sprechen sei, so wie ihm auch keine andere Stimme zukommen dürfe, als diejenige, deren Umfang und Laut seine Substituenten ihm vorzuschreiben belieben. Damit aber auch diese Substituenten niemals einen festen Gang gewinnen können, werden dieselben mit dem ganzen Gewicht einer, nicht durch das Wesen, den Werth oder die Unzweckmäßigkeit der getroffenen Vorkehrungen bedingten, sondern von dem Gutdünken der jeweils zufällig sich bildenden Mehrheit oder Minderheit abhängigen Verantwortlichkeit beladen. Somit wird derjenige, welcher der lebenskräftig pulsirende Punkt im Staate bleiben sollte, zu einem Figuranten verkrüppelt, der nur noch bei einigen im Jahr vorfallenden Solemnitäten figuriren darf; ein politisches und gouvernementales Asphyxiren, wofür die gesammte, aber bereits abgestandene Phraseologie der zungenfertigen Heuchler keinen Ersatz bieten kann.

Wie sie das warme und schlagende Herz aus dem Staatsleben herausreißen und an dessen Stelle einen eingeschrumpften Paragraphen gesetzt haben, eben so sind sie darauf ausgegangen (und abermals nicht vergeblich), die Stütze und den Hort alles Eigenthums beiseits zu schieben; indem sie dem Fürsten — wozu bemitleidenswerthe und rathlose Schwäche manchen Orts noch willfährig Hand geboten — das Seinige, eben das, auf dessen Grundlage allein die Vorfahren zu fürstlicher Unabhängigkeit sich erhoben, unter hohlen Sophismen entrissen, und den mit vollstem Recht Besitzenden in einen aus Gnade abgelöhnten verwandelt haben; also daß in kurzer Zeit das Calcul über das Mißverhältniß, in welchem der Jahreslohn zu der Leistung stehe, auf die breiteste Basis sich lagern und weitum den ungehindertsten Eingang finden konnte. Es ist sich zu verwundern, daß von vielen achtungswerthen Schriftstellern, welche auf die Vorbereitungen zum Communismus in so manchen Maßnahmen der letzten zwei Menschenalter aufmerksam gemacht

haben, keiner auf diese gewichtigste und grellste hingewiesen hat. Einzig der Umfang des für den begangenen Raub in der ersten freudigen Aufwallung über dessen unverhofftes Gelingen ausgeworfenen Aequivalents dürfte hier irregeführt haben. Jetzt ist größere Nüchternheit eingetreten; diejenigen, welchen die Vollstreckung dieser grandiosen Expropriation auf unsere Tage aufgespart blieb, schicken sich schon an, die Zukunft zu anticipiren, wie dieses die Verhandlungen in Oldenburg bewiesen haben. Denn bereits ist die Zeit herbeigekommen, in welcher der Gewinn, den die unwürdige Ablösung gewährte, in Vergessenheit geräth, diese deßwegen als eine unmotivirte Last erscheint, zu deren fortdauerndem Tragen kein hinreichender Grund vorhanden sei. Ist es daher in den neuzeitigen Verfassungen einerseits eine Lüge, daß der Regent aus Staatsmitteln besoldet werde, so ist andererseits die Lüge von dem Recht zur Verringerung dieser Besoldung siegreich im Anzuge.

Der in allen Ländern sich darbietende, seiner Wirkung niemals und nirgends verfehlende Köder, welchen die Zerwähler mit voller Zuversicht einer Wirksamkeit der Menge hinwerfen, sind wirkliche oder vermeinte Uebelstände der Verwaltung. Bei der Complication unserer Staatsmaschinen, dann bei der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Einrichtungen, endlich bei den sittlichen Gebrechen der Individuen, die deren Träger seyn müssen, findet sich selten Jemand, der nicht über irgend Etwas zu klagen hätte, dem nicht irgend Etwas unbequem fiele, der nicht irgend Etwas anders geordnet wünschte. An alle diese wenden sich die Männer des Umsturzes und der Zerstörung; allen diesen versprechen sie Beistand; ihnen Allen stellen sie in Aussicht, daß ihre gerechten — um so gerechter, je lauter sie ausgesprochen werden — Wünsche Berücksichtigung finden, alle denkbaren Mißstände beseitigt werden müßten. Wer sollte so thöricht seyn, auch nur den leisesten Zweifel in dasjenige zu setzen, was mit so vollen Backen angekündigt, mit so helltönendem Mund verheißen, unter obligaten Schmähungen auf die Männer der bisherigen Verwaltung, welche entweder plump

oder läuftisch das allgemeine Wohl mit Füßen getreten, so schrillend ausgeposaunt wird? O es ist, heißt es dann, ein erhebender, ein wunderherrlicher Anblick, wenn so ein ganzes Volk auf den Ruf derjenigen, die für dasselbe erst im Dunkeln schleichen, hierauf, wenn sie sich erstarkt glauben, an allen Ecken und Enden brüllen und toben, wie ein Mann aufsteht; wobei aber, so bald das Aufstehen erfolgt ist, gehörig dafür gesorgt wird, daß keine unzeitige Einwendung durch Rede oder Schrift den schönen Einklang störe. Da läßt man eine Sonne aufgehen, so golden, wie sie nicht einmal in den heitersten Sommertagen zu sehen ist; da wird eine Zukunft gemalt, so rosig, wie kein Bild sie zu geben vermöchte; da wird, wie in den Hundstagen des Jahr 1830 zu Paris geschehen ist, von einer wohlfeilen Regierung gesprochen in so salbungsreichen Ausdrücken, daß man meinen möchte, der Zeitpunkt sei gar nicht mehr ferne, in welchem jeder Landeseinwohner eine jährliche Dividende werde einstreichen können. Das Nächste dann ist, daß die auf vorangezogene Weise aus dem Summarium aller Einzelntheile ausgeschiedene Intelligenz zusammentritt, welche nichts Eiligeres zu thun weiß, als über die hoch aufgethürmten Mißbräuche das volle Herz auszuschütten, über allzuhohe Besoldungen zu klagen, über unnöthige Ausgaben zu wimmern, über den Aufwand der Hofhaltung sich zu beschweren. Wie sie solche liebliche Klänge vernehmen, meinen die hocherfreuten und solchem ausgiebigen Patriotismus zujauchzenden Zuhörer, wie wohlfeil hinfüro das Regieren und sich Regieren lassen zu haben seyn werde. Und ob der vielen schönen Worte, ob der Fülle klingender Phrasen wird sogar vergessen, den Ueberschlag zu machen, um wie viel höher der Aufwand für das Umschwatzen der Landesverfassung und das Niederschwatzen der Landesgeschichte und Landesgewohnheiten zu stehen komme, als der Betrag jener allzuhohen Besoldungen, Mißbräuche und Kosten des Hofes. So viele Revolutionen wir in allen Ländern Europas schon gesehen haben, nicht eine, welche nicht Erleichterung der allgemeinen Lasten verheißen, nicht eine, welche

dieselben nicht in kürzester Frist bedeutend vermehrt hätte. Eine jede derselben hat zusagendere und das Leben erleichternde Einrichtungen in Aussicht gestellt; und durch jede derselben ist das Leben um Vieles ärmer, in mancher Beziehung kümmerlicher geworden, sind überall diejenigen, welchen die angeblichen Errungenschaften einen wirklichen Vortheil eingebracht haben, der kleinere, neben diesem nirgends der würdigere Theil der Gesellschaft gewesen. Also auch nach dieser Seite wieder der Bereich der Lüge und die anmaßliche Herrschaft der Lüge *).

---

*) Die Redaction hat diesen Aufsatz aufgenommen, weil sie einer kräftigen Ueberzeugung vollen Ausdruck gewähren wollte, ohne sich jedoch mit allen hier geäußerten Ansichten einverstanden zu erklären. Mag man immerhin diese Rüge unserer Zustände hier und da allzu grell, einseitig und übertrieben finden, so wird dieß sicherlich minder schaden, als die ehrlose Schmarotzerei und schweifwedelnde Schönrednerei jener Höflinge des Pöbels, die unser Volk so theuer hat bezahlen müssen.

Anm. d. Red.

XXVI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 15. August 1849.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in der, in diesen Blättern bereits besprochenen Schrift des Herrn Professor J. B. Hirscher zu Freiburg („die kirchlichen Zustände der Gegenwart, Tübingen 1849“) den Punkt erblicken, wo gewisse, lange unter der Erde fortgeführte Minengänge unvermuthet zu Tage treten, und eine Kette neuer, schwerer Prüfungen für Deutschland beginnt. Ob dieses Büchlein, wie Viele wollen, den letzten Schleier wegziehe von den vieljährigen wissenschaftlichen und sonstigen Bestrebungen ihres Verfassers, — die in manchen Kreisen begeisterten Anklang fanden, während sie für Andere längst schon ein Gegenstand des tiefsten Mißtrauens waren — dieß zu untersuchen, ist zur Zeit nicht unsere Aufgabe. Die vielleicht nur zu gehässige Frage nach dem individuellen Beruf des Herrn Hirscher zum Ankläger wie zum Reformator der Kirche aufzuwerfen, ist eben so wenig unseres Amtes. Wir wollen die Antwort darauf Demjenigen anheimstellen, der Herzen und Nieren prüft, und vor dem unser Aller Leben daliegt, wie ein aufgeschlagenes Buch. Ob daher Herrn Hirscher die Berufung auf unverschuldeten Irrthum zu Statten

komme? ob ihn die augenfällig unzureichende Kenntniß des Stoffes, von dem er handelt, entschuldigen möge? ob er sich seines Zieles, und des Weges, den er wandelt, mehr oder minder bewußt, und welche Schuld mangelhafter theologischer Jugendbildung und absichtlich widerkirchlicher Erziehung beizumessen sei? dieß Alles sind Fragen, die wir vorläufig oder für immer, gerne auf sich beruhen lassen. Aber die Schrift selbst ist unbedingt der Oeffentlichkeit und der Kritik verfallen. Dem Anspruche, mit dem sie auftritt, gegenüber, ist das Urtheil nicht bloß frei, sondern jeder Katholik, der ein lebendiges Glied der Kirche bleiben will, hat die Pflicht, sich einer so verdächtigenden Anklage gegenüber nach den Mitteln der Vertheidigung umzusehen. Zu diesem Behufe wollen wir uns erlauben, in dem Nachfolgenden einige Beiträge zu liefern.

Ihrer innern Architectonik nach zerfällt die Schrift des Herrn Hirscher in drei Theile. Herr H. hat einen von überaus milden, nur sanft hervortretenden Formen umhüllten Grundriß zu einem vollständigen Neubau der Kirche in petto. Er will eine Veränderung derselben vom Knopfe des Thurmes bis zu den tiefsten Fundamenten herab; ob er sich seinen ganzen Plan selbst eingestanden, wissen wir nicht, aber die Reform der Kirche an Haupt und Gliedern (nach eignen Heften) ist, wie man auf den ersten Blick bemerkt, der wahre und eigentliche Hauptzweck seiner Schrift. Doch sind die, das eine Drittheil derselben füllenden Projecte: wie Alles neu werden könnte, kläglich an's Ende gestellt. Nun war bekanntlich die, in febronianisch-josephinischen Produkten mit Glück und Erfolg arbeitende, protestantisch-badische Regierung bereits seit einer langen Reihe von Jahren beschäftigt, ihre katholischen Unterthanen mit der Verwirklichung ähnlicher Pläne zu beglücken. Sie hatte ihren aufgeklärten Zweck auch schon nahezu erreicht, als unvermuthet, nach der Märzumwälzung, die Kirche, trotz aller entgegengesetzten Bemühungen und Protestationen, ihre Freiheit in Anspruch nahm. Durch Gottes Fügung hat sie seitdem theils thatsächlich eine weniger beengte Bewegung, theils

von den noch bestehenden Regierungen Versprechen einer größern Selbstständigkeit erhalten, die nicht ohne große Unbequemlichkeit und höchst bedenkliche Folgen zurückgenommen werden könnten. Aber diese, von den Katholiken mit Jubel begrüßten Freiheiten, waren eben so viele Wälle und Mauern, welche Herr Hirscher und seine Gesinnungsgenossen zwischen ihre frommen Wünsche und deren Erfüllung gezogen sahen. Jetzt waren die biedern, stets auf das Heil der katholischen Kirche und deren zeitgemäße „Verbesserung" bedachten, großherzoglich badischen Behörden gelähmt; das Schiff der Reform drohte dicht vor dem Hafen zu scheitern. Herr Hirscher hat sich dadurch veranlaßt gesehen, seine griefs et doléances über die Concessionen, welche den gläubigen Katholiken Thränen der Freude und des Dankes auspreßten, seine frommen Seufzer: daß nun der „Staat" seine schützende Hand von der Bildung des katholischen Clerus abziehen wolle, seinen Jammer: daß die weltliche Macht die von Rechtswegen ewig Unmündige nun doch auch ihrer vormundschaftlichen Zucht entlassen werde, seine theologischen Bedenken: was Alles noch aus der neuen unerhörten Freiheit Uebles folgen werde, in einem andern Theile seines inhaltschweren, aber leicht hingeworfenen Büchleins abzulagern. Der erleuchtete Reformator und Vater der neuen Kirche weiß jedoch auch in solcher Trübsal Rath. Eingedenk seiner Pflicht, seine Gläubigen zu trösten, gibt er ihnen in einem dritten (an der Spitze seiner Arbeit stehenden) Theile praktische Anweisungen, kraft welcher, wenn sie mit Eifer und Genauigkeit befolgt würden, der Hebel unter das Fundament der kirchlichen Verfassung gesetzt, das Princip des modernen constitutionellen Systems in die Diöcesansynoden übertragen, und mit dem Versuche: die Kirche von unten nach oben zu regieren, der alte Bau aus seinen Grundvesten gehoben werden könnte. Alles Weitere würde sich dann schon von selbst finden.

Dieß ist, auf seine wesentliche Substanz zurückgeführt, der Inhalt dessen, was das in Rede stehende Schriftchen über

kirchlichen Zustände der Gegenwart zu sagen weiß. Ohne Hrn. H. hier im geringsten zu nahe treten zu wollen, können wir bei dieser Gelegenheit eine ganz allgemeine Bemerkung nicht unterdrücken. Dieselbe negative Strömung, welche seit zwei Menschenaltern schon sich bemüht, die Reste des christlichen Glaubens vom Boden des Protestantismus wegzuschwemmen, stürmt auch gegen das katholische Dogma. Hier aber muß sie, ehe sie die Lehre mit einiger Aussicht auf Erfolg unterwühlen kann, zwei Bollwerke niederwerfen, die jene schirmen; die Liturgie, in welcher sich das System des Glaubens als sinnlich wahrnehmbarer Dienst des Heiligthums verkörpert, und die von Gott gegebene Verfassung der Kirche, wodurch diese zu einer vom heiligen Geiste regierten Hierarchie wird. Dieser Kriegsplan ist nicht neu. Wie Hr. H. die irrgläubige Synode von Pistoja ausgebeutet, ist bereits in diesen Blättern nachgewiesen. Wir werden in spätern Artikeln wohl noch mehr als einmal Gelegenheit finden, den historischen Zusammenhang darzuthun, indem die heutigen Lucubrationen des berühmten Freiburger Theologen (ob bewußt oder unbewußt, wagen wir nicht zu entscheiden!) mit der Offenburger Conferenz, mit Theiner's (dermalen längst widerrufenen) Schriften, mit Kopp's „deutscher Kirche“, mit dem Emser Congresse und den ihm vorausgehenden Conventikeln in der Mainzer Erzdiöcese stehen. Für heute wollen wir uns nur auf den Standpunkt des katholischen Volkes stellen, an welchem rationalistischer Gelehrtendünkel und jansenistische Heuchelei sich durch perfide oder unverständige Experimente so oft und so schwer versündigt haben. Nachdem es durch die Kirche so lange in die Irre geleitet worden, soll es jetzt von den badischen Reformatoren auf einen bessern und sichern Weg gewiesen werden, und weil es den neuen Aposteln kein rechtes Vertrauen schenken und hartnäckig am Alten festhalten will, weiß ihm Herr Hirscher kaum Uebles genug nachzureden. Wie nun aber, wenn ein ungelehrter, aber seinem Glauben anhängender schlichter Laie

dem berühmten Professor vom rein praktischen Gesichtspunkte aus auf seine Reformpläne etwa Folgendes erwiederte.

„Ich bin Christ und Katholik lediglich um meines ewigen Heiles willen. Nicht meiner Verdienste halber oder um meinen Rechten und Ansprüchen zu genügen, sondern aus Barmherzigkeit ist das Wort Fleisch geworden und Christus der Herr für mich am Kreuze gestorben. Aus bloßem Erbarmen hat der Sohn Gottes die Kirche, außer welcher es kein Heil gibt, als Anstalt zu meiner Erlösung gegründet. An diese hat er mich in Allem gewiesen, was das Heil meiner unsterblichen Seele betrifft. Der Kirche glaubend und dem Gebote der Kirche gehorchend kann ich folglich nicht verloren gehen, eben so wie, kraft derselben Gnade des Herrn, die Kirche selbst nicht irren und nicht fehlen kann, der Fall mithin nicht denkbar ist, daß sie mich, statt zur Wahrheit und in's ewige Leben in eine falsche, von Gott ablenkende Richtung leitete. Alles was ich zu thun habe, um meine Seele zu retten, besteht also einfach darin, daß ich mich activ und passiv, in meinem Thun und Lassen, in meinem Glauben und Leben, fest und unerschütterlich an die Autorität der Kirche halte. Ich glaube also der Kirche und folge der Kirche, nicht weil es aus Gründen der menschlichen Vernunft, Wissenschaft oder Neigung meiner Natur so zusagt und einleuchtet, sondern weil die Kirche, an die der menschgewordene Gott mich gewiesen, es gerade so und nicht anders lehrt, oder verordnet, oder empfiehlt und anräth. Und ich unterwerfe mich dieser Autorität der Kirche, mit freiem Willen und freudigem Gemüthe, nicht bloß für die Gegenwart sondern für alle Zeiten, weil Christus versprochen hat, bei ihr zu bleiben, alle Tage bis an's Ende der Welt, und weil die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. Zwar weiß ich, daß die Kirche die Gewalt hat, je nach Gelegenheit der Zeiten und Länder Aenderungen ihrer Disciplinarvorschriften eintreten zu lassen, wenn dieß zur Erbauung des Leibes Christi dient. Aber die Kirche nimmt diese niemals vor, es sei denn in Uebereinstimmung mit dem Geiste ihres gesammten Systems und nur unter

der Autorität und Billigung des Stellvertreters Christi. Ich habe nie gehört oder gelesen, daß der Gläubige, er sei Priester oder Laie, in Disciplinarsachen das Recht habe, in seinem Herzen den Geist des Ungehorsams zu nähren oder Andern Rebellion zu predigen. Vielmehr, so scheint es mir, gilt das Wort: „„wer Euch nicht höret, höret mich nicht!"" ganz allgemein, von den Dogmen, wie von den disciplinarischen Canonen der Kirche."

„Neben dem Allen aber bin ich ein sündiger Mensch, und diese innere und äussere Unterwerfung unter die Kirche und ihr Wort geht nicht ohne Kampf ab. Dieser gerade ist die Aufgabe meines Lebens. Soll ich den Feind, der mich bedroht, überwinden und in Glauben, Hoffnung und Liebe wachsen, so bedarf ich täglich und stündlich der Reformation. Ich soll unausgesetzt daran arbeiten, dem Bilde der Vollkommenheit ähnlicher zu werden, welches die Kirche mir vorhält; ich soll also immer tiefer in den innersten Geist ihrer Lehre und ihrer Satzungen einzudringen, beide immer mehr in meinen Werken zu verwirklichen trachten. Deshalb bietet sie mir in den Sakramenten des neuen Bundes die Mittel des Heils. Ich soll sie im Geiste und nach der Lehre der Kirche empfangen, worüber Niemanden, der glauben und gehorchen will, die umständlichsten Belehrungen und Anweisungen mangeln. Sie öffnet mir in ihrem Gottesdienste eine unversiegbare Quelle der tiefsten, innigsten, reinsten Andacht, deren das Menschenherz fähig ist; das Opfer der Messe ist derselbe Act der Erlösung der auf Golgatha geschah. Und um dieses eine, große, heilige Centrum gruppirt sich die gesammte kirchliche Liturgie, mit all ihren, von der Kirche gutgeheißenen Ceremonien. So bietet die Kirche mir dieselben Mittel, durch deren Gebrauch vor mir so viele Heilige das Reich der Himmel erworben haben. Wenn ich zurückbleibe und täglich meine Schwäche, meine Trägheit, meine Lauigkeit beklagen muß, so ist dieß nicht die Schuld der Kirche, sondern meine Schuld, meine eigne Schuld, meine schwere und große Schuld. Der Fehler liegt nicht an dem himmlischen

Arzte und seinen ewig untrüglichen Heilmitteln, sondern an mir, dem Kranken, der sie schlecht oder nachläßig oder gar nicht gebraucht. Ich bin Jedem ungemein dankbar, der mir, wie es die Heiligen Gottes und die großen Lehrer der Kirche gethan, diese heilsame Wahrheit recht oft und recht eindringlich zu Gemüth führt."

„Sie, Herr Professor Hirscher in Freiburg! geben sich dagegen Mühe die gläubigen Katholiken im entgegengesetzten Sinne zu bearbeiten. Sie wollen die heilige Kirche nach den Anmaßungen der sündhaften menschlichen Schwäche reformiren. Sie wollen die Richtschnur und den Prüfstein unsers Glaubens und Lebens nach den Eingebungen des Privatgeistes verbessern, den Sonnenzeiger nach der Taschenuhr richten. Sie sprechen mit einem kecken Selbstgefühl, vor welchem jeder gläubige Katholik in tiefster Seele zurückschaudert, über das ab, was Sie „„die Gebrechen in der katholischen Kirche"" nennen. Dann setzen Sie gegen den Schluß Ihres Schriftchens dem Werke die Krone auf. „„Will sich indeß Jemand dieser Gebrechen annehmen, um dieselben zu beschönigen, so mag er. Es gibt nichts in der Welt, so man nicht beschönigen kann. Aber ich halte dafür, es sei nicht die rechte Liebe zur Kirche, wenn man durchaus nichts will auf sie kommen lassen"" u. s. w. Daß Ihrem Anklageacte gegen die Kirche also eine Vertheidigung entgegengesetzt werden könne, das sind Sie billig genug einzuräumen. Aber von uns, Ihren Lesern, verlangen Sie, daß wir dem Vorwurfe beipflichten und der Widerlegung das Ohr verschließen sollen. Wir sollen Ihnen glauben und der Kirche, ihrer Tradition, ihrer Autorität, ihrer bis in die Zeit der Apostel hinaufreichenden Praxis mißtrauen. Sie wollen, daß wir nicht etwa annehmen sollen, Sie Herr Professor seyen im Glauben wankend geworden, hätten den katholischen Tact verloren, Sie hätten aus Unkenntniß des geschichtlich Positiven und schief gestellter Wissenschaftlichkeit die Kirche mißverstanden, sondern die Kirche irre und habe in dem Allen, was Sie an ihr mäkeln, Jahrhunderte lang geirrt. Aber wenn

wir nun auf Ihr Wort der Kirche ganz oder theilweise mißtrauen, wer in aller Welt sind denn Sie, daß wir Ihrer Lehre Gehör geben sollten? und in wessen Namen und Auftrag sprechen Sie zu uns? Sie sind geweihter Priester und Doctor der Theologie. Aber der Eid, den Sie in jeder von beiden Eigenschaften geleistet, berechtigt Sie unmöglich, zur Polemik gegen die Autorität, welche sie geserbet hat. Sie haben keine andere Botschaft an uns empfangen, als jene, welche die Kirche, gegen die Sie streiten, Ihnen anvertraute. Wenn es Ihnen aber wirklich gelungen wäre, unser Vertrauen zur Kirche zu erschüttern, wenn diese wirklich auf Ihre Insinuationen aufhörte, uns Autorität zu seyn, wenigstens in allen den Punkten, die Sie und Ihre badischen Mitreformatoren dermalen anfechten, was sollte uns denn abhalten, auch über die Gränze hinauszugehen, an welcher Sie stehen bleiben wollen, vielleicht (denn wer kann dafür Bürgschaft leisten, wenn wir uns einmal auf dem Boden des Mißtrauens gestellt finden?), vielleicht weil Sie definitiv, aus wirklicher Scheu vor noch weiter gehender, consequenter Opposition, vielleicht aber auch nur, weil Sie provisorisch; aus bloßer Scheu und einstweiliger Menschenfurcht und kluger Zurückhaltung diese Schranke einhalten wollen? Haben wir die Kirche aufgegeben, so sind Sie Herr Professor! uns sicherlich noch viel weniger eine Autorität. Warum dürften wir, wenn wir das Wort der Kirche nicht mehr ohne Mißtrauen hören sollen, nicht auch andere Führer wählen, die kühner oder aufrichtiger wie Sie, mit noch größerer Consequenz und eben so großer Zuversichtlichkeit noch weiter gingen, wie Sie, und noch zahlreichere „Gebrechen“ in der Kirche entdeckten, als Luther und Zwingli, Ronge, Czerski, Lamennais und wie sie sonst noch heißen, die jemals sich als Führer auf den Weg zum ewigen Tode darboten? Sie versichern zwar begütigend, daß Ihre „Gebrechen“ der Kirche keineswegs Grund zu Anschuldigungen, daß sie, wie auch die Sünde, von der menschlichen Natur untrennbar seien, daß sie sich folglich nie ganz ausrotten lassen würden. Uns einfältigen

Katholiken oder ist die Kirche in ihren traditionellen Instituten, in ihren von der Autorität gutgeheißenen Gebräuchen, in ihrem gesammten, das ewige Heil der Menschheit bezweckenden Gebahren eben kein Werk der sündhaften menschlichen Natur, wie jedes andere, sondern ein Geschenk der Gnade und der ewigen Erbarmung.

Sie sagen, daß der katholische Lehrbegriff die „Gebrechen" nicht in Schutz nehme. Ist dieß Ihr wahrer, aufrichtiger Ernst? Dann haben Sie vergessen oder nie gewußt, daß die Kirche lehrt, indem sie betet, und daß ihre Liturgie, der Ritus ihrer Segnungen und ihrer Gebräuche, ihr gesammtes, vom heiligen Geiste erfülltes Leben nicht minder ein Bekenntniß ihres Glaubens ist, wie ihre Predigt. Wenn es also wirklich, wie wir hoffen wollen, Ihre ernsthafte Absicht war, noch an dem „Lehrbegriff" der Kirche festzuhalten, dann wird Ihnen der Beweis schwer werden, daß eine Kirche immer noch die rechte Lehre des Heils bewahrt habe, welche in der von Ihnen (durchweg falsch) geschilderten Weise, mittelst ihres Beichtinstituts und ihrer Ablaßverleihungen die Gläubigen verführt hätte: Vergebung der Sünde (um die es sich allein handelt!) dort zu suchen, wo sie nicht zu finden ist. Sie suchen zwar die Schuld auf Mißverständnisse des Volkes zu wälzen, aber abgesehen davon, daß das „Volk" Ihnen nachweisen könnte, daß Sie in der Lehre von der Beichte, vom Ablaß, von dem Gebet für die Verstorbenen, von der Gewalt der Bischöfe ꝛc. gegen die Kirchenlehre verstoßen, so rechtfertigt die gesammte Haltung Ihrer Schrift die Muthmaßung, daß Sie den Glauben und die Andacht des schwer verläumdeten, katholischen Volkes gerade so wenig verstanden und in ihrer Tiefe begriffen haben, wie den Geist der Kirche und deren Liturgie. Die Kirche bietet ihre, durch das Alterthum, durch den von Ihnen herabgewürdigten „Pomp", durch die unveränderliche, feierliche Kirchensprache geheiligten Gebräuche und Gebete dem gläubigen Volke, als eben so viele Gefäße dar, in welchen der wahrhaft Demüthige die Opfergabe seiner kind-

lichen Intention (und diese allein hat bei Gott einen Werth!) vor dem Throne des Allerhöchsten niederlegen kann. So ist auch der Rosenkranz, je nach dem Bedürfnisse der Betenden, ein Lied von unendlich mannigfachem Inhalt, dessen immer wieder kehrender Refrain ein Gruß der Liebe an die Mutter der Barmherzigkeit ist. Wer je dem katholischen Volke mit offenem Sinne und Auge für christliche Einfalt nahe gestanden, der wird schwerlich darüber im Zweifel seyn, was Gott wohlgefälliger sei: der kindliche Sinn eines Bauern, der, nachdem er des Tages Last und Mühe getragen, am späten Abende noch, in keiner andern Absicht, als um dem Herrn der Welt und der Gottesmutter eine Ehre zu erweisen, oder seine Noth zu klagen, den Rosenkranz betet, den die Kirche ihm in die Hand gegeben, oder der selbstgefällige Dünkel eines, an der sichtbaren Erscheinung der Kirche und den kirchlichen Gebeten hoffärtig krittelnden und mäkelnden Gebildeten, der im Tone des Declamators dem höchsten Wesen Wessenbergische Stilübungen vorträgt."

„Gott gebe dem frommen, katholischen Volke treue Hirten und schütze es vor verrätherischen Miethlingen, die, schlimmer als reißende Wölfe, es um sein köstliches Kleinod betrügen wollen, um die schlichte Einfalt seines kindlichen Glaubens."

Wir zweifeln im geringsten nicht, daß Herr Professor Hirscher auf diese oder ähnliche Herzensergießungen katholischer Laien mit der ihm eigenen Salbung und Mäßigung im entgegengesetzten Sinne zu antworten wissen würde. Auch möchten, bei so verschiedenen Standpunkten, Rede und Gegenrede schwerlich in dieser Zeitlichkeit ein Ende finden, wenn nicht glücklicherweise die Kirche in ihrem sichtbaren Oberhaupte eine richterliche Autorität besäße, der das Recht und die Macht zusteht, zu entscheiden, welche von diesen beiden sich gegenseitig ausschließenden Auffassungen die katholische ist.

XXVII.

Ungarn, Oesterreich und Deutschland.

Rückblicke auf die geheimen Triebfedern und Fäden der magyarischen Revolution, nach Mittheilungen aus einer ungarischen Feder.

Einleitendes Vorwort.

Die nachfolgende Schilderung ungarischer Zustände und ihr Rückblick auf die allmählige Entwickelung der gegenwärtigen Katastrophe ist nicht unsicheren und unverbürgten Zeitungscorrespondenzen entlehnt, sie ruht auf Mittheilungen, welche ein sein Vaterland liebender und um sein unglückliches Geschick bekümmerter Eingeborner einem seiner Freunde in Deutschland machte. Sie werden unseren Lesern um so willkommener seyn, da sie von einem Beobachter herrühren, der sich mitten in dem wüthendsten Streit der Parteien sein Urtheil nicht verwirren ließ, weil es nicht auf den vorübergehenden Leidenschaften des Augenblickes, sondern auf einem höheren, einem ewigen Grunde ruht. Bevor des edlen Ungaren Rede beginnt, sei es mir inzwischen gestattet, als Einleitung einige Betrachtungen über diesen unheilvollen Aufstand und unsere gegenwärtige Lage vorauszuschicken.

Kein Kampf wird in dem gegenwärtigen Augenblicke gestritten, dessen Folgen so unabsehbar wären, als der in Ungarn. Alle Parteien sind von diesem Bewußtseyn tief durchdrungen;

daher die drückende Schwüle, daher die ängstliche Spannung, mit welcher Europa jeder Kunde aus dem Osten entgegensieht.

Nicht nur die Zukunft Ungarns und Oesterreichs, auch die Zukunft Deutschlands, ja die Geschicke Europas werden auf den Schlachtfeldern an der Waag und Theiß, an der Temes und Maros entschieden. Die heiligsten und höchsten Güter der Menschheit sind hier auf die Spitze des Schwertes gestellt, und nie ist das Blut begeisterter Helden für einen höhern Kampfpreis geflossen.

Führt Oesterreich diesen schweren Kampf mit der Hülfe Gottes, und der Tapferkeit und Treue seines heldenmüthigen Heeres, wie wir hoffen, zu einem siegreichen, glücklichen Ende: dann ist wenigstens die Möglichkeit zur festeren Gestaltung einer besseren Zukunft für Ungarn, für Oesterreich, für Deutschland, für Europa gegeben.

Hat die Vorsehung, die die Sünden der Vergangenheit rächt, es aber anders entschieden; fallen die Loose unglücklich; verblutet sich Oesterreich in Schlachten ohne Entscheidung, raffen die Pestdünste der Sümpfe, ansteckende Seuchen, die Ungunst der Elemente und hundert andere Zufälle seine müden und hungernden Krieger dahin; verliert es so seine letzte Stütze, seine herrliche Armee, in diesen Kämpfen, wo jeder Sieg, den es erficht, zugleich eine Wunde ist, die es sich schlägt; geht der Kaiserstaat, nach einem moralischen und materiellen Bankerott, was Gott verhüte! in Trümmer: dann wehe Deutschland! wehe Europa! Es wäre der Sieg der rothen Republik, der nicht nur die Throne und die Palläste der Fürsten und Großen, sondern auch das Haus und die Hütte des Bürgers und des Armen zerstören, und mit der Religion und dem Rechte, mit dem Eigenthum und der Ehe, auch die Familie und alle menschliche Gesittung und Cultur vernichten würde!

Was kann aber beschämender und schmerzlicher für einen Deutschen seyn, als die klägliche Rolle, welche Deutschland Angesichts dieses welthistorischen Kampfes spielt, der so ver-

hängnißvoll für sein eigenes Geschick ist, und den sein erster und mächtigster Reichsstand in höchster Bedrängniß streitet!

Der deutsche Radikalismus jubelt bei jeder Niederlage der österreichischen Waffen, weil er mit gutem Grund darin einen Sieg seiner rothen Blutfahne sieht. Und die Männer, die sich am Rhein an die Spitze des Umsturzes stellten, die die Rothen von Paris in ihr deutsches Vaterland riefen, die mit dem Auswurf aller Nationen den wahnsinnigsten Bürgerkrieg entzündeten, um das deutsche Volk unter das Joch ihres zucht- und gesetzlosen Terrorismus zu beugen, sie riefen den Ihrigen zu: aus der Pfalz, aus Baden und aus Deutschland ein zweites Ungarn zu machen; denn Kossuth, der sich von der Advokatenbank zum Herrscherstuhl eines republikanischen Dictators erschwungen, gilt ihnen als der große Vorläufer einer blutrothen Zukunft der allgemeinen socialen Umwälzung.

Sie verheißen der blinden, urtheilslosen Menge von dem Sieg ihrer Gesinnungsgenossen in Ungarn Aufhebung aller Lasten und Verpflichtungen, Steuerfreiheit, Straflosigkeit, Wohlstand für Alle. Tausende von Flüchtlingen und Freischärlern in der Schweiz und an den deutschen Gränzen harren ungeduldig von Stunde zu Stunde auf die ersehnte Siegesbotschaft von der Niederlage des Kaiserreiches. Käme die erwünschte endlich: sie wäre das Signal zu neuem Friedensbruch, zu neuer Verwirrung und namenlosem Unglück. In der Schweiz, in Deutschland, in Polen, in Frankreich und Italien, überall würde die rothe Genossenschaft auf's Neue sich erheben; denn das, was der Schweizer Sonderbundskrieg durch die Knechtung der katholischen freien Urschweiz 1847 begonnen, was die französische Februarrevolution nur theilweise weitergeführt, was in Italien und Deutschland für den Augenblick gescheitert, das sollen jetzt die Waffen der von Kossuth verführten Magyaren vollenden.

Nehmen daher unsere Wähler auch nicht, gleich den Polen, persönlich an dem mörderischen Kampfe Theil: so fördern sie doch die Sache ihrer ungarischen Bundesbrüder in der

Presse, in ihren Vereinen und Klubbs auf jede Weise. Wir dürfen auch nicht zweifeln, stünden ihnen Kriegsheere zu Gebot, sie wären ihnen längst zu Hülfe geeilt, wie sie es offen und ungescheut schon hundertmal gesagt haben; denn sie fühlen die ganze Bedeutung dieses Kampfes.

Und was thut das conservative Deutschland in diesen entscheidenden Augenblicken? Eingeschüchtert und kleinmüthig durch die frechen Drohungen des Radikalismus, und zersplittert und zwieträchtig unter sich, schaut es müßig und angstvoll dem entscheidenden Kampfe in den Donauländern zu. Ohne eine Waffe zu erheben, ja ohne auch nur ein kräftiges Wort in die Wagschaale zu legen, sieht es ruhig zu, wie sich der mächtigste deutsche Bruderstamm verblutet, und wie ohne uns über die eigenen wichtigsten Interessen und unsere ganze Zukunft entschieden wird. Oder wo hätte irgend eine deutsche Regierung oder eine deutsche Kammer sich in einer Weise, wie es der Nation geziemte, für das bedrohte Oesterreich in seiner höchsten Noth bundesbrüderlich ausgesprochen und ihm Hülfe geleistet? Ein solches Vergessen nicht nur der eigenen Ehre, sondern der Selbsterhaltung pflegt sich nur bei Nationen zu zeigen, die dem Untergange entgegenreifen!

Ja es gibt eine mächtige Partei in unserm Norden, mit manchem Anhänger in unserem Süden, die in ihrer engherzigen Verblendung so weit geht, daß sie die Größe und die Oberherrlichkeit Preußens auf den Untergang Oesterreichs bauen möchte. Während Oesterreichs Heere mit todverachtendem Heldenmuth gegen die rothe Revolution stritten, die jede Monarchie, und auch die der Hohenzollern, mit dem nahen Untergang bedrohte, wußten sie nichts Besseres zu thun, als die berühmten Paragraphe zu schmieden, die das bedrängte Kaiserreich aus dem verstümmelten Deutschland stießen, und den Rest des zerrissenen Vaterlandes dem preußischen Erbkaiserthum unterwerfen.

Die Dreikönigsverfassung hat dieß unheilvolle Ziel preußischen Ehrgeizes nur weiter geführt, und zwar in demselben Augenblicke,

wo Tausende und Tausende unserer tapferen Brüder aus den österreichischen Heeren jenseits der Alpen und in den Steppen und Waldgebirgen der Donau den ruhmvollsten Heldentod für die gemeinsame Sache des Vaterlandes starben. Keine deutsche Regierung, keine unserer Kammern hat diese Schmach gefühnt!

Doch haben wir Bayern wenigstens den Trost, daß unser Ministerium es war, welches am entschiedensten jenen preußischen Vergrößerungsgelüsten entgegentrat und auf einer Bundesverfassung für das gesammte Deutschland bestand. Sonst aber erhob sich nur hie und da eine vereinzelte schwache Stimme, welche die Nation an ihre Ehre und ihre Pflicht mahnte. Eine solche war es, die sich in dem Manifeste des Münchener Hauptvereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit Luft machte, als er unter dem 7. Juni 1849 in seinem Protest gegen das preußische Verfassungsproject sich unter Anderem also vernehmen ließ:

„Mit Schmerz und Entrüstung hat der Verein in diesem Berliner Entwurf keine die Einheit und Freiheit Deutschlands wahrende Reichsverfassung für das gesammte Vaterland, wie sie das Volk verlangt, erkannt, sondern die partikularistische Verfassung eines norddeutschen Sonderbundes, welche Deutschland zerreißt, Oesterreich ausschließt, den verstümmelten Süden dem Norden unterwirft, in das innere Leben der Einzelstaaten störend übergreift, und keinen großdeutschen Bundesstaat schafft, sondern einen kleindeutschen Einheitsstaat, an dessen Spitze Preußen die Alleinherrschaft führt."

„Mit tiefem Bedauern haben wir erfahren müssen, daß dieser von der preußischen Regierung ausgegangene Entwurf alle Oesterreich feindlichen und auf seinen Ausschluß berechneten Hauptbestimmungen der Frankfurter Verfassung in sich aufgenommen hat; während er andererseits die zu Gunsten eines preußischen Erbkaiserthums getroffenen Anordnungen nicht nur beibehält, sondern auch sichert und wo möglich verstärkt."

„Ist aber die Scheidung von Oesterreich jederzeit ein Selbstmord an dem gesammten Vaterlande, so müßte es uns in diesem Augenblicke doppelt unedel, unbrüderlich, treuvergessen und undankbar erscheinen, wollten wir die Hand zu einem engeren preußischen Sonderbündniß bieten, das keinen Raum für Oesterreich hätte, — für dieses Oesterreich, den ältesten und mächtigsten Reichsstand, der für Deutschlands Sache auf ungezählten Schlachtfeldern gestritten. Wie? — in diesem Augenblick, wo die todesmuthigen Heere des Kaiserreichs jenseits der Alpen unter ihrem sieggekrönten greisen Feldherrn die rothe Anarchie, die Deutschland und Europa mit einem allgemeinen Umsturz aller göttlichen und menschlichen Ordnung bedroht, bekämpfen und Ströme des edelsten Heldenblutes fließen — in diesem Augenblick, wo es diesseits der Alpen, **von seinen natürlichen Bundesgenossen verlassen**, in einem schweren Kampfe sich verblutet, bei dem es sich ebensowohl um ein deutsches, wie um ein österreichisches Lebensinteresse handelt — denn er wird darüber entscheiden, ob die große Völker- und Handelsstraße der Donau, an die Deutschlands Zukunft geknüpft ist, ihm für die Zukunft offen und gewahrt bleiben soll — in diesem Augenblick sollte sich Deutschland eine Verfassung geben, die Oesterreich in seiner Bedrängniß ausstieße, um Preußen auf einen kleindeutschen Thron zu erheben? „„Nie! Nie! Nie!““ es wäre Undank gegen unsere Vergangenheit und Verrath an unserer Zukunft.“

„Mit Freuden haben wir daher aus der Rede unseres Ministers von der Pfordten entnommen, daß unsere Regierung ihre große Aufgabe vollkommen erkannt hat: die Wahrung nämlich der deutschen Einheit; die Vermittlung der beiden deutschen Großmächte; die Gründung einer das gesammte deutsche Vaterland umfassenden und die innere Freiheit seiner Glieder achtenden Reichsverfassung.“

„Möge unsere Regierung mit festem Vertrauen und unerschütterlichem Muthe allen partikularistischen Sondergelüsten

gegenüber auf dieser Bahn verharren, und der Kern der Nation wird ihr zur Seite stehen: denn das deutsche Volk will ein ganzes, unverstümmeltes Deutschland; es will den Rhein und die Donau, die Meeresküste und die Alpen; es will Preußen und Oesterreich; den Norden und den Süden; es will kein kleines, kein schwaches, sondern ein großes, ein mächtiges Deutschland, „„mit starkem Arme zu Land und See.““

Von der gleichen Gesinnung erfüllt, sprach sich derselbe Verein in seiner Zuschrift an den Reichsverweser aus, als er am 25. Juli 1849 an den greisen Erzherzog, den Bruder unseres letzten deutschen Kaisers, unter Anderem die Worte richtete: „Was die Pfeile des Neides, der Tücke, des Hochmuthes und die Selbstsucht derer, die Euer kaiserlichen Hoheit zu Dank verpflichtet waren, Ihnen Bitteres zufügten, hat Ihr männliches Herz, mit den menschlichen Dingen wohl bekannt, großmüthig und standhaft ertragen. Gestatten Sie, durchlauchtigster Reichsverweser, den Unterzeichneten, im Namen des Hauptvereins für constitutionelle Monarchie und religiöse Freiheit in München und seiner zweiundfünfzig Zweigvereine, Ihnen auch hiefür den Ausdruck ihrer Bewunderung und ihres Dankes ehrfurchtsvoll darzubringen, mit der Bitte, daß es Ew. kaiserl. Hoheit, dem allein rechtmäßigen Inhaber der deutschen Centralgewalt, gefallen möge, sich Ihrem schweren Amte zum Wohle des gemeinsamen Vaterlandes so lange erhalten zu wollen, bis mit Hülfe des ruhmvollen Kaiserhauses, dem Sie angehören, Deutschland jene Bundesverfassung erlangt hat, deren es bedürftig und würdig ist.“

Hätten deutsche Bundestruppen mit Oesterreich in Italien und Ungarn gestritten, wäre auf Schlachtfeldern, die über unser gemeinsames Schicksal entschieden, unser Blut gemeinsam geflossen, wahrlich es wäre ein festeres Band deutscher Eintracht und deutscher Einheit gewesen, als alle Verfassungsparagraphen und Parlamentsreden!

So aber haben wir, statt unserem großen welthistorischen Berufe zu genügen, uns mit den bescheidenen Lorbeeren von Schleswig Holstein begnügt! Ein Krieg, der von der Uebermacht mit ungerechten Forderungen begonnen, mit ungeheuren, wahnsinnigen Opfern geführt, und auf eine klägliche Weise geendet wurde; und bei dessen Beginn Preußen der Demagogie gegenüber sich eben so schwach und charakterlos zeigte, als es am Schluße mit eigenmächtiger Rücksichtslosigkeit seinen Bundesgenossen begegnete.

Hätte unser deutsches Parlament, hätten unsere deutschen Kammern und unsere deutsche Presse in den entscheidenden Tagen des Jahrs 1848, statt den zügellosen Gelüsten souverainen Hochmuths zu fröhnen, statt den wahnsinnigen Theorien eines atheistischen Radikalismus nachzujagen, oder sich von dem engherzigen Traum einer norddeutschen protestantischen Erbhegemonie verblenden zu lassen, ihren wahren Beruf erkannt; hätten sie, erfüllt von hochherziger Liebe zu dem gesammten Vaterlande, und Gott und dem Rechte die Ehre gebend, und Sitte und Zucht wahrend, im Geiste der Eintracht und Selbstbeherrschung, den Neubau des Vaterlandes begonnen, und nicht in revolutionärem Dünkel das Erreichbare dem Unerreichbaren geopfert: Dänemark und Holland wären einem also geeinigten Deutschland von selbst zugefallen, während uns jetzt selbst Limburg und Luxemburg den Rücken zuwenden.

Welch eine bittere Ironie der Nemesis! Die stenographischen Berichte jener Versammlung, die, verschieden von unseren Vätern, mit so wenig Demuth gegen Gott und solcher Bewunderung ihrer eigenen Allmacht und Weisheit begonnen, werden heute zentnerweise als Maculatur auf dem Leipziger Trödelmarkt öffentlich versteigert! Den Lohn ihrer Diener und ihre sonstigen Schulden will Niemand zahlen! All ihre Gesetze und Beschlüsse hat der Wind verweht! Was sie hätte ordnen und einigen sollen, hat sie nur verwirrter und zwieträchtiger zurückgelassen, und die deutsche Thorheit und Schwäche zum Gespött der Völker gemacht!

Und was sind die Folgen dieser Politik, an der Vogt und Gagern, Robert Blum und Dahlmann gleichen Antheil haben, Oesterreich gegenüber gewesen?

Das von seinen natürlichen Bundesgenossen verlassene und vielfach angefeindete und verhöhnte Oesterreich nahm, wie es nicht anders konnte, seine Zuflucht zu Rußland und dem Autokraten, der in dem ungarischen Aufstand und der Theilnahme, welche fremde und namentlich polnische Freischaarenführer daran nahmen, natürlich eine gemeinsame Gefahr und einen gemeinsamen Feind erkannte, und daher die nachgesuchte Hülfe bereitwilligst zusicherte, sehr verschieden von unserem Frankfurter Parlament, dessen Linke den Wiener Rebellen eine Ehrenbotschaft sandte, als die Straßen der Kaiserstadt noch von dem Blute Latours rauchten und die tapfern Heere des Kaisers in härtester Bedrängniß mit äußeren und inneren Feinden stritten.

Die russische Hülfe war natürlich der Revolution, die nur zu gut die Tragweite dieses fait accompli erkannte, ein Dorn im Auge. Schon damals, als die deutschen Bewohner **Siebenbürgens**, der wilden Wuth fanatisirter Magyaren und Polen preisgegeben, aus der Mitte ihrer brennenden Städte und Dörfer, und neben den erwürgten und verstümmelten Leichen ihrer Brüder in höchster Verzweiflung die Russen über die nahe Gränze gegen unmenschliche Mordbrenner zu Hülfe gerufen: hatte der Radikalismus Zeter geschrieen. Dem Wahnsinn unserer rothen Demokraten zu Folge hätten sie sich lieber sollen von Kossuth's Blutbanden schweigend hinschlachten, und unter den Trümmern ihrer Häuser und Höfe begraben lassen, als die Kosaken zu ihrer Rettung herbeizurufen.

Welches Hallo erhoben sie daher erst, als die beiden Kaiser sich förmlich verbündeten und mit Aufbietung ihrer gesammten Macht dem Feuer der Revolution vereinigt die Spitze boten. Sie nannten es ein Bündniß der rothen Reaction und erhoben ein Jammergeschrei über den baldigen Untergang der kaum errungenen Freiheit.

Allein wenn die Freiheit wirklich durch diese Intervention des Russenthums und sein siegreiches Vordringen in den Donauländern bedroht ist: so trägt Niemand sonst als eben die Linken von Frankfurt und Berlin, von Wien und Kremsier die Schuld daran; denn Niemand hat dem Russenthum besser die Wege gebahnt, als unser rothes Demagogenthum. Und jener protestantisch norddeutsche Ehrgeiz mit seinem preußischen Erbkaiserthum und seinem souverainen Parlamentsdespotismus hat den Rothen bei dieser Förderung russischer Interessen auf's Beste in die Hand gearbeitet. Auch Englands treulose Politik unter seinem Wühler-Diplomaten Palmerston hat wohlbegründete Ansprüche auf einen vollen Antheil an diesem Verdienst. Das Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland und das Erscheinen russischer Heere in Gebieten, wo der russische Einfluß ohnehin schon allzu mächtig war, ist ja nur die einfache und nothwendige Folge dieser vereinigten Bestrebungen des rothen Radikalismus und des röthlichen Afterliberalismus.

Inzwischen hat das Benehmen Rußlands bisher wenigstens seine Ankläger beschämt. So viele Blößen der revolutionäre Wahnsinn ihm auch geboten, so leicht er ihm die Beute bei der überall herrschenden Anarchie und Zwietracht gemacht: der Autokrat hat die Gelegenheit nicht zu ungerechten Vergrößerungen benützt. Er hat dem bedrängten Oesterreich seine Hülfe auf loyale Weise in großartigstem Maßstabe gewährt, und die Truppen sind dem Winke ihres Monarchen in gewohntem Gehorsam gefolgt, und haben sich tapfer für die Erhaltung des österreichischen Kaiserhauses geschlagen, während dagegen unsere deutsche Reichsverfassung einzig dazu diente, der Revolution einen Vorwand zu geben, den schändlichsten Bürgerkrieg in Sachsen, in Preußen, in Baden und der Pfalz zu entzünden, und trostlose Zänkereien über den Besitz der Centralgewalt und die Führung des Oberbefehls über die Reichstruppen hervorzurufen! Hätte der junge Kaiser also auf Hülfe von dieser Seite warten sollen, die Lombardei und Ungarn wären längst für Oesterreich, und somit auch für Deutschland verloren; eine schrecken-

volle Verwirrung und allgemeine innere Auflösung der aus dem Gesammtverbande gerissenen Länder wäre der Zertrümmerung der großen Monarchie gefolgt. Frankreich, England und Rußland hätten sich mit der Anarchie in die besten Stücke der Beute theilen können. Für diese Verluste im Osten und Süden hätten wir uns dann unter dem Protectorat Palmerstons mit unsern Erfolgen in Schleswig-Holstein und den glorreichen Siegen in Baden und der Pfalz, und einem kleindeutschen Dreikönigs-Reichstag in Erfurt oder Berlin trösten können!

Unter diesen Umständen finden wir uns durch die vereinigte radikale und ultra preußische Staatsweisheit Oesterreich gegenüber in eine unübertreffliche Alternative gestellt, die für Deutschland gleich ehrenvoll und vortheilhaft ist.

Unterliegt nämlich Oesterreich in seinen schweren Kämpfen, so trifft die Schuld seines Falles uns, weil wir es ohne Beistand gelassen; Niemand aber leidet größeren Schaden dabei, als gerade wir. Wenn uns dann die Lombarden und Venetianer die italienische Straße und das adriatische Meer, die Ungarn die Donau avant la mer sperrten, so sind das noch die geringsten Uebel, die sich an den Fall unseres deutsch-europäischen Ostreiches knüpfen.

Besteht aber der Kaiserstaat siegreich auch diese schwerste Prüfung, dann ist er für seine Rettung nicht uns und unserem bundesbrüderlichen Beistande, sondern nur sich allein und den Russen zu Dank verpflichtet. Und würde er alsdann dieselbe engherzige Selbstsucht jener gerühmten „kühnen Politik" des kleindeutschen Erbkaiserthums zeigen, die auf seine Ausstoßung aus Deutschland und seine Zertrümmerung speculirte: dann hätte er nur Gleiches mit Gleichem vergolten. Hoffen wir jedoch, daß das Kaiserhaus hochherziger und deutscher denkt, als seine kleinlichen Neider und Widersacher, und daß es im Glück die alte Mäßigung bewähren wird, wie es jetzt im Unglück seine alte unerschütterliche Standhaftigkeit und seinen unerschrockenen Heldenmuth zeigt.

Wenden wir unsere Blicke nach diesen deutschen Betrachtungen dem großen Kampfe an den Ufern der Donau selbst zu, so können wir in dem, was sich heute in Ungarn begibt, die strafende Hand der göttlichen Nemesis nicht verkennen, die dort einen jener abrechnenden Gerichtstage über die aufgehäuften Sünden hält, für Fürsten und Völker gleich warnungsvoll und lehrreich.

Was könnte Ungarn, dieß von Gott mit allen Gaben so überreich gesegnete Land seyn, wie blühend, wie glücklich! und in welchem Zustande befindet es sich gegenwärtig! Und wer ist frei von Schuld bei dieser furchtbaren Heimsuchung?

Hat sich ja doch auch hier in den Pestdünsten der Neuzeit ein junges Ungarn gebildet, das sehr verschieden von dem alten, in allen Tugenden mit unserem jungen Deutschland, mit dem jungen Italien und dem jungen Israel wetteifert, nur daß die äußern Verhältnisse hier durch die Geschichte, den Stammcharakter und die Natur des Landes vielfach ganz andere sind, und die seltsamsten Widersprüche und Gegensätze darbieten.

Alte Institutionen und einheimische Herkommen einer feudalen Vorzeit, die sie verrotten und vermodern ließen, und dabei die modernste Freiheitsschwindelei des Auslandes, utopische Gleichheits-Theorien, zügellose Ueberstürzung, toller, selbstmörderischer Umsturz.

Eine Wildheit, eine Unwissenheit, eine Indolenz, wie sie sich nur in uncultivirten Ländern asiatischer Barbarei findet, und dicht neben an die Sittenverderbniß der Ueberbildung, jede Unzucht, jedes Laster von London und Paris.

Kolossale Bisitzungen und Reichthümer, kolossale Verschwendung, kolossale Schulden, und kein selbstständiger tüchtiger Bauernstand.

Großstädtischer Luxus, Genüsse aller Art, und keine Straßen, keine Wege, keine Brücken, mangelhafte Justiz, schlechte Polizei, ein verwahrlostes Volk ohne Erziehung, keine Sicherheit in Handel und Wandel.

Ein ritterlicher stolzer Sinn, und dabei Edelmann, Bürger und Bauer in den Händen der Juden und Advokaten.

Millionäre, die der socialen Propaganda das Wort reden; Adeliche, die die Grundpfeiler der Monarchie untergraben und der rothen Republik die Wege bereiten.

Liberale, die maßlos gegen die Regierung eifern, und das Volk in ihrem Kreis verkommen lassen, es drücken und aussaugen, und ihre Stimme den Juden verkaufen.

Landtage, auf denen nicht die freie Ueberzeugung und Gründe des Rechtes und der Vernunft entscheiden, sondern Intriguen, Bestechungen, Drohungen und Gewaltthaten der rohesten Art.

Eine unheilvolle fanatische Opposition eines blinden Magyarenthums, die mit allen Mitteln dahin strebte, zum gleichen Verderben von Oesterreich und Ungarn, das Land, im Namen der Freiheit der Nationalitäten, in gänzlicher Unabhängigkeit von der Gesammtmonarchie loszureißen, während sie ihrer Seits den mit den Magyaren zusammenwohnenden Nationalitäten das drückendste Joch ihrer Stammesoberhoheit aufbürdete, ihre Rechte und Verfassungen vernichtete, und ihnen eine fremde Sprache mit tyrannischer Strenge aufzwang.

Eine Erziehung, eine Bildung, eine Literatur, die einer leicht entzündbaren Jugend nur zu oft statt Religion, statt Sittlichkeit, statt höherem geistigen Adel, Unglauben und Sittenlosigkeit einimpfte, und die kalte Leere mit einem ungemessenen Stammeshochmuth und einem glühenden, herrschsüchtigen Ehrgeiz, den sie Vaterlandsliebe nannte, auszufüllen suchte.

Daher gar häufig neben dieser übertünchten, weder Geist noch Herz befriedigenden Civilisation, eine Verwilderung der Gemüther, die ihre Freude am Räuberleben, Raufereien, schreckenvollen Abenteuern, an Hazardspielen, am Fluchen, an Mord und Brand hat.

Es gibt ein magyarisches Sprichwort, das jenen Stammeshochmuth in wenig Worten besser als ganze Bogen charakterisirt und ein helles Licht auf die unselige Saat des Hasses wirft, die er in seiner Blindheit zwischen den verschiedenen Na-

tionalitäten ausstreute, es lautet: „Ein Mehlbrei ist keine Speise, ein Schiebkarren kein Wagen und ein Slave kein Mensch!" und doch theilen sich diese Slaven, deren Menschenrechte dieß Sprichwort nicht anerkennt, mit den Magyaren fast zu gleichen Theilen in das Land!

Daß dieser moderne Stammeshochmuth auch verächtlich auf die Deutschen, wie auf schwerfällige, kalte Schwachköpfe einer unedleren Raçe herabsah, haben diese nicht selten erfahren.

Die Unwissenheit und Indolenz, die ihren Gesichtskreis nicht durch gründliche, anstrengende Studien erweitern mag, war hier, wie in Italien, die beste Pflegemutter dieses Nationalitätsdünkels. Allein ungleich verderblicher wirkte er erst in den Herzen der Jugend, als atheistischer Unglaube und radikaler Calvinismus ihn mit ihrem Gifte tränkten, und daraus jenen fanatischen Götzendienst machten, dem Ungarn seine Revolution verdankt. Dem rothen Gotte Arpads wurde die Eintracht der Stämme, das Band mit Oesterreich, die alte Verfassung, die alte Treue, der Frieden und das Glück des Landes in wildem Rausche tollkühn geopfert, und die Leichen, die so viele wüste Schlachtfelder bedecken, sind die Opfer, die ihm das junge Ungarn geschlachtet. Dieser Gott Arpads ist nicht der gemeine Gott der Christen, der Herr aller Völker und Länder, der barmherzige, liebreiche Vater aller armen, sündhaften Menschenkinder; nein, er ist ein stolzer, tollkühner Husaren-Gott des edelsten magyarischen Blutes, der keine andere Sprache, als die Sprache Arpads, die reine magyarische Ursprache spricht, der das Schwert Görgey's führt, die Gedanken Kossuth's denkt, der Briefe von Mazzini, Ledru Rollin und Vogt empfängt, der an dem Blute Lamberg's und Latour's sein Wohlgefallen hatte, und der sich nicht mit dem Kaiser, einem Habsburg-Lothringer, in die Herrschaft des freien und selbstständigen jungen Ungarns theilen kann. Das alte Ungarn aber, das so viele ruhmvolle Schlachten, mit Oesterreich verbunden, gestritten und einst in der Stunde harter Noth begeistert gerufen: Moriamur pro rege nostro Maria Theresia! es sah

mit Schrecken und Kummer die wachsende, und höher und höher schwellende Gefahr; aber es fühlte sich zu schwach und seinen Arm von den Stricken der Revolution zu fest gebunden, um dem Strome des Verderbens, der so furchtbar über das Vaterland hereinbrach, entgegen zu treten, und die zügellose Jugend, die sich in dem Taumelkelche des neuen Babels berauscht hatte, zurückzuhalten.

Wie bei uns und anderwärts, so ist es eben auch hier die religiöse, die moralische, die politische und vielfach auch die ökonomische Verkommenheit, welche die ungarische Revolution ausgebrütet. Der Nationalismus leistete ihr als Wahlspruch dabei gute Dienste, um die unwissende Masse für ihre weiter gehenden Zwecke zu gewinnen.

An der Spitze derer, die das rothe Feuer schürten, das mit so vielen Tausenden von blutigen Opfern den Wohlstand und das Glück des unglücklichen Landes auf Jahre hin verschlungen, stand ein zahlloses Heer rabulistischer Advokaten, wühlerischer Schreiber, Beamten und Literaten, verdorbener Edelleute, zuchtloser Geistlichen, die mit ihrem Glauben und ihrer Sittlichkeit Schiffbruch gelitten, und speculirender Juden, die für Ungarn, wie für Polen eine so große Landplage sind.

Es waren ungläubige Katholiken, radikale Calviner, und der Abschaum des christenfeindlichen Judenthums, die sich bei diesem Werke brüderlich die Hand reichten. Sie wußten die verschiedensten Elemente unter die Fahne des Aufruhrs zu vereinigen.

Den Einen machten sie glauben: es gelte die Wahrung der alten Verfassung, der alten Freiheit und der alten Ehre Ungarns gegen die usurpatorischen Eingriffe fremder Tyrannei, die dieß Alles mit Umsturz bedrohe; die Anderen dagegen lockten sie unter ihre Fahne, indem sie ihre Begierlichkeiten und schlechten Leidenschaften durch die Aussicht einer Republik aufstachelten, die ihrem Ehrgeiz, ihrer Habgier und allen ihren Lüsten und Liederlichkeiten freien Spielraum gewähren würde. Die Güter der Kirche und des reicheren Adels

wirkten, wie in der ersten französischen Revolution, auch hier als sichere Siegesbeute.

So ließ sich der rohe, unwissende und vielfach demoralisirte Kleinadel von den schlauen Betrügern zum Werkzeug seines eigenen Verderbens machen. Der hohe Adel war ohnehin durch das sittenlose Wiener Leben in vielen seiner Glieder moralisch und ökonomisch ruinirt, und theilweise dem Volke zu fremd, um Widerstand leisten zu können. Die katholische Geistlichkeit hatte sich ebenfalls in nicht wenigen ihrer Glieder dem allgemeinen Verderben nicht zu entziehen vermocht; das kirchliche Leben, der religiöse Sinn, war in den starren Banden des josephinischen Polizeistaates und seiner grundschlechten Erziehung und durch die geistige Indolenz der Gläubigen nur zu sehr gelähmt und erstorben; während die Protestanten, der vollsten Freiheit von Seiten des Staates genießend, mit verdoppelter Thätigkeit dem politischen Radikalismus vorarbeiteten.

Auch jene Eigenschaft des magyarischen Charakters, daß er leicht entflammbar und uneigennütziger Begeisterung fähig, kein Opfer, keine Gefahr, keine Uebermacht scheuend, sich mit blindem Vertrauen und ritterlichem Muthe in den Kampf und Tod stürzt, auch diese hochherzige, feurige Ritterlichkeit wurde von den Hetzmeistern und Schürern des Brandes nur zu wohl benutzt, indem sie den Arglosen die hellklingenden Worte: Vaterland! Freiheit! Unabhängigkeit! zuriefen. So wurde namentlich die enthusiastische Jugend gewonnen.

Die aber, welche, kälterer Ueberlegung, noch an dem Aberglauben der alten Religion, an den Vorurtheilen der alten Treue und der Heiligkeit des Eides festhielten und in ihrem Gewissen Bedenklichkeiten hegten, wurden damit beschwichtigt, daß Kaiser Ferdinand, ihr rechtmäßiger König, durch eine Hof- und Militärrevolution gewaltsam seines Thrones entsetzt sei, und der neue Kaiser durch die octroyirte Verfassung die alte Landesverfassung und sein eigenes Recht vernichtet habe, und mithin der Kampf in Wahrheit gegen die Revolution, für den König und das alte Recht geführt werde. Jene verderblichen,

das Grundgesetz der österreichischen Monarchie, die untheilbare Integrität der Erbstaaten, verletzenden Concessionen, die sie dem betäubten Kaiser Ferdinand und seinen Ministern in den Schreckenstagen des revolutionären Hochwassers abgenöthigt, gaben diesen Reden einen gesetzlichen Schein, und so sind unbezweifelt Tausende nnd Tausende in den Kampf gezogen, in der Meinung, er gelte für das gute Recht und das Glück Ungarns, für seine alte Verfassung, seine innere Freiheit, seinen rechtmäßigen König!

Von dieser Ueberzeugung erfüllt, ließen sie sich selbst da nicht in ihrem entflammten Feuergeist zurückschrecken, als ihr Kaiser das Bündniß mit Rußland geschlossen, und die Führer des Aufstandes in ihrem tollkühnen Wahnsinne ihr unglückliches Volk und Land dem vernichtenden Kampfe mit zwei Kaiserreichen aussetzten. Es war dieß ein Hazardspiel, wie ein anderes, wodurch manch einer von ihnen unter gotteslästerlichen Flüchen in rasender Leidenschaft Hab und Gut verspielt hatte. Die einen glaubten wohl, nicht zurücktreten zu können, weil Schmach und Tod ihrer warte; den andern schien der Nationalstolz zu fordern, das Aeußerste zu wagen und um keinen Preis nachzugeben.

Hätte übrigens noch etwas gefehlt, das Feuer in vollsten Flammen auflodern zu machen, so erschienen die polnischen Abenteurer, um dem Magyarenthum diesen Dienst zu leisten; jene ungesühnten Rachefurien der Revolution, die die Brandfackeln der Hölle in alle von Bürgerkrieg zerrissene Länder schleudern, und Fürsten und Völker mit ihren giftigen Schlangenruthen geißeln.

Die ungarischen Revolutionäre und Demokraten bewiesen in ihrem Parteiwahnsinn hiebei eben so wenig wahre Vaterlandsliebe, wie unsere deutschen. Um Ungarn von Oesterreich loszureißen, unter dessen mildem Scepter es glücklich gewesen, und mit dem verbunden es der herrlichsten Zukunft entgegen gehen konnte, haben sie sein Geschick in die Hände fremder Abenteurer gegeben, die bei seinem Unglücke nichts verlieren, und nur ihre fremden Interessen im Auge haben. So machten

diese Polen nicht nur den unseligen Bürgerkrieg verheerender und mörderischer, weil sie nichts zu schonen hatten; sie gaben auch Rußland die wohlbegründetste Veranlassung zu seiner Intervention, deren Bajonette Ungarn niederwerfen und deren Truppen Ungarn zu erhalten hat. Also auch hier wieder der maßlose Wahnsinn der Revolution der beste Förderer russischer Machtausbreitung und der rücksichtsloseste Zerfleischer des eigenen Mutterschooßes!

Wie Ungarn, so hat auch Sachsen, Baden und die Pfalz, und nicht minder Italien die Hülfe dieser fremden Abenteurer hart büßen müssen; nachdem sie die Länder in das tiefste Unglück gestürzt, haben sie ihre Cigarren an den brennenden Trümmern angezündet, und sind, theilweise mit schmählicher Beute beladen, auf den Eisenbahnen davongefahren! Und dennoch hat der Schaden die Verblendeten nicht belehrt. Nachdem der polnische Traum zerronnen, sollten jene fanatisirten magyarischen Reiterhorden dem gebildeten Europa die demokratische Freiheit bringen, die es auf jede Weise in den beiden letzten Jahren geschändet hat.

Wie aber hat dieß kossuthsche Magyarenthum, dieser wilde Freiheitsgott Arpads, mit seinen mordlustigen Reitern, die uns die Glückseligkeiten des rothen Evangeliums bringen sollten, gehaust, dort, wo diese Beglücker der Menschheit erschienen! Hören wir eine Klagestimme eines deutschen Bruderstammes aus dem kürzlich noch so blühenden und friedlichen sächsischen Siebenbürgen; Briefe voll des tiefsten Schmerzes über die entsetzlichen Gräuel der Verheerung lassen sich aus Kronstadt im Beginne des verflossenen Monats August also vernehmen:

„Zwischen unsern freundlichen Bergen ertönt die Kriegstrompete, und auf den goldenen Erndtefeldern mäht die Sense des Todes. Nirgends ist ein Plätzchen zu finden, wo nicht Blut geflossen wäre; überall ein Häuflein aufgewühlter Erde, die das Grabmal eines Gefallenen bezeichnet. Die Ruinen der stolzen Burgen, die unsere Väter vor grauen Jahren „„zum Schutz des Landes““ auf die höchsten Zinnen der Berge ge-

baut hatten, blicken mitleidig von den Höhen herunter in das blutgetränkte Thal, gleich als wollten sie uns um die Ursache solch fürchterlichen Blutvergießens und solch schauderhafter Gräuelscenen fragen, die vor kurzem auf unsern Feldern, in unsern Städten und Dörfern stattfanden. Und mit Recht können sie fragen! Denn sie sahen schon manchen Krieg vorüberziehen, aber keiner war so blutig, als dieser. Vor Jahrhunderten zogen die Türken und Tartaren verheerend, mordend und plündernd durch das Land; wo sie hinkamen, war Tod und Verderben an der Tagesordnung; aber auch im neunzehnten Jahrhundert hat es an solchen Auftritten nicht gefehlt. Unsere niedergebrannten Städte und Dörfer, unsere geschändeten Altäre und unsere erbarmungslos hingeschlachteten Greise und Kinder sind schreiende Zeugnisse des modernen Vandalismus."

„Besonders trostlos und beklagenswerth ist das Schicksal unserer Schwesterstadt Hermannstadt. Nicht nur schlug nach dem 11. März das magyarische Stand- und Blutgericht seinen Wohnsitz in ihren Mauern auf, sondern es kamen auch in dem Augenblicke, als der wilde Rakotzi innerhalb der Thore der alten Sachsenstadt ertönte, Plünderung, Erpressung und Brandsteuern, so wie Leistungen aller Art an die Tagesordnung. Schonungslos plünderte der fanatisirte Szekler, besonders in den Wohnungen der Flüchtlinge, und was er nicht fortschleppen konnte, wurde nachgerade amtlich unter Sperre gelegt. Bem legte der Stadt eine Brandsteuer von einer Million Gulden auf, doch es konnte nicht mehr als eine halbe Million aufgebracht werden. Die Lieferungen an Tuch und andern zur Ausrüstung einzelner Truppenabtheilungen erforderlichen Gegenstände betragen mehr als 200,000 Gulden. Außerdem machte die ungarische Kriegskasse von der bedrängten Stadt eine Anleihe von mehr als 25,000 Gulden, die nicht zurückgezahlt wurden. Die Brandsteuern mußten in Gold und Silber ausgezahlt werden; es wurde uns die Pflicht auferlegt, wöchentlich eine gewisse Summe ungarischen Papiergeldes mit Silber und österreichischen Noten auszuwechseln, und wenn der

Einzelne irgend eine Zahlung erhielt, so bestand diese größtentheils in Fünfzigern und Hunderten, gegen welche er österreichisches Geld zurückgeben mußte. So wurde das ganze Sachsenland systematisch mit Kossuthnoten überschwemmt. Der zu Grunde gerichtete Bürger wurde nur mit hohen Kossuthzetteln bezahlt. Zu all diesem kamen noch die Schmähungen und ehrenrührigen Reden, denen der einzelne, so wie die ganze Nation ausgesetzt war. Ohne es vielleicht selbst zu glauben, nur um einer gemeinen Leidenschaft Luft zu machen, beschuldigte z. B. der Commissär Lad. Csanyi die Sachsen in Proclamationen und Verordnungen, diese hätten die Walachen im October vorigen Jahres zur Ermordung der ungarischen Edelleute aufgewiegelt, eine boshafte Lüge, die ihres Gleichen sucht! Beim Herannahen der Russen mußten täglich an zweihundert Wägen in Bereitschaft stehen, und beim Abzug der Insurgenten aus der Stadt wurden alle werthvollen Gegenstände, alle Wäsche, sogar Lichtscheeren, ferner Wein, Branntwein, alle Frucht u. dgl. auf gewaltsam von den Dörfern requirirten Wägen fortgeschleppt. Die Stadt selbst entging ihrem Schicksal — die Insurgenten hatten mit Mord und Brand gedroht — nur durch die Menschlichkeit ihres damaligen ungarischen Commandanten. Die Russen rückten endlich am 21. Juli unter dem Jubel der Bevölkerung in die hartbedrängte Stadt."

Alle Geister der Hölle hat diese Revolution über ihr eigenes Vaterland in frevelhaftem Muthwillen losgelassen. Eben jener Stammeshochmuth und jener Stammeshaß, dessen sie sich bediente, war es, der ihre Zügellosigkeit mit unmenschlicher Grausamkeit erfüllte. Die Gräuel aber und die Verwüstungen, welche die Fanatisirten in ihrer Raserei verübten, riefen wieder eine furchtbare Rache unter diesen halbwilden oder verwilderten Stämmen hervor; also daß stets ein Gräuel den andern überbot. Nur ein Beispiel hievon. Ein kaiserlicher Offizier beschreibt ein solches Rachegericht, das vier Regimenter auf einer jener Stätten, die das entzügelte Magyarenthum mit blutigen Unthaten befleckt, an seinen Honveds, den unglücklichen

Opfern der Hetzer und Verführer, abhielt. Sein Brief vom Monat Juni aus den Römerschanzen macht seinen Freunden folgende Schilderung von dieser traurigen Wüste, wo der demokratische Gott Arpads die Sense geschwungen:

„Stratimirovich, der nun bei uns ist, vermochte bloß vier Ortschaften von den dreizehn dieses Tschaikisten-Distrikts vor der magyarischen Wuth zu retten. Die neun verwüsteten Dörfer sehen wir fast täglich, da wir immer in dieser Gegend lagern; und wie ich gewöhnlich alle Berichte für übertrieben hielt, so fand ich selbe dießmal doch unter der Wahrheit. Es ist unglaublich, daß der Mensch so sehr ausarten konnte! Pompeji ist trotz der Verschüttung in einem wohlerhalteneren Zustande, als: St. Ivan, Gatsch, Temerin, St. Thomas ꝛc. Es steht kein Dach, keine Mauer, keine Meubles, keine Fenster, kein Ofen und keine Kirchen! In einer fanden wir außer den gemeinsten Inschriften — ein Kind hängen, und neben diesem armen Wesen einen gleichfalls gehängten Hund. Die meisten Brunnen voller Leichen, so daß wir erst einen suchen mußten, der bei dieser großen Hitze uns ein Bischen zu laben vermochte. Und dabei welch schönes, üppiges Land! In einem Dörfchen begegneten wir nur drei magern Hunden, und selbst diese verkrochen sich ganz scheu beim Anblick von Menschen, als ob sie uns zeigen wollten, wie wenig Achtung diese verdienten. In St. Ivan sahen wir nur eine einzelne weiße Taube, die von einem verbrannten Baume zum andern flog. Anders konnten wir ihr nicht unser Mitleid und unsere Sympathie erweisen, als daß wir ihr allenthalben Hafer streuten, damit sie vielleicht noch bessere Tage erlebe! Mag es wahr seyn, daß die Serben und Raizen mit diesen Grausamkeiten begonnen, doch vervollkommnet haben die Magyaren diesen scheußlichen Gedanken bis zur unerhörten Stufe."

Und nach diesen wildgrausamen Länderverwüstern blickte das von der Revolution beherrschte Wien, nachdem es seinen gütigen Kaiser zur Flucht genöthigt, im Herbst 1848 mit sehnsuchtsvollen Blicken von dem hohen Stephansthurme! Von

Stunde zu Stunde hoffte es auf ihr Erscheinen! Ja es ließ sich belagern, bombardiren und erstürmen, um diesen Rettern und Befreiern so lange wie möglich seine Thore offen zu halten!

Hätte damals nicht das von Radetzky's Heldengeist und dem Vorbild der Tapferen in Italien erfüllte Heer die Fahne alter Treue und alter Ehre unter seinem hochherzigen, entschlossenen Führer Windisch-Grätz hoch emporgehalten; hätte nicht der ritterliche Ban Jellachich mit seinen Kroaten sich für das gute alte Recht seines Volkes und das Heil des Kaiserreiches, für ein großes, einiges, freies Oesterreich, gegen die wilden Umsturzgelüste moderner Barbarei und Sittenverderbniß erhoben; hätte nicht der gesunde Kern der Bevölkerung der österreichischen Provinzen auf Seite des Heeres stehend, in alter Liebe und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, mit Abscheu den Verlockungen der Hauptstadt und der eigenen verdorbenen Städte widerstanden; wären vielmehr die Hoffnungen derer, die damals so sehnsuchtsvoll von St. Stephan nach den Bergen jenseits der Leitha blickten, in Erfüllung gegangen; wären die magyarischen Reiterhorden und Sensenmännerschaaren, nach Lambergs und Latours Tod, über die Trümmer der Monarchie triumphirend in die Kaiserstadt eingezogen und mit ihnen die rothe Anarchie: wahrlich das heutige unglückliche Schicksal Ungarns wäre in weiten Kreisen auch das unsere geworden! An gar manchem Orte in Oesterreich, in Deutschland, in Europa, wo nun blühende Städte und Dörfer stehen, würde alsdann vielleicht, wie in den Römerschanzen, eine einsame Taube von von einem verbrannten Baum zum andern fliegen, magere Hunde scheu umherschleichen, und erwürgte Kinder und Greise und die verstümmelten Leichen geschändeter Jungfrauen die wüsten Brandstätten unserer Kirchen bedecken! Riefen uns ja doch noch jüngst, nach allen erfahrenen Niederlagen, die flüchtigen Freischaarenführer in der Schweiz und ihre Gesinnungsgenossen in drohendem Tone zu: wenn Oesterreich unterliege und die

magyarischen Honveds unter Kossuth der Revolution den Sieg in Ungarn erkämpften, also daß auch sie mit dem Racheschwert triumphirend aus der Verbannung heimkehrten: dann sollten die schrecklichsten Gräuel der ersten Revolution wie sanfte Schäfer-Idyllen vor ihren Bluttthaten verschwinden! Daß aber dieses Schicksal die Wiener zuerst betroffen hätte, wo der rothe Wahnsinn noch Monate lang nachher die Soldaten des treuen Heeres meuchlings auf ihren Posten aus seinem Versteck niederschoß, versteht sich von selbst. Zur verödeten Provinzialstadt herabgesunken, würde das geplünderte und gebrandschatzte Wien seine Reichthümer, wie Kronstadt und Hermannstadt, unter der Vermittlung radikaler Juden gegen Kossuthzettel umgetauscht haben!

In jenen Tagen, wo die Allgemeine Zeitung von Augsburg italienische Correspondenzen enthielt, die den Erzherzogen, den Erben der österreichischen Kaiserkrone, auch das letzte Recht, für ihr Land und Volk fechten und sterben zu dürfen, streitig machten und sie, wie Geächtete, aus den Reihen der Kämpfer hinwegwieß, erging auch in Oesterreich ein schweres Gericht über die angehäufte Sündenschuld.

Jenes vormärzliche System, das jeden Geist und jede Begeisterung scheuend, nur mit negativen Mitteln des Abhaltens und Absperrens von einem Tag zum anderen sein Leben gefristet, und sich mit dem Wahlspruch après moi le déluge von heute auf morgen getröstet hatte: es sah mit eignen Augen noch vor Sonnenuntergang das Hereinbrechen der strafenden Sündfluth; der josephinische Polizeistaat, mit seinem leben- und geisttödtenden Mechanismus, seiner hohlen Aufklärung, seinem irreligiösen Indifferentismus, seiner moralischen Fäulniß, seinem engbrüstigen Kirchenregiment, seiner gott- und geistlosen Erziehung, seiner papiernen Allesregiererei und seiner materiellen Genußsucht, er erndtete damals die Früchte, die er seit Menschenaltern ausgesäet. Diese verblendete Jugend, die in der Aula die Kaiserstadt sammt ihren 40,000 Bürgerwehrmännern terrorisirte, war ja aus seinen Schulen

hervorgegangen; jenes gewissenlose Literatengezücht, das in der zügellosen Presse täglich Stadt und Land mit Strömen von Schmutz und Gift überschüttete, und die Monarchie und die ganze gesellschaftliche Ordnung mit dem Untergange bedrohte, es hatte die Früchte von dem Baume seiner Aufklärung genossen; und jenes verführte Volk, das, gemeinschaftlich mit dieser ruchlosen Presse, seinen Kaiser in der Burg mit einem Sturm bedrohte, wenn er nicht in die verderblichen Forderungen der ungarischen Umsturzpartei einwillige, und die letzten Bande, die Oesterreich und Ungarn verknüpften, das Kriegswesen und die Finanzen gleichfalls zerreiße, es war ja unter den Augen seiner Polizei und seiner Beamten, unter seinem Kirchen- und Schulregiment und im Schatten seiner Censur aufgewachsen. Und was hatte es dem Sturme entgegenzusetzen? etwa für ihr Vaterland und ihren Kaiser begeisterte Staatsmänner, die, wie sie früher Alles allein gemacht und das Kleinste zu Buch gebracht, nun auch ihre Brust dem Feinde darboten? — O nein! charakterlose, zitternde Schreiber und furchtbleiche stotternde Bureaukraten, die alles Selbstdenkens und aller männlichen Selbstthätigkeit entwöhnt, nur ihre Schreibstuben und ihre Acten, nicht aber das Leben und das Volk kannten, und die jetzt, in der Stunde der Gefahr, vor dem Sturme, den sie selbst sowohl in Ungarn wie in Oesterreich durch ihr Thun wie durch ihr Lassen heraufbeschwören helfen, rathlos und feige entflohen, sich scheu in die Mauslöcher verkrochen, oder die Heiligkeit ihrer Pflicht und die Treue gegen ihren Kaiser verrathend, sich selbst an die Spitze des Aufruhrs stellten.

Was diese Oberen in ihrem gottvergessenen Hochmuthe, und die Untergebenen in ihrer Indolenz und zuchtlosen Genußgier gesündigt, das muß nun das Blut tapferer Soldaten wieder austilgen!

Dieser Zusammenhang von Schuld und Strafe zeigt uns auch die hier folgende Schilderung ungarischer Zustände aus einer ungarischen Feder.

Da indessen die deutsche Sprache nicht die Muttersprache ihres Verfassers ist und er sie nicht zu schreiben pflegt: so rührt Form und Ausdruck an manchen Stellen von mir her. Und da er auch Manches als bekannt voraussetzt, so habe ich mir hie und da in minder wesentlichen Dingen zum besseren Verständniß eine Ergänzung erlaubt, wofür ich bereitwillig einstehe, während die große Masse der Thatsachen, die dieser Darstellung zu Grunde liegen, seiner Bürgschaft anheimfallen. Sollte ich an einigen Stellen, wo seine Sprache dunkler ist, den Sinn nicht errathen haben, so bin ich zu jeder Berichtigung gern bereit. Daß aber seine brieflichen Mittheilungen schon im Februar dieses Jahres niedergeschrieben wurden, was ich die Leser zu beachten bitte, das benimmt ihnen nichts von ihrer Bedeutung, da sie sich ja nicht mit den wechselnden Empfindungen, den Leidenschaften und Ereignissen des Augenblicks, sondern mit den inneren, bleibenden Gründen und Zuständen beschäftigen, wie denn die seither verflossenen Monate ihre Wahrheit in der That vielfach bewährt haben. Er möge nun selbst reden und die Leser urtheilen.

Adelholzen, Sonntag 19. August 1849. G. Görres.

Nachschrift.

Die obigen Gedanken waren bereits niedergeschrieben, da langen die neuen frohen Botschaften aus Ungarn an. Das Loos ist also gefallen! Der Stern Oesterreichs hat gesiegt! Gott hat der Treue und Tapferkeit des Heeres seinen Beistand geliehen und dem gezüchtigten Europa eine neue Frist gewährt, seinen Frieden mit dem Himmel zu schließen und alte Schulden zu sühnen.

Der genialste Feldherr dieses unheilvollen Aufstandes, der tapfere Görgey, hat, nachdem in Folge einer Reihe verlorener Schlachten unter den Insurgenten mit der Verzweiflung die vollste Demoralisation eingerissen, und nachdem ihm selbst jeder Ausgang versperrt war, mit dem Kern der Truppen auf Gnade und Ungnade die Waffen gestreckt; Arad hat seine Thore geöffnet; Comorn ist im Begriff, zu kapituliren.

„Die österreichische Armee jubelt", so schreibt ihr siegreicher Oberfeldherr von Temeswar, 18. August, „daß sie es ist, welche den Feind in sechs Schlachten bis zur Vernichtung besiegt, und nun auch die Unterwerfung des Görgey'schen Corps und der Festung Arad entschieden hat. — Das blutige Drama", so schreibt er weiter, „ist zu Ende, und es mag als eine glückliche Vorbedeutung gelten, daß eben heute, am Geburtsfeste unseres allergnädigsten Monarchen, die Gewißheit hievon und die Verheißung des Friedens verkündet werden kann."

Ob Görgey und die Seinen, indem sie sich lieber einem russischen als einem österreichischen Feldherren ergaben, sich hiebei von einem letzten Gefühle von Groll und Trotz leiten ließen, ob sie eine verderbliche Eifersucht nähren wollten, oder ob sie bloß hofften, als Kriegsgefangene, durch die Fürsprache Rußlands, mildere Nachsicht für ihre schwere Schuld zu finden, das wissen wir nicht. Allein das wissen wir, daß gerade hierin wieder eine bittere, aber wohlverdiente Ironie der göttlichen Nemesis sich kund gibt, daß die, welche die polnischen Abenteurer für ihre ungerechte Revolution zu Hülfe gerufen, jetzt ihre Waffen auf Gnade und Ungnade vor einem russischen Feldherrn strecken, also daß dieser dem Autokraten das stolze Wort zusendet: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer Majestät!"

Das Schwert hat seine Schuldigkeit gethan, und nun beginnt das weit schwierigere Werk der Staatsmänner, die die Quellen des Uebels schließen und seine Wunden heilen sollen!

Wir dürfen mit Zuversicht hoffen, daß sie dabei keine größere Strenge üben werden, als das Heil und der Frieden des unglücklichen Landes unumgänglich fordert.

Sie werden aus Ungarn kein Irland und kein Polen machen, keine stets offene Wunde des Kaiserreichs.

Eben so wenig werden sie durch eine falsche Milde die größte Grausamkeit gegen das unglückliche Land begehen, wenn das Verbrechen neue Hoffnung schöpft. Die schuldigsten und schädlichsten Verführer werden ihre gerechte Strafe finden.

Sie werden nicht dulden, daß das Magyarenthum den andern Nationalitäten sein calvinisches Joch auflegt; sie werden aber auch die Rechte und die innere Freiheit der Magyaren, der katholischen wie der calvinischen, achten.

Der alte, wüste, verrottete Schutt wird so wenig Schonung vor ihren Augen finden, als die neue Verderbniß.

Ein gewaltthätiges Faustrecht darf den Frieden und den Gesetzen nicht länger Hohn sprechen. Dem rabulistischen, wühlerischen Unfug der Advokaten, der das Land moralisch und ökonomisch ruinirt, dem gleich verderblichen Wucher und der Branntweinpest, die von den Juden ausgehen, muß Einhalt geschehen, soll eine bessere Zukunft erstehen.

Schutz des Bürgerstandes, Bildung eines tüchtigen Bauernstandes, eine unparteiische Justiz, Sicherheit in Handel und Wandel darf das Land von ihnen erwarten.

Allein alle Gesetze, alle Verfassungsformen sind eitel und ohnmächtig, erhalten die Grundpfeiler aller staatlichen und menschlichen Ordnung, Religion und Sittlichkeit, nicht ihre verlorene Kraft über die verwilderten Gemüther wieder. Erstarrt das Leben der Kirche fürder in den Banden des Polizeistaates, wird die Erziehung der Jugend keine andere: dann wird Europa nach nicht vielen Jahren die Wiederkehr eines neuen Sturmes erleben, der keinen Stein auf dem andern läßt.

Doch alle Verordnungen, alle Maßregeln der Fürsten und Regierungen, auch die besten, sind vergeblich, wenn die Völker sich nicht selbst aus ihrer sittlichen Verderbniß erheben und mithelfen; wenn nicht Jeder an seiner Stelle seine Pflicht zur Erringung einer besseren Zukunft erfüllt, und eben so seine Schuldigkeit thut, wie es die Tapferen gethan, die auf den Schlachtfeldern von Italien und Ungarn geblutet.

Was nun aber die Uebel betrifft, die zunächst auf Ungarn lasten und seine Revolution herbeigeführt, darüber werden unsere Leser, wie gesagt, manchen Aufschluß in den folgenden Schilderungen finden.

München, den 30. August 1849.

I.

Das moderne Magyarenthum, die Nationalitäten und Confessionen in Ungarn.

Mitten zwischen Deutschen, Slovaken, Raizen, Croaten, Ruthenen, Wenden, Bulgaren, Montenegrinern und Walachen, theils von ihnen umschlossen, theils unter sie zerstreut, wohnt der magyarische Stamm. Alle diese Völker sind in Sitten, Sprache, Nahrung, Denk- und Lebensweise, und größtentheils auch in der Religion von dem eigentlichen Ungarn, dem Magyaren, unterschieden, und lehnen sich in allen diesen Beziehungen mehr oder minder an ihre Stammbrüder an. Hiezu kommen endlich noch 5000 Franzosen, 4530 Griechen, 2150 Clementiner oder Albaneser, 300,000 Juden und 40,000 Zigeuner!

Bei so vielfach gemischten und sich durchkreuzenden Nationalitäten ist der Zusammenhalt des Ganzen allerdings die schwierigste Aufgabe. Das natürliche Bindemittel, was Jahrhunderte lang vorgehalten, war bisher ihre Aristokratie gewesen. Allein statt diese von Innen heraus moralisch zu verjüngen und den Forderungen der Gegenwart anzupassen, wußten unsere, in französischer Schule aufgewachsenen Revolutionsmänner nichts Anderes, als sie verfallen zu lassen und zu zerstören, und statt ihrer die Oberherrlichkeit der magyarischen Nationalität, unter der Form eines centralisirten modernen Repräsentativstaates nach französischem Muster, zur Grundlage ihres Neubaues zu machen. Ein selbstmörderischer Wahnsinn unausführbarer Theorien, die an der Wirklichkeit der Dinge nach unheilvollen Erfahrungen scheitern müssen.

Steht ja doch diese magyarische Nationalität mit ihren fünf Millionen als eine Minorität der Majorität fremder Nationalitäten in der Gesammtbevölkerung von mindestens zwölf Millionen gegenüber. Hält ihr ja, abgesehen von dem deutschen Elemente und seinem moralischen Uebergewicht, die Gesammtmasse der einzelnen slavischen Elemente ein ge-

waltiges Gegengewicht. Höchstens kann das Magyarenthum auf eine relative Majorität Anspruch machen. Und wie wollen die Führer diese Stammoberherrlichkeit in einer Zeit durchsetzen, die für die Religion, die Sprache, die Sitte, die innern Angelegenheiten aller Nationalitäten so gebieterisch die Gleichberechtigung verlangt; sie, die der österreichischen Gesammtmonarchie gegenüber diese innere Freiheit und Unabhängigkeit für die eigene Nationalität gerade im aller ausgedehntesten Sinne, bis zur völligen Trennung und bloßen Personalunion, stets gefordert haben! Das ist indessen nur die eine, die äußere Seite dieser Frage; unter dieser Oberfläche birgt sich aber noch eine andere.

Wie überhaupt in den Bewegungen unserer Zeit, so liegen die geheimen Triebfedern dieses sonst unerklärlichen Wahnsinnes minder in dem politischen als in dem religiösen Gebiete. Und da gereicht es dem ungarischen Calvinismus und dessen blinden Handlangern zur unauslöschlichen Schande, daß die heidnischen Magyaren, weit entfernt den unterjochten Völkerschaften ihre Sprache aufzuzwingen, sie vielmehr in deren Häuptlingen ehrten, die sie in die Reihen ihrer Aristokratie aufnahmen und alle Rechte mit ihnen theilten; während dagegen die Majoritätstyrannei des modernen Repräsentativsystems ihnen ihre alte Freiheit nimmt und sie dafür mit einem leeren, lügenhaften Schein abspeist. Statt, vom Stammesehrgeiz verblendet, nach einer despotischen Hegemonie und uniformen Centralisation zu streben, die nur zum eigenen Verderben ausschlagen kann, begnügten sich die Gesetzgeber dieser Vorzeit mit der Liebe der verschiedenen Völker zu dem gemeinsamen Vaterlande, das sie bewohnten, Jedem seine Weise und seine Sitte lassend.

Dieses Band wurde noch fester durch den ersten König geschlungen, der die Magyaren zu Religionsgenossen der Eroberten machte und, als habe er das Unheil einer gewaltsamen Uniformirung geahnt, seinem Sohne die mahnende Lehre gab: „Den Edelmann zu ehren und die Nationalitäten zu schonen“, nicht aber ihnen das Joch einer tyran-

nischen Hegemonie und Centralisation des Magyarenthums aufzuerlegen: „In hospitibus et adventitiis viris tanta est utilitas, ut digne sexto Regalis dignitatis loco possint haberi. — Nam unius linguae uniusque moris regnum imbecille et fragile est.“ (S. Steph. Dec. lib. I. cap. 6.)

Lange wurde diese weise Mahnung der Vorzeit in Ehren gehalten, manche Jahrhunderte sind verflossen, seit die vielen Nationalitäten friedlich beisammen wohnen; erst unseren Tagen war es vorbehalten, den seidenen Faden zu zerreißen, der den Frieden wahrte und die Geister der Hölle bannte.

Der unselige Fanatismus einer Nationalitäts-Eitelkeit, welche die Sprache und Sitte der fremden Stämme mit feindlichem Hasse verachtet und zu vertilgen strebt, hat die Lehren des vorschauenden Königs in den Wind geschlagen. Zerreißung des Bandes, das Ungarn mit der österreichischen Gesammtmonarchie verbindet einerseits, und unbedingte Unterwerfung aller das Land mit bewohnenden Stämme unter das Magyarenthum andererseits, war das Ziel, dem dieser Fanatismus der Umsturzpartei entgegenstrebte, und zu dessen Erreichung er alle Mittel, auch die schlechtesten und gewissenlosesten, welche ihm nur immer die revolutionäre Strömung der Zeit darbot, leider mit zu gutem Erfolg anwendete.

Und so ist es denn gekommen, daß nach neunhundert Jahren friedlichem Zusammenlebens der König sich zum erstenmal bemüßigt sah, im Sinne jener alten Mahnung den vorgefundenen Haß der bedrückten und mit Untergang bedrohten Nationalitäten zu hellen Flammen anzufachen, und zur Rettung seines Thrones und der Integrität der Gesammtmonarchie auszubeuten, wie dieses das Memorandum des Episcopates (28. November 1848) nur zu grell darstellte. Denn wären die zum Theil militärisch organisirten Raizen (Serben), Croaten und Walachen nicht mit allem Kriegsbedarf unterstützt worden, die revolutionäre Mißregierung hätte die einzelnen Aufstände der so vielfach Verletzten und Gedrückten für dießmal despotisch niedergestampft; dann aber wäre ohne Zweifel, nach

Besetzung der Moldau und Walachei, auch eine russische Occupation erfolgt *).

Jetzt, nachdem das im März 1848 theils offen verhöhnte, theils unter gleißnerischen Loyalitäts-Versicherungen entwürdigte Königthum die nöthigen Kräfte gesammelt, ergeht Schwertes Recht, und die Führer der Revolution sind demselben Gesetze der Gewaltthätigkeit verfallen, das die Aufwiegler in ihrem blinden Uebermuthe damals selbst aufgestellt, als sie sich in den Landtagssälen zur Vernichtung Andersdenkender mit Dolchen und Terzerolen bewaffneten.

Und all dieser schroffe Nationalismus, der mit seiner enthusiastischen Vaterlandsliebe prahlt, war für schärfer blickende Beobachter in seinem tiefsten Grunde doch nur eine religiös-politische Revolution, eine neue Auflage jener aus dem siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderte, unter der Anführung von Bethlen, Bocskay, Wesselényi und Anderer.

Es handelt sich letzter Hand nicht um Magyarenthum, um Slaventhum oder Germanenthum, nicht um die Oberherrschaft dieses oder jenes Stammes, wie sehr es auch äußerlich den Anschein haben mag, und wie sehr die schlauen Führer das arglose, übelunterrichtete Volk getäuscht haben, sondern es gilt ein neues *va banque* der ganzen christlichen Staats- und Lebensordnung, und zunächst der katholischen Kirche, der katholischen Dynastie und allen ihren Stützen.

Gehen wir auf die jüngste Vergangenheit zur Bewährung dieser Behauptung zurück, und sehen wir, wie sich die Dinge in reißender Schnelligkeit zu einem so unheilvollen Ausgange entwickelten.

Bis zum Jahre 1818 nahm das Land nur wenig Notiz von dem in ihm gährenden Nationalismus. Eine weit

*) Wir bitten den Leser nicht zu vergessen, daß die oben zu Grunde liegenden Mittheilungen im Februar 1849 niedergeschrieben wurden und der Gang der späteren Ereignisse hat die Besorgnisse des Verfassers in der That gerechtfertigt. A. d. R.

größere Bedeutung hatten die verschiedenen Confessionen, deren Unterschied tiefer in das Leben griff, als die Sprachen. Nur erst von da an eiferte der Calviner für Magyarismus, später der lutherische Slave mit seinem Pastor für Panslavismus, der schismatische Illyrier seiner Seits träumte vom großen Illyrien, der schismatische Walache vom romanischen Dacien, der Raize von serbischer Wojewodschaft.

Mit jenem Jahre trat der Magyarismus in sein zweites Stadium. Den nachhaltigen und entscheidenden Impuls dazu gab das von magyarischen Calvinern mit großem Eclat gefeierte Reformationsfest. Sie brüsteten sich damals, den ächten magyarischen Glauben zu besitzen. Obwohl sie den Katholiken derselben Sprache und Abstammung um ein Fünftel an Zahl nachstehen, entwickelten sie dennoch eine zehnfach sie übertreffende Thätigkeit.

Ihr erster Haß aber traf die *Religio dominans*, ein wahrlich leerer Titel, der in den Comitats- und Landtagsverhandlungen geächtet ward. Dann ging's an den katholischen Clerus, den man jener einseitigen, intoleranten nationalen Bewegung abhold wußte, und als Stütze des Thrones haßte. Dasselbe Loos traf natürlich auch die Magnaten, die, mit Ausnahme von zehn Familien, der katholischen Kirche angehören. Der arme Kleinadel sah sich dadurch geschmeichelt, daß die Verhandlungen, statt in dem immer mehr und mehr verhaßten Latein, in seiner Sprache geführt wurden. Bald demoralisirt und von dem Strudel besinnungslos fortgerissen, war er leicht für den Rationalismus gewonnen. Auch in den deutschen und slavischen Städten, die der negative protestantische Zeitgeist und die Intrigue beherrschte, gewann die Bewegung immer weiteren Boden. Besonders waren es die Lutherischen, deren Schulen sich mit Eifer dem auftauchenden Rationalismus hingaben. Von dem an datirt sich die Sympathie für die ungarische Revolution.

Gedrängt von außen durch eine immer heftiger, immer drohender werdende Sprache auf den Landtagen und in der Presse, gelähmt durch die allzuschwache, ziemlich schmeichlerische Nachgiebigkeit der Regierung, zersplittert im Innern durch Priester-Professoren, die dem Zeitgeiste einer falschen Aufklärung fröhnten, bequemten sich seit 1830 bis 1846 auch die katholischen Gymnasien und Akademien (diese theilweise), ohne weitere Rücksicht auf die in ihrer Umgebung herrschende Sprache zu nehmen, zum ausschließlich magyarischen Sprachunterricht.

Mit der Verdrängung der lateinischen Sprache war aber ein Hauptband nicht nur mit der katholischen Kirche, sondern auch mit der katholischen Vergangenheit und der ganzen katholischen Welt zerrissen. Und doch wäre für ein Land, wie Ungarn, das so viele Nationalitäten und Sprachen zählt, gerade die lateinische Sprache als eine solche, die keiner der unter sich so eifersüchtigen Nationalitäten angehört, das natürlichste Bindungsmittel gewesen, wollte man der deutschen Sprache diesen Vorrang nicht zugestehen. Allein der Haß, der das Organ des klassischen Alterthums und des christlichen Mittelalters verdrängte, galt eben einer Seits der katholischen Kirche, anderer Seits sollte die Sprache der fünf Millionen Magyaren den sieben oder zehn Millionen Nichtmagyaren nach und nach aufgezwungen werden. Die magyarische Sprache allen übrigen Sprachen des gebildeten Europas fern stehend, sollte als *lingua dominans*, als Herrin und Gebieterin gelten. Sie sollte als die mächtigste Scheidewand Ungarn von der Kirche und von Oesterreich trennen, und zugleich die Oberherrschaft des Magyarenthums über die übrigen Stämme begründen! Alles in einer Zeit, welche die Gleichberechtigung der Nationalitäten zu ihrem Wahlspruche genommen!

Die Benedictiner, die drohende Gefahr nicht durchschauend, ließen sich leider verleiten, an die Spitze dieser vermeintlichen nationalen Sprachbewegung zu treten. Und als

man sie den vorzüglich magyarischen Orden nannte, folgten mit großem Hallo auch die Piaristen. Und da diese sich weniger religiösen Gehalt bewahrt hatten, so ließen sie sich auf der abgleitenden Bahn zum entschiedensten Radikalismus hinreißen.

Daß das neue Heidenthum, welches diesen Bestrebungen zu Grunde lag, so leicht Boden gewann, zeigt zur Genüge, wie sehr auch bei dem katholischen Kleinadel das religiöse Bewußtseyn gesunken war, wie das Glaubenssalz auch bei den Priestern taub geworden, und die Sinnlichkeit und die Welt Herr geworden über den Geist.

Der gesunde Sinn des Landvolkes allein traf gleich Anfangs den wahren Sinn der unter der Maske des Patriotismus begonnenen Machinationen. Die katholischen Magyaren, noch mehr aber die Croaten und Slaven klagten: „Sie sähen wohl, daß man aus ihnen Calviner machen wolle."

Wie gewöhnlich, so zeigten auch hier die Verräther des eigenen Stammes den meisten Fanatismus. Es waren die deutschen und die slavischen Neu-Magyaren, welche die terrae filios, die Alt-Magyaren, an wüthigem Eifer weit überboten, und nach Renegatenart die haßerfülltesten Proselytenjäger wurden, und ihrer Abstammung sich schämend, zu Hunderten für die Gebühr von 3 fl. C. M. ihren ehrlichen deutschen Namen in das Magyarische übersetzten.

Des Uebels Hauptquelle war und blieb immer der radikale Calvinismus, dem sich die lutherischen und katholischen Honoratioren: Stadtbeamte, Advokaten (wohl über 12,000) und Mediziner anschlossen. Mit Ausnahme des Seelsorgers, der die Matrikel oft in der ihm ganz fremden magyarischen Sprache führen mußte, blieb das Landvolk indessen trotz alledem in Leben und Schule von dieser verderblichen Manie im Ganzen unberührt. Schwereres drohte ihm erst in der Zukunft, wie dieß die Gesetzvorschläge des Landtags von 1847 bezeugen, welche durch die Märztage nur aufgeschoben, nicht

aber aufgegeben wurden; denn die von dem repräsentativen Gaukelspiel bloß scheinbar gewährte Gleichberechtigung war nichts als eine Lüge, welche die Vernichtung der Nationalitäten bemäntelte. Der Adel, gestützt auf die in seiner Hand gebliebene Macht, war zu sehr in allen Künsten der Wahlumtriebe erfahren, als daß er die Wahlen und die Förderung seines Nationalismus aufgegeben hätte. Ich sagte: das Volk wäre im Ganzen von dem Uebel unberührt geblieben; denn nur in beiläufig fünfzig deutsch- oder slavisch ungarischen Pfarreien wurde der Gottesdienst zum gerechten Schmerz der Gläubigen ausschließlich in magyarischer Sprache begangen. Man wollte mit diesem Verfahren die armen Leute, wie man sich ausdrückte, „durch den Hunger nach dem Worte Gottes zum Magyarenthum bekehren." Unkirchliche Deferenz gegen Comitatsbehörden, Indolenz und Gemächlichkeit und die Krankheit des Nationalismus boten hiezu von Seiten zahlreicher, besonders jüngerer Pfarrer und Capläne hilfreiche Hand. Die höheren Würdeträger hielten sich in dieser Frage meist passiv, während der Curat- und Lehrer-Clerus die Verbreitung der magyarischen Sprache gewöhnlich enthusiastisch beförderte.

Was die Kirche aber hiebei hätte gewinnen sollen, und wie man überhaupt Ungarns Katholicismus mit dieser Sorte von einseitigem, blinden, intoleranten, hochmüthigen Nationalismus identifiziren konnte, ist ein Räthsel, das ich mir nicht anders zu erklären weiß, als etwa aus dem wohlgemeinten Bestreben, dadurch den förmlichen Uebertritt zum Protestantismus von Manchen zu verhindern, die der katholischen Kirche der That nach schon lange nicht mehr angehörten, ihr aber lächerlicher Weise doch noch äußerlich beigezählt wurden. Der Erfolg war aber der entgegengesetzte. Die ungarische Sprache wurde vielmehr die Trägerin der revolutionären Ideen, und somit fiel die der Sprache mächtige Jugend ganz den Reihen der Feinde unserer Kirche zu. Politischer Radikalismus und ein oft atheistischer, unsittlicher Geist, wie

er die belletristische Literatur des jungen Magyarenthums beherrschte, vergiftete die arglosen jugendlichen Gemüther.

Anderer Seits aber wurde mit den großen Geldmitteln in den Händen der Geistlichen und des Adels nicht einmal versucht, als Damm gegen das Uebel auch nur eine kirchliche Zeitung, oder eine mit Talent geleitete politische zu gründen, und zur Vertretung der Interessen der Katholiken und des Rechtes durch einen Verein für Ausbreitung wahrer Aufklärung und guter Schriften zu sorgen.

War diese sorglose Trägheit jeder Zeit ein großer Fehler, so war sie ein wahrer Verrath, wenn, wie so Manche behaupteten, Katholicismus und Magyarismus gleichbedeutend waren. Die, welche sich solche Mühe gaben, für die Sprache zu wirken, hätten auch die heilige Pflicht fühlen sollen, Alles aufzubieten, daß sie keine Verführerin und Verderberin des Volkes und der Jugend würde. Indem man aber den Geist seinen Feinden überließ, wurde die an sich unschuldige Sprache die Quelle alles Unheils. Zwar entging der katholische Clerus durch seine Theilnahme an dieser Bewegung den heftigsten Angriffen von dieser Seite, ohne jedoch den Ingrimm seiner Widersacher, die mit der Sprache eine neue Waffe gewonnen, zu besänftigen, und so jenen wilden, wüthigen Nationalismus durch das Christenthum zu mildern.

Nun möchte ich auch über den Charakter der verschiedenen Völkerschaften sprechen, die sich in unserem diversorium gentium niedergelassen. Wie sie sich aber geographisch nicht sondern lassen, sondern sich mannigfach durchkreuzen und in einander schlingen, so ist es auch mit ihrem Charakter, dessen reines Gepräge, vielfach verwischt und in einander übergehend, sich oft nur schwer erkennen läßt.

Die Deutschen vom ächten Schlage würde man in den Städten nicht finden, wohl aber einen Zwitter. Außer einer dem deutschen Stamme eigenthümlichen Reinlichkeit, blieb diesen Stadtleuten sonst wenig von ihren Vätern übrig. Biedersinn und Genügsamkeit und aufrichtige herzliche Reli-

gleisten sind außer Preßburg kaum erwähnenswerth. Diese Tugenden findet man nur noch bei unserem deutschen Landvolke, das im eilften und zwölften Jahrhunderte nach Oberungarn, im achtzehnten vorzüglich nach Niederungarn eingewandert und gewöhnlich auch wohlhäbig ist. Aber von Ungarn umgeben, weiß es nur deren Fehler sich anzueignen: Fluchen und Leichtsinn, und mitunter schmutzige Trägheit.

Doch dieß sind nicht Untugenden des Ungarn im Allgemeinen. Gibt es ja viele Comitate, wo das magyarische Landvolk eine Reinlichkeit zeigt, wie sie nur irgend in Deutschland auf dem Lande zu finden ist. Eine patriarchalische Gastfreundschaft, uneigennützige Freigebigkeit, ein ausgezeichnet gesunder Verstand und frommer Sinn tritt uns hier in den besseren Theilen unseres Landes in erfreulicher Weise entgegen. Jeder Deutsche könnte sich auch dermalen noch immer hievon überzeugen, trotz dem, daß eben dieses Volk jetzt in den Volksaufständen stark demoralisirt und mit bitterem Haß gegen „Oesterreich" erfüllt ist, da man ihm fort und fort vorlog: „es handle sich um nichts Geringeres, als die Ausrottung der Magyaren bis zum letzten Säugling."

Sonst war dieses magyarische Landvolk ein gemüthliches, zufriedenes, und da es meist guten Boden bebaut und sich gut nährt, war es wenig vorsorglich. Ich meine hiermit im Allgemeinen die Katholiken. — Von Gegenden, die von Anderen bewohnt sind, würde dieß freilich nur mit gehörigen Ausnahmen gelten. Ein gräßliches Lästern und Fluchen, wie mir kein gleiches in Europa bekannt ist, würde dort unser Ohr zerreißen, und zwar in solchen Ausdrücken, wie sie uns selbst aus dem Rachen einer wüthigen Bestie schaudern machen würden. Dieses ist wohl des calvinischen, und hie und da auch des katholischen Landvolks ungarischer Zunge größtes Laster, indem es hierin seinem Meister, dem Edelmanne, nachahmt.

Und leider droht dieser wilde, gottlästernde Sinn bei der gegenwärtigen Umwälzung allgemein zu werden. Nur durch ausharrende Ermahnungen und rührende Bitten im Beichtstuhl mag er sich besänftigen lassen. Wer indessen dem Magyarenvolk in den Glossen zur Tagsgeschichte „fanatischen und schamlosen Haß" gegen Deutsche vorwarf, that ihm Unrecht, wenn dieses Urtheil so in's Allgemeine gelten soll. Auch die Benennung „Schwaben" erheischt eine nähere Aufklärung. In den Städten und auf dem Lande nennt man die in älteren Zeiten eingewanderten zahlreichen deutschen Einwohner nicht anders als *Német*, was nicht weniger als der ehrliche Name Deutscher bedeutet. Die neueren Einwanderer aus Würtemberg, Baden und zum Theil aus Bayern, die der Magyare, theilweise auch in den Städten, sämmtlich schwäbischer Abstammung hält, heißt man Schwaben; aber auch diese, oft selbst von dem deutschen Landvolke, sowohl der älteren wie der jüngeren Einwanderung, gebrauchte Benennung wird im Munde des Magyaren nur erst durch eine verächtliche Betonung zum Schimpfnamen. Wenn auch in den Städten, die sich der Revolution angeschlossen, allerdings einzelne, wuthentbrannte Köpfe diesen Namen in ihrem Zeloteneifer als Schlagwort ausbeuteten, so kann dieß doch bei unseren trostlosen Zuständen nicht als gemeiner Gebrauch hingestellt werden. Auch sind die Magyaren nach genügend überwiegenden Gründen nicht den Finnen, sondern den Türken stammverwandte Brüder *).

Doch wenden wir uns lieber zu dem bei schmalem Haferbrod, bei Buchweizen und Erdäpfeln heitergesinnten, bei seiner Arbeit harmlos singenden karpathischen Slovaken, der, auf seiner Urväter Boden hausend, sich an den Mährchen vom Rübezahl, von Waldmännchen, Drachen, Wassermännern und

*) Wenn wir indessen nicht irren, so sind sich Finnen und Türken gleichfalls verwandt, und die ungarische, türkische und finnische Sprache gehören gemeinsam zu der großen tartarischen Sprachfamilie. A. d. R.

Rittern in unerschöpflicher Fülle erfreut, und oft einen kindlichen, gutmüthigen Aberglauben zeigt. Allein des Juden Branntwein und weil sie argloser Einfalt sind, des Juden böser Wucher droht diese Slovaken ganz zu verderben. Der Druck der Armuth macht hier das Volk oft kriechend demüthig und schlau; Fehler, von denen sein auf dem fruchtbareren Flachlande wohnender Bruder weniger Anfechtung fühlt, und sich in Ordnung und Fleiß dem Deutschen zunächst anschließt. Große Strecken des magyarischen und deutschen Oberungarns löste die slavische Sprache in sich auf, vorzüglich war dieß mit den Katholiken der Fall unter Einwirkung des Primas Georg Scelezesény 1666 bis 1684 aus religiösen Rücksichten. Auch verdoppelt sich die slavische Bevölkerung binnen sechsundfünfzig, die der Magyaren nur in hundert und zwei Jahren, mit Ausnahme der armen und emsigen Szekler (magyarischen Stammes) in Siebenbürgen, deren Fleiß und Volkszuwachs gleichen Schritt mit den Slovaken hält.

Der an Körper und Geist schwerfällige, aber auf seine vorgeblich römische Abstammung stolze Walache ist der lässigste und ärmste Bauer, voll Arwohn und Einfältigkeit. Seine Nahrung bilden Maisbrod und Speck.

Die Raizen wanderten im siebenzehnten Jahrhundert ein. Sie sind bekannt durch ihre Tücke und haben alle Fehler der Griechen, ohne eine ihrer Tugenden. Unter allen Bewohnern des Landes sind sie durch religiöse Aufregung am leichtesten fanatisirbar, und wüthen alsdann ganz unmenschlich, wie dieß Ungarn, ohne der Gegenwart zu gedenken, schon dreimal erfahren hat. Ihre Art, Krieg zu führen, kömmt der Weise des fanatisirten Magyaren am nächsten, und nach dem Zeugnisse der Geschichte hat dieser zu fortdauernden Revolten eine unläugbare Neigung.

Die Croaten endlich sind das von Liebe zur Religion und mäßiger Freiheit durchdrungenste Volk, erzogen unter Waffen und Arbeit, bei schmaler Kost, die ihnen in Mais

und Hülsenfrüchten der karge Boden bietet. Seidenzucht ist die Hauptbeschäftigung seines Weibes und seiner Kinder.

Seit 1830 gereizt durch den immer wiederholten Versuch, ihnen gegen ihre theuren Privilegien, Protestanten in's Land zu setzen, erbittert durch das fortwährende Abzwacken an ihren Freiheiten, und durch die Mißachtung ihrer tüchtigen Deputirten und durch das Aufdrängen der magyarischen Sprache; anderer Seits das Endziel der Führer der ungarischen Revolution, nämlich die Trennung von Oesterreich und dem Kaiserhause, wohl durchschauend: sind die Croaten von der Vorsehung als Zuchtruthe Ungarns aufbewahrt. Ihre Sympathie für Ungarn, die sie vor 1836 auch durch ein fleißiges Studium der magyarischen Sprache bekundeten, ist, seitdem auch die katholischen Magnaten und mehrere Bischöfe ihre gerechten Forderungen unbeachtet ließen, vielleicht für immer aus ihrem Herzen entwurzelt! Noch ist zwar dieselbe in den katholischen Slovaken der Karpathen durch die unter ihnen wohnenden 58,000 Edelleute am meisten erhalten. Aber wehe! wenn sie für die verübten Magistratual-Unbilde zur Rache erwachend, plündernd über den Edelmann herfallen, und ihm das schreckliche Loos seines polnischen Nachbars bereiten, wozu von manchen Seiten sich Anklänge vernehmen lassen.

Obgleich nichtsbesitzende Doctoren und Winkeladvokaten einzelne Dorfschullehrer und selbst Comitatsbeamte unter das Landvolk Neid und Erbitterung gegen die abgabenfreie Aristokratie gesät haben: so war es dennoch allgemein mit seinem vormärzlichen Zustand zufrieden. Gab es je ein Verlangen kund, so betraf es den Robot oder Herrendienst, den es um so unzufriedener und schlechter verrichtete, wenn der Grundherr oder seine Verwalter einer andern Religion angehörten, oder wenn sie, was auch nicht selten der Fall war, wohl äußerlich demselben Glauben angehörten, ihn aber nicht achteten, sondern rücksichtslos verspotteten!

Uebrigens konnte es sich über den Druck seiner Grundherren gar nicht beklagen: da die richterliche Gewalt diesen (außer den lästigen Diurnen für die präsidirenden Comitatsbehörden) schon seit 1827 fast gänzlich aus den Händen gewunden war. Bei Zerwürfnissen zwischen Herr und Unterthanen zog daher auch der Erstere fast immer den Kürzeren; denn der arme radikale Richter opferte gewöhnlich die Gerechtigkeit dem Interesse des Armen; ausgenommen, wenn der Grundherr zur selben Partei wie der Richter gehörte, oder sein gutes Recht erkaufte, oder appellirte, was aber Geld, Jahre und gute Freunde erforderte. Auch beschränkte sich der Einfluß des Grundherren auf die Entscheidung über geringere Vergehen, auf Ernennung des Schulzen aus drei ihm von der Gemeinde vorgeschlagenen Candidaten, auf Revision der Rechnungen und freundlichen Rath. Dafür waren den Bauern aber auch alle Wohlthaten zugänglich, welche das alte patriarchalische System, dessen Wahlspruch lautete: „Leben und leben lassen", bietet. Die baaren 600,000 fl. C. M., die der Edelmann im Hungerjahre 18¼ gespendet, und das Getreide von einem noch höhern Werthe, das er freiwillig zur Steuer der Noth hergeschenkt, konnten ja noch nicht vergessen seyn. Das Jahr 1848 war ein gesegnetes. Ferner zahlte der Adel, eigentlich immer der Magnat, die Unkosten der letzten langen fünf Landtage nicht nur für sich, sondern auch für die Deputirten. Er trug den kostspieligen Bau der überall neu errichteten, auffallend schöneren Comitatshäuser; ließ sich überdieß herbei, als Anfang der Selbstbesteurung eine Million Conventionsmünze zur Landeskasse beizutragen, aus welcher Wege und öffentliche Bauten bestritten werden sollten. Allein die meist besitzlosen Radikalen, die eben nicht viel beizusteuern haben, verwarfen mit Barschheit diesen Gegenantrag, indem sie durchaus drei Millionen verlangten. Ein wohlfeiler Liberalismus, wie ihn ihre Gesinnungsgenossen überall zeigen!

Endlich fordert das Judenthum eine besondere Berück-

sichtigung. Einmal seiner großen Zahl wegen, dann weil es den gesammten ungarischen Handel beherrscht, zugleich aber des bösen Einflusses wegen, den es auf den Kleinadel und das Landvolk ausübt.

Laut der 1785 vorgenommenen Volkszählung fand man 75,089 Juden in Ungarn; 1805 waren sie angewachsen auf 127,816; im Jahre 1841 betrugen sie schon 241,632; welche Zahl jetzt gewiß nicht die richtige wäre, denn, seit sie mit großen Summen die Opposition für sich gewonnen, vermehrten sie sich durch Begünstigung 1840 §. 29 vermittelst polnischer und russischer Zuzügler über die 300,000. Gegen den Willen des Stadt- und Landvolkes erhielten die Juden dadurch das Recht, sich (mit Ausnahme der Bergstädte und Croatiens, das durch seine Privilegien auch gegen dieses Uebel geschützt war) überall niederzulassen, Gewerbe zu treiben, an Orten, wo dieß auch früher gebräuchlich war, bürgerliches Eigenthum zu erwerben. Adeliche und Bauerngründe durften sie freilich nicht kaufen, auch, außer der Medizin, kein Amt bekleiden. Der erfinderische Jude fand indessen Mittel, diese Schranken zu umgehen. Die Häuser und Gewerbe in den ihm verschlossenen Städten erwarb er unter fremden Namen; adeliche und Bauerngründe nahm er in Beschlag als Pfand für angeblich unerschwingliche Summen, auf welche er Wechsel besaß, die der leichtsinnige und durch Spiel, Wahlumtriebe und schlechte Oekonomie stets verlegene Adel seiner schlauen Raubgier ausstellte. Er schlich sich in die nächste Nähe der Bergstädte und schadete nach Möglichkeit dem Aerar. Den Handel mit Wolle, Tabak, Getreide, Wein und allen Rohstoffen hat er fast ausschließlich in seine Hände gebracht. Trauriger noch waren die Folgen auf dem Lande, wo die Regalien als Pacht ganz den Juden anheimfielen, der Bauer aber durch Branntwein, haarsträubenden Geld- und Fruchtwucher, die Bäurin gleichfalls durch Branntwein und den bisher ihr unbekannten Flitterstaat verführt, und beide körperlich und geistig, materiell und moralisch, verdorben wurden.

Es ist daher eine bei uns allgemein als richtig befundene Ansicht: wo auch nur ein Jude in einem weniger bemittelten Dorfe sich niederläßt — und solche Dörfer sucht er am liebsten, um die Verlegenheiten auszubeuten — da ist es binnen zehn Jahren um Wohlstand, Nationaltracht und Sitten geschehen. Der Ort seufzt unter dem drückendsten Joche des Juden. Und dieß that eine verblendete, genußsüchtige, indolente Aristokratie, um ihre Regalien in ergiebigeren Pacht zu geben; dieses verschuldeten die liberalen Deputirten durch Judenlohn bestochen; dieses die Majorität der Comitatsbehörden, um der lieben Sporteln wegen, welche in von Juden bewohnten Orten durch die häufigeren Klagen reichlicher fließen; dieses der Landtag von 1848, der letzte alten Styles, um die Partei des Radikalismus auch mit dem Liberalismus des rohstolzen Judenthums zu verstärken!

Die Volksrache konnte nicht ausbleiben; sie war eine furchtbare; denn leider hatten Preßburgs Gewerbsleute an den dortigen Landtagen und gerade von den Freunden der Juden gelernt, daß brutale Roheit bis dahin Alles erlangte; die Versuchung lag demnach nahe, seine Herzensmeinung an den Verhaßten thatsächlich auszulassen, und so entstand dort nach mehreren Probeaufläufen der schaudervolle Ostermontag, und so erfolgten die mehr oder minder gräßlichen Zerstörungen am Eigenthum der Juden in Tirnau und sechs Meilen in die Runde.

Diese Wuthausbrüche bewiesen in ihrer Weise, wie wenig das Volk für die Emancipation der Juden gestimmt ist; sie unterblieb daher auch für jetzt. Die künftige Regierung aber hat ein Mittel mehr in der Hand, populär zu werden, wenn sie dieses fressende, landverderbende Uebel wenigstens in die Gränzen von 1840 zurückweist, und die strengsten Maßregeln gegen den schauderhaften Wucher jeder Art trifft und handhabt; wenn sie das oft mit Unzucht verbundene Hausiren, den Branntweinschank und die Branntweinbrennerei rc. ihnen verbietet; geschieht dieß nicht: so wird das Landvolk binnen wenigen Jahrzehnten den drückendsten Grundherren in den Ju-

den bekommen, der es in ein Proletariat der erbärmlichsten Art umwandelt.

Die Arbeiten unserer Statistiker tragen, wie Alles, was in's öffentliche Leben eingreift, mehr oder minder politische und religiöse Parteifarbe, daher sind sie sehr unsicher und nur mit Vorsicht zu gebrauchen. Nach Fényes Alexus vertheilt sich die Gesammtbevölkerung Ungarns, seine angränzenden Provinzen nebst Siebenbürgen mit einbegriffen, also: Magyaren 4,812,759; Slaven 1,687,256; Deutsche 1,273,677; Walachen 2,202,542; Croaten 886,079; Raizen 822,365; Shokacier oder Illyrier 429,868; Wenden 40,864; Ruthenen 442,903; Bulgaren 12,000; Franzosen 6150; Griechen 5680; Armenier 3737; Montenegriner 2830; Clementiner 1600; Zigeuner circa 40,000; Juden 244,035. Hiezu das Militär gezählt: 75,107. Cavallerie 19,712. Gränzer 55,359. Studirende 34,545. Summa 12,990,058.

Die Römisch-Katholischen theilen sich nach Sprache (Fényes):

Magyaren	2,495,192
Slaven	1,215,944
Croaten	886,079
Deutsche	859,496
Illyrier	416,150
Wenden	28,163
Bulgaren	12,000
Franzosen	6,150
Walachen	2,038
Clementiner	1,600

Griechisch-unirte Katholiken:

Rußnyaken	442,903
Walachen	302,615
Magyaren	105,180
Illyrier	13,118
Armenier	40

Nach Religion, laut dem reformirten Fényes:

Römisch-Katholische	6,130,188
(laut der Diöcesanangabe	6,436,824)
Unirte Griechen	1,322,344
(laut der Diöcesanangabe	1,411,032)
Nicht unirte Griechen	2,283,505
Evangelische	1,006,210
Reformirte	1,846,844
Unitarier	47,280
Juden	244,035

Uebrigens schwankt die Berechnung bei den Statistikern zwischen zehn bis fünfzehn Millionen.

Evangelische, nach Sprachen:

Slaven	476,562
Deutsche	180,615
Magyaren	134,996
Wenden	12,701

Reformirte:

Magyaren	1,602,471
Deutsche	10,055
Slaven	3,750
Illyrier	600

Griechisch nicht unirte:

Walachen	909,361
Illyrier oder Raizen	828,365
Griechen	5,680
Montenegriner	2,830.

(Fortsetzung folgt.)

XXVIII.

Väterlichkeit oder Volkswillen?

Es ist in diesen Blättern und anderswo oft schon von dem Gegensatze die Rede gewesen, der zwischen der, aus der Natur der Dinge sich entwickelnden Ordnung des Staates und der, aus der Fiction eines ursprünglichen Gesellschaftsvertrages abgeleiteten, künstlichen und chimärischen Politik obwaltet. Den meisten unserer conservativen Zeitgenossen werden, in sofern sie sich mit politischer Literatur beschäftigen, die Theorie der einen wie der andern Ordnung der Dinge nicht fremd seyn. Aber nachdem so viele Umwälzungen über das europäische Abendland gegangen, werden heute nur noch die Wenigsten eine recht klare, aus dem Leben geschöpfte Anschauung dessen haben, was mit diesem Gegensatze eigentlich gesagt und bezeichnet wird. Allen Jenen nun, welchen es nicht bloß um feste und bestimmte, politische Begriffe, sondern um ein Lebensbild, um die klare, plastische Anschauung eines Patrimonialstaates zu thun ist, wie er bis auf die neuesten Zeiten in einem einzelnen kleinen, deutschen Ländchen leibte und lebte, allen Diesen können wir eine kürzlich erschienene Schrift des rühmlichst bekannten großherzoglich oldenburgischen geheimen Staatsraths Dr. L. H. Fi-

scher nicht dringend und angelegentlich genug empfehlen *). Fast möchten wir es jedem unserer Leser als mahnende Pflicht auf das Gewissen legen, dieses lehrreiche Büchlein nicht nur selbst zu lesen, wieder zu lesen, zu beherzigen, es in Saft und Blut zu verwandeln, es in seiner Handbibliothek aufzubewahren, sondern alle seine jüngern Freunde und Bekannte in engern und weitern Kreisen um so dringender und angelegentlicher darauf aufmerksam zu machen, als die Organe der doctrinären Afterpolitik und des Radikalismus sich das Wort gegeben zu haben scheinen, eine der interessantesten Erscheinungen der neuesten Literatur todt zu schweigen, wozu sie übrigens, beiläufig gesagt, im Interesse der Verfinsterung, für die sie arbeiten, in der That auch alle Ursache haben.

Das Büchlein zerfällt in zwei Hälften. Auf den ersten, allgemeinen, theilweise theoretischen Theil desselben, dem wir, von unserm Standpunkte aus, einige Bemerkungen und Verwahrungen beizufügen haben, werden wir weiter unten zurückkommen. Die zweite Hälfte, die rein praktische, nur Factisches und selbst Erlebtes erzählende, ist diejenige, von der wir uns vorzugsweise angezogen, ja ergriffen und hingerissen fühlten. Sie enthält die Charakteristik des „oldenburgischen Patrimonialstaates und der oldenburgischen Patrimonialprovinz Birkenfeld.“ Daran schließt sich, — ein Meisterstück in Inhalt und Form, die Rechtfertigung des Verfassers, welcher dem letztgenannten Ländchen achtzehn Jahre lang als Regierungspräsident vorstand, nach den glorreichen Märztagen jedoch, nicht gerade im Wege Rechtens, beseitigt ward, ein Umstand, der ihn persönlich hart getroffen haben mag, seinem Charakter jedoch, nach den, über die Oldenburg-Birkenfeldischen Errungenschaften mitgetheilten Thatsachen, nur zur höchsten Ehre gereichen

---

*) Der Patrimonialstaat und die Demokratie; Väterlichkeit oder Volkswillen? Ein Beitrag aus dem praktischen Staatsleben von Dr. L. H. Fischer., Großherzoglich Oldenburgischer Geheimer Staatsrath. Jena, Fröker'sche Buchhandlung, 1849.

kann. Zum Schluße folgen einige beherzigenswerthe Bemerkungen über Rheinpreußen und Rheinoldenburg. Das Ganze ist ein Bild, welches an Lebensfrische und innerer Tüchtigkeit und Kraft der Gesinnung in Deutschland seines Gleichen sucht, und den besten politischen Schriften der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit kühn an die Seite gesetzt werden mag. Möge es im Strome der Tagesliteratur nicht untergehen!

Uns aber sei es gestattet, es mit einigen Bemerkungen zu begleiten, und zur besseren Orientirung unserer Leser einige Stellen hervorzuheben.

So wie zum Bonapartismus nothwendig ein Bonaparte gehört, so zu jedem Patrimonialstaate vor allen Dingen ein Patrimonialherr, nach älterm, deutschen Sprachgebrauche Fürst genannt, in der ursprünglichen, edeln Bedeutung des Wortes. Dieser Name ist übrigens nicht das Entscheidende. Denn wenn der jeweilige Träger der fürstlichen Herrschaft zur Regierung ganz oder theilweise unfähig war, so mußte, wie es ja auch bei der Verwaltung jedes Privatvermögens geschieht, einer seiner Agenten oder ersten Diener ihn vertreten. Jedenfalls mußte die Erziehung, das Herkommen in den fürstlichen Häusern, die Familientradition für Heranbildung des Nachfolgers sorgen. Auf solche Weise war das Schicksal der Unterthanen des Patrimonialfürsten (— denn der Fürst im alten Sinne des Worts hatte Unterthanen, keine souverainen Staatsbürger, von denen er seine Gewalt ableitete! —), es war deren Schicksal freilich in hohem Grade vom „Zufalle" abhängig, der ihnen, wie es ja täglich in allen Beziehungen des Lebens geschieht, gute, mittelmässige oder schlechte Herren geben konnte. Dieser Einwand gegen den Patrimonialstaat ist gegründet, wir sind außer Stande, es zu läugnen. Nur möchten wir, um darüber gleich von vornherein mit unsern verehrten Lesern in's Klare zu kommen, zweierlei bei jenem Umstande in Anschlag zu bringen bitten. Erstens nämlich gab es nach der Religion der Zeiten, aus welchen der Patrimonialstaat stammt, gar keinen Zufall. Wenn der höchste Herr der Welt den Völkern kräftige,

weise, gute Regenten schenkte, so war dieß ein Segen und eine hohe Gnade; entgegengesetzten Falls strafte Gott das Volk durch schlechte, schwache, weibische, einfältige Fürsten. Zweitens ist aber auch noch zu Gunsten des Patrimonialstaates zu sagen, daß es bei dieser Einrichtung selbst heute noch sein Bewenden hat, und allem Anscheine nach auch bis an das Ende der Zeiten behalten wird. Dadurch, daß die, das Schicksal der Völker lenkenden Machthaber in vielen Ländern nicht mehr erbliche Fürsten sind, sondern Demagogen, dadurch ist an dem Wesen der Sache: daß nämlich die höhere Fügung die Gewalt in gute oder schlechte Hände legt, nichts geändert. Abgesehen davon: daß die Majoritätsregierung bei weitem mehr ein Werk des Zufalls ist, wie jede andere, so ist z. B. Ludwig Bonaparte für das französische Volk eben so wohl eine Schickung, ein „Zufall", wie es der „edle" Heinrich von Gagern für Deutschland war. Hat Jener Frankreich einstweilen vor noch größerem Uebel gerettet und Dieser Deutschland in's Verderben gestürzt, so lag dieß bei Beiden wahrlich sogar außer der Berechnung ihrer Wähler, geschweige denn der unermeßlichen Volksmehrheit, die sich Präsidenten gefallen läßt, wie sie Erbfürsten hinnimmt, als reines, außer dem Bereiche ihrer Macht sich bewegendes Ereigniß. Eine Regierung aber ist niemals eine Abstraction, sie ist kein von den regierenden Menschen losgelöster Schatten, der sich gelegentlich auf seine eigene Hand setzen könnte. Sie kann nur durch Menschen gehandhabt werden, und diese werden je nach ihrer Einsicht und ihrem guten oder übeln Willen, gut oder schlecht regieren. Dagegen hilft keine Theilung der Gewalten, keine Controle, kein Gegengewicht. Trotz aller Fortschritte in der Mechanik ist die sich selbst mahlende Mühle noch nicht erfunden; Münchhausen versucht heute noch, wie ehedessen, sich vergebens am eigenen Zopfe aus dem Brunnen zu ziehen, und die Gesellschaft entbehrt heute noch, wie vor tausend Jahren, einer politischen Vorrichtung, welche den Staat leiten und verwalten könnte, ohne daß Kopf und Herz der Gewalthaber zu entscheiden hätten. Heute steht

die Welt, und namentlich unser armes Vaterland, wiederum dicht vor der Probe: ob Talent, Geschäftskenntniß, Erfahrung, gesunder Verstand und guter Wille, wo sie mangeln, durch Formen und Buchstaben geschriebener Constitutionen ersetzt werden können? Ach! die Sehnsucht der Völker nach einem Manne, und wenn sein Arm auch von Eisen wäre, hat darauf längst schon geantwortet! Dieß Alles sei hier jedoch nur im Vorbeigehen und gleichsam als gelegentliche Vorrede für die nachfolgende Schilderung der wohlerhaltenen Species eines Patrimonialstaates gesagt.

Der Verfasser der oben erwähnten Schrift legt dem Fürsten, in dessen Diensten er stand, das Lob bei, ein lebendiges Muster eines ächten Patrimonialfürsten gewesen zu seyn. Es ist interessant, zu betrachten: in welchem schreienden Gegensatze der diesem letztern gebührende Ruhm zu den Anforderungen steht, die der Zeitgeist an einen constitutionellen Monarchen macht, wie er nach den doctrinären Fictionen seyn soll.

„Der Großherzog von Oldenburg gehört unter die seltenen Fürsten, die eine gründliche Rechts- und Staatswissenschaftskenntniß mit auf den Thron gebracht haben. Diese Eigenschaft hat ihn in die Lage versetzt, auch in der Umgebung sehr gelehrter Männer in seinem Cabinet eine ungewöhnliche Selbstständigkeit zu behaupten. Diese geht so weit, daß er die wichtigsten Angelegenheiten selbst bearbeitet, und im Cabinet persönlich vorträgt. Keiner seiner Geheimen- und Cabinetsräthe hat sich während seiner Regierungszeit zu dem Ansehen eines sogenannten Factotums aufschwingen können, und die beliebte Methode, die mißliebigen Regierungshandlungen den Ministern aufbürden zu wollen, könnte in Oldenburg keine Anwendung finden. Bei einer unermüdeten Geschäftsthätigkeit entging seiner persönlichen Kenntniß keine Eingabe, bei eingesandten Acten kein Blatt, und es sind mir mehr als einmal Criminalacten vorgekommen, wo die Hand des Großherzogs in kurzen Bemerkungen die gewissenhafte Prüfung jedes Theils der Untersuchung documentirt, und mitunter Verstöße der Inquirenten und Referenten herausgehoben hatte, die in der Collegialverhandlung übersehen waren. Eine solche autokratische Geschäftsbehandlung hätte trotz

der gediegenen Sachkenntniß des Regenten doch zu Bedenklichkeiten führen müssen, wäre nicht die liebenswürdigste Bescheidenheit in ihrem Geleite gewesen. Mit der gewissenhaftesten Selbstverläugnung unterwarf er jeden seiner Beschlüsse der Prüfung und dem Gutachten seiner Räthe, die von dieser Ermächtigung auch einen so gewissenhaften Gebrauch machten, daß wohl keine Ständeversammlung einen größern Freimuth aufweisen konnte, als hier von Staatsdienern ihrem Herrn gegenüber bewiesen wurde. So streng der Großherzog seine Würde jederzeit aufrecht zu erhalten wußte, so übersah seine Milde bei dieser Debatte selbst das Uebermaß des Eifers im Widerspruch, und das nicht seltene Vergessen der Hofsprache. Es wird wohl nicht leicht ein Fall aufzuweisen seyn, wo er bei einstimmigem Abrathen der Cabinetsglieder seine persönliche Ueberzeugung, wenigstens nicht ohne Modificationen, hätte prävaliren lassen" *).

„Mit dieser Fülle ausgedehnter wissenschaftlicher Kenntnisse in allen Zweigen der Staatsverwaltung, verbindet er die genaueste Lokalkenntniß seines Landes, und die von ihm wöchentlich zweimal jedem Unterthan zur persönlichen Besprechung eröffneten Audienztage geben ihm Gelegenheit, von den Anliegen und Wünschen der niedersten Volksklasse Kenntniß zu nehmen. Keine Spur von Ungeduld in Anhörung dieser meistens höchst widersinnigen Verlangen scheucht die Leute zurück. Mit diesem unermüdlichen Streben zum Eindringen in die Kenntniß des Zustandes seines Landes und der Verwaltung verbindet er noch das glücklichste Gedächtniß. Niemand mag es versuchen, auf dem Wege der Lüge oder des Widerspruchs

*) So erinnere ich mich selbst eines Falls, wo ich freilich bei einstimmigem Widerspruch des Regierungs-Collegiums den Antrag gestellt hatte, der Großherzog möge ein Gesetz erlassen, daß rachsüchtige Beschädigungen an dem Eigenthum der Feldhüter und des Forstschutzpersonals, die damals oft vorkamen, im Falle der Nichtermittelung des Thäters von den Gemeinden ersetzt würden. Da die Cabinetsresolution ausblieb, so fragte ich den Großherzog persönlich um die Ursache. „Ja", antwortete Er, „ich bin mit ihrer Ansicht ganz einverstanden, aber", setzte er lächelnd hinzu, „ich habe es im Cabinet nicht durchsetzen können!"

mit früheren Aeußerungen sich ihm zu nahen. Er erinnert sich jedes vor zehn Jahren gesprochenen bedeutenden Wortes."

„Das Regierungssystem des Großherzogs war wohl allerdings absolut, aber es war — — väterlich. Das Gefährliche des Absolutismus, die Uebung einer Willkür, die weder durch Vernunft noch durch Gesetz und gesetzliche Formen geregelt wird, fiel hinweg, weil eine ängstliche Gewissenhaftigkeit, eine unendliche Milde des Charakters bei einem reichen Maß von Kenntnissen in allen Zweigen der Staatskunst, keinem Erguß von Leidenschaften in die Regierungsgeschäfte Raum ließ. Man konnte übrigens die Regierung die liberalste nach illiberalen Grundsätzen nennen. Eine Censur bestand im Grunde gar nicht, und die Oldenburger Flugblätter benutzten diese Freiheit zuweilen bis zur ausgelassensten Frechheit."

„Keine Landescalamität hat das Land betroffen, bei welcher nicht der Großherzog reichliche Spenden verlieh (bei einer noch kürzlich vorgekommenen, wenn ich nicht irre, bis auf 25000 Thaler)."

„Seine Hofhaltung war anständig und seiner Würde angemessen — aber nicht luxuriös. Kunst und Wissenschaft erfreuten sich aller Unterstützung, ohne jedoch den Fehler so mancher Fürsten, Kunstverschwendung, aufkommen zu lassen. Bei der großen Thätigkeit in Regierungsgeschäften blieb ihm keine Zeit zu kostspieligen Vergnügungen, und keinem Fürsten wird man weniger Liebhabereien beimessen können. Die einzige Unterhaltung — ein anständiges Theater — bestritt er aus seinem Privatvermögen."

„Die Dienergehalte waren den Standesbedürfnissen der Angestellten angemessen, und jedem die Gelegenheit entzogen, unter dem Titel von Accidenzen die Unterthanen zu beschweren. Deßhalb waren auch Klagen über Dienerbedrückung und Bestechlichkeit ganz unbekannt. Dem Militärhaushalt widmete der Großherzog eine besondere Sorge, und er konnte hierin als genauer Sachkenner sich geltend machen."

„Neue direkte Steuern wurden nicht eingeführt, und die durch den Beitritt zum Hannöverischen Zollverein herbeigeführte indirekte Steuer deckte den in den neuen Zeiten in Folge der Bundestagsbestimmungen auch Oldenburg treffenden sehr erhöhten Militärauf-

wand. Schulden wurden allerdings gemacht, indem man auch in Oldenburg nicht länger im Kunst-Straßenbau zurückbleiben konnte, und nirgendswo in einem Staat dergleichen für Jahrhunderte berechnete Anlagen aus den Revenuen bestritten werden können, wenn sie nicht ein Jahrhundert bis zu ihrer Ausführung verschoben werden sollen. Beschwerden konnte jede Amtsversammlung anbringen."

Die Kammereinkünfte, welche gegen fünf Neuntel der gesammten Landeseinkünfte betrugen, waren dem strengen Rechte nach ein Ertrag seines Familienfideicommisses; als solche waren sie seiner willkürlichen Disposition unterworfen, „ohne irgend eine Zwangsverpflichtung für eigentliche Landesbedürfnisse mehr als höchstens ein Steueräquivalent beizutragen." Von diesen Domaineneinkünften verwendete er, einzig aus Anerkennung einer moralischen Pflicht, drei Fünftel zum Besten seines Landes, und war somit in dem glücklichen Falle, daß er, weit entfernt der Unterstützung seiner Unterthanen zu bedürfen, der Wohlthäter seines Landes seyn konnte, wie es die Idee des Patrimonialstaates mit sich bringt. In diesem bedarf das „Volk" mehr des Herrn, als der Herr des Volkes. In dieser Lage der Dinge schien dem Großherzog eine dringende Bürgschaft zu liegen, von seinem Volke das Zutrauen erwarten zu können, er werde den Unterthanen nicht mehr aufbürden, als die strengsten Anforderungen des Staatsbedürfnisses gebieten. Wegen der trefflichen Verwaltung seines Fürsten und eines glücklichen Zusammentreffens von Umständen während der Kriege von 1812 bis 1815 hatte das Land keine Schulden aus älterer Zeit.

So viel über Oldenburg. Noch reichhaltiger sind die Aufschlüsse, welche Herr Fischer aus bester Quelle über die Verwaltung des Fürstenthums Birkenfeld gibt.

„Nicht Laune, sondern Anerkennung des Rechts und Dankbarkeit bestimmte die verbündeten Mächte mittelst der Wiener Congreßacte vier deutschen Fürstenhäusern, welche die Macht des da-

maligen Zeitgenossen Napoleons ihrer Länder, wie ihres Domainenvermögens beraubt hatte, und die sich durch Muth, unzweideutiges Anschließen an die deutsche Sache zu einer Zeit, wo die Glückswürfel noch nicht gefallen waren, um die damals deutsche Sache verdient gemacht haben, im ehemaligen französischen Saardepartement eine Entschädigung an Land und französischen Staatsgütern zu überweisen. In den Verhandlungen selbst war die Erwartung angedeutet, daß sich diese vier Fürstenhäuser, Oldenburg, S. Coburg, Mecklenburg Strelitz und Hessen-Homburg mit der Krone Preußen, welcher die Entschädigungs-Objecte überwiesen waren, ihrer persönlichen Convenienz gemäß zu einer Ausgleichung vereinigen würden, weil auf platter Hand lag, daß dieses an der Gränze Deutschlands belegene Ländergebiet sich nicht ohne Schwierigkeit mit ihren weit entfernten Besitzungen vereinigen ließ. Diese Entschädigungen waren den genannten Fürsten und nicht ihren Völkern gegeben, wie einige in der Geschichte, wie in der Kenntniß des Staats- und Völkerrechts sehr schlecht unterrichtete Oldenburger Landesdeputirte vermeinten. Das Herzogthum Oldenburg hatte durch die zweijährige Occupation zwar den Herrn gewechselt, aber wenig gelitten und für die Befreiung des damaligen deutschen Vaterlandes gar nichts gethan. Es war dem französischen Staat einverleibt worden, und theilte mit demselben alle Vortheile wie die Lasten. Die ersteren waren sogar durch seine Lage überwiegend, weil viele Einwohner die Vortheile, welche ihnen die Begränzung durch die Seeküste darbot, gar vortrefflich — freilich oft auf Kosten der Moralität — auszubeuten wußten. Am wenigsten ist es aber wohl den verbündeten Mächten damals in den Sinn gekommen, für vortreffliche Verdienste die Birkenfelder! zu belohnen, und sie mit französischen Staatsgütern zu dotiren."

„Mecklenburg-Strelitz traf auch dieser Absicht der verbündeten Mächte gemäß mit Preußen ein Abkommen, und verzichtete gegen eine Geldentschädigung von einer Million Thaler auf den ihm zugewiesenen Landesantheil. Sachsen-Coburg hoffte durch den Eintausch der isolirten preußischen Provinz Henneberg mit Preußen sich ausgleichen zu können; da aber dieses Schwierigkeit fand, so begnügte es sich 1832 mit dem Zugeständniß einer Rente von

jährlich 80,000 Thalern, und überließ das bis dahin bestandene Fürstenthum Lichtenberg an Preußen."

„Der Herzog Peter Friedrich Ludwig verband mit dem Worte Fürstlichkeit einen so edlen Begriff, daß er es als eine „„von Gottes Gnaden"" ihm zugewiesene Pflicht hielt, die Sorge für das Wohl von 20,000 Seelen für einen höhern fürstlichen Genuß zu halten, als den Bezug einer jährlichen Geldsumme, deren Beträchtlichkeit für einen in Glanz und Pracht sein Wohlbehagen findenden Fürsten zuverlässig keine geringe Lockung gewesen wäre. Ganz so dachte sein Nachfolger, und ohnerachtet Preußen unzweifelhaft jeden Abtretungsvorschlag mit Geneigtheit aufgenommen haben würde, so blieb er im väterlichen Geiste seinem Vorsatz treu, dieses Ländchen als gewissenhafter Fürst treulich zu schirmen und zu pflegen."

„Fanden sich aber die Birkenfelder so sehr entwürdigt, daß sie von den Kaisern von Oesterreich und Rußland und den Königen von Frankreich, Spanien, England, Preußen, Schweden und Dänemark wie ein Patrimonialgut oder — wie sie sich auszudrücken belieben, — wie Ochsen und Schaafe an das Haus Oldenburg verschenkt oder verkauft wurden, so müssen sie sich an diese halten, diese Herren, wie es unter Völkern üblich ist, mit Krieg überziehen, denn diese haben sie verhandelt, wie sie 1802 vom heiligen römischen Reich an die Franzosen verhandelt worden sind. Glauben sie nun jetzt die Macht gewonnen zu haben, die Ketten jener völkerrechtlichen Disposition zu sprengen, so mögen sie es thun, nimmer aber der Dankbarkeit vergessen gegen die Herrscher, die sich gegen sie nicht als Sclavenkäufer, sondern als milde Väter bewiesen haben, die allerdings die Macht hatten, „„sie wie eine Citrone auszupressen, und dann an den Meistbietenden zu versteigern;"" wie sich einer ihrer Sendboten ausdrückte, die ein Capital von mehr als drei Millionen Thaler zu einem Hausschatz anzusammeln vermochten, das sie in die Lage versetzt haben würde, selbst auf den Fall, wenn sie von undankbaren und lieblosen Unterthanen ihres Eigenthums beraubt werden sollten, deßhalb ihre hohe Stellung nicht aufgeben zu müssen."

Statt dessen hat der Großherzog von Oldenburg viele

dem entfernten Ländchen nothwendige und nützliche Anlagen geschaffen, ohne die gewöhnlichen seit fünfzig Jahren entrichteten Abgaben auch nur um einen Groschen zu erhöhen.

„Das Land war vor der französischen Zeit vielen entfernten Herrschaften unterworfen, dem Kurfürsten von Trier, den Herzogen von Lothringen und Zweibrücken, dem Markgrafen von Baden, den Rheingrafen von Salm, so wie mehreren Reichsrittern. Freiheit von dem Zwang des Polizeistaats genoß es damals in Fülle. Den badischen Beamtendespotismus ausgenommen, welcher die Bauern zum Kleebau und zum Besuch der von dem Markgrafen Carl Friedrich größtentheils selbst dotirten Schulen prügeln ließ, bekümmerte sich keine Obrigkeit um Polizei. Unter den Franzosen gingen die letzten Reste der badischen Unterrichtsanstalten zu Grunde. Mehrere Gemeinden benutzten die erlangte Polizeifreiheit so gewinnreich, daß sie die von ihren Fürsten auf deren Kosten erbauten Schulhäuser sofort verkauften und das Geld, Mann für Mann, unter sich theilten! Die Geistlichen, denen die Revolution durch die Einziehung der Zehnten den Haupttheil ihres Gehaltes entzogen hatte, geriethen in gänzliche Abhängigkeit von den Gemeinden, und manche hätten betteln müssen, wenn nicht mehrere französische Präfecte — zwar ungesetzlich aber menschlich — polizeilich durchgegriffen, und durch Zwang eine kärgliche Sustentation durchgesetzt hätten, die sie von dem guten Willen und der Anerkennung des Bedürfnisses der Einwohner nimmermehr erhalten haben würden. Wie hoch die wissenschaftliche und sittliche Culturstufe der Geistlichkeit stand, ist zu errathen. Der allen akademischen lustigen Brüdern in Deutschland vor vierzig Jahren durch seine Lebensbeschreibung wohlbekannte Lauckhart — war nicht der schlechteste.“

„Als das Fürstenthum Birkenfeld im Jahre 1817 von dem Hause Oldenburg in Besitz genommen wurde, erkannte der damalige Herzog Peter Friedrich Ludwig, daß das kleine Gebiet nicht dessen bisherige Organisation als Bestandtheil eines großen Staats beibehalten könne.“

„Von den constitutionellen Segnungen des französischen Kaiserstaates hatte es blutwenig verspürt. Doch war ihm eine Erb-

schaft seiner zwanzigjährigen Verbindung mit jenem geblieben, Entlastung des bäuerlichen Grundbesitzes von allen Zehnten und Feudalabgaben. Indem bei dem ersten persönlichen Auftreten des Herzogs im Fürstenthum der Wunsch der dortigen Einwohner sich dahin aussprach, es möge Alles wieder werden, wie es zur vorfranzösischen deutschen Zeit gewesen sei, wo der größte Theil des Landes unter der milden Regierung des Markgrafen Carl Friedrichs von Baden gestanden hatte, begegnete dieser Wunsch der Vorliebe des Herzogs für die patriarchalische Verfassung, die seit Jahrhunderten auch das Princip der Oldenburger gewesen war. Das Organisationsedict verordnet die Abschaffung des französischen Gerichtsverfahrens und die Verwandlung der Friedensgerichte in Justizämter mit unbeschränkter Competenz in Civilstreitigkeiten, und in Verbindung mit der Polizei; die Bestellung eines Gerichts zweiter Instanz für die Civilstreitigkeiten und als Criminalgericht; die Einführung des Oldenburgischen (revidirten bayerischen) Strafgesetzbuchs; dann die Einrichtung eines Regierungs-Collegii mit zwei Senaten, den vorbemerkten Gerichtshof und einem Verwaltungssenat, welche in Polizei- und Hoheitssachen zusammen traten. Für die kirchlichen Angelegenheiten bestand ein protestantisches Consistorium und eine Commission für die katholischen Kirchenangelegenheiten."

„Der Herzog Peter Friedrich Ludwig sprach sich in seinem Organisationssystem dahin aus, daß eine väterliche Verwaltung stattfinden solle. In Ansehung der Abgaben bestand allerdings kein auf staatswirthschaftlicher Consequenz beruhendes Princip. Das französische Grundsteuersystem blieb. Die Abgabe der vereinigten Rechte und das Enregistrement wurden aufgehoben, dagegen Gerichtssporteln und Stempel eingeführt. Alle Einkünfte aus Domainen, Regalien und Abgaben gingen in eine Kasse, „„die herrschaftliche."" Hieraus wurde der Aufwand für die Landesverwaltung bestritten, was übrig war, unterlag der persönlichen Disposition des Fürsten. Als Ehrensache betrachtete es der Regent, daß an der Verwaltung nichts fehlen durfte, obwohl dadurch die Ueberschüsse verringert wurden."

„Dem gesunden Menschenverstand muß einleuchten, daß in

einem so kleinen Gebiet gar kein anderes Regierungsprincip vernünftig seyn konnte."

„Das Beschwerdeführungsrecht übten die Bewohner des Fürstenthums im unbeschränktesten Maße. Es war weder dem Einzelnen noch den Gemeinden das Recht versagt, sich bei dem Landesherrn zu beschweren. Sie übten es auch nach Herzenslust. Zur Anbringung von Landesbeschwerden hatten aber die Einwohner noch einen besonderen gesetzlichen Weg durch die alle drei Jahre stattfindende Aemtervisitation, zu welcher alle Gemeindevorstände eingeladen wurden. Am Schlusse des vorigen Jahres habe ich sie mit einem mitbeauftragten Regierungsglied abgehalten. Sie hatte besonders zum Zweck über das persönliche Benehmen der Beamten und Angestellten Beschwerden anzunehmen. Es war in den drei Aemtern nicht eine Landesbeschwerde von besonderer Erheblichkeit angebracht worden, da die einzige nahe liegende, die bis dahin unerfüllte Zusage einer landständischen Verfassung, durch die mir damals zugekommene persönliche Einberufung zu dem außerordentlichen Staatsrath in Oldenburg ihrer Erledigung entgegen zu gehen schien. Drei Monate später — da erfuhren erst die Unterthanen das Unglück und den Jammer, den der dreißigjährige Polizeistaat über sie gebracht hatte, von dem sie bis dahin nicht ein Sterbenswörtchen gewußt hatten!"

„Der Großherzog kam übrigens von Zeit zu Zeit selbst in das Land, und widmete sich regelmäßig vierzehn Tage lang ausschließlich den Regierungsgeschäften. Von Morgen 9 bis 1 Uhr ertheilte er ununterbrochen Audienz, und es war auch gewiß kein Einwohner, dem irgendwo der Schuh drückte, der nicht die Gelegenheit mit der ausgedehntesten Freiheit benutzt hätte. Die Stunden von 1 bis 5 Uhr waren Excursionen in alle Theilen des Landes gewidmet. Das Resultat seiner letzten Anwesenheit in Birkenfeld war dessen gegen mich geäußerte Versicherung: daß unter der großen Zahl der mündlichen und schriftlichen Petitionen sich doch nicht eine einzige befunden, welche eine Beschwerde über erlittene Dienstwidrigkeit, Ungerechtigkeit oder Härte von Seiten der Staatsdienerschaft zum Gegenstand gehabt hätte. Alle diese Petitionen wurden den verschiedenen Abtheilun-

gen der Regierung zur Berichtserstattung zugetheilt, und im Verlaufe einiger Monate alle erledigt. Die meisten gehörten unter die Rubrik der Unterstützungsgesuche und Bettelbriefe. Der Großherzog überwies mir eine angemessene Summe Geld, welche von mir nach dem Gutachten der Bürgermeister den Umständen gemäß den Supplikanten zugetheilt wurde."

„Indessen erinnert die Schrift „„Rheinpreußen"" an eine unter diesen Petitionen, die allerdings als eine Vorläuferin der vier Jahre später erfolgten Sturmpetition betrachtet werden könnte. Sie verlangte landständische Verfassung, und insbesondere Trennung der Justiz von der Administration. Es ist dort gesagt worden: „„Man hat in früherer Zeit die gerechtesten Forderungen der Birkenfelder fast mit Spott abgewiesen, weil die schlichten Bürger, die solche vorbrachten, nicht im Stande waren, sie in mündlicher Rede darzustellen und zu begründen."" Da ich nun kaum weiß, was man einem Fürsten und seinen Räthen Schlechteres nachsagen kann, als spöttische Abweisung „„der gerechtesten Beschwerden"", so muß ich mich über diesen Gegenstand genauer aussprechen."

„Es war diese Petition von vierzehn Ortsvorständen unterzeichnet, was der Sache doch ein gewisses Ansehen gab. Der Großherzog befragte in der ihm natürlichen, freundlichen und wohlwollenden Manier — die am wenigsten wohl zum Spott sich neigt — die Leute, was sie sich denn unter dieser Trennung der Justiz von der Verwaltung dächten? und forderte sie auf, Beispiele und Fälle ihm zu bezeichnen, in welchen die Vereinigung beider in den bestehenden drei Aemtern einen Nachtheil gebracht habe. Da standen die Leute verblüfft, die sonst nichts weniger als blöde sind, und in Dingen, die in dem Bereiche ihrer Fassungskraft liegen, recht gut sich auszudrücken wissen, — und wußten nichts vorzubringen. Auf des Großherzogs Befehl habe ich sie noch besonders zu Protokoll vernommen, und da erklärten sie offen: sie verständen von der Sache nichts, aber ein Advokat (!) habe ihnen gesagt, es wäre, was sie verlangt hätten, etwas sehr Gutes!"

„Gewiß hat keine Ansicht in Deutschland allgemeinere Geltung gewonnen, als die von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit

auch in den untern Instanzen, Polizei- und Finanzverwaltung von der richterlichen Function zu trennen. Ich will mich wohl hüten, anders als unter vier Augen und im verschwiegenen Kämmerlein meine theoretischen Einwürfe zu wagen. Aber einige in das Gebiet des ganz gemeinen Menschenverstandes fallende praktische Bedenken wird man mir erlauben. Fünfzehn Jahre lang bin ich Advokat und Verwalter von sieben Patrimonialgerichten, und eben so lange Präsident eines Obergerichts gewesen, und in diesen dreißig Jahren sind mir doch kaum zwei Fälle vorgekommen, wo aus der Vereinigung eine für das Recht oder das Wohl der Bürger besorgliche Folge entstanden wäre. Noch mehr! Ich habe in meinem Leben gewiß mehr als hundert praktischen Rechtsgelehrten, welche der Trennungsmaxime zugethan waren, den Wunsch vorgelegt: mir doch aus ihrer Geschäftserfahrung einige solcher Fälle zu erzählen. Sie mußten mir zugestehen, daß diese Fälle ihnen äußerst selten vorgekommen seien. Nur vor zwei Fractionen der Demokratie habe ich in meiner Behauptung unbedingt die Seegel streichen müssen, der besseren, die gar keine Polizei und Justiz im Staate will, und der schlimmern, welche Volksjustiz verlangt.!"

„Man hat der Birkenfelder Administration nicht mit Unrecht vorgeworfen, daß sie zu ausgedehnt und kostspielig sei. Niemand kann das verkennen, und auf preußischen Fuß würde ein Landrath mit zwei Friedensrichtern und ein Kreissekretär für die Lokalverwaltung ausreichen. Dabei wäre Niemand besser hinweggekommen, als der Großherzog, denn die ersparten Gehalte flossen in seine Tasche. Dieser aber glaubte, daß er eher zehntausend Gulden missen könne, als ein Birkenfelder Bauer zehn Gulden, wenn dieser, wie auch vorgeschlagen war, zwölf Stunden weit nach Trier oder Zweibrücken zum Gerichte laufen und drei Tage versäumen müsse. Darum wurde nicht aus der Unterthanen Beutel, sondern in der That aus dem großherzoglichen, eine zweite Justizinstanz und ein Verwaltungscollegium gebildet. In Birkenfeld hat man drei Aemter, der entfernteste Einwohner hat nur drei Stunden in sein Amt. Zwei Rechtsgelehrte verwalten das Amt. Sie theilen sich zwar in die Geschäfte, der eine übernimmt die Leitung der Justiz, der andere die der Verwaltungsangelegenheiten, allein in allen eigentlichen Entscheidungsverfügungen

controlirt der Eine den Andern. Nun will man nach dem Trennungssystem drei gute Juristen in einem collegialen Landgericht vereinigen und wunderbar genug, in einer Zeit, wo „„Volksrecht und Juristenrecht““ wie zwei bissige Hunde gegen einander gehetzt werden, um auf diese Weise grundsatzmäßig Stockjuristen zu bilden, die sich mit nichts als dem lieben jus beschäftigen sollen. Man meint, die Bescheide der ersten Instanz würden dadurch viel gründlicher (nach einer andern Lesart weitläufiger, langweiliger, mit Haarspaltereien und Citaten gespickter, und noch schlechter stylisirt) werden. Die Erfahrung ergibt, daß im ganzen Fürstenthum Birkenfeld kaum sechsunddreißig Bescheide in eigentlichen im ordinario behandelten Processen vorkommen, dagegen wohl eben so viele Hunderte Klagen, wo der Beklagte keinen Einwand, aber auch kein Geld, oder sonst eben keine Lust zu zahlen hat. Von diesen sechsunddreißig Beschwerden gediehen jährlich etwa zwölf an das Obergericht, den Justizsenat, von welchen etwa sechs reformirt wurden, also die Vermuthung der Ungründlichkeit gegen sich hatten, so wäre sonach durch das projectirte Collegialsystem muthmaßlich der Vortheil für das Land gewonnen, daß sechs bessere Bescheide gemacht würden; gewiß bleibt aber die Annahme, daß deßhalb nicht eine einzige Appellation weniger erhoben werden wird. Abgesehen von den frivolen Proceßführungen, wird es kein Gericht erster Instanz dahin bringen, daß die Parteien ein so unbegränztes Vertrauen in dessen Untrüglichkeit setzen sollten, um den Appellationen zu verzichten. Stehen nun die Nachtheile und schweren Kosten, daß man ein neues Gericht einrichtet, die Leute jetzt fünf bis sieben Stunden weit ihr Recht suchen, die Zeugengebühren entfernter Parteien auf das Doppelte steigen läßt, die Richter aller Berührung mit dem Volksleben entfremdet, und in eine Stellung bringt, in der sie nichts zu thun haben, die Verwaltungsämter dann der so nothwendigen Controle entzieht, oder die Bezirke so groß macht, daß wieder die Unterthanen zwei Tage verbringen müssen, wo sie sonst in einem halben Tag ihre Geschäfte abthun konnten, — mit dem vermeintlichen Vortheil im Verhältniß, daß jährlich möglichen Falls ein Dutzend Erkenntnisse gründlicher gemacht werden als zuvor??“

„Das aber ist ein so großes Leiden unserer Zeit, daß nicht

nur die Dilettanten in der Staatsverwaltung, sondern selbst die Theoretiker in den einzelnen Zweigen derselben, auf ihrem einseitigen Standpunkt nie den nothwendigen Störungen Rechnung tragen, welche der strengen Anwendung eines Grundsatzes durch andere eben so dringende Gebote des Staatsbedürfnisses entgegenstehen. Wie ein Tonkünstler die reine Stimmung seines Fortepianos temperiren muß, wenn er nicht bloß aus einer Tonart spielen, sondern auch in andere übergehen will, so muß auch der Staatsmann, um eine erträgliche Harmonie zu begründen, von den strengen Anforderungen der Vollkommenheit einzelner Zweige absehen, um nicht andere noch störendere Dissonanzen herbeizuführen. Hätten die Rathgeber der Hersteiner Bürgermeisterei-Vorstände ihnen gesagt: wollt ihr nicht den Großherzog bitten, das Amt Oberstein nach Birkenfeld zu verlegen, was sie ganz gewiß mit allen seinen Consequenzen noch gut verstanden haben würden, so hätten sie sich gewiß gehütet, auf diese Idee einzugehen. So aber köderte man sie mit einer unverständlichen Redensart — verlangte Trennung der Justiz von der Administration — da bissen sie an! Jetzt lockt man sie mit dem Geschwornengericht — sagt ihnen aber nicht, daß die nothwendige Folge seyn wird, daß sie künftig statt nach Birkenfeld nach Trier oder Saarbrücken zu spazieren haben, oder um jährlich wegen zwei Criminalverurtheilungen (mehr kommen nach einem fünfundzwanzigjährigen Durchschnitt nicht vor), ein kostspieliges Justiztribunal bauen und ein doppeltes Gerichtspersonal bezahlen müssen!"

„Ein Abgabenbewilligungsrecht war dem Volke so wenig zugestanden, als sie es unter ihren vorigen Fürsten gehabt hatten. Der Großherzog betrachtete das Land allerdings als einen Patrimonialstaat, wie er ihm auch nach den Grundsätzen des frühern Staatsrechts, als solcher von den verbündeten Mächten zugewiesen worden war. Er stützte sich auf den Grundsatz: das Land solle etwas weniger geben, als es unter Frankreich an Abgaben entrichtet habe. Dann solle für seine Verwaltung bestens gesorgt werden und die Ueberschüsse der Einkünfte nicht in die Oldenburger Staats-, sondern in die Privatkasse des großherzoglichen Hauses zu beliebiger Disposition fließen. Das war aller-

dings ein Grundsatz, der zu gefährlichen Consequenzen hätte führen können, aber nicht dahin geführt hat. Der Großherzog glaubte, wenn er die Finanzverwaltung des Landes im gewissenhaften Interesse der Unterthanen organisiren und im Geiste einer väterlichen Regierung von selbst nicht mehr Auflagen erhebe, als zur angemessenen Verwaltung nöthig sehen, so könne das Land einer landständischen Mitwirkung bei der Budgetstellung vor der Hand ganz wohl entbehren. . . . ."

„Die Abgaben wurden nur in zwei Fällen erhöht. Einmal zur größeren Förderung im Straßenbau. Es wurde ein Zuschlag zur direkten Steuer ausgeschrieben, der gegen dreitausend Thaler eingebracht haben würde, aber mit der Beendigung dieser Unternehmung wieder hinwegfallen sollte. Mehrere Gemeinden beschwerten sich darüber, und der Großherzog setzte den Zuschlag auf die Hälfte herab."

„Bis zum Jahre 1831 war Birkenfeld von aller Militärhaltung ganz verschont geblieben. Die damaligen Bewegungen geboten größere Strenge in der Beobachtung der Bundespflicht, und die Militärhaltung erforderte deßhalb eine neue Ausgabe. Der Beitritt zum Zollverein und dem indirekten Abgabewesen der preußischen Rheinprovinz gab hinreichenden Ersatz und noch mehr. Der Großherzog übernahm daher, da er die Absicht bestimmt ausgesprochen hatte, daß zu seinem persönlichen Bezug die Abgaben nicht erhöht werden sollten, nach dem Gutachten für etwa fünftausend Thaler bis dahin den Gemeinden zugewiesene Polizeiausgaben auf die herrschaftliche Kasse. Dieser Beitritt zum Zollverein war auch nicht aus finanziellen, sondern aus commerziellen Gründen nothwendig geworden."

„Wie weiter unten erörtert werden wird, bedurfte das Volksschulwesen einer großen Reform. Zur Unterstützung der Gemeinden überwies er die von der französischen Regierung eingeführte Personalsteuer in Betrag von etwa dreitausend Thalern den Gemeinden. Es wurden daher um so viel die Staatsabgaben gemindert."

„Im Schulwesen begann der verstorbene Herzog mit der Dotation einer höhern Schule. Irre ich nicht, so beträgt das

geschenkte, einer besondern Verwaltung übergebene Capital vierzehn tausend Thaler. Bis dahin hatte sich die Schulbildung im Bezirke des Fürstenthums nirgends über den Bereich einer Dorfschule erhoben. Die neu gestiftete diente als Vorschule zum Gymnasium, und zur Schullehrerbildungsanstalt. In der neueren Zeit des Fortschritts hatte der fortgeschrittene Stadtvorstand nicht so bald bemerkt, daß diese Vorbildung zum Gelehrtenstande weniger für das „Volk"" als für die — nach der neuern Theorie bekanntlich nicht zum Volk gehörigen — Beamten und Bureaukraten von Interesse sei, als er das früher zur Unterstützung dieser Anstalt dargebotene städtische Gebäude reclamirte. Der Großherzog gab nach und entschädigte den Lehrer für die entzogene Dienstwohnung — aus der herrschaftlichen Kasse."

„Nicht leicht wird man ein Dorf finden, in dem nicht ein neues, solides, stattliches Gebäude das Auge auf sich zieht. Das sind die Schulhäuser, die unter der jetzigen Regierung errichtet worden sind, und zu welchen größtentheils die ansehnlichsten Summen aus der herrschaftlichen Kasse gegeben worden sind. Besonders, freundlicher Leser, wird Dir, wenn Du das romantische Nahethal bei Oberstein überschreitest, ein den ganzen Ort dominirendes Gebäude in die Augen fallen, das über zehntausend Gulden gekostet hat. Dieses Haus ist das Schulhaus, wo der Großherzog zur Hebung der dortigen Industrie aus der herrschaftlichen Kasse einen Kunstlehrer besoldet, und in welchem die Redner gebildet wurden, welche in der Verhöhnung und Herabwürdigung ihres Fürsten mit den frechsten Pariser Gamins zu wetteifern sich berufen finden. Frage nicht: wie viel Geld aus der herrschaftlichen Kasse dazu gegeben worden ist? Du könntest doch noch einen und den andern treffen, der erröthen würde!"

„Die Lehrergehalte sind fast alle erhöht worden, und zwar aus der herrschaftlichen Kasse."

„In dem Patrimonialstaat, wo noch von Landesvätern, Landesmüttern und Landeskindern die Rede ist, fehlt es auch nicht an sonstigen, aus dem Gebiete des Familienlebens übergetragenen gemüthlichen Vorkommnissen. Die vor mehreren Jahren verstorbene Großherzogin Cäcilie, geborne Prinzessin von Schweden, be-

dachte ihre „„Landeskinder““ wie in Oldenburg so auch in Birkenfeld mit einem Vermächtniß von tausend Thalern. Dürftige Schullehrerwittwen erfreuen sich alljährlich des Andenkens der milden Landesmutter bei dem Bezug dieser Zinsen.“

„In dem französischen Rechtsstaat bekümmerte sich Niemand um das Sanitätswesen. Ein einziger geprüfter Arzt theilte sich mit einem heillosen Quacksalber — merkwürdig genug dem lutherischen Superintendenten des Fürstenthums — in die ärztliche Praxis. Der neue polizeistaatliche Landesherr sandte einen der tüchtigsten Aerzte aus Oldenburg, und dotirte ihn aus der herrschaftlichen Kasse mit einem Gehalt von tausend Gulden.“

„Für die Sicherheitspolizei sorgte eine angemessene Gensd'armerie, und dieser unter der französischen Zeit so übelberüchtigte Aufenthalt der Schinderhannesschen Genossenschaft ward so sicher, daß in einem Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren durchschnittlich kaum vier erhebliche Diebstähle im Jahr vorfielen.“

Eins der unvergänglichsten Denkmale hat sich aber der Großherzog in der Sorge für den öffentlichen Straßenbau gesetzt. Als ich 1831 meine Stelle antrat, bestand in Birkenfeld wöchentlich viermal eine reitende Post nach Kreuznach und Saarbrücken. Heute gehen von Birkenfeld täglich sieben Eilwagen und Personenposten nach Kreuznach, Saarbrücken, Saarlouis, Trier und an die Mosel, und der Poststall enthält sechsunddreißig Pferde. Die Ursache dieser Belebtheit des Verkehrs liegt in dem Neubau von sieben der solidesten und bequemsten Kunststraßen, zum Theil durch Distrikte, die früher kaum durch Fußpfade zu passiren waren. Sie haben einen Aufwand von beiläufig 160,000 Thaler gekostet. Dazu sind nur 17,000 Thaler angeliehen und etwa 3000 Thaler durch die eben berührte erhöhte Abgabe aufgebracht worden, alles Uebrige aber durch gewissenhafte Verwendung des Straßenbaufonds und der Revenüenüberschüsse — der herrschaftlichen Kasse.“

„Daneben ist ein Regierungsgebäude, eine Militär-Kaserne, ein Gefangenhaus mit einem Kostenbetrag von etwa 70,000 Thalern aus der herrschaftlichen Kasse gebaut worden. Keine neue Kirche ist im Lande, zu welcher nicht

die herrschaftliche Kasse ansehnliche Zuschüsse gesteuert, und keine einzige neue Proletarier-Wohnung, zu der nicht die landesherrliche Milde ein angemessenes Geschenk aus derselben verwilligt hätte."

„Ich übergehe die vielen Gnadenunterstützungen, welche bei Unglücksfällen nicht karg verwilligt wurden. — Das Alles sind Eigenthümlichkeiten der „„Kleinstaaterei"", im abstrakten Princip verwerflich, aber in praxi gar nicht so übel für diejenigen, denen diese Gnadenerweisungen zufließen."

„Komme ich aber auf die Birkenfelder Civillistenverhältnisse, so mögen sich freilich die demokratischen Lenker der dortigen Anarchie einbilden, es hänge jetzt von ihnen ab, sich einen Fürsten, wie sonst einen Gemeindebediener zu dingen, oder sich auch selbst als Souverainen eine Civilliste auszusetzen, oder an den Mindestnehmenden zu versteigern. Dabei mögen sie aber doch nicht vergessen, daß die großherzoglichen Ansprüche eine völkerrechtliche Begründung haben, und das Frankfurter Parlament sich wohl auch erst besinnen wird, ob es die Bestimmungen des Pariser Friedens dem Machtgebot des Birkenfelder Volksvereins zu opfern, einen hinreichenden Grund findet. Unter den acht europäischen Mächten, die diesen Frieden geschlossen haben, möchte sich doch eine und die andere finden, die noch mächtig genug geblieben ist, um dem Großherzog Gewähr zu leisten, und die Frage zu entscheiden: ob sie die kaiserlichen Hochwaldungen und andere Domainen dem Herzog Peter Friedrich Ludwig von Oldenburg und seinem Hause, oder dem Birkenfelder Klein- oder Oldenburger Mittel-Staat haben zuwenden wollen."

„Bedürfte es nun unter diesen notorischen Verhältnissen und der ermittelten Thatsache, daß der Großherzog an Ueberschüssen der herrschaftlichen Kasse im Durchschnitt nicht mehr als zehntausend Thaler jährlich zu seiner Disposition gezogen hat, eines Nachweises, daß die beiden Landesregenten dieses Ländchen nicht als eine Finanzquelle, sondern aus dem höhern fürstlichen Gesichtspunkte einer ihnen von der Vorsehung zur Uebung treuer Regentenpflichten zugewiesenen Besitzung mit strenger Gewissenhaftigkeit betrachtet haben, so würde ein schlagendes Argument jeden Zweifel entkräften müssen."

„Das Fürstenthum ist eine Enclave des preußischen Regierungsbezirkes Trier. Wenn nun Niemand bezweifeln wird, daß Preußen für dieses seine Provinzial-Contiguität störende Fürstenthum mindestens dasselbe Aequivalent dem Großherzog zu Oldenburg verwilligt haben würde, welches Sachsen-Coburg bezogen hat, da es zwar etwas kleiner im Umfang, dagegen aber mit einer Million Werth an Domainenwaldungen versehen ist, welche dem Fürstenthum Lichtenberg abgingen; so würde eine Rente von achtzigtausend Reichsthaler zur großherzoglichen Privatkasse eine außer aller ständischen Contestation liegende, ganz angenehme Revenüe gewesen seyn, wofür sich manche Liebhaberei hätte befriedigen lassen, für die der Küchenzettel eines demokratischen Budgets keine Rubrik gehabt hätte.“

„Der Großherzog begnügte sich statt dieser großen Summe mit dem im Durchschnitt höchstens zehntausend Thaler betragenden Ueberschuß des von ihm selbst bestimmten Budgets als Aequivalent seiner Civilliste, und von diesen gingen noch viele Wohlthätigkeits-Spenden ab, die er mit reichlicher Hand den Bedürftigen im Lande verwilligte. In Jahren der Theurung, wie 1847, bezog er gar nichts. Wie hätte denn der talentvolle Redner, der als Birkenfelder Abgeordneter am Oldenburger Vorparlament Furore machte, und zur Herabwürdigung seines fürstlichen Wohlthäters und Schmälerung seiner Rechte so glückliche Thätigkeit entfaltete, seine Talente ausbilden können, wenn ihn nicht der Großherzog durch Stipendien aus der herrschaftlichen Kasse dazu befähigt hätte! Wie hätten denn die vielen armen Leute ihre Wohnhäuschen zu Stande bringen sollen, wenn nicht fast ohne Ausnahme jeden ein Geschenk aus demselben Fond dazu in den Stand gesetzt hätte?“

„Es geht hieraus unzweifelhaft hervor, daß der Großherzog für das Vergnügen, seine lieben getreuen Birkenfelder zu regieren, baare siebenzig tausend Thaler jährlich aufgeopfert hat.“

Aus der persönlichen Rechtfertigung des Verfassers wollen wir hier nur einen Zug anführen. Herr Staatsrath Fischer legt eine offene Beichte ab, und klagt sich, Angesichts des

Welker'schen Rechtsstaates, freilich ohne die geringste Anwandlung von Reue und Leid, „eines Hanges zu willkürlicher Abweichung von der Buchstabenschrift des Gesetzes" an. Der Großherzog hatte ihn, als er auf seinen Posten ging, mit den Worten entlassen: „Man kann nicht mit dem Verstande allein regieren, es muß das Herz auch seine Stimme haben." Es läßt sich nicht leicht ein Princip denken, welches dem rabbulistischen Geiste der Zeit entschiedener in's Angesicht widerspräche, als dieser, aus der eigentlichen Idee des Patrimonialstaates geschöpfte Grundsatz, dessen bloße Erwähnung hoffentlich schon jedem rechtgläubigen Mitbauer an der constitutionellen Maschine die Haare seines Hauptes emporsträuben wird. Dennoch bekennt der ehemalige Chef der Birkenfeldischen Verwaltung sich schuldig, in einzelnen Fällen nach dieser Weisung gehandelt zu haben. Zum Beispiel!

„Die französische Steuerverfassung, welche im Wesentlichen bis jetzt unverändert geblieben ist, bestimmt einen Steuerbeischlag (Zulags-Centimen) von einigen Procenten für Unterstützungen in Landes-Calamitäten. Eine das Gesetz ergänzende Verordnung des ehemaligen Präfecten des Saardepartements hatte hierunter auch Unterstützung für an Seuchen gefallenes Vieh für die Bedürftigen aufgenommen. In den Dreißigerjahren zeigte sich im Lande eine höchst räthselhafte Krankheit, die Knochenbrüchigkeit; der Verlust, welcher eine Reihe Ortschaften im Laufe von drei bis vier Jahren betroffen hatte, wurde auf zwanzig tausend Gulden abgeschätzt. Jener Unterstützungsfond war bis auf sechs tausend Gulden angewachsen, und ich schlug vor, diese sechs tausend Gulden zu Unterstützungen in der Art zu verwenden, daß die Klasse der Dürftigsten drei Viertel des Verlustes, die der Mittelleute ein Viertel bis ein Halbes erhalten solle. Die Regierung opponirte, das Gesetz beschränke die Unterstützungsberechtigung auf an Seuchen gefallenes Vieh, der Knochenbrüchigkeits-Krankheit fehle aber der Charakter einer Seuche. Das war legal. Meine Meinung, im Zweifel die Noth so vieler armen Leute mehr als ein zweideutiges Gesetzeswort in's Auge zu fassen, war praktisch. Die

Entscheidung des Großherzogs: es sollen nur drei tausend Gulden aus dem Fond verwendet werden, weitere drei tausend Gulden wolle er aber aus seiner Kasse dazu schenken, — war fürstväterlich, besonders da ich oben nachgewiesen habe, daß dieses wirklich aus seinem eigenen Beutel ging."

Ein anderes Exempel:

„Nicolo Colombano, ein junger Mensch von neunzehn Jahren, Zinngießer, verlangte einen Regierungspaß auf den Grund seines dort vor acht Jahren hinterlegten Passes aus seiner Heimath Novara in Sardinien. Ein Paß dieser Stelle fand sich zwar vor, allein begreiflich auf einen eilfjährigen Knaben, dessen Signalement in keiner Hinsicht auf den jetzt erwachsenen Jüngling paßte. Ich mußte ihn sonach an seine Heimath verweisen. Da brach der junge Mensch in die ergreifendsten Klagen aus. Im Findelhause San Colombano in Novara erzogen, von dem er, wie alle seine Unglücksgenossen, auch den Namen trug, war dieser Name seine einzige Ausstattung. Ein Zinngießer hatte ihn in seinem eilften Jahre mit nach Deutschland genommen, das Zinngießerhandwerk gelehrt, und so konnte er sich ehrlich und gut nähren. Wohin er aber kam, hetzte ihn die Polizei wie ein Wild, weil er keinen Paß aufweisen konnte. In Baden war er an den sardinischen Gesandten nach Carlsruhe verwiesen. Dort wies man ihn nach Stuttgart, auch da war keiner zu treffen. Nun ging er nach München. Der Gesandte wollte sich auf nichts einlassen, und rieth ihm, nach seiner Heimath zu gehen! „„Großer Gott, wo habe ich denn eine solche?"" — klagte mir der junge Mensch. „„Komme ich nach Novara, so kann mich ja dort kein Mensch kennen. Habe ich doch selbst meine Muttersprache verlernt, stehe ich doch so gränzenlos verlassen in der Welt, wie Keiner. Da ist keine Seele, die mir näher ist wie jede andere.""

„Die Sprache des jungen Menschen hatte so etwas Erschütterndes im Ausdruck, sein Auge trug so sichtbar das Gepräge der Offenheit und Wahrhaftigkeit, es sprach sich in Allem ein in dieser Klasse so seltenes, edleres Gefühl des Bewußtseyns seiner Verlassenheit aus, daß ich, alle Polizeireglements unbeachtend, in der Persönlichkeit des Bittenden — die vollständigste Legitimation fand,

und auf meine Verantwortlichkeit und Gefahr den Paß ausfertigen ließ. War das sehr anmaßlich, willkürlich, ungesetzlich, so war es doch väterlich, weil menschlich!"

„Doch man wird aus diesen Beispielen erfassen, was ich unter dem Begriffe einer väterlichen Verwaltung verstehe. Es ist diese Hinneigung des Gemüths zur Minderung menschlicher Sorgen und Leiden, mir von jeher als eine dringendere Anforderung an einen Beamten erschienen, als die Verfolgung der starren Gesetzrichtung, welche in ihren kalten Rechtsbegriffen von Staat, Freiheit, Volksbewußtseyn keinen Funken lebenswarmer Wirksamkeit für das Volk und seine wahren Leiden aufkommen läßt, dagegen in hochtrabenden Redensarten demselben erträumte Plagen und Belästigungen aufreden möchte. Es ist Landessitte, daß Jeder, der bei der Regierung ein Anliegen hat, dasselbe persönlich dem Vorstand vorbringt und die Pflicht, täglich eine Menge Klagen anzuhören, von denen ein Theil ganz unvernünftig, ein anderer ungerecht, und der kleinste Theil von der Art ist, daß man helfen kann, war nicht die angenehmste Seite meines Berufs. Die meisten Beamten haben deßhalb bestimmte Sprachtage und Büreaustunden angeordnet. Kein Einwohner kann sagen, daß ich ihn nicht zu jeder Tagesstunde angehört, oder je einen Unterthanen abgewiesen und nicht auf der Stelle mit der geeigneten Bescheidung versehen habe. Die Leute sind in ihren Anträgen in der Regel höchst unklar. Sie fühlen, daß sie der Schuh drückt, wissen aber nicht wo, und wie es anzufangen ist, den Druck abzuwenden. In solchen Fällen habe ich nie unterlassen, mich ihrer Sache „„väterlich"" anzunehmen, und es hat mir wohlgethan, wenn nicht selten der Mann in meinen nächsten Umgebungen, der allein mein persönliches Wirken so ganz in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatte, und mit dem ich mehr auf dem Fuße des vertraulichen Freundes, als des Untergebenen verkehrte, mir nicht selten freundlich zuflüsterte: in diesem Bericht spricht auch mehr der gute Mensch, als der Präsident! Und so muß es im Staatsdienst gehalten werden. Der Beamte muß in den wohlwollenden, für die Leiden des Geringsten im Volke ein treues Herz beweisenden Menschen, aufgehen. Alle Volksrechte concentriren, sich in dem einzigen, von seiner Obrigkeit

mit Menschlichkeit und liebevoller Vorsorge behandelt zu werden. Die Mehrzahl des Volks, der sogenannte gemeine Mann, versteht nichts vom Regieren, soll deßhalb auch nicht regieren, aber gut regiert werden, und das wird er ganz gewiß besser von der Hand geistig und sittlich gebildeter Männer, als von seines Gleichen."

Ueber sein Verhältniß zur Kirche äußert sich Herr Fischer mit wenigen Worten, wie folgt:

„Zunächst war das kirchliche Element in Haupt und Gliedern von untauglichen und schädlichen Organen zu säubern. Der Großherzog ging bereitwilligst darauf ein; nach Pensionirung des protestantischen Superintendenten gelang es einen berufseifrigen und intelligenten Mann an die Spitze der Geistlichkeit zu setzen. Andere durch anstößiges Privatleben unwirksam gewordene Geistliche wurden beseitigt. Durch freundliches Einverständniß mit dem würdigen Diöcesanbischof von Hommer zu Trier gelang es mir auch, die Versetzung anrüchtiger Subjecte von den katholischen Pfarreien zu erwirken. Die evangelische Union vereinigte die bis dahin noch getrennten lutherischen und reformirten Gemeinden, und in von Geistlichen und gewählten Kirchengliedern gebildeten Synoden wurden die Interessen der protestantischen Kirche verhandelt."

Wir haben dagegen von unserm ultramontanen Standpunkte aus nicht das Mindeste einzuwenden.

Die Censur hat der Verfasser in neuerer Zeit selbst verwaltet.

„In mehren Jahren erinnere ich mich nur dreimal Aufsätze gestrichen zu haben. Der erste betraf eine Spötterei auf den russischen Kaiser, den Verwandten des Regentenhauses; der zweite ein die Katholiken verletzendes Gedicht auf Luther's Tod, das ich, obwohl selbst Protestant, in einem Land, das ein Viertheil Katholiken im friedlichsten Verein enthält, nicht dulden durfte, und der dritte — einen persönlichen Angriff auf Mitglieder einer Gemeindebehörde. Ich fürchte nicht, hiedurch dem geistigen Fortschritt der Birkenfelder ein sonderliches Hemmniß entgegen gesetzt zu haben."

So weit die Schilderung des Oldenburg-Birkenfeld'schen Patrimonialstaates, wie er war.

Ueber die Gründe, warum es in beiden Ländern zu keiner ständischen Verfassung gekommen, gibt uns Herr Fischer sehr interessante Aufschlüsse. Daß er seinerseits kein Feind ständischer Einrichtungen (im deutsch geschichtlichen, nicht im französisch revolutionären Sinne des Wortes!) gewesen, geht einfach aus dem Umstande hervor, daß er, ehe er in Oldenburgische Dienste trat, in einem andern deutschen Lande Haupt- und Mittelpunkt der ständischen Thätigkeit war. Das darüber von ihm Berichtete ist zum Behuf des Vergleichs mit neuen Zuständen ungemein lehrreich.

„Das herzogliche Haus Sachsen-Hildburghausen war durch die gränzenlose Verschwendung des vorigen Fürsten in großen finanziellen Nöthen, und nur durch eine fünfunddreißigjährige kaiserliche Debit- und Administrations-Commission von noch größerem Verfall abgehalten worden. Es war eine schwere Aufgabe für die damaligen herzoglichen Räthe, einen zwar höchst gutmüthigen, aber in geistiger Bildung von Jugend an sehr vernachlässigten Fürsten, der, durch die Auflösung des deutschen Reichs von den Fesseln einer kaiserlichen Debitcommission entledigt, während der Rheinbundsperiode nicht selten vom Souverainetätsschwindel sich hinreißen ließ, zur Mäßigung seiner finanziellen Ansprüche zu bestimmen. Ein unfähiger, leichtsinniger, in gerichtlicher Sequestration befindlicher Minister mehrte die Verlegenheit, und die wohlgesinnten herzoglichen Räthe konnten daher einzig in dem, obwohl in höchster Unvollkommenheit bestehenden, aber doch von der öffentlichen Meinung getragenen Institut der Landschaft, gegen die Allgewalt eines heillosen Absolutismus die einzige Stütze finden, wobei ihnen der Umstand der gänzlichen Creditlosigkeit des Herzogs glücklich zu statten kam."

„Die Landschaft bestand seit der Eröffnung der herzoglichen sachsen-hildburghausischen Speziallinie aus einigen dreißig mit Stimmrecht versehenen Rittergutsbesitzern und fünf Städtedeputirten. Seit vielen Jahren war kein Landtag gehalten worden, und

die auf dem Herkommen beruhenden Rechte desselben — die Steuerverwilligung, Beschwerdeführung und die Landkassenrechnung wurde durch einen engern und weitern Ausschuß verhandelt. Bei wichtigern Vorkommnissen wurde vom Director und Syndicus der Gegenstand durch ein Circular zur Abstimmung gebracht."

„Die städtischen, richtiger magistratischen Deputirten waren gleichfalls durch ihre rechtskundigen Stadtsynodici als Consulenten unterstützt, und so bildete der Syndicus mit diesen in der Regel das einzige sachverständige Organ."

„Wie wichtig die Stelle des Syndicus geachtet wurde, ergab die gewiß seltsame, aber im Geiste des ältern Staatsgetriebes nicht inconsequente Erscheinung, daß der erste Geheimerath bis zu seinem Tode diese in der Form so untergeordnete Stelle mit seinem hohen Posten vereinigte."

„Weder die herzoglichen Räthe noch die Landstände verkannten die Wichtigkeit dieser Stelle, in welcher sich von jeher das leitende Princip der Intelligenz ausgesprochen hatte. Ich durfte es daher als einen Beweis nicht geringen Vertrauens geltend machen, daß ich bei der Wahl alle Stimmen, bis auf eine, erhielt, ohnerachtet ich noch nicht einmal das Alter der landesgesetzlichen Volljährigkeit (25 Jahre) beschritten hatte."

„Die Landschaft beobachtete das System beharrlicher Opposition gegen den Minister, wie gegen alle mit den Kräften des kleinen Landes nicht im Verhältniß stehende Zumuthungen des Hofs; verständigen Verbesserungen der Staatsverwaltung legte sie keine Hindernisse in den Weg."

„Indessen war es doch nicht zu vermeiden gewesen, daß während des übeln ministeriellen Interregnums von dem Herzog Schulden contrahirt worden waren, die ohne Benachtheiligung der Regentenwürde und noch schlimmere Folgen, nicht unbezahlt gelassen werden konnten. Die Landschaft erklärte ihre Beihülfe, allein unter zwei Bedingungen: 1) daß diese Schuld eine das herzogliche Familienfideicommißvermögen belastende Kammerschuld bleibe, und bei einer möglichen künftigen Trennung des herzoglichen Hauses vom Lande wieder als Activforderung des Landes erwache; 2) daß zur Sicherung gegen künftige Benachtheiligungen des Landes

durch schädliche Maßregeln und Schuldenwirkungen der Landschaft das Recht eingeräumt würde, einen Bevollmächtigten unter dem Titel des Landraths in sämmtliche Administrativcollegien der Landesregierung aufzunehmen."

„Der Herzog bequemte sich mit großem Widerstreben zu dieser allerdings in keiner landständischen Verfassung noch je erhörten Concession, verbat sich aber standhaft die Uebertragung dieser Stelle an den ihm mißliebigen Syndicus. Die Landschaft traf die Auskunft, einen uralten, geistesstumpfen Mann zu dieser häckeligen Stelle zu präsentiren, dem ich bald genug als Substitut beigegeben wurde."

„Wie gute Früchte die erste Bedingung dem Hildburghäuser Lande getragen hat, hat die später erfolgte Landestheilung ergeben."

„Es traten die Kriegszeiten, Durchmärsche, Lieferungen, Aufbringung außerordentlicher Abgaben, die Hungersnoth 1816 und 1817 ein. In allen diesen Angelegenheiten war ich als Landrath das Hauptgeschäftsorgan."

„Ich begleitete persönlich die großen Kriegs-Wagenzüge, zu deren Bespannung Hunderte von Bauern aufgeboten wurden, und theilte mit ihnen jede Mühe, jede Gefahr, worunter meine, am 2. Mai 1813 erfolgte Verhaftung und Stellung vor ein französisches improvisirtes Kriegsgericht zu Königssee, in meinem Vaterlande noch bei manchen alten Zeitgenossen im Bauernstande in gutem Andenken seyn wird."

„Im Jahre 1819 wurde zwischen dem Herzog und der alten Landschaft vertragsweise eine zeitgemäßere Verfassung hergestellt und achtzehn gewählte Deputirte, sechs aus den Rittergutsbesitzern, fünf aus den fünf Städten, sechs aus dem Bauernstande und einer aus dem geistlichen Stande traten an die Stelle der zeitherigen Landstände."

„Den Fortbestand der hergebrachten Anstellung des Landschafts-Syndicus als intelligenten Organs, einer präsumtiv wenig wissenschaftliche Elemente in sich aufnehmenden Corporationen, hielt man aber für so nothwendig, daß diesem nicht nur das Sekretariatsgeschäft, sondern auch die Begutachtung aller an die

Landschaft gelangenden Anträge, so wie die Schriftverfassung, und somit die gesammte materielle Leitung der landständischen Verhandlungen verfassungsmäßig zugewiesen war."

„Bei der neuen Wahl erhielt ich alle Stimmen. Aber auch die Einrichtung der Landrathsstelle wurde als eine in ihrer geistigen Wirksamkeit erprobte „„„Errungenschaft"""" in der neuen Verfassung beibehalten, jedoch die erste Wahl nur auf drei Jahre beschränkt. Ich erhielt wieder alle Stimmen bis auf eine, und nach drei Jahren in der zweiten Wahl auf Lebenszeit alle Stimmen."

„Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, die Regulierung des Etatswesens, die Einführung eines Einkommensteuersystems, — und eine Reihe neuer Gesetzverhandlungen waren meiner Thätigkeit hauptsächlich zugewiesen."

Herr Fischer hat sonach die Bedeutung und den Segen einer wohlgeordneten, ständischen Verfassung nicht bloß aus Büchern erkannt, sondern diese Erfahrung, was begreiflicherweise etwas mehr sagen will, durch seine eigene, langjährige Thätigkeit bethätigt. Aber eine ächt praktische Natur, wie es wenige gibt, hat er auch, eben im Leben und durch das Leben gelernt, daß ständische Verfassungen, wenn sie Leben gewinnen und dem Lande Heil und Gedeihen bringen sollen, nicht nach der Schablone zugeschnitten und nicht aus dem Boden gestampft werden können. Deßhalb hat er auch, als er nach Oldenburg kam, zwar immer die ständische Frage im Auge behalten, zugleich aber auch die große Wahrheit nicht vergessen, daß nicht allen Bäumen eine Rinde gewachsen ist.

„Oldenburg hatte in keinem seiner zerstreuten Landestheile noch eine ständische Verfassung gehabt. Die Neuheit der Sache wies sehr auf die Räthlichkeit, die Aufgabe mit großer Vorsicht aufzufassen, daß nicht in dem Lande, welches wegen seiner väterlichen Verfassung und Verwaltung, der Mäßigkeit der Abgaben, dem Wohlstand seiner Einwohner, seit der neuern Oldenburger Regierungsperiode im Rufe allgemeiner Zufriedenheit gestanden hatte, durch die Einschiebung dieses neuen Elements — die Unzufriedenheit erst provocirt werden dürfte. Man wollte erst den

Gang der Dinge namentlich in den neu aufgedrungenen Verfassungen beobachten, um Fehler zu vermeiden, welche sich bei diesen herausheben würden. Diese Beispiele waren allerdings nicht ermuthigend, in einem Lande Neuerungen einzuführen, wo sich damals allgemein die öffentliche Stimme dahin ausgesprochen hatte: — „„So lange dieser Großherzog lebt, können wir allerdings eine Constitution entbehren; wir wünschen nur Garantien für die Zukunft?““ — Daß jene Meinung die öffentliche Stimmung wirklich war, bekundet die Thatsache, daß mehrfache Versuche die Petitionen um eine landständische Verfassung zu wiederholen, von den Gemeinden zurückgewiesen wurden."

„Ein zweiter Grund war die von dem Großherzog festgehaltene Ansicht: das landständische Corporationswesen müsse erst durch ein wohlgeordnetes Gemeindewesen vorbereitet werden. Zu diesem Zweck wurden schon im Jahre 1831 Vertrauensmänner, und zwar nicht bloß solche, welche das Vertrauen des Landesherrn, sondern auch solche, welche als Vertrauensmänner der Einwohner galten, zur Berathung eines Gemeindegesetzes einberufen. v. Thünen stand an ihrer Spitze. Das Gesetz kam zur Ausführung, — aber die Stimmen über dessen Zweckmäßigkeit waren sehr getheilt, der erste Versuch, in die Gesetzgebung ein neues volksthümliches Element einzuschieben, ergab kein günstiges Resultat."

„Der Hauptgrund, der den Großherzog zum Zweifel bewog: ob denn eine landständische Verfassung nothwendig zur Beförderung des Volksglücks führe? lag in der Grundmaxime seiner Regierung. Er erkannte in dem Regentenberuf die Pflicht, einzig des Volkes Wohl als höchstes Ziel in's Auge zu fassen, und sein Gewissen gab ihm das Zeugniß, daß er nie von dieser Pflicht abgewichen sei, noch je abweichen werde. Im Bewußtseyn seiner genauen Kenntniß von dem, was eine gerechte und gute Staatsverwaltung fordert, durfte er sich sagen, daß er besser wisse was dem Volk nütze und gut sei, als die Männer aus dem Volke selbst. Er hatte zu viel Kenntnisse von der Regierungskunst, um der Meinung Raum zu geben, daß, wenn selbst der Volkswahl es gelänge, die verständigsten Männer aus dem Lande herauszufinden, deren Staatskunde jemals die Gränze des

Anfangen unnützer Händel mit den friedlichen nachbarlichen Seestaaten."

k) „Bürgerkriege im Innern, und Erneuerung der traurigen Scenen des Bauernkrieges im sechszehnten Jahrhundert."

l) „Anarchie und Störung des Rechtsfriedens in Unsicherheit der Personen und des Eigenthums."

m) „In die Millionen gehende Vermögensverluste der Staatsbürger."

n) „Gänzliche Stockung des Handels und Verkehrs."

o und w!) „Gränzenloser Verfall der Sittlichkeit und Rechtlichkeit im Volke."

x) „Die" (durch eine unrechtliche und wahnsinnige Politik nahegerückte, glücklicherweise aber noch nicht erfolgte) „Trennung Oesterreichs, und mit ihm die Entfremdung von einem Drittheil Deutschlands von den Interessen des deutschen Vaterlandes."

y) „Die wahrscheinliche Aussicht des Verlusts des linken Rheinufers als die von dem neuen französischen Präsidenten der französischen Nation vorgespiegelte Dotation (?)."

z) „Die unabweisliche Ueberzeugung jedes scharfblickenden Politikers, daß wir nur durch Krieg, und zwar durch einen recht blutigen und verheerenden, wieder zur Herstellung der Rechtssicherheit und eines das Volkswohl begründenden Zustandes wieder gelangen können."

„Ein schönes Alphabet von demokratischen Siegestrophäen, in Erstrebung der deutschen Einheit!"

Wer hat den Muth, diesen Zeitspiegel Lügen zu strafen?

Weniger einverstanden sind wir mit dem, was der Verfasser über die Vergangenheit sagt, welche auch dießmal, wie immer, seit Anbeginn der Geschichte, die Mutter der Gegenwart ist. Preist er die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege als die Periode der beginnenden Verbesserung des Zustandes der Völker, besonders der niedern Klassen, rühmt er die Heroen des „edlen Humanitätsprincips" (unter ihnen Friedrich II. und Joseph II.!) als Gründer einer besseren Zeit, behauptet er: daß die Klage über Zuvielregiererei schlechthin (und nicht

bloß in Bezug auf einzelne Länder, Verhältnisse und Zeiträume, wie z. B. auch jene, die er in seiner Praxis zunächst vor Augen hatte), — ungegründet gewesen, — so trägt er unsers Erachtens der Naturgeschichte jener geistigen Epidemie nicht genugsame Rechnung, die er doch selbst als eine der „räthselhaftesten, volkspsychologischen Erscheinungen" anerkennen muß, in welche die Zeit der Volksbeglückenden Staats- und Beamtenomnipotenz weltkundigermaßen ausgelaufen ist. Wenn er z. B. sagt:

„So viel ich die Zustände des Gemeindewesens in ganz Deutschland habe kennen lernen, so möchte sich eher manche Anklage, daß die Regierungen die Gemeinden nicht genug bevormundet haben, gegen dieselben begründen lassen. Allein diese Klagen sind verstummt, um der entgegengesetzten Raum zu geben: man habe die Gemeinden zu sehr bevormundet."

so mag er leider! Recht haben, sobald er den Zustand des rohen, jeder genossenschaftlichen Selbstregierung völlig unfähigen Egoismus vor Augen hat, der nach fast hundertjähriger Bevormundung in manchen Gegenden freilich die Stelle des, ohnedieß durch die demokratische Strömung der Zeit in seiner Wurzel bedrohten, alten Corporations- und Gemeindegeistes getreten ist. Daß dem aber also, ist ein großes, nicht genug zu beklagendes Unglück. Denn wer nicht fähig, seine eigene Sache zu regieren, ist eben der Freiheit unfähig. Die Schuld dessen trägt jene Periode des edlen Humanitätsprincips und der Volksbeglückung quand même, kraft deren der badische Amtmann Liebenstein die Bauern zum Kleebau prügeln ließ. Das mochte für den Augenblick ganz bequem, selbst in manchen Fällen nützlich seyn! Aber wenn damals der Staat Alles, auch die Gemeinde, auch die Familie, die Kirche, die Schule, den Hausstand des Einzelnen regieren wollte, so will, kraft eines Rückschlages, der nicht ausbleiben konnte, heute Alles den Staat regieren. Hinc illae lacrymae!

Herr Fischer täuscht sich auch nicht darüber, daß das Uebel tiefer liegt.

„Was hat nun trotz dieser günstigen Lage die Revolution herbeigeführt, und ihr einen so raschen Sieg verschafft? — Ich meine einzig dieselbe Ursache, über die schon die Propheten im alten Testamente geklagt haben, die sittlich religiöse Verderbtheit im Volke."

Allein hier sind wir auch auf dem Punkte angelangt, wo sich unsere Wege trennen. Der Verfasser sagt nämlich:

Wenn Religiosität von den differenten positiven Glaubensnormen gewiß nicht abhängig ist, und bei den Juden wie bei den Türken und Christen, bei dem Strenggläubigen wie bei dem Lichtfreund gefunden werden kann, so sind dagegen Atheismus und Indifferentismus die treuen Pfleger der schmutzigen Genuß- und Selbstsucht, des Lasters, welches dem Staats- und Bürgerwohl am feindlichsten entgegentritt."

Hiermit steht ein Vorschlag in Verbindung, den der Verfasser an einem andern Orte thut:

„Die Demokratie hat besonders auf den Dörfern unter dem Lehrerstand sehr zahlreiche Apostel gefunden. Sollte denn die religiöse Seite des Staatslebens diesen Männern nicht einen würdigern Stoff darbieten, als die politische? Es wird freilich schwer seyn, ohne eine recht geschickte Leitung dergleichen Unionen nicht in den Charakter religiöser Conventikeln, wo dem Aberglauben oder der Schwärmerei Tummelplätze eröffnet werden, ausarten zu lassen. Indessen besteht bereits für den Cultus reiner Sittlichkeit ohne Rücksicht auf confessinelle Glaubensspaltung eine sehr verbreitete Association in der deutschen Freimaurerei. Vielleicht ließe sich das Wesen dieser Verbindung, deren Form nun freilich für die Oeffentlichkeit, wie für Allgemeinheit sich nicht eignet, wenn sie nicht ihre wesentliche Eigenthümlichkeit, die Verbreitung in allen Welttheilen aufgeben will, — auf ähnliche sociale Gestaltungen übertragen, wie schon vor fünfundzwanzig Jahren in der Stiftung eines Menschheitsbundes Krauße vor-

schlug. Es würde sich dann ein ethischer Verein nicht gegen die Kirche, sondern neben der Kirche begründen, wo sich auch die zusammenfinden könnten, welche kirchliche und politische Spaltungen trennen, wenn nur der Grundsatz, wie in der Freimaurerei, streng durchgeführt würde: der Kirche wie dem Staat die schuldige Achtung zu gewähren, Besprechungen über beide aber gänzlich ausschließen. Eine solche Verbindung könnte immerhin auch Atheisten zulassen, welche die Maurerei gesetzlich ausschließt."

Es ist nicht nöthig, das Urtheil auszusprechen, welches jeder Katholik nothwendig über dieses Mittel der Rettung fällen wird. Wir begnügen uns damit, den Verfasser darauf aufmerksam zu machen: daß der beabsichtigte Menschheitsbund schon seit achtzehnhundert Jahren besteht, und daß demnach der Anspruch: einen andern Grundstein legen zu wollen, als den, welchen Gott gelegt hat, selbst wenn er aus der menschlich reinsten Absicht hervorgeht, jedem gläubigen Gliede der Kirche, als eine unnütze, ja als eine wahrhaft frevelhafte, in die Rechte der göttlichen Majestät greifende, menschliche Anmaßung erscheinen muß. Wenn also der, in Dingen der praktischen Politik so klar und richtig blickende, und auch im Leben den Katholiken gegenüber so billige und gerechte Verfasser gegen Indifferentismus eifert, und dennoch die positiven Glaubensunterschiede, als gleichgültige Dinge behandelt, ja wenn er den Atheismus selbst in den Kreis der maurerischen Toleranz hineingezogen wissen will, so bleibt uns nichts übrig, als ihn zu bitten: daß er über diesen Gegenstand des weitern reiflich nachdenken möge. Nach unserer Ueberzeugung und Erfahrung kann Jeder, der eines guten Willens ist, auch im Princip zur Wahrheit, die nur Eine ist, und die sich niemals selbst widersprechen kann, gelangen, wenn er sie an einem ihrer Stadien ergriffen hat, und Muth genug besitzt, sich von diesem Faden rückwärts bis in das Centrum leiten zu lassen. Mit andern Worten: Herr Fischer möge nur die, in der Politik als wahr erkannten Grundsätze unbefangen und folgerichtig auf das

Gebiet der Religion und Kirche übertragen! Möge übrigens dieser, uns persönlich völlig fremde ehrenwerthe Schriftsteller einstweilen aus der Art und Weise, wie wir über seine, den Staat, das Recht und die Zeitverhältnisse betreffenden Ansichten urtheilten, und aus der aufrichtigen Achtung, die wir dem Charakter zollten, der sich in seiner Schrift abspiegelt, entnehmen: daß wir die Wahrheit, wenn sie mit Geist, mit Treue und mit muthiger Selbstverläugnung vertheidigt wird, trotz aller Verschiedenheit des Standpunktes, im Munde des Freimaurers und Protestanten eben so gern und freudig anerkennen, als wenn sie von einem der Unserigen verfochten wird.

Was Herr Fischer Seite 72 an die Stelle der übel ausgefallenen Märzerrungenschaften setzen möchte (z. B. ein preußisches Kaiserthum!), übergehen wir hier lieber mit Stillschweigen. Vielleicht haben ihm hierüber bereits die jüngsten Monate so viel Aufschluß gewährt, daß unsere jedenfalls wohlgemeinte Beleuchtung solcher Vorschläge zu spät käme. Herr Fischer scheint der Mann nicht, der sich lange mit sanguinischen Hoffnungen täuschen und eine traurige Wahrheit mit fingirten Möglichkeiten verdecken könnte. Sagt er doch selbst:

„Ich fürchte, daß der Volksabsolutismus dem Lande bald so tiefe Wunden geschlagen haben wird, daß der Constitutionalismus sie gar nicht, sondern nach allen Beispielen der Geschichte, am Ende nur der unumschränkteste Regenten-Absolutismus wieder heilen kann!“

Leider ist es so! Denken wir also bei Zeiten an das Eine, was Noth thut: die Wiedervereinigung unsers armen, schmählich betrogenen und belogenen Volkes im Glauben der wahren Kirche. Denn die Wiedererringung dieser Einheit allein kann für uns der Anfangspunkt einer politischen Genesung werden. Ohne sie ist jeder Gedanke an die Macht und Größe eines deutschen Reiches ein hohler Traum der Eitelkeit, dem nur ein schreckliches Erwachen folgen kann.

XXIX.

Unsere Errungenschaften.

V.

Um sich greifender Unfriede.

Sowohl diejenigen, welchen bisher der möglichste Flor aller materiellen Güter mit allgemeiner Wohlfahrt für gleichbedeutend galt, als diejenigen, die hiezu noch manches andere, in den Ueberzeugungen, Sitten und Gewohnheiten Wurzelnde, zählten, stimmen doch darin überein, daß zur Förderung von jener und zur Erhaltung von diesem der Friede nach jeder Beziehung wesentlich nothwendig, daß derselbe ein Gut an sich, zugleich Bedingniß jeglichen Gedeihens sei. Sind wir hiemit einverstanden und überschauen wir mit dieser Anerkennung den jetzigen Zustand der Individuen, der Familien, der Gemeinden, der Staaten, des Menschengeschlechtes, so wird es uns schwer werden, in Abrede zu stellen, daß der Unfriede wesentlich den „Errungenschaften“ der Gegenwart beizuzählen sei. Wir sagen absichtlich: der Unfriede, nicht: der Krieg. Dieser kann oft nothwendig, oft heilsam seyn, ist jedenfalls der Uebel schlimmstes nicht. Der Bürgerkrieg ist unverkannt weit schlimmer und noch weit zerstörender der Unfriede. Noch schlimmer als beide aber ist der durch alle Verhältnisse als Peststoff sich durch-

ziehende Bürgerkrieg, der zwar nirgend zum Ausbruch kommt, deßwegen aber auch niemals austobt, sondern das eingefressene Uebel zum unheilbaren Siechthum verbösert.

Ueberall, wo auf kirchlichem, staatlichem oder gesellschaftlichem Gebiete, und, da sie alle durcheinander laufen, auf allen, zumal der Umsturz laute Stimme und regsame Kräfte gewonnen, wo er sich als allein gültiger Regulator sämmtlicher denkbaren Zustände Bahn gebrochen hat, überall da ist aus allen Verhältnissen der Friede gewichen. Zu keiner Zeit sind so viele mit sich selbst entzweite, in ihrem innersten zerrissene Gemüther zum Vorschein gekommen, als in der Gegenwart, die bald in allen Ländern das Unterste zu Oberst kehren, das seit Jahrhunderten bestandene Gefüge der ordnenden und leitenden Einrichtungen auseinander treiben will. Zwietracht in den Familien hat es ausnahmsweise zu allen Zeiten gegeben; aber wo sie sonst zum Vorschein kam, da hat sie als Ungewöhnliches in weiten Kreisen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; da ist ihren Ursachen nachgespürt, da ist über dieselbe ein scharfes Urtheil gefällt worden. Jetzt ist das Gegentheil befremdlicher; bei dem Auseinandergehen der Meinungen, Bestrebungen und Interessen das Zusammenstimmen ungleich seltener, als einst die Zerrissenheit es war. Ja wir haben uns an diesen Zustand bereits so sehr gewöhnt, daß wir es kaum mehr fühlen, welch' ein düsteres und herabstimmendes Bild uns entgegengehalten werde in der Schilderung jener Zeit, in welcher der Mensch vom Menschen getrennt, die Bewohner der Häuser in Feindschaft gegen den andern treten, der Vater uneins sein werde mit dem Sohne, der Sohn mit dem Vater; die Tochter mit der Mutter, die Schwiegermutter mit der Schnur und die Schnur mit der Schwiegermutter; was alles in unsern Tagen so häufig buchstäblich in Erfüllung geht.

Und was in dem Haus und in der Familie stattfindet, trotz dessen, daß hier andere Verhältniße zwischen ein einen beschwichtigenden, wenigstens dämpfenden Einfluß üben, wie zeigt sich dieser nicht mit der vollen Wucht seiner zerrüttenden

Wirkungen in dem weitern Umfange der Gemeinde, zumal wenn dieselbe das Gegenwicht, welches hier einzig an die Anerkennung und Wirksamkeit der Kirche geknüpft ist, von sich geworfen hat? Da wird der Hader, die Zerrissenheit, die gegenseitige Entfremdung der Gemüther leicht zum Normalzustand, welcher aus den wiederkehrenden und durch die Volksbeglücker absichtlich vervielfältigten Anlässen zur Ausübung der sogenannten politischen Rechte (Wahlmaskeraden) jedesmal neue Nahrung schöpft, und der Möglichkeit allmähliger Ausgleichung den Zugang immer gewaltiger versperrt. Da verbinden und mehren sich die unreinen Elemente, bringen sie es in kurzem dahin, Gesetz und Vorschrift zu ertheilen, ihren Willen, was auch dessen Ziel und Folge sein möge, zum allein gültigen zu machen, jede Einwendung dagegen, ja selbst den bescheidensten Zweifel an dessen Ersprießlichkeit niederzupoltern, oder wegzuzischen. Aus mancher gemeinsamen Wohnstätte ist unter den neuesten Ereignissen der Friede auf Geschlechtsalter hinaus von dannen gezogen, dasjenige vielleicht, was an dessen statt getreten ist, erst die Aussaat, die bei fortwährender Begünstigung noch zu dichterer und üppigerer Ernte aufschießen dürfte.

Wer auf eine längere Vergangenheit zurückblicken kann, dem mag es wohl lebendig vor Augen stehen, wie die Vorläufer der jetzigen Beweger, als schüchterne Novizen noch zahmer auftretend, den Cosmopolitismus einst als höchste und letzte Aufgabe aufgestellt haben, in deren vollständigen Lösung das Menschengeschlecht an das Ziel seiner würdigsten Bestimmung gelangen werde. Da sollte im Allgemeinen alles besondere, was in Religion, Sprache, Sitte, Einrichtungen irgendwo hervortrat, je länger desto mehr verschwimmen, dasselbe so vollständig beseitigt werden, als nur immer möglich, einzig dieses Allgemeine, Unbestimmte noch einer Geltung sich erfreuen. Wer erinnert sich nicht, wie damals in Büchern, Zeitschriften und Blättern eine cosmopolitische Gesinnung, welche weder Süd noch Nord, keinerlei noch so tief den Völkern eingeprägte Differenzen anerkennen, auf nichts Anerbornes oder Anererbtes,

schwierigen Arbeit entgegen, daß der sechste und letzte der deutschen Päpste, Hadrian VI., von den übrigen durch mehrere Jahrhunderte getrennt, der Reformationszeit angehört. Somit kann die Regierungsgeschichte desselben in keinen unmittelbaren Zusammenhang mit der seiner deutschen Vorgänger gebracht werden, sondern muß ein für sich bestehendes Ganze bilden, das nur durch ein tieferes Eingehen auf die sehr verwickelten kirchlichen und politischen Zustände des sechszehnten Jahrhunderts verständlich wird. Viel leichter war in dieser Hinsicht die Aufgabe des Verfassers der vorliegenden Schrift, welcher das Leben eines andern Hadrian, des einzigen Engländers, der jemals auf dem päpstlichen Stuhl gesessen hat, in einer der Würde des Gegenstandes durchaus entsprechenden Weise dargestellt hat. Der Verfasser, selbst ein Engländer, und zwar aus voller Ueberzeugung Katholik, hat mit Recht geglaubt, seinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, wenn er die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf Nicolaus Breakspere, der unter dem Namen Hadrian IV. im Jahre 1154 den Stuhl Petri bestieg, hinlenkte. Allerdings ist die Regierung desselben für die Geschichte Englands selbst von keiner besondern Wichtigkeit; nur das bekannte Diplom, welches Hadrian IV. dem Könige Heinrich II. in Betreff Irlands ausstellte, würde eine größere Bedeutung haben, wenn der König bei seiner späteren Erorberung der Insel sich wirklich auf dasselbe berufen hätte. Da indessen eben dieses Diplom, dessen Inhalt nachmals von Alexander III. wiederholt und bekräftigt wurde, der Gegenstand vielfacher Anfeindung des Papstes geworden ist, und man ihn als den ersten Begründer alles Unheils bezeichnet, welches seit dem zwölften Jahrhundert über Irland gekommen ist, so hat der Verfasser sehr wohl daran gethan, auch hierauf näher einzugehen, und den Papst gegen die ungegründeten Angriffe zu vertheidigen. Aber aus jenem andern Grunde, daß außer Hadrian IV. kein anderer Engländer jemals mit der päpstlichen Tiare bekleidet worden ist, sollte die Persönlichkeit dieses Man-

nes für alle, insbesondere aber für die katholischen Engländer, von Interesse seyn, als diese es anerkennen, daß es auf Erden keine höhere Würde gibt, zu welcher der Mensch emporsteigen könne. Und zu dieser Würde gelangte Nicolaus Breakspere nicht durch seine hohe Geburt, nicht durch seine Macht und Reichthümer; der Sohn eines armen Clerikers, mußte er sich als Knabe und Jüngling zuerst in seiner Heimath, dann in der Fremde seinen Unterhalt erbetteln. Sein Weg führte ihn in das Kloster St. Rufus bei Avignon; einstimmig von dem Convent zum Abte gewählt, wurde er alsbald der Gegenstand heftiger Anklagen der wider ihn erzürnten Mönche, deren Sitten er reformiren wollte. Papst Eugen III. erkannte besser den Werth des Mannes, zog ihn zu sich nach Rom, ernannte ihn zum Cardinalbischof von Albano, vertraute ihm die schwierige Legation nach dem skandinavischen Norden zum Zwecke der Errichtung von Erzbisthümern für Schweden und Norwegen. Nach Rom zurückgekehrt, wurde Nicolaus Breakspere zum Papste gewählt, von Gott dazu ausersehen, einer der eifrigsten Vertheidiger der Rechte der Kirche gegen die Anmaßungen der weltlichen Gewalt zu werden. Gewiß, eine höchst wunderbare Leitung, von der untersten Stufe der menschlichen Gesellschaft bis hinauf zu deren Gipfel. Der Verfasser hat, so weit die Spärlichkeit der Nachrichten es erlaubte, die einzelnen hier angedeuteten Verhältnisse mit sehr vielem Geschick und Scharfsinn dargestellt, und hat es dadurch seinen Landsleuten zuvorgethan, daß er einen auch für die deutsche Geschichte dankenswerthen und berichtigenden Beitrag geliefert hat; denn da Hadrian IV. nur in der oben angegebenen Weise mit England in eine nähere Berührung trat, so hat die gehässige englische protestantische Geschichtschreibung es getrost deutschen Historikern, die gemeinhin das Mittelalter vom gleichen Gesichtspunkte auffaßten, überlassen können, jenen Papst in seinem Verhältnisse zu Kaiser Friedrich I. darzustellen. So kurz die Regierung Hadrians IV.

war, so war sie doch reich an großen Begebenheiten; wir dürfen dahin, außer dem folgereichen Conflict mit Friedrich I., die Unruhen rechnen, welche auch damals noch durch die Lehren und den persönlichen Einfluß Arnolds von Brescia in Italien, besonders in Rom fortdauerten. Der überall entschieden auftretende Papst ergriff auch hier ein zwar strenges, aber auch kräftig wirkendes Mittel, er belegte die ungehorsame Stadt Rom mit dem Interdict. In der Vorrede zu seiner Schrift weiset der Verfasser auf die Aehnlichkeit der Lage hin, in welcher sich der gegenwärtige Papst, Pius IX., den Römern gegenüber befunden habe. Auch die Schilderung der Wirksamkeit Arnolds von Brescia's, die sich durch zwei Kapitel der Schrift hindurchzieht, verdient alle Anerkennung. Und wir glauben dieselbe mit Recht dem deutschen Publikum zur Lectüre empfehlen zu dürfen.

XXXI.

Aus dem Leben eines früh Vollendeten.

Am 11. Juli dieses Jahres gegen Mitternacht starb bei kaum durchlebten einundzwanzigsten Lebensjahr zu Rom in der Propaganda, als Zögling des dortigen Collegio urbano, Ferdinand Hurter, der zweitjüngste Sohn des Dr. Friedrich Hurter aus Schaffhausen. Vielleicht lag in der Fülle der Gesundheit, in der kräftigen Natur des Jünglings selbst der Keim des frühzeitigen Todes. Unerwartet ward er in der vergangenen Fastenzeit von Blutbrechen überfallen. Er erholte sich indeß schnell, und die letzten Briefe, welche er am 26. und 27. März seinen Eltern schrieb, verhehlten den frühern Anfall, ließen nicht das geringste Uebelbefinden ahnen. Der zweite heftigere Anfall muß erfolgt seyn, noch ehe die Briefe Rom verlassen hatten, denn sein jüngerer Bruder Hugo fügte dieses als Nachtrag bei, mit dem Bemerken, Ferdinand habe sich zu sehr mit Studiren angestrengt.

Dazu zeigte er von frühen Jahren an einen Hang, von dem er oft nur durch ernste Befehle konnte zurückgehalten werden. Er schleppte aus der zahlreichen Bibliothek seines Vaters, aus öffentlichen Büchersammlungen Werke um Werke herbei, besonders aus dem Fach der Geschichte, verglich, machte Auszüge, und mußte oft an den schönsten Sommertagen in's Freie

förmlich hinausgetrieben werden, damit er sich einige Bewegung mache, was nicht immer ohne Sträuben und Mißvergnügen befolgt wurde. In den Winterabenden vollends wurde die lange Zeit, die bei Kerzenlicht zugebracht werden kann, den Büchern gewidmet, so daß Andere an dem Tisch, an welchem Ferdinand einen Platz genommen hatte, kaum Raum, oder vor den aufgeschichteten Büchern kaum Licht fanden. Schon auf Weihnacht des Jahrs 1841, also in seinem dreizehnten Jahre, hatte er seine Eltern mit einer Sammlung von Sprüchwörter und Sprüchen auf alle Tage des Jahres, kalligraphisch anständig ausgestattet, überrascht. Andere Beweise eines emsigen Fleißes folgten in spätern Jahren. Dabei war er sehr erregbaren Wesens, griff Alles hastig auf, und zeigte eine leicht aufflammende Phantasie.

Nach des Dr. Friedrich Hurter's Rückkehr in die Kirche ließ der unvergeßliche Gregor XVI. demselben eröffnen: wenn je von seinen jüngern Söhnen der Eine oder Andere Neigung haben sollte, dem geistlichen Stande sich zu widmen, so gewähre er ihnen den Eintritt in die Propaganda. Der Vater, weit entfernt, dieselben zu irgend etwas zu bereden, geschweige denn sie nöthigen zu wollen, theilte ihnen dieses mit, nicht ohne mit der Lichtseite in segensreicher Thätigkeit zum Heil der Mitmenschen auch die Bürden hervorzuheben, welche dieser Stand seinen Gliedern, zumal in unsern Zeiten, auferlege; immer blieb der Entscheid ihnen anheimgestellt. Die Art, wie die Rückkehr des Vaters in die Kirche in seiner Heimath aufgenommen wurde, und die Gesinnung, welche sich bei den Schulgenossen gegen die Knaben kund gab, leistete den väterlichen Wünschen ungemeinen Vorschub. Aber die Erklärungen der Knaben durften nicht alsbald als entscheidend gelten; es wurde ihnen Bedenkzeit und abermals wieder Bedenkzeit gegeben, das Für und Wider von neuem erörtert, und erst, als sie selbst baten, es möchte von der Gnade des heiligen Vaters für sie Gebrauch gemacht werden, stand der Entschluß fest, sie nach Rom zu bringen.

Am dritten Tage nach der Ankunft daselbst, den 26. September 1845, hatten Vater, Mutter und die beiden Söhne die Gnade, dem heiligen Vater vorgestellt zu werden. Alle wurden mit jener bezaubernden Freundlichkeit aufgenommen, welche dem Wesen des guten Gregors einen so herzgewinnenden Reiz verlieh. Ferdinand war angewiesen, dem Oberhaupt der Kirche in kurzen lateinischen Worten den Dank für die ihm und dem Bruder erwiesene Gnade auszudrücken; was er ausführte, ohne die mindeste Verlegenheit zu zeigen. Der Papst hörte mit Wohlgefallen zu, und bezeugte seine Freude, besonders als der jüngere hinzufügte: ego confirmo, quae dixit frater.

Die Propaganda befand sich damals auf ihrer Villa Montalto bei Frascati. Somit war Zeit genug gegeben, vorerst die Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt in Augenschein zu nehmen. Zwischenein wurde ein Ausflug nach Frascati gemacht, und auf der Villa ein Besuch abgestattet, damit die Mutter sehe, nicht bloß, in welche Umgebung ihre Söhne fortan kommen sollten, sondern auch selbst sich überzeugen könne, welche Aufnahme und Besorgung derselben warte. Damals stand der kräftige und originelle P. Ryllo als Rector der Anstalt vor, der es so trefflich verstand, auf der Villa den Jünglingen aller Altersklassen sich gleich zu stellen, dann in dem Hause in der Stadt die Autorität des Obern mit der Liebe des Vaters zu verschmelzen. Er behandelte die Knaben jetzt schon als seine zukünftigen Kinder; ein halbes Dutzend Schweizer, Zöglinge der Anstalt, begrüßten die Ankömmlinge mit der herzlichsten Freude, und gaben den Eltern die trostreiche Versicherung, daß sie fortan als fürsorgliche Landsleute gegen sie sich bewähren würden.

Es war ein herrlicher Herbsttag, als am 13. October die Eltern die Knaben wieder nach Frascati brachten, um sie dort zurückzulassen. Der P. Ryllo hatte denselben sehr sinnreich in einen Festtag verwandelt. Des Morgens wurden die Spielplätze der verschiedenen Abtheilungen besucht, man sah den

Spielen zu, durchwanderte die Gärten, erfreute sich der herrlichen Aussicht. Bei dem Mittagmahl, welches die Mutter der Gewohnheit des Hauses gemäß allein einnehmen mußte, waren zwei der ältesten Schweizer ausersehen, ihr Gesellschaft zu leisten. Nach Tisch war eine Trombola veranstaltet, deren Gewinn in einer großen Torte bestand. Darauf wurde ein Sprachenfest im Kleinen gehalten, mit Vorträgen in wenigstens fünfundzwanzig Sprachen, wobei auch Hugo, den die Schweizer bereits in das Gewand der Propagandisten gekleidet hatten, damit die Mutter sehe, wie er sich darin ausnehme, ein lateinisches Distichon hersagte, und durch seine kindliche Munterkeit und die Leichtigkeit, mit der er sich zum Spiel auf der Violine bewegen ließ, im Nu aller Herzen gewonnen hatte. Hierin war Ferdinand schon spröder; selbst die ernstlichste Aufforderung des Vaters erreichte es nicht, daß er das Instrument zur Hand nahm. Er zeigte bisweilen eine Festigkeit, die nicht leicht zu etwas sich bewegen ließ, was ihm gerade nicht zusagte.

Am Abend gaben P. Ryllo, die andern Patres, die Knaben, mit ihnen sämmtliche Schweizer den Eltern das Geleite hinab durch die Allee an das Gitterthor, welches den Eingang in die Villa schließt. Der Abschied fiel der Mutter allerdings schwer, er wurde erleichtert durch die herzgewinnende Zusicherung des trefflichen P. Ryllo, daß sie in Bezug der treuesten Pflege und Aufmerksamkeit auf ihre Kinder nur unbekümmert seyn möge; die Eltern sollten ihnen in jeder Beziehung bestmöglichst ersetzt werden. Endlich erfolgte die letzte Umarmung; wer hätte damals ahnen mögen, daß es für Ferdinand hieniden wirklich die letzte sei! Acht Tage später schrieb er den Eltern nach Florenz: „an jenem Montag, an dem wir uns vielleicht für lange (ach leider nur allzulange!) getrennt haben, kam auch der P. General zu uns. Wenn ein Herr kommt (wie z. B. jüngst ein griechischer Erzbischof), so werden wir sogleich als Söhne des Herrn Dr. Hurter zuerst vorgestellt, was uns einiges Ansehen bei den übrigen Alumnen verschafft. Diese acht Tage, die ich in Frascati zugebracht habe, gehören

zu den fröhlichsten meines Lebens. Den Tag nach dem Abschied von Euch sind wir nach Genzano auf Eseln geritten. Am Mittwoch kamen die Schweizer (Germaniker) von ihrer Villa, mit denen ich gleich Freundschaft schloß."

Bald darauf schrieb Hugo: „Da wir gleich Gelegenheit haben, euch zu schreiben, wollen wir euch die frohe und freudige Nachricht überschicken, daß wir Freitags den 31. October, Morgens um zehn ein halb Uhr, unser Glaubensbekenntniß abgelegt haben. Ich beichtete bei dem Herrn Pfarrer in der Anima, der Augenzeige war. Monsignor Brunelli (damals Secretär der Propaganda) nahm uns das Glaubensbekenntniß ab und firmte uns zugleich. Er vergoß Thränen, wie auch ich, aber Ferdinand nicht. (Es lag dieß in seinem Charakter, der nach außen mehr verschlossen sich erwies.) Nachher war eine Collation, deren ich nur darum erwähne, weil mir eine große Ehre wiederfahren ist, nämlich ich allein durfte neben Seiner Eminenz (dem Bischof Brunelli) auf dem Canapee sitzen, die andern saßen im Kreise auf Stühlen. Der Bischof drückte mich einige Male an seine Brust. Den Cardinal Mezzofanti sah ich zweimal Abends. Er sagte mir: er lasse dich grüßen und ich solle dir schreiben, daß ich zweimal mit ihm gesprochen habe. — Die Propaganda gefällt mir sehr; bis jetzt habe ich das Heimweh noch nicht bekommen."

Wie aber Ferdinand in sein Inneres, wenn auch kein äußeres Zeichen von dessen Stimmung Zeugniß gab, die heilige Handlung aufnahm, beweist sein Bericht, den er unmittelbar nach der Firmung den Eltern erstattete. „So wie es", beginnt er mit etwas phantastischen Anflug, „so wie es in der Geschichte der Völker einzelne, besonders hervorragende und merkwürdige Zeitpunkte gibt, so gibt es auch für jeden einzelnen Menschen Stunden und Tage, von denen sein Schicksal ganz oder gar abhängt. Bei mir wird diese Woche, besonders der heutige und morgige Tag, immer in gutem und festem Andenken bleiben, denn heute ist der Tag, an dem ich mein Glaubensbekenntniß vor dem Herrn Erzbischof Brunelli abgelegt

habe. Darauf erhielt ich von dem Priester Vergebung meiner Sünden; aber ich fühle mich dennoch gedrungen und halte es für heilige Pflicht, auch Euch um die Verzeihung aller meiner Sünden, die ich gegen Euch und besonders die liebe Mutter begangen habe, zu bitten. Sie sind mir leid; aber ich hoffe sie durch Gebete wieder gut zu machen, indem ich Gott bitte um die große Gnade, daß er auch die liebe Mutter erleuchten möge, damit sie in der katholischen Kirche (sie gehörte ihr zu dieser Zeit noch nicht an) und in ihren Lehren das wahre Seelenheil zu suchen und zu finden glaube."

Nicht lange darnach in dem Beglückwünschungsschreiben zu dem Jahreswechsel dankte er den Eltern vorzüglich dafür, daß sie ihn nach Rom gebracht hätten, „wo ich die wahre Religion und den wahren Glauben erkennen und bekennen kann. Denn wenn es schon ein Glück ist, ein Katholik zu seyn, um wie viel größer ist erst dasjenige, ein Apostel, ein Vertheidiger und Verbreiter des alleinseligmachenden Glaubens zu seyn. Oft wenn ich so denke, es gebe in unserm Collegium nicht so viel Zeit für mich zum Arbeiten und zum Studiren, sage ich zu mir selbst: was hälf es dem Menschen, wenn er auch alle Kenntnisse besäße, aber nicht den wahren Glauben? Oder sind die Kenntnisse dieser Erde der Seligkeit in jener Welt vorzuziehen? Das zwar glaube ich, daß in der Propaganda nich so viel Gelegenheit gegeben ist, sich in so vielen Fächern auszubilden, wie in andern Schulen."

Eben dieses war der Tummelplatz, auf welchem Ferdinand längere Zeit den heftigsten Kampf, der sein ganzes Wesen in Bewegung setzte und leicht ihn besiegen konnte, zu bestehen hatte. Er hat denselben durchgekämpft, er ist aus demselben zuletzt als Sieger hervorgegangen. Daß er eintrat, nachdem er als siebenzehnjähriger Jüngling aus der Mannigfaltigkeit seines Gymnasiums in die wohlberechnete Einfachheit der Propaganda versetzt worden, und die andauernde Anstrengung an leichter zu erfüllende Forderungen hatte vertauschen müssen,

kann nur für ihn sprechen. Allein die unablässigen Mahnungen des Vaters, die freundlichen Belehrungen der Obern, die liebreichen Vorstellungen des hochw. Herrn P. Kleutgen aus der Gesellschaft Jesu, der hierin so dem Vater als dem Sohn einen unvergeßlichen Liebesdienst erwies, dieß Alles vereint, gab dem von vielfachen geistigen Gelüsten Hin- und Hergetriebenen die erforderliche Kraft, jenen Kampf siegreich zu bestehen, so daß diese Anfechtung, einmal überwunden, nicht wieder zurückkehrte.

In der That, es kann keine größere Gegensätze geben, als der Unterricht in geistlichen Erziehungshäusern, zumal in solchen, welche den alten Ueberlieferungen und andauernden Erfahrungen denjenigen Werth noch zugestehen, den dieselben verdienen, dann den öffentlichen Gymnasien unserer Zeit. Tritt dieser Unterschied schon in der Weise hervor, wie die Lehrgegenstände behandelt werden, so ist er noch weit beträchtlicher in Bezug auf deren Umfang, auf die Mannigfaltigkeit derselben. Den öffentlichen Unterrichtsanstalten gilt der zum Jüngling heranwachsende Knabe als ein Schiff, welches mit der möglichsten Emsigkeit befrachtet werden muß; wie mannigfaltiger und größer die Befrachtung ausfällt, mit der es kann ausgestattet werden, desto höher steigt, desto weiter verbreitet sich der Ruf der Corporation, die dieses Befrachtungsgeschäft zu besorgen hat. Wie es mit des Schiffes Tau- und Takelwerk stehe, ob es mit Compaß und Steuer ausgestattet sei, das geht jene nicht im mindesten an; hierfür mögen, wenn sie auch dieses noch für nothwendig finden, Andere sorgen. Dem entgegen pflegen sie in geistlichen Erziehungshäusern auf diese nothwendige Ausstattung des zu einer wechselvollen, oft Gefahr drohenden Reise bestimmten Fahrzeuges das Augenmerk vornämlich zu richten; dabei prüfen sie die Tragfähigkeit des Fahrzeuges, sie halten es für gerathener, dasselbe langsamer zu beladen, in sicherer Voraussetzung, daß es selbst während der Fahrt noch seine Befrachtung vermehren könne; wogegen besondere Sorgfalt auf Steuer, Compaß und Aus-

rüstung verwendet wird. Mit einem Wort: dort wird das Eingeladene, hier das Fahrzeug als die Hauptsache betrachtet.

Auf einer Anstalt der erstern Art hatte Ferdinand bis zum vollendeten sechszehnten Jahr sich befunden. Da fand er Unterricht nicht allein in den alten Sprachen, dann in der französischen und deutschen Sprache, sondern auch in Geographie und Geschichte, in Naturgeschichte und Mathematik, kurz in manchen Fächern des menschlichen Wissens; in der Propaganda war das Gebiet enger umgränzt, für ihn darum noch enger, weil er zu solchen mußte eingereiht werden, die schon seit frühern Jahren nach der bestehenden Einrichtung waren gebildet worden, daher in Manchem gegen ihn zurückstanden. Daneben genoß er in dem elterlichen Hause Freiheit, dem Drang nach Belehrung durch Bücher mit voller Lust sich hingeben zu können; hier stand er auch in dieser Beziehung unter strenger Aufsicht, die dem Einzelnen eine Ausnahme nicht leicht zugestehen durfte. In der größern Freiheit, die er bis zu dieser Zeit genossen, konnte er von dem Lesen wenigstens einer Zeitung nicht abgehalten werden; was würde das Verbot im elterlichen Hause genützt haben, da es ja auf die Mittheilung dieses gewöhnlich aus Schwindelhafer gekneteten Gebäckes durch Mitschüler niemals sich hätte erstrecken können. In der Propaganda wurde der Genuß desselben nicht für nothwendig zum Leben erachtet. So glich Ferdinand einem Menschen, der von einer mit mannigfaltigem Naschwerk besetzten Tafel plötzlich an einen Tisch versetzt wird, der weniger Gerichte, diese aber einfach bereitet und dem Bedürfniß der organischen Entwicklung angemessen, darbietet.

Der erste Seufzer, der aus Rom nach Wien hinüberhallte, berührte den Mangel einer Zeitung, indeß der kindlichere Hugo schrieb: „in Betreff der Zeitung, die Ferdinand wollte, fühle ich mich zufrieden ohne Zeitung; noch nie hatte ich ein Verlangen darnach.“ — Die Seufzer wurden bald lauter und häufiger, und erstreckte sich auch auf den Mangel an Büchern, welchem anfangs durch verstohlenes Naschen

mag abgeholfen worden seyn. „Jetzt“, schrieb er den 19. Januar 1846, „hätte ich freie Zeit zum Lesen. Welcher Mangel aber an guten deutschen Büchern bei uns ist, kannst Du daraus schließen, daß ich Rabeners Satyren, Arndts Gedichte, Hauff's Memoiren des Satans“ (ist strenge Wachsamkeit der Obern eine so überflüssige Sache?) „lese. Wenn ich von einem Schweizer ein Buch will, so dauerts sehr lange, besonders bei der strengen Scheidung der Camaraden. So wollte ich einmal von der großen Bibliothek eine allgemeine Weltgeschichte, indem ich wohl hoffen konnte, daß unter so viel tausend Bänden eine ordentliche Weltgeschichte sich finden könnte. Da brachte mir der Bibliothekar, ein Alumne, zu meinem größten Schrecken jene mächtige und gewichtige Weltgeschichte aus dem Englischen in das Italienische übersetzt, die in vielen Bänden auch in Deiner Bibliothek sich befand. Wann hätte ich jemals wagen können, dieselbe deutsch zu lesen? Jetzt sollte ich sie italienisch lesen, wo ich fast mehr Zeit brauche zu einem einzigen Band, als zu Hause zu zwanzig oder dreißig.“

Der Freude über die Rückkehr seiner Mutter in die katholische Kirche (am Tage des heiligen Josephs 1846) mußte Ferdinand Worte der reinsten Begeisterung zu leihen. Sobald ihm dieselbe berichtet worden, am 2. April, beglückwünschte er sie: „Endlich ist mein Flehen erhört worden, daß Gott Dich in den Schooß der heiligen römisch-katholischen Kirche zurückführen, daß er Dir die Augen öffnen, Dich das Wahre vom Falschen unterscheiden lassen wolle. Es wird Dir gewiß im Anfang fremd, neu, wunderbar vorkommen und Du wirst Dich, gleich uns, nur langsam und mit Mühe in die heiligen Einrichtungen und Verordnungen fügen können. Wie in einem großen Gebäude, dessen Hauptcorridor nur man anfangs kennt; aber sobald man in diesem recht bekannt ist, lernt man nach und nach auch die einzelnen kleinen und versteckten Nebengänge kennen, bis man endlich das ganze Gebäude kennt, und mit ihm vollkommen vertraut ist; so ist auch die Kirche ein großes, weithinaus reichendes und vielumfassendes Gebäude, dessen

Fundament die Charitas ist. — Welch eine Freude wäre es für Dich und für uns gewesen, wenn Du als Anhängerin des Protestantismus Deine Söhne als Gegner desselben nach sieben oder acht langen Jahren der Trennung hättest umarmen müssen? Welche Gedanken hätten uns nicht ergreifen müssen, wenn der Sohn seine Mutter als Widersacherin seines Glaubens, — seines höchsten Berufes, die Mutter den Sohn als Streiter gegen ihren Glauben hätte sehen müssen? Jetzt ist durch den Alles vereinigenden, Alles umschlingenden Glauben Alles ausgeglichen. Je ferner wir waren, desto näher sind wir jetzt; die Bande der Liebe sind enger und fester geflochten als früher, denn es sind zu denjenigen der Kindesliebe diejenigen des Glaubens hinzugefügt worden. Mögen wir in Zukunft noch so ferne getrennt seyn, mögen Berge, Thäler, Städte, Meere zwischen uns liegen, so sind wir doch alle und zu jeglicher Zeit nahe und beisammen; denn wir sind unter einem Dach und unter einem Schutz; der Glaube ist es, der die Menschen vereinigt und verbindet zu einem Ganzen. Das vermag nur die katholische Kirche, das ist eine ihrer größten Gaben.“ So sah und sprach Ferdinand schon im fünften Monat nach seinem Eintritt in die Kirche! Noch am 19. Mai schrieb er: „Der Mutter meinen innigsten Gruß und mein freudigstes, noch immer forttönendes Alleluja; wie unser Herr die Fesseln des Todes überwunden, so hat auch sie die Ketten, die Bande, den Schrecken, das Unheil der von Jugend an in sie gesäeten, gepflanzten und gehegten Vorurtheile, die den Menschen unglücklich und blind machen, unterdrückt, gesprengt und überwältigt. — Immer mehr umschlinge ich aus Liebe das Collegium; von Tag zu Tag kenne und bewundere ich, besonders durch die Lectüre des Tridentinischen Katechismus, die Größe und Erhabenheit der katholischen Kirche und fliehe, um geschützt zu seyn, unter den sichern Schutz der heiligen Jungfrau.“

Bei einer Audienz des Caplans der Schweizergarde und päpstlichen Hausprälaten Monsignor de Curtins fragte Pius IX.: „Wo sind Hurter's Söhne? So bald ich Zeit habe, werde ich

sie mir vorstellen lassen." Als dann am 31. August P. Ryllo mit dem ganzen Collegium vor demselben erschien, fragte Seine Heiligkeit den beiden Brüdern nach. Der P. Ryllo stellte sie vor mit dem Bemerken, sie wären bereits in ihren respectiven Schulen die Ersten. Da richtete der heilige Vater freundliche Worte an sie und gab ihnen den Auftrag, ihrem Vater den apostolischen Segen mitzutheilen. Am nämlichen Tage wurden in der Propaganda Prämien ausgetheilt. De Curtius berichtete dem Vater: „Der gute Ferdinand hatte in der letzten lateinischen Composition aus Nachlässigkeit zwei grammatische Fehler einschleichen lassen, die ihn zu weit herabsetzten. Der Professor versicherte mich, er wäre sonst während des Schuljahres in der lateinischen Composition immer einer der Ersten gewesen; auch bemerkte er jene Fehler, aber erst nachdem die Arbeit schon eingereicht war. Desto ernstlicher bereitete er sich für die Composition in der griechischen Sprache, worin er dann auch die erste Prämie erhielt."

Der Bücherhunger war noch nicht gewichen. Derselbe sollte noch stürmischer versuchen, die Herrschaft an sich zu reißen. Der Rector Bresciani, der inzwischen an deß nach Afrika abgegangenen P. Ryllos Stelle getreten war, schrieb darüber: „Hugo erzeigt sich fortwährend einnehmend, sanft, liebenswürdig und fleißig. Auch zeichnet er sich durch Frömmigkeit und Liebe zu der heiligen Jungfrau aus. Ferdinand ist feuriger, ein wackerer Junge, seine Talente und seine Lernbegierde erwerben ihm die Achtung seiner Altersgenossen. Aber er ist ein unersättlicher helluo librorum (Bücherverschlinger). Hierüber bedarf er der väterlichen Ermahnung. Es ist nothwendig, daß er unius libri homo (eines einzigen Buches Mann) sei, sonst kommt er zu verworrenen und halb verdauten Begriffen. Nach der Philosophie wird er mit größerer Freiheit lesen können. Er wollte sogar seine Preis-Medaillen verkaufen, um sich dafür Bücher anschaffen zu können. Ich habe ihm den Rath gegeben, dieselben den Eltern zuzuschicken (was er auch befolgte); auf diese Weise werde er mehr daraus ziehen."

Der Mangel an Lectüre und an Gelegenheit zum Studiren machte ihm selbst den Aufenthalt auf der herrlichen Villa Montalto (von der er früher geschrieben: „Hier denkt der Mensch weniger an das Briefschreiben, als an die schöne Natur, an die erhabenen, heiligen Berge, an Tusculum, wo Cicero seine Meisterwerke schrieb, an Albano, wo Horazens Geist in satyrischen Mausoleen begraben liegt“) im Verlauf der Zeit lästig. „Hier hat man“, klagt er zuletzt, „geringe Zeit zum Studiren; zwei Stunden im Tage, Morgens und Abends eine vor dem Essen, ist Alles; und auch diese sind nicht unverletzbar, denn oft werden sie verstümmelt oder ganz aufgehoben, während man den übrigen Theil des Tages und der Vacanz bei Ausflügen, bei Spielen u. s. w. zubringt. Das ist das Leben der berühmten Villa Montalto in Frascati. Froh werde ich deßhalb seyn, wenn es wieder heißen wird, in einigen Tagen: nach Rom! nach Rom! wo dann die geistigen Exercitien wieder beginnen.“

Die gewünschten Belehrungen und Vorstellungen des Vaters über die Nothwendigkeit allzugroße Büchergier zu zügeln, in Anordnungen, welche den Vorzug mehr als hundertjähriger Erfahrung hätten, sich zu fügen, der höhern Autorität auch dann sich zu unterwerfen, wenn gleich im ersten Augenblick der Zweck derselben nicht eingesehen werden könne, blieben nicht aus. Gleichzeitig wurde an den hochw. Hrn. P. Kleutgen und an einen Landsmann, Herrn Reinhard, damals Erzieher bei dem bayerischen Gesandten, Herrn Grafen Spaur, die Bitte gerichtet, Ferdinand einerseits das, was ihm durch den Vater angedeutet worden, noch besser begreiflich zu machen, andererseits, damit er nicht ganz entmuthigt werde, ihm im Einverständniß und mit Zustimmung des hochw. Herrn Pater Rectors eine Lectüre zukommen lassen, die für zweckmäßig könne gehalten werden. Dem Erstern wurde besonders bemerkt: Da er selbst ein Deutscher sei und Deutschland kenne, werde er selbst einsehen, daß in dieser Beziehung ein Zögling aus diesem Lande wohl etwas anders möchte behandelt werden, als

einer der aus Aethiopien oder Hinterindien in die Anstalt sei versetzt worden. Die Lectüre könne auf Zweckmäßiges und dem Stande der Studien Entsprechendes beschränkt, sollte aber nicht ganz abgeschnitten werden. Uebrigens ordne der Vater seine Wünsche der Einsicht und der Anordnung der Obern unter.

Herr P. Kleudgen gab dem Vater Aufschluß über des Sohnes Klagen. Bald verlangte derselbe Werke, die offenbar bei der Stufe der Erkenntniß, auf welcher er stand, nicht zulässig waren, bald solche, die ihrer Kostbarkeit und Seltenheit wegen gewöhnlich nicht ausgeliehen werden. Der Deutsche sah aber klar ein, daß der junge Deutsche, welcher bis zu seinem sechszehnten Jahre einen andern Bildungsgang genommen hatte, als der Orientale, der schon in frühern Lebensjahren in die Propaganda eintritt, auch eine etwas abweichende Behandlung erheische, und sagte dießfalls Rücksprache mit dem P. Rector zu.

Herr Abbé Reinhard schrieb dem Vater: „Ihre Söhne sind wohl und gesund, was auch ihr blühendes Aussehen bezeugt. Am Sonntag nach Epiphania, als in der Propaganda das Sprachenfest gefeiert wurde, haben sich Beide durch ein Zwiegespräch in Schweizerdeutsch den lauten Beifall des Auditoriums erworben *). Mit dem P. Rector habe ich in Betreff der Lectüre Ferdinands Rücksprache genommen und die Befugniß erhalten, ihm hie und da ein deutsches Buch zukommen zu lassen. Uebrigens bemerkte mir der P. Rector, daß er sich im Fall sehe, Ferdinand eher vom Lesen zurückzuhalten, als ihn dazu aufzumuntern und ihm stets das non multa sed multum zuzurufen. Habe er einmal Philosophie studirt, so sei ihm schon erlaubt, mehr zu lesen, weil er dann eher fähig seyn werde, über das Gelesene zu urtheilen. Es sei ohnedem ein Gebrechen unserer Zeit, daß man viel lese und viel schreibe, wenig studire und wenig handle. Uebrigens äußerte er seine

*) Selbst diesem hat die redliche Allgemeine Zeitung eine gehässige Wendung zu geben gewußt.

ist, für den Unterricht in allen Gegenständen hingegen Weltpriester bestellt sind, welche kommen und gehen, und mit jenen in keiner andern Berührung stehen, als in welche sie selbst sich setzen wollen.

Wollte es versucht werden, jenes Gift auch in dieser Anstalt zu verbreiten, so mußte es bei Ferdinand's erregbarem Geist, bei einer Neigung seiner Phantasie, nach idealen Gebilden zu haschen, einen empfänglichen Boden finden. Klug war er schon, um gegen den Vater nicht durchblicken zu lassen, daß er an einer politischen Richtung Wohlgefallen habe, von der er wohl wissen konnte, daß jener sie niemals billigen würde. Aus eigener Mittheilung war hierüber nichts wahrzunehmen; einzig ging einmal durch des Vaters Hände ein offener Brief an den ältesten Bruder, der im schwülstigen Styl Meinungen zu hüllen schien, welche eben nicht für beifallswerthe hätten können erklärt werden. Doch wurde darin mehr das Erzeugniß einer phantastischen Stylistik (woran Ferdinand in dieser Zeit ein besonderes Wohlgefallen hatte), als das Anzeichen einer verwerflichen Richtung erkannt.

(Schluß folgt.)

XXXII.

Aus dem Leben eines früh Vollendeten.

(Schluß.)

In einer verwerflichen politischen Richtung muß man überhaupt schon weit fortgeschritten seyn, wenn sie in den seltenern schriftlichen Mittheilungen eines jungen Mannes ohne Rückhalt hervortreten soll; in dem mündlichen Verkehr können schon die ersten Anfänge leicht sich bemerklich machen; dieß um so eher, je offener, mittheilsamer und unbefangener der Mensch, oder je weniger er noch zu ermessen im Stande ist, an welches Ziel die Lehren, denen er seine Huldigung darbringen zu sollen glaubt, zuletzt führen müssen. Der Vater verdankte die Eröffnung, welche bedenkliche Wendung Ferdinand zu nehmen drohe, seinem Freund, Monsignor de Curtins. Dieser schrieb am 1. Mai 1847: „Vertraulich muß ich Ihnen Etwas mittheilen. Schon Anfang Novembers bemerkte ich, daß Ferdinand's Kopf durch dumme Neuigkeiten verschroben werde. Einst erklärte er sich: es wäre doch zu wünschen, daß aus ganz Italien eine einzige Monarchie ge-

Da ich die Politik immer nur als Nebensache betrachte und mich nicht aus politischen Absichten, sondern nur aus Vergnügen der Lectüre einer Zeitung hingegeben habe, um das nescire quid antea, quam natus sis, acciderit (was sich in unsern Tagen auf das quid accidat circum, coram, praesente, vivente te beziehen muß) id est esse puerum, zu vermeiden, so habe ich nie einen Theil meiner Zeit, die für das Studium bestimmt ist, der Politik zu Liebe aufgeopfert; jedoch die Meinungen Anderer, wenn sie auch falsch und irrig wären, zu vernehmen, gewährt mir einigen, nicht zu verschmähenden und gering zu achtenden Nutzen. — — Es ist nöthig die Zeiten und die Länder zu kennen, um mit und in ihnen handeln zu können. So sind in Deutschland die Zeiten eines Bonifacius wieder da, aber die Art muß nicht mehr an die Wurzeln der Eichen, sondern an die Herzen gelegt werden; an diesen muß sich die Schärfe der Wahrheit, des Geistes und des Wortes bewähren. — — Ich habe nie weder aus Parteilichkeit, noch aus Schmeichelei, noch aus Verstellung bald diese bald jene Meinung geäußert, sondern nur, um das, was auf anderm Wege nicht hätte erreicht und beherzigt werden können, auf diese Weise zu vernehmen. Mancherlei und verschieden sind die Wege, die zu demselben Ziele, zu derselben Erkenntniß führen, und um so deutlicher ist der Beweis für die Wahrheit dessen, was mich schon ein jugendliches Vorgefühl, eine frühzeitige Neigung und besonders die Erziehung im väterlichen Hause in der Dämmerung meines Verstandes hat ahnen lassen. Sei daher, ich bitte dich nochmals, ohne Sorge; das väterliche Haus ist mir immer noch im Andenken, und ich versichere dich, daß, wie auch damals, weder das Geschichtsstudium des Gymnasiums, noch die Stimmen vieler Andern mich haben umstricken können, so werden auch jetzt weder die Stimmen eines andern ***, noch das Echo, das hie und da hervorschallt, mich bewegen können, in ihren Chorus mich einzureihen und die brüderliche Hand ihren Ideen und Meinungen zu bieten, die oft nur auf eitlen Schaum, statt auf festen Boden, auf

Nebel und Wolken sich gründen und stützen. Ueberall trägt das Wesen dieses Eilens, Vorschreitens und Aufklärens denselben Charakter; vorzüglich da ausgeprägt, wo noch italienisches Blut und römische Mobilität damit sich verbinden; — ein Monstrum, dessen Gestalt mich nicht locken noch verführen, wohl aber abschrecken und fliehen machen kann.“

Bald darauf gab auch der väterlich besorgte Rector Bresciani ihm das tröstliche Zeugniß, daß er mit Ferdinand immer zufriedener sein könne. „Er gibt sich, bezeugte er dem Vater, Mühe, seine rasche Gemüthsart und seine allzu lebhafte und oft schwärmende Einbildungskraft zu zügeln. Von Politik ist jetzt keine Rede mehr. Der elende Professor hat auch andere der vortrefflichsten Jünglinge irre geleitet. Seit ihrer herzlichen Ermahnung nimmt Ferdinand auch in Frömmigkeit zu.“

In den bald zu machenden Erfahrungen lag auch eine Heilkraft. Ferdinand schrieb am Schluß der Ferien von der Villa Montalto: „Unser Aufenthalt auf dem Lande bringt uns nicht mehr dieselben Freuden und Vergnügungen, nicht mehr dieselben Erholungen und Lustbarkeiten, die uns das erste und zweite Jahr so angenehm gemacht haben. Kein Ton erschallt, keine Stimme und kein Gesang läßt sich hören; keine Fremden und keine Bekannten besuchen unsere Villa, die früher doch so sehr wegen ihrer Gastfreundschaft und Gefälligkeit weit und breit bekannt war. Woran liegt die Schuld? das ist eine Frage, der man lieber ausweichen, als sie beantworten will.“ Am 21. Oct. kam der Bericht: „Gestern sind wir wieder in Rom angelangt. Mit welchen Augen wie hier angeglotzt worden, kannst du daraus schließen, daß auf unserer Rückfahrt eine Schaar Leute, worunter ein Priester, Frauen und Knaben sich befanden, mit weißen Nastüchern an den Stöcken unter lautem Geschrei jedem Omnibus, deren sechs waren, ein Viva Gioberti! zuriefen. Wie der gutmüthige Frascataner sich in den feindseligen Römer verwandelt hat, so auch die heitere und leicht zu athmende Athmosphäre in die schwere und drückende Luft von Rom.“

„Wo ist jener italienische Clerus, der sonst seiner Disciplin und Doctrin wegen so berühmt, das Muster aller Länder war? Ist's vielleicht der, der mit der Vertreibung der Jesuiten eine neue Periode das goldene Zeitalter hofft? Ist's der, der den Radikalen durch Wort und Schrift in die Hände arbeitet; der an Gioberti, welcher beinahe schon der Häresie verfallen ist, Adressen richtet; der den Krieg des Bärenklubbs gegen den Sonderbund als einen Krieg gegen Empörer stempelt und rechtfertigt, während der Kampf Oesterreichs gegen die Lombardei in seinen Augen ein Kampf des Despotismus gegen die Freiheit, der Gewalt gegen die Gerechtigkeit, des Barbarismus gegen die Aufklärung ist? Frankreich ist ihnen das Musterland, wie einst Baselland dasjenige der Schweiz war. Rom, das einst über die Bekehrung der Ungläubigen sich freute und den Verlust eines einzigen Sohnes der Kirche betrauerte, frohlockt jetzt über die Triumphe der Feinde der Kirche, über Empörungen, über den Sturz der Throne. Sein christlicher Charakter, sein katholisches Gefühl verschwinden immer mehr, eine Kruste des Unglaubens und der Verwilderung zieht sich allmählig über dasselbe hin. Wohl ist der größte Theil des ältern Clerus, des Adels und der Bürgerschaft noch gut, aber er ist erschlafft, er weicht, er fürchtet; er weiß zu beten, aber nicht zu handeln im Angesicht eines immer wachen, immer thätigen Feindes."

Die Ereignisse in Wien und in Rom prägten Ferdinand's Ueberzeugungen in Betreff der Würdigung derselben, ihrer Ursachen und ihres Zieles immer schärfer aus. Er schrieb den 28. Juli: „Vielleicht dieselbe Angst und Besorgniß, die in den letzten Zeiten Euch für uns beunruhigen konnte, ängstigte uns beständig, seit dem wir die Ereignisse und den schlimmen Zustand der Dinge in Wien vernahmen, für Euch, für Euer Leben und Wohl; denn wir wissen nur allzugut, wohin die zügellose Freiheit, wozu die von der Herrschaft der Vernunft emancipirte Thierheit und Sinnlichkeit den Menschen führt. Wenn der Unglaube öffentlich bekannt, wenn die Immoralität

in Wort und Schrift gepredigt, der Haß gegen alles Heilige und gegen jegliche Ordnung durch die That geäußert werden kann, was ist, was wir nicht zu befürchten hätten, was wir noch hoffen könnten? Je freier und ungehinderter der Mensch sich fühlt, je weniger er eine mächtigere Gewalt, einen kräftigen Zügel zu fürchten hat, desto leichter vergißt er sich, Vergangenheit und Zukunft, was er ist, was er war und was er seyn wird, erhebt er sich zum Tyrann des Nächsten und wird die Geißel seiner Umgebung. Das zeigt uns die Geschichte überall, wo die rechtmäßige Gewalt untergraben, die Autorität gestürzt, die gegenseitigen Bande zwischen Fürst und Unterthanen gelöst wurde; das zeigt aber auch die Gegenwart."

„Mit dem Ende dieser Woche sind unsere Studien beendigt. Vielleicht in keinem von den verflossenen Jahren haben sie mich so angesprochen, so geistig gebildet. Nicht so sehr beschwert von der Masse der Fächer, ohne dem einen oder andern mehr sich hingeben zu können, wie es in unserm Gymnasium zu Schaffhausen der Fall war, bewegt sich der Geist viel leichter, wenn er sich nur mit wenigen, aber guten und nahrhaften Gegenständen beschäftigt. Der Philosophie und der Mathematik hatte ich mich beinahe ganz hingegeben und zwar so, daß ich hoffe, Fortschritte im Wissen gemacht zu haben. Wenn auch nicht gesättigt und befriedigt, so freut sich der Geist doch schon dessen, was er hat, und geht immer freudiger seiner Vervollkommnung entgegen."

„So eben erhalte ich deine Briefe. Sie sind uns um so werther, als sie uns tröstende Nachrichten von Euch und über die Zeitumstände Aufschlüße geben, und uns immer mehr zu unserm hohen Ziele und in den besten Principien stärken und kräftigen; Principien, die auch ich mit Gottes Gnade als die schönste Gabe, weil von ihnen der Werth des Lebens und des Wirkens abhängt, durch alle meine irdischen Tage zu bewahren, zu befolgen und zu beschützen mich bestreben werde. Parta tueri!"

unser Rector sagen, daß er wahrscheinlich Rom müsse verlassen, wo diese Krankheit öfters zurückkehrte. Vier Tage später bekräftigte der ältere Bruder aus Auftrag des Rectors das letztere, mit der Versicherung, daß alles Mögliche angewendet, und daß seine Kameraden Tag und Nacht bei ihm wachen müssen. Er schien bereits das Uebel für bedenklicher zu halten, als der unerfahrene Hugo; denn schon erinnerte er an das fiat voluntas tua, welches den Christen Gottergebenheit bei allen Begegnissen lehre.

Diese Nachrichten waren allerdings höchst beunruhigend, schienen aber noch lange nicht hoffnungslos. Es wurde auf des Kranken Jugend, auf seine kräftige Natur (in welcher gerade vielleicht der Keim der Krankheit verborgen lag), auf die Wirkung der Versetzung unter einen minder heißen Himmelsstrich, auf eine veränderte Behandlung durch deutsche Aerzte gebaut, daher um möglichst schnelle Zurücksendung gebeten, wiewohl die besonderen Schwierigkeiten, die Roms Lage im Mai hiegegen darbot, nicht zu verkennen waren. Der ältere Bruder berichtete am 29. Mai: „Gestern erhielt ich ein Billet von Hugo, worin er mir meldete, daß der Rector der Propaganda mich zu sprechen verlange. Unser hochwürdiger Rector hatte daher die Güte, mich dahin fahren zu lassen, da anders, des Gesindels wegen, nicht hinzukommen war. Nach mehr als vier Wochen sah ich Ferdinand zum erstenmal wieder (es gehörte auch zu den Errungenschaften, welche die Freiheitsbrüller und Volksbeglücker dem armen Rom aufgehalset hatten, daß kein Geistlicher und kein Zögling eines Kollegiums ohne die äußerste Lebensgefahr die Straßen betreten durfte); er war außer dem Bett, aber blaß, mager, schwach, wie nach solchen Krankheiten immer.“ Der hochw. Rector hatte ihm die Nothwendigkeit durchblicken lassen, die Propaganda verlassen zu müssen, „da er hievon nichts hören wollte und alles, was eine starke Gemüthsbewegung verursachen konnte, vermieden werden mußte, so sollte ihn der Bruder stimmen, daß er williger dieser Noth-

wendigkeit sich füge. Der Bruder schlug ihm Meran vor, mit dem Bemerken, daß er nach seiner Herstellung leicht wieder zur Rückkehr dort könne abgeholt werden. Allein in dieser unzertrennlichen Anhänglichkeit an die Anstalt spricht sich ein Zeugniß sowohl zu deren als zu Ferdinand's Gunsten aus. Man vergesse nicht, daß er im Beginn des siebenzehnten Lebensjahres aus der Unbeschränktheit, oder wenigstens der freiern Bewegung in dem elterlichen Hause in eine Anstalt eintrat, in welcher der Verlauf des ganzen Tages nach festem Maß und strenger Vorschrift genau geregelt ist; daß er aus den beinahe gleich Null stehenden Anforderungen des Protestantismus, in dem er bisher aufgewachsen war, der wohlberechneten Mannigfaltigkeit geistlicher und kirchlicher Uebungen sich unterwerfen mußte, zu welchen eine geistliche Erziehungsanstalt ihre Zöglinge noch ungleich mehr anhält, als jede andere, und daß er diesem sich bequemen mußte, ohne weder von Jugend an hiezu angezogen worden zu seyn, noch alsbald in das volle Verständniß des Geforderten eindringen zu können; daß endlich eine zeitlang seine rege Einbildungskraft, sein nach mancherlei geistigem Naschwerk haschendes Gelüsten mit den Grundsätzen und der Behandlung in der Propaganda in einigen Conflict gerieth. Daher fehlte es in den ersten Briefen nicht an zwischen einfließenden Aeußerungen, welche bei der Mutter nun und dann Besorgnisse weckten, die der Vater niemals theilen konnte, weil er auf Ferdinand's Bildsamkeit, trotz jener geistigen Extravaganzen, rechnete, noch größeres Vertrauen in die alterprobte Weisheit derjenigen, die dem Collegium vorstanden, setzte, daß sie dessen Heranbildung zu seiner Bestimmung mit der einsichtsvollsten Treue sich würden angelegen seyn lassen. Er hat sich nicht getäuscht; Ferdinand und die Propaganda haben sich, möchte man sagen, gegenseitig immer klarer und befriedigender verstanden, der Jüngling ist mit seinem geistigen Wesen immer vollkommener in dieselbe eingegangen, sie aber hat ihn mit dem Geist, dem sie ihre Entstehung und ihre Erhaltung und ihr

dritthalbhhundertjähriges segensreiches Wirken verdankt, je länger desto mehr durchdrungen. Deßwegen durfte das Wort bleibender Trennung vor Ferdinand nicht ausgesprochen werden, fand nur dasjenige zeitweiliger Entfernung, in der Hoffnung körperlich gekräftigt zurückkehren zu können, ruhiges Gehör.

Auch jener Brief des ältern Bruders mußte bei Roms Belagerung einen vollen Monat liegen bleiben. Diese Verhinderung kürzte wenigstens für die Eltern die Zeit der Befürchtung ab, und räumte der Hoffnung längere Frist ein; denn schon hieß es darin: um allein zu reisen, sei Ferdinand zu schwach, ein Gefährte lasse sich in dieser Zeit nicht leicht finden. Erst am 28. Juni war es möglich, jenen Brief abgehen zu lassen. Der Bruder hatte sich seit vier Wochen zum erstenmal wieder, aber nur in der Verkleidung eines reisenden Engländers in die Propaganda begeben können. Zwar waren durch den Rector zur Abreise alle Vorkehrungen getroffen worden, auch ein Alumnus, aus Bamberg gebürtig, ein treuer Pfleger des Kranken bis zu seinem letzten Athemzug, hatte sich als fürsorgender Begleiter gefunden. Aber eine Consulta der geschicktesten Aerzte erklärte die Reise als eine durchaus unmögliche Sache; zudem hatte sich ein verdächtiger Husten eingestellt.

Diese Nachricht ließ dem Vater nicht den geringsten Zweifel, worauf sich gefaßt zu halten sei. Die Krankheit hatte eben denjenigen Gang genommen, den bei Rückfällen die ärztliche Kunst nur in den seltensten Fällen zu hemmen vermag. Ob die Anwendung von acht Aderlässen und achtzig Blutegeln nach dem zweiten Anfall nicht eine allzugroße Schwächung möge verursacht haben, können nur Sachkundige entscheiden. Nach wenigen Tagen meldete der jüngere Bruder (als der Brief in Wien eintraf, lag der gute Jüngling schon im Grabe): es sei zu Allem noch die furchtbarste Hitze eingetreten, die selbst auf die Gesunden schädlich einwirke; diese habe dem Kranken die wenigen Kräfte, die er langsam wieder erworben,

entzogen. Doch sei er den ganzen Tag außer dem Bette; sobald er nur einigermaßen sich werde erholt haben, soll er die Reise antreten." Mehr bedurfte es nicht, um mit der größten Wahrscheinlichkeit zu ahnen, daß die Trauerbotschaft nicht lange werde auf sich warten lassen.

In der Nacht auf den 11. Juli sah Ferdinand's Mutter im Traume einen Priester, der ihr eine Hostie entgegenhielt. Sie achtete dieß als einen Wink, eine heilige Messe für dessen Wiederherstellung lesen zu lassen. Dieselbe verwandelte sich in eine Fürbitte um einen seligen Tod. Dieser erfolgte nahe an dem Ablauf des gleichen Tages. Der ältere Bruder hat darüber den Eltern Folgendes berichtet:

„Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken;" diese Worte hat nun auch Ferdinand gehört, und er zögerte nicht, ihnen zu entsprechen; er wünschte aufgelöst zu werden, um mit Christus zu seyn. So schied er denn Nachts eilf Uhr aus diesem Leben, oder, daß ich besser rede, er wurde hinweggenommen und eilte gen Himmel. Ja, sanft und selig, ohne Schmerz, ohne Kampf, entschlummerte er wie ein Engel und ging mit den frömmsten, feurigsten, herzinnigsten Herzensergießungen gegen den Gekreuzigten und die heilige Jungfrau in die Ewigkeit. „Möchten wir Alle ein solches Ende nehmen", sprachen Mehrere, die Ferdinand beigestanden hatten zu mir; gerade auf der Stelle wollten wir so sterben, wie er gestorben ist. Seine letzten Athemzüge waren ein: „Preise meine Seele den Herrn, und alles in mir bekenne seinen heiligen Namen. Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht seiner Wohlthaten."

„Groß und aufrichtig war die Theilnahme, so wie in der Propaganda, als auch in dem Germanicum. In diesem wurden sogleich sieben Messen von den hochwürdigen Patern und Alumnen für Ferdinand gelesen und alle andern, Nichtpriester, schlossen ihn in ihr Gebet ein, ja Einige nahmen für ihn die heilige Communion. Des andern Tages, den 13. dieß, war

ich mit drei Alumnen in der Propaganda bei den Exequien, die sehr feierlich und rührend gehalten wurden, wozu besonders der herrliche Gesang der Propagandisten beitrug. Hernach nahm ich noch einmal Abschied von der Leiche Ferdinand's, sprach Einiges mit dem Pater Rector und tröstete Hugo, der dessen nicht einmal bedurfte."

Daß in dem Hingeschiedenen, hätte ihn Gott nicht als einen Vollendeten zu sich genommen, der Kirche ein treuer und eifriger Diener würde herangereift seyn, dürfte nach diesen Zügen, die wir von ihm mitgetheilt haben, nach diesem Gang, den seine Entwicklung unter unverkennbarer Einwirkung der göttlichen Gnade, den die Heranbildung und Fertigung zu seiner Bestimmung hienieden genommen, kaum bezweifelt werden. Aber bei solchen schmerzenden Wunden, welche die Hand des Herrn schlägt, zeigt's sich am unverkennbarsten, daß er gleich daneben in seiner Kirche den lindernden Balsam gestellt hat. Sie lehrt uns in dem frühen Hingang eines heiligen Aloysius, eines heiligen Stanislaus Koska, anderer frommer Jünglinge, die der Herr von vielversprechender Laufbahn zu sich gerufen hat, in Hingebung seine unerforschlichen Rathschlüsse ehren; aber auch sie allein stellt uns in unzertrennte, fortdauernde Gemeinschaft auch mit denen, welche körperlich nicht mehr hienieden weilen, indem diese bei jedem Memento famulorum famularumque tuarum der heiligen Messe zur lebendigen wird, wie es denn unter dem heiligen Opfer keine Fernen von Raum und Zeit gibt, und eine wahre, wirkliche, lebende Verbindung der Gegenwart, der Vergangenheit und der Zukunft, der streitenden und der triumphirenden Kirche und aller Glieder beider durch sie dem Gläubigen in heller Erkenntniß vermittelt wird.

XXXIII.

Gott allein kann helfen.

Kein redlicher und wohlgesinnter Deutscher kann sich heute mehr darüber täuschen, in welche beweinenswerthe Lage unser Vaterland gerathen ist, und welchen noch größern Gefahren, troß der uns neuerdings gewährten, vielleicht sehr kurzen Frist zur Buße und Besinnung, es raschen Schrittes entgegen geht, wenn die Barmherzigkeit des Himmels nicht auf Wegen hilft, die außerhalb der menschlichen Berechnung liegen. Während die Vertreter und Wortführer einer verwirrten, durch treulose Wegweiser auf falsche Straßen gewiesenen, öffentlichen Meinung nach immer größerer Erweiterung der parlamentarischen Freiheiten rufen, können Standrecht und Militärgewalt nur mit äußerster Mühe die maßlose Tyrannei einer kleinen Rotte halbverrückter, aber zu jedem Frevel entschlossener Wütheriche bändigen, die jedes Leben, jede Privatfreiheit, jedes Eigenthum und jedes Familienglück mit Dolch und Brandfackel bedrohen. Wäre dieser Wahnsinn in Deutschland vollständig Herr geworden, so hätten wir heute schon nach dem Reiche des Sultans als nach einem Paradiese des Rechts, der Freiheit und der Sicherheit mit neidischen Blicken hinüberschauen können. Und eben diese Partei der rothen Gewalt- und Schreckensherrschaft,

welcher feige Charakterlosigkeit und dünkelvoller Unverstand unausgesetzt in die Hand arbeiten, droht, kaum überwunden, bereits in diesem Augenblicke wieder schamlos und ungestraft, mit einer neuen, noch wüthendern und blutigern Schilderhebung. Sie bedauert nur, daß sie bis jetzt das Blut geschont, die Guillotine nicht gleich während ihrer kurzen Herrschaft auf jedem Markte aufgerichtet habe. Die unverbesserliche Beschränktheit einer abgenutzten, afterfreisinnigen Staatsgelehrsamkeit wird das Ihrige thun, den Blutmenschen zu jedem neuen Versuche die Waffen in die Hand zu geben. Schon verkünden die Hehler und Begünstiger der Revolution mit kaum verhehltem Triumph und Jubel, daß im Lager der Besiegten feste Zuversicht auf unfehlbares endliches Gelingen, bei den Siegern Furcht und Besorgniß vor der unabwendbaren Zukunft und der Rache der Gegner herrsche.

Steht es also um die Freiheit, so ist es um die deutsche Einheit fast noch schlimmer bestellt. Das neue, eine und untheilbare Reich der Deutschen begann mit dem erbitterten innern Krieg zwischen den noch vorhandenen Elementen der fürstlichen Macht und der anarchischen Revolution. Zu Prag und zu Wien, zu Breslau, Berlin und Dresden, zu Elberfeld und Iserlohn, in Baden und in der Pfalz ließ sie, im Namen der deutschen Einheit, ihr blutrothes Banner fliegen, rief sie (glücklicherweise vergebens) mit sehnsüchtigem Rufe die Franzosen gegen ihre Landsleute zu Hülfe, stellte sie sich im deutschen Bürgerkriege unter den Befehl nichtswürdiger polnischer Abentheurer. Haben wir auf dem parlamentarischen Gebiete und in den constituirenden Nationalversammlungen Deutschlands besseres Glück gehabt? Das Parlament in der Paulskirche, welches die Gesammtkopfzahl aller Deutschen zu repräsentiren bestimmt war, hat den beleidigenden Spott der Fremden herausgefordert. Nachdem es Deutschlands Beruf zur Politik bei allen kommenden Geschlechtern zweifelhaft gemacht, hat es in

Schimpf und Schande geendet. Aber es hat eine Erbschaft hinterlassen, die seiner würdig ist. Die von ihm angebahnte Einheit hat zu einem Zerwürfnisse unter den beiden deutschen Großmächten geführt, welche nahe daran ist, die schlimmsten Zeiten unserer Geschichte zurückzuführen.

Auf welche Größe, Macht und Ehre Deutschland unter solchen Umständen, selbst minder aufrichtigen Nachbarn gegenüber, Anspruch hat, davon gibt vorläufig der unrühmliche Ausgang des ungerechten Krieges mit Dänemark Zeugniß. Als Spiegelbild unserer Zukunft steht aber im weitern Hintergrunde Polens Geschick; in seinen letzten Dingen können wir unser eigenes Schicksal lesen; wir werden enden wie Polen, wenn wir uns in denselben und noch ärgern Sünden verstocken, denen das Reich der Piasten erlag. Denn was noch schlimmer ist, als alle widrigen Geschicke von außen her, nur die hohle Eitelkeit einer lügnerischen Selbstüberschätzung könnte uns darüber täuschen, daß das deutsche Gemüth, die deutsche Tiefe und der deutsche Geist zum größten Theile von der neuern deutschen Bildung gewichen sind, und daß die vordem mit Recht gerühmte, deutsche gründliche Bildung und Wissenschaft auf dem Punkte stehen, sich in jene Oberflächlichkeit und gemeinen Ungeschmack roher Barbarei umzusetzen, wie sie über eine zu Grunde gehende Cultur hereinzubrechen pflegen. Kaum ist es nöthig, neben diesem geistigen und sittlichen Ruin die ökonomische Zerrüttung in Anschlag zu bringen, welche die Volkswirthschaftslehre der Revolution auch über Deutschland brachte: Beraubung der Kirche und der geistlichen Corporationen, Aufhebung und Verbot der Fideicommisse, steigende Uebervölkerung und rasch ihr auf dem Fuße folgende Verarmung, Tyrannei des Geldes über Grundbesitz und Arbeit, Barbarei des Fabrikproletariats, überhaupt alle Folgen einer, künstlich über alles vernünftige Maß hinausgesteigerten Industrie, und der beabsichtigten und mit herber Consequenz durchgeführten Theilung des Grundes und Bodens in's Unendliche.

Die Gründe dieser über alle Beschreibung traurigen und bedrohlichen Lage unsers Vaterlandes, von der nur noch einzelne Theile, wie glückliche Inseln, als Ausnahme gelten können, welche die Fluth des Verderbens, wenn ihrem Steigen nicht Einhalt geschieht, auch über kurz oder lang verschlingen muß, diese Gründe liegen nicht in vorübergehenden mißlichen Umständen und Zeitverhältnissen, die sich ändern, nicht in einzelnen, einflußreichen Personen, die, wie sie geboren wurden, auch wieder sterben können. Sie liegen auch nicht in unglücklichen Kriegen oder verderblichen Naturereignissen, deren Folgen die Zeit und der Segen Gottes zu heilen pflegt, noch weniger in Uebelständen unserer socialen Einrichtungen und politischen Verfassungen, denen durch glückliche Erfindungen oder kühne Griffe abzuhelfen wäre. Täuschen wir uns nicht! die Wurzel unserer Leiden liegt in dem innersten Geiste der Nation, wie er sich seit den letzten Jahrhunderten entwickelt hat, und unsere Schicksale sind nichts als der Rückschlag und das Ergebniß der Richtung, welche der deutsche Volkscharakter genommen hat.

Deutschland ist das Land, in welchem zuerst die Spaltung des allgemeinen Glaubens der Christenheit zur ausgesprochenen Erscheinung kam, und heute ärndten wir dafür die zur vollen Reife gekommenen Früchte unserer Glaubenstrennung. Aus jenem Kampfe, der sich vor dreihundert Jahren zwischen der Kirche und der Protestation gegen die Autorität der erstern entspann, wurde der eigenthümliche, fanatische Indifferentismus und der intolerante Atheismus der modernen deutschen Bildung geboren. Andere Völker haben uns in wilder Leidenschaftlichkeit, ausschweifender Sinnlichkeit oder vordringlicher Eitelkeit übertroffen; an Hochmuth des Geistes thut es der heutige gebildete Deutsche allen Geschlechtern und allen Zeiten zuvor. Aus diesem Boden ist jene Lossagung von aller Offenbarung und Autorität, jene principmäßige Ausleerung aller christlichen Erinnerungen und Gefühle, jener philosophisch begründete Haß

des lebendigen Gottes erwachsen, der zuerst bei uns eine folgerichtige Ausbildung und populäre Entwickelung, und demnächst eine Verbreitung bis in die untersten Schichten des Volkes gewann, wie keine andere Nation und keine andere Zeit seit Anfang der Christenheit je einen ähnlichen Abfall erlebte. Deutschlands Glaube ist nicht mehr bloß, wie früher, in verschiedene Confessionen zerrissen, auch der ungläubige Gotteshaß ist bei uns zur Religion geworden, deren Bekenner heute im gebildeten Deutschland zahlreicher sind, wie sie je in Frankreich waren. Diejenigen, die heute noch bei uns an einen Gott, eine Offenbarung und ein zukünftiges Leben glauben, und Jene, die Alles verachten, was an Gott und göttliche Dinge mahnt, den Christenglauben aber mit kaum noch menschlichem Hasse verfolgen, — dieß sind die wahren und eigentlichen, religiösen und kirchlichen Gegensätze unserer Tage, und zwischen ihnen liegt hauptsächlich nur entweder Mißverständniß oder heuchlerische Bemäntelung der tiefern Abgründe des Widerspruchs. In diesem Streite gibt es keine Hoffnung der Vermittelung. Wie aber wollten wir unter uns zur Einheit und Eintracht kommen, da wir bekennen müssen, daß wir als Volksgesammtheit keineswegs mehr mit Gott im Reinen sind? Wie wäre es möglich zur äußern politischen Reichseinheit zu gelangen, ehe wir jenen innern Frieden wiedergefunden, der im gemeinsamen Glauben wurzelt!

Wie unsere religiöse Zerrissenheit unser größtes Unglück und unsere tiefste Wunde ist, so ist sie zugleich die wahre und eigentliche Quelle unserer deutschen, politischen Zwietracht; auf dem tiefsten Grunde unserer politischen und socialen Parteikämpfe liegt der unversöhnliche Gegensatz zwischen Glauben und Andersglauben oder Nichtsglauben. Die unredliche Oberflächlichkeit unserer Tage liebt es, sich diese große Wahrheit zu verhehlen, oder geflissentlich vor ihr die Augen zu verschließen; ja man hat die Schmach unserer deutschen Trennung in Be-

treff der tiefinnersten Voraussetzung alles Zusammenhaltens der Menschen in äußern Dingen oft gar noch als deutsche Vielseitigkeit zu unserm Ruhme geltend machen wollen. Aber die Wirklichkeit ist wegen der Thorheit der Menschen, die daran zweifeln, nicht weniger wahr und wirklich.

Die Zeit, in welcher die Glaubenstrennung entstand, hat anders über ihr eignes Werk gedacht, und dieß zwar, weil sie trotz des Irrthums immer noch höher stand als ein späteres Geschlecht, welches gleichgiltig gegen Ideen geworden, des Streites um die Wahrheit nicht mehr fähig ist. Einhundert und fünfzig Jahre lang haben Katholiken und Protestanten jeder Theil in seinem Sinne gestrebt, die Einheit des Glaubens in Deutschland wieder herzustellen. Der Instinkt ersetzte die Erfahrung: daß eine Trennung in der Religion zugleich das Todesurtheil für das Reich und die Volkseinheit der Deutschen sei. Aber Religionsgespräche und Krieg, Controversen und Friedensschlüsse, Verfolgungen und Vermittelungsversuche verfehlten ihren Zweck. Alle diese Mittel haben sich als fruchtlos erwiesen; sie konnten damals ebensowenig die Einheit des Glaubens wieder herstellen, wie späterhin die deutsche Philosophie, die Aufklärung, die poetische Literatur und die künstliche Anregung des Nationalenthusiasmus Einheit und Uebereinstimmung in den Unglauben bringen konnten. Alle diese Versuche menschlicher Weisheit sind fehlgeschlagen; sie haben gerade das Gegentheil des Gewollten herbeigeführt, und auf diesen Wegen ist Deutschland gerade an den Rand des Abgrundes gelangt, der im Obigen geschildert wurde.

Ist aber unsere Lage also, hat kein menschliches Mittel anschlagen wollen, so bleibt nur noch die Hoffnung auf die Hülfe des Allerhöchsten übrig. Jeder gläubige Christ, der sein deutsches Vaterland liebt, muß sich mit der doppelten, großen Wahrheit durchdringen: erstens, daß Deutschland aus der gegenwärtigen Krise nur auf den Wegen siegreich hervorgehen

kann, die zur Wiederherstellung der Einheit des wahren christlichen Glaubens und der alten Kirche führen; und zweitens, daß Gott allein es ist, der unserm Volke den Frieden und die Gnade dieser Vereinigung schenken kann. Denn Gott allein kann, was keine menschliche Gewalt vermag: das Verlangen nach der wahren Einheit in den Gemüthern erwecken, die Herzen rühren, den Verstand der sich in Zeiten falscher Bildung zumeist von der Einfachheit der Wahrheit wendet, erleuchten, die innerlich Gleichgesinnten auch äußerlich zusammenführen, die unbewußt Gläubigen mit der Kirche vereinigen, und den Stolz in Demuth verwandeln, damit sich der Privatgeist der Autorität unterwerfe, die allein in alle Wahrheit leitet. Mit einem Worte: der Geist des Herrn, der lebendig macht ist allein im Stande, die Gebirge zu ebnen, die sich zwischen der heutigen deutschen Bildung und der Kirche aufthürmen.

Stehen jene beiden Sätze fest, welche schwerlich bestritten werden können, (— daß es nämlich ohne Rückkehr zum einen wahren christlichen Glauben für Deutschland kein Heil gibt, und daß Gott allein diese, heute freilich unmöglich scheinende Wiedervereinigung der innerlich oder äußerlich Getrennten mit der Kirche bewirken kann —) so mag bei den wahrhaft Gläubigen kein Zweifel darüber obwalten, was sie zunächst und vor Allem zu thun haben. Wir haben das Versprechen Gottes, daß denen, die da bitten, gegeben werden soll. Niemand wird die natürlichen Mittel des Wortes und der Lehre, der Schrift und des Beispiels verschmähen, die der Wahrheit zum Siege verhelfen können. Aber das Sicherste, Einfachste, zunächst liegende von allen ist das Gebet. In diesem und zu diesem müssen sich alle Katholiken deutscher Zunge vereinigen. Und zu dieser Andacht, welche kein Werk des Hasses, sondern ein Opfer der Liebe ist, müßen sie Formen und Ausdrücke wählen, welche auch selbst den Verdacht einer Kränkung oder Beschimpfung redlicher Protestanten unmöglich machen. Geht doch

dieses Gebet vorzüglich aus der Ueberzeugung hervor, daß in vielen tausend und aber tausend redlichen Herzen Solcher, die ohne ihre Schuld von der Kirche getrennt sind, eine aufrichtige Liebe zur Wahrheit lebe. Auf diese zählen wir, wenn wir der Hoffnung Raum geben, daß trotz dieser äußersten Verwirrung der Gegenwart, der Zeitpunkt nicht ferne sei, wo Gott, bei dem kein Ding unmöglich ist, alle guten Elemente unsers Volkes zu einer Heerde, unter dem einen rechtmäßigen Hirten versammeln wird.

Eine solche, mehr als jemals zeitgemäße Andacht zu schaffen, sie als gemeinsame Uebung des gesammten katholischen Deutschlands in Gang zu bringen, dieß dürfte insbesondere, neben den andern, mit natürlichen Mitteln wirkenden Zweigen seiner Thätigkeit, eine der Aufgaben des deutschen Piusvereines sein. Ihm selbst aber würde außer der Verdienstlichkeit eines solchen gemeinsamen Gebets, aus dieser Ascese der Segen erwachsen, daß sie ein inneres heiliges Band würde, welches in Glauben, Liebe und Hoffnung die Glieder des Vereins umschlösse.

XXXIV.

Ein Bild für unsere Zeit.

Das Unglück unserer Tage und der Keim zum Verderben ganzer Völker liegt in den großen Hauptstädten. Dieß ist eine traurige Wahrheit, die sich schon so vielmals herausgestellt hat, als sie ausgesprochen wurde. In den Hauptstädten drängt sich überall eine colluvies gentium zusammen, und überwächst und überbietet den eigentlichen Volkskern in einem Maße, daß von einer Herrschaft des besseren Nationalgeistes darin selten mehr die Rede ist, und die Stimme des Landes von dem Straßenleben des Residenzpöbels allenthalben übertönt wird. Der Fluch, der über die alten Weltstädte, über Babylon und Ninive ausgesprochen wurde, er scheint auch für die Nachbilder derselben, Paris an der Spitze, zu gelten, und mehr als ein Volk hat schon seiner Capitale den Untergang von Sodoma und Gomorrha gewünscht, um nicht beständig von da aus tumultuirt zu werden, und bei dem übermäßigen Andrang des Blutes nach dem Haupte, in Herzen und Gliedern abgestorben, und von den Apoplexieen des künstlich geschaffenen Mittelpunktes erschüttert, jeden Augenblick der Gefahr der Auflösung ausgesetzt zu seyn. Das Schicksal ganzer Staaten oder Staatsverfassungen entscheidet sich jetzt herkömmlich in schneller Frist in der Metropole des Staates, ohne daß Land und Volk im mindesten darum befragt

werden; aber häufig lebt eine Nation erst dann wieder recht auf, wenn sie von ihren Drängern in der Hauptstadt sich befreit sieht, wenn diese gedemüthigt, ja mit Bomben und Kanonen verwüstet und zur Ruhe gebracht ist.

Welch ein Schauspiel haben uns seit Jahresfrist Paris, Berlin und Wien, Prag, Budapest, Rom und Venedig geboten! In allen hat der Kampf der Verzweiflung getobt, als gelte es die höchsten Güter zu erringen; sie haben sich in Blut gebadet und das Wohl von Generationen auf einen Wurf gesetzt und wirklich verspielt — und doch sind überall die, welche als Stürmer vor den Mauern sich gelagert und zuletzt siegreich durch die Thore eingezogen, mit Recht als Erretter und Befreier von unabsehbarem Verderben, von innerlichem Morde, von Brand und Zerstörung begrüßt worden. Eben entwerfen uns wieder die Berichte aus Venedig ein schaudererregendes Bild von den Folgen einer jahrelangen Raserei, eines bis auf das Aeußerste getriebenen selbstmörderischen Kampfes. Zwölftausend Krieger sind bei der Belagerung der Lagunenstadt gefallen, deren endlicher Fall doch unter allen Umständen vorauszusehen war; fünfzehntausend liegen siech in den Lazarethen. Die Stadt selbst aber gleicht einem Pestacker, und das Volk darin wandelnden Leichen. Todtfahlen Antlitzes und wankenden Schrittes, von Hunger und unsäglichen Leiden erschöpft, haben die letzten Vertheidiger, gleich einem Gespensterzug, die Meeresstadt verlassen, ihr Blick stiert vor Verzweiflung, und selbst die frische und gesunde Nahrung, die ihnen das Mitleid reicht, ist ihren entwöhnten Körpern gefährlich. Schiffe voll Flüchtlinge und Verbannter richten nach Corfu, Patras, Alexandria oder Constantinopel ihren Lauf, und wie wenige von allen, die so fried- und heimathlos dahin segeln, werden die Braut des adriatischen Meeres, deren Schönheit sie verwüstet und deren Schätze sie verschwendet, je wieder zu Gesicht bekommen. Noch gränzenloser aber ist das Elend und die Noth der Zurückgebliebenen. Hunger, Cholera, Fieber und Krankheiten aller Art haben noch kürzlich täglich an zweihunderte aufgerieben; zwei

Eier für drei Zwanziger ist der Preis noch am Tage nach der Uebergabe, und der frühere Wohlstand scheint für immer dahin. Doch wer möchte das Bild des Unglücks ganz entrollen! Ohne Zweifel wird bald Venedigs Fall in allen möglichen Farben und Darstellungen dem bestürzten Europa vor Augen gestellt werden, wie es mit dem erstürmten Wien der Fall war: wir sollen unser Mitleid, unsere lebendige Theilnahme erweisen, ja unser Rachegefühl will aufgestachelt werden gegen die, welche so namenlose Drangsal über die wunderherrliche Stadt gebracht. So ist es; aber der Zorn erglüht nicht über die Belagerer von Außen, sondern über den Feind von Innen, der an all dem Unglück die Schuld trägt.

Aber was sollen all die Berichte, Schilderungen und Schaugemälde frommen, was sollen Shrapnells und Kanonen, wenn die geistige Verwilderung, die Mutter solcher Schreckensscenen fortdauert, wenn man nicht endlich des weitverbreiteten Unheils Wurzel entdecken und einsehen will, wie aus denselben Anfängen und Ursachen immer die gleichen verderblichen Folgen keimen müssen. Wir wenden uns mit Abscheu von den Lobpreisungen fluchwürdiger Aufrührer und lasterhafter Rebellen, mit Entrüstung von den rauchenden Trümmern bombardirter Städte hinweg, die selber zuerst die Brandfackel in den Bereich ganz friedlicher Länder geschleudert, und suchen einen Ausgang aus dieser räthselhaften Verwickelung. Was soll das Ende des unseligen Treibens seyn, und welch ein Ziel nimmt es mit der Geschichte unserer Tage? „Gehen wir einer neuen Barbarei entgegen, oder was restaurirt Europa?“ so hat schon vor ein paar Dezennien der Verfasser eines geistreichen Schriftchens gefragt, und so fragen wir wieder. Wir suchen nach einem Centralbild, um uns über das Unglück der Zeit und dessen mögliche Heilung zu verständigen. Da fällt unser Blick auf ein Bild aus alter Zeit, auf ein Rundgemälde eigener Art, das zu jenen wüsten, alle schlechten Leidenschaften aufregenden Bildern bombardirter Städte in seltsamem Contraste steht, wir meinen das in unserer Stadt von

Halbreiter zur Schau gestellte Panorama von Jerusalem. Der Künstler, dessen Werk wir hier noch einmal mit Freude begrüßen und zur nachdenklichen Beschauung empfehlen — er hat den rechten Moment der Vergegenwärtigung getroffen. Fürwahr, das Schicksal dieser Weltstadt gibt uns den Schlüssel zur Erkenntniß der Lage der jetzigen Dinge; die gleiche Bethörung, derselbe wahnsinnige Taumel, der Jerusalem zum Untergange geführt, wird das nämliche endliche Schicksal den ausgelassenen Volkshaufen und den Hauptstädten unserer Tage einbringen, und wenn dann die letzte Gnadenfrist verläuft, ist keine Rettung mehr vor ähnlichem Verderben.

Da liegt die Stadt im Licht der Abendsonne, die ihre heißen Strahlen auf Ruinen und über die auf Trümmer erbauten Wohnungen wirft; die Stadt mit ihren hunderten von kleinen Kuppeln, wie eine Gräberstätte anzusehen. Der Pflug geht über den Schutt von Zion, Akra und Bezetta, wo einst die Hälfte der Stadt gestanden. Kein Hoffnungsgrün will unser Auge erfreuen, kein saftiger Rasen erfrischt und belebt die Eintönigkeit der Farbe der Gegend. Braunroth, kahl und fahl wie in der Wirklichkeit erscheint ringsum die noch so mannigfaltige und einst so reich gesegnete Landschaft, so weit auch der Gesichtskreis sich ausdehnt, als sei ganz Palästina, dieser einst von Milch und Honig fließende Landstrich, jetzt ausgebrannt und ausgedörrt, jenem verwünschten Töpferacker gleich geworden, von dem wir in der Schrift lesen. Ist das nicht der Anblick eines weiten Leichenfeldes? wo sind die zahlreichen Bewohner hin, oder bilden die jetzt Lebenden mehr als einen Leichenzug zwischen den Grabhügeln hin, sind sie mehr als die Todtengräber der Vergangenheit? Wo sind die rieselnden Quellen, der Bach Cedron, der Teich Bethesda; ist kein Tropfen Wassers übrig geblieben, sondern aller Segen versiegt? Wie spärlich sind die Furchen, die der Pflug in der nächsten Umgegend aufwühlt, während er früher die Landschaft wirthbar und freundlich gemacht? Sichtbar scheint die Wüste von

Osten herein in Anzug, ein grauenvoller Gedanke! Und wer hat an der heiligsten Stätte der Welt solches verschuldet? Die Antwort liegt uns nicht ferne, der Griffel der Geschichte hat es aufgezeichnet und alle Steine, die da liegen, geben redend Zeugniß, was hier vorgegangen, und was bei ähnlichen Vorgängen auch uns treffen könne. Diesen tausendjährigen Jammer haben Menschen heraufbeschworen, die mit Gott und allem was heilig ist, gebrochen, die alle Ansprüche an dieses Leben gesetzt und alle Seligkeit von einem irdischen Reiche gehofft, weil sie auf das Jenseits verzichtet; die an die Möglichkeit einer politischen Verfassung gedacht, welche ein Messiasreich auf Erden begründen könnte, und in diesem thörichten Unternehmen die Hauptstadt und Volk und Vaterland zu Grunde gerichtet haben. Das sind auch Helden gewesen, welche Freiheit und Gleichheit ausposaunten, bis der Tod sie vom sträflichen Leben befreite und alle gleich machte; welche allgemeine Brüderlichkeit im Munde führten, aber sie nicht in der That und im Herzen suchten, daher die einmal entfesselten Geister der Rache auch gegen sie sich wandten, und der Würgengel der Schlacht in und außer den Mauern, und die umwandelnde Pest sie im gemeinsamen Verderben zuletzt alle verbrüderte. Doch lassen wir in kurzen und kräftigen Umrissen das große Bild von der Zerstörung Jerusalems, wie der Aufruhr begonnen, und das verblendete Volk seinen eigenen Untergang herbeigeführt, an unsern Blicken vorübergehen, vielleicht daß doch Einzelne bei dieser Vergegenwärtigung in sich gehen und die allgemeine Verirrung einsehen, wenn auch ein Volk als solches nie durch die Erfahrungen Anderer sich belehren läßt, sondern lieber neuerdings die Gefahr auf sich nimmt, um etwa auf ein Menschenalter hinaus wieder gewitzigt zu werden.

Auf denselben Höhen des Oelbergs, wohin sich der Beschauer des Panoramas versetzt sieht, da saß vor achtzehnhundert Jahren der Welterlöser und weinte: Jerusalem! Jerusalem! die du steinigest, welche zu deinem Heile gesendet waren. O daß du die Tage

deiner Heimsuchung erkannt hättest! Wie oft wollte ich deine Kinder um mich versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihren Flügeln sammelt, und du hast nicht gewollt. Mich jammert des Volkes, das ohne Hirten ist. Ich sehe falsche Propheten auftreten und die Menge irre leiten. Ich sehe Volk wider Volk und Reich wider Reich aufstehen, Tumulte und Hungersnöthe, Erdbeben und Seuchen und Schrecknisse aller Art ausbrechen, und doch ist dieß erst der Anfang der Wehen. Von nun an werden Drei wider Zwei und Zwei wider Drei seyn und sich gegenseitig hassen und verrathen; der Vater wird wider den Sohn, der Bruder gegen den Bruder seyn, und die Kinder gegen die Eltern sich auflehnen und sie zum Tode ausliefern. Wenn ihr so den Gräuel der Verwüstung seht, dann wisset, daß die Zerstörung nahe ist. Dann fliehe, wer noch mitten in der Stadt ist, und wer auf dem Lande ist, gehe nicht hinein. Denn es werden solche Drangsale entstehen und ein Zorngericht über das Volk ausbrechen, dergleichen vom Anfang der Welt sich nicht schlimmer ereignet. Die Einen werden durch die Schärfe des Schwertes fallen, die Andern unter alle Völker zerstreut und die Stadt von den Heiden zertreten werden, bis auch ihre Zeit erfüllt ist. Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis das Alles eintrifft: aber wer ausharrt bis an's Ende, wird selig werden. Doch nach all der Trübsal jener Tage muß das Evangelium vom Reiche Gottes auf der weiten Erde, allen Völkern zum Zeugnisse, verkündet werden."

Ist es nicht, als ob der Heiland zur Stunde auf der Höhe des Oelberges stünde, und ein Gottesgericht über die Welt verkündete? Oder sind nicht alle Anzeichen von damals dieselben? Den ersten Anfang zu dem endlich allgemeinen Umsturz machte, wie Josephus Flavius berichtet, Judas von Gamala mit seinem Anhange. Er trieb zuerst zum Aufruhr gegen die bestehende Herrschaft, indem er seine politischen Triebfedern hinter der Maske der Religion

verbarg. Als nämlich die Römer eine Schatzung erhoben, warf er und seine Genossen das Panier der nationalen Freiheit auf, stützte sich auf die Schrift, worin Moses dem Volke Israel auftrug: „du sollst keinen fremden Herrscher über dich setzen" — und wurde so der Stifter der später so fürchterlich ausgearteten Secte der Zeloten. — Wer denkt hiebei nicht an ähnliche Vorgänge in unseren Tagen, wo auch die Wühler und Wiegler sich zuerst auf dem religiösen Gebiete constituirten und als kirchliche Reformatoren auftraten, weil sie es noch nicht wagen durften, offen mit ihren Umsturzplänen hervorzutreten; wer wüßte nicht, wie die, welche zur Schmach des Namens Deutsch und des Namens Katholisch sich Deutschkatholiken hießen, alsbald, nachdem der revolutionäre Umschwung erfolgt war, die Maske ablegten, und nun, als dieselben scheußäligen Zeloten gegen Alles, was noch Autorität genießt, sich auflehnen? Wir Alle kennen die modernen Judas von Gamala und Pharisäer Saduk, einen Ronge, Robert Blum, Bassermann, Soiron, Gervinus, Wigard, und wie die noblen Gesellen alle heißen, die zuerst zur Schande vor Gott und der Welt die Stifter und Anhänger der neuen Secte geworden, und so recht zu dem Grundsatze sich bekennend, daß der Zweck das Mittel heilige, einen confessionellen Aufstand anschürten, weil, wie Blum sich äußerte: damals dem Staate nicht anders beizukommen war.

Inzwischen saßen im Hohenrathe zu Jerusalem unter den Schriftgelehrten und Aeltesten vom Adel selber eine Unzahl von Sadducäern, welche die Auferstehung läugneten, und eben weil sie keine Fortdauer der Seele nach dem Tode annahmen, hienieden alle Genüsse erschöpfen zu müssen glaubten, und in aller Sinnlichkeit schwelgten. Das aber war eine gefährliche Lehre und ein schlimmes Beispiel für das Volk; bald folgte daher der Proclamation der Freiheit jene der Gleichheit auf dem Fuße nach, und es bildeten sich Genossenschaften von praktischen Sozialisten und Communisten, die

von den heutigen um kein Haar breit verschieden sind. Die ausschweifendsten von allen waren die Sikarier, Schächer und Banditen, und so genannt, weil sie am hellen Tage Waffen unter ihren Kleidern trugen, und auf offener Straße oder im Gedräng der Menge ermordeten, wer ihren Plänen im Wege stand. Auch unsere Zeit ist nicht arm an solchen Sikariern, an Glaubensaposteln einer revolutionären Freiheit und Gleichheit, die man nöthigenfalls mit den Waffen des Mordes durchsetzen müsse, und die zahlreichen Ermordungen eines Rossi in Rom, Latour in Wien, Lamberg in Pest, Lichnowsky und Auerswald in Frankfurt lassen auf eine zusammenhängende Verbrüderung politischer Meuchelmörder schließen.

Als nun der Tumult in Jerusalem losging und der römische Adler von den Aufständischen gestürzt ward, so erzählt der Geschichtschreiber des jüdischen Krieges ausführlich, kam es zuerst zu einem Handgemenge zwischen der friedliebenden Bürgerschaft, welche sich in der Oberstadt behauptete, und den Aufrührern, welche sich der Unterstadt und des Tempels bemächtigt hatten. Letztere aber, die sich für das eigentliche Volk hielten, die nichts besaßen und nichts zu verlieren hatten, traten viel entschlossener und verwegener auf, verbanden sich mit den Sikariern, mit Gesindel und Verbrechern aller Art, das die Gefängnisse ausgespieen, schlugen die königlich-gesinnten Bürger aus der Burg Sion hinaus, eroberten selbst die Citadelle Antonia, und brachten so die ganze Stadt in ihre Gewalt. Wer flüchten konnte, rettete sich im ersten Schrecken durch die Thore, Ananias aber, der Pontifex, welcher sich bei den Wasserquellen des königlichen Pallastes verborgen hatte, entrann nicht mehr, sondern wurde hervorgezogen, und sammt seinem Bruder Ezechias erschlagen. — All das bedarf keines Commentars, sondern findet seine Analogie in den jüngsten Begebnissen

zu Rom, Venedig, Wien und in all den modernen Weltstädten, worin sich das Staats- und Verfassungsleben concentrirt, und denen Jerusalems Empörung und Zerstörung zum warnenden Beispiele dienen könnte.

Im Beginne des Kampfes hatte sich Menahem, Judas des Gauloniten Sohn, zum Häuptling der Rebellion aufgeworfen; er nahm sogar den Purpur an, und ging im königlichen Ornate in den Tempel. Aber die Lehre, daß die Revolution ihre eigenen Kinder verschlingt, bewährte sich schon damals; denn die, „welche aus Liebe und Begier nach Freiheit von den Römern abgefallen", wie Josephus wiederholt, hielten es für unziemlich, daß sie jetzt einer Privatperson sich unterwerfen sollten, zogen Menahem hervor, schleppten ihn unter das Volk, und ermordeten ihn unter entsetzlichen Qualen vor aller Augen, und nebst ihm seine obersten Hauptleute. Damit warfen sich Eleazar und sein Anhang zu Herren und Gebietern der Stadt auf. Inzwischen rückte Cestius mit seinen Römerlegionen vor die Stadt, und hätte sie auch im Sturme nehmen und den Aufruhr im Keime ersticken können, wenn er nicht zu zaghaft sich gehalten und selbst mit Geld sich hätte bestechen lassen. Der gemeine Mann, fährt Josephus fort, fand die Kriegsbedrängnisse und all den Jammer unerträglich, und hätte den Römern gerne die Thore geöffnet, aber die Einwohner waren nicht mehr Herr in ihrem Hause, und die fremden Zuzüge (die jüdischen Freischaaren) besetzten fortan die Mauern und bemächtigten sich der Schlüssel aller Thore, so daß die Römer mit ihrer allzugeringen Macht wieder abziehen mußten.

In ein neues Stadium trat der Aufruhr mit der Erscheinung des Johannes von Gischala. „Er war ein verschmitzter, betrüglicher, und in aller Schalkheit

ausgelernter Gauner, nur vermochte er anfangs wegen Armuth all seinen Muthwillen nicht gleich in's Werk zu setzen. Er konnte über die Maßen lügen, und verstand dabei, seinen Lügen einen meisterhaften Anstrich zu geben; auch hielt er daneben das Betrügen für eine Ehre, und pflegte sich im Kreise seiner Freunde noch dessen zu rühmen. Dem äußern Wesen nach stellte er sich überaus wohlwollend; doch kam es ihm um seines Eigennutzes willen selbst nicht auf Mord und Todtschlag an. Sein Herz und Gemüth stand allerwege nach ungebührlichen Dingen, und er hoffte durch geringe Bubenstücke es allmählig zu einer größeren Rolle zu bringen. Bald mehrten sich die Genossen seiner Vermessenheit, und sein Anhang nahm von Tag zu Tag zu." — Es werden wenige unter den Freischaarenführern und Rebellenhäuptlingen der Gegenwart seyn, auf welche diese Charakteristik nicht haarscharf paßt. Wie glücklich sich aber das Volk unter diesen neuen Wütherichen fühlte, erhellt schon daraus, daß es gerne seine früheren Unterdrücker, die Römer, herbeigewünscht hätte, um von dem furchtbaren Terrorismus seiner nunmehrigen Herren befreit zu werden. Einen Teufel hatten sie mit Hülfe Belzebubs, des Obersten der Teufel, ausgetrieben: jetzt war dieser mit sieben andern seines Gleichen, die weit ärger waren, als der erste Plagegeist, eingekehrt und hatte von ihnen Besitz genommen. Die Bürgerschaft, bemerkt unser Geschichtschreiber, war in diesem jämmerlichen Zustande völlig kleinmüthig und verzagt, und konnte sich, da ihr das endliche Verderben vor Augen schwebte, der Thränen nicht enthalten, auch hatten sich die Friedliebenden nur des grimmigsten Hasses zu versehen, da die Anstifter des Krieges rein nach Willkühr handelten. „All deren Schandthaten zu erzählen, sagt Josephus (de bello Jud. V. 10, 5.) ist unmöglich; mit einem Worte: es hat weder je eine

Stadt so viel Elend ausgestanden, noch ist irgend eine Zeit an Gottlosigkeit fruchtbarer gewesen. Ja, fährt er (13, 6.) fort, ich will mich nicht scheuen auszusprechen, was der Schmerz mir auspreßt. Ich halte dafür, daß wenn die Römer gesäumt hätten, wider diese Bösewichter auszuziehen, die Stadt durch ein Erdbeben hätte verschlungen oder durch eine Sündfluth zu Grunde gehen, wo nicht, wie Sodoma durch Feuer vom Himmel hätte verzehrt werden müssen, denn sie hegte eine Brut in sich, die alle, die früher solches erlitten, an Verruchtheit weit übertraf." Es ging in Jerusalem zu, wie in einer Stadt, die durch Gottes Zorn wegen maßloser Verschuldung ihrem unausbleiblichen Untergange geweiht schien. Noch ging Ananus des hohen Priesters Rath dahin, man möge den Krieg wider die Römer fallen lassen, und die aufrührerischen Zeloten von ihrem thörichten Beginne zurück und auf bessere Wege bringen. Er redete mit glühenden Worten dem Volke von Jerusalem in's Gewissen, daß es so lange alle Frevel ruhig angesehen, und Raub und Plünderung ungestraft über sich habe ergehen lassen, bis es zum Aeußersten gekommen. Da rafften die Bürger noch einmal Muth und Kraft zusammen, griffen die Zeloten im Tempel an, wo es in den Vorhöfen zur förmlichen Schlacht kam, und trieben sie bis hinter die innersten Mauern zurück. Jedoch Gischala wußte sie zu beschwatzen, daß sie ihn selbst mit der Rolle des Vermittlers beauftragten, die er nun zum weiteren Brandstiften mißbrauchte. Eleazar aber, der sich mit seinen Banditenschaaren für zu schwach hielt, rief zur Verstärkung die Idumäer zu Hülfe. Diese erschienen, zwanzigtausend an der Zahl, vor den Stadtmauern, erzwangen sich Einlaß, und vollbrachten ein solches Blutbad, daß zwölftausend Bürger auf dem Platze blieben, und Ananus mit den Vornehmsten der Stadt, die von den Räubern zuvor gefänglich eingezogen gewesen, mit

furchtbarer Grausamkeit hingewürgt wurden. Auch Zacharias des Barachias Sohn, traf das Loos, an den Stufen des Altars unter Mörder Hand verbluten zu müssen, nachdem selbst die von den Banden bestellten Richter nicht den Muth hatten, ihn zu verurtheilen. Jetzt waren die Zeloten mit den idumäischen Freischaaren die unbestrittenen Gebieter in der Davidsstadt, die letzten gutgesinnten Bürger flüchteten zu Vespasian, und begrüßten ihn als ihren heranziehenden Retter, indem sie außerdem Alles verloren gaben.

Man glaubt fast die Geschichte unserer heutigen Städteaufstände zu lesen, und wer weiß, ob die Ungarn, wenn sie wirklich in das verblendete Wien eingerückt wären, hier anders gehaust hätten, als die Kinder Edoms damals in Jerusalem? Ein Räuberstaat war es, den die Zeloten und Sikarier in Verbindung mit den herbeigerufenen Freischaaren in der Stadt Davids aufgerichtet, und der Tempel selbst war zur Räuber- und Mördergrube umgeschaffen. Gerade einen solchen Räuberstaat haben auch unsere rothen Republikaner im Sinne, und wer nicht ihres Gelichters, würde ihnen zur Beute und Plünderung verfallen. Da kommen die Spiegelberge, die sich und uns in rasender Verblendung die Möglichkeit der Durchführung einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit vorspiegeln, doch die schlechtesten Absichten dahinter verbergen, von allen Enden der Welt herzu. Ihnen gesellen sich in großer Menge die Schufterle bei, die der Galeere entronnen, und mit dem Brandmal der äußersten Verbrechen gekennzeichnet, eben aus erbrochenen Gefängnissen entsprungen, oder durch feige Amnestirung ihre Haut gerettet. Auch Roller, der sich schon in allen Ländern herumgetrieben, und bereits den Strick um den Hals gehabt, aber eben noch vom Galgen gefallen, findet sich ein, denn wo ein Aas ist, da sammeln sich die Raben und Geier. Kosinski, der Pole, der noch auf keiner Barrikade und bei Mordangriffe und Plünderung nirgend gefehlt, bleibt nicht

zurück. Endlich steht noch Schweizer im Hintergrund, und indem er überall dem Auswurfe der Menschheit hilfreich und thätig zu Handen geht, muß es der Welt klar werden, was aus dem gepriesenen Lande der Freiheit geworden, das jetzt allen Lumpen zum Asyle dient. So haben wir vor unseren Augen, ganz wie in Schillers Räubern, die Verbrüderung von lüderlichen Freiheitsenthusiasten mit gemeinen Mördern, Strauchdieben und Vagabunden aller Art unter dem Namen Freischärler in den meisten Hauptstädten Europas, die längst nur übertünchte Gräber gewesen, und zuletzt noch in Rom, Rastatt und Venedig auftreten sehen, und was Josephus vom damaligen Jerusalem weiter erzählt, kömmt uns jetzt nach den nahen Erlebnissen als bekannt vor.

Als die Römer anrückten, machten die Banden aus Idumäa, mit dem Raube von vielen Tausenden beladen, sich noch schleunig aus dem Staub; die, welche davon zurückblieben und deren Sündenmaß voll war, vereinten sich mit den Zeloten unter Anführung Gischalas im Tempel, die Sikarier unter Simon Giore in der Oberstadt zur verzweifelten Gegenwehr. **Die Parteiung führte zuerst zum Krieg im Innern,** und die Welt hatte das Schauspiel, wie all die Freiheitsmänner, so bald ihnen Zeit gelassen war, Eingeborne wie Fremdenlegionen, sich unter einander anfielen und zerfleischten gleich wilden Thieren. Eleazar brachte einen Theil der Zeloten auf seine Seite und vertrieb Johann von Gischala aus dem Tempel in die Vorhöfe und in die Unterstadt, daß im Angriff und Gegenkampf das Blut in Strömen an der heiligen Schwelle floß; von Sion herab aber brach Simon Giore mit seinen Banden los, und mengte sich in das Mordgetümmel, so daß des Würgens und Blutvergießens kein Ende war. **„O du elende Stadt, nicht länger mehr Stadt Gottes,** ruft der Geschichtschreiber dabei aus, **so mußten die Römer kommen, und dich mit Feuer sengen, um dich von deinen innerlichen Lastern zu**

vermeinte, ist allen Nationen und Völkerstädten der Gegenwart, welche auf ähnlichen Wegen gehen, zum Wahrzeichen vor Augen gestellt. Von allen Dächern predigt sich die Lehre: nicht durch politische Einrichtungen, nicht durch noch so viel erdenkliche Verfassungsentwürfe wird man das Glück, Ruhe und Wohlfahrt der Nationen erzielen. Regenten und Völker machen sich damit viel Kummer und Geschäfte, das Gericht herauszubringen, das Allen munden soll, aber — eines ist nothwendig. Die Strafe des Himmels ergeht über Städte und Länder gerade so, wie sie über Jerusalem ergangen, weil sie an derselben Verirrung Theil nehmen, und nicht erkennen wollen, was zu ihrem Heile dient. Nicht auf den Flügeln des Sturms und der Wetterwolken, nicht im Erdbeben und Feuer oder mittels Staatsumwälzungen, Brand und Blut, sondern im leisen Säuseln kömmt der Herr mit seinem Frieden, der aber nur denen zu Theil wird, die guten Willens sind. Noch gehen Verführer aller Art umher, bethören das Volk mit glänzenden Versprechen, und gehen mit ihrem Anhange zu Grunde; aber die Menschheit ist noch nicht gewitzigt, daß nicht durch blutige Revolution, nicht durch sozialen Umsturz über Umsturz die Zustände zum Bessern gewendet werden, sondern nur durch einmüthige Gesinnung, durch die Kraft der Erziehung, durch die christliche Religion ein Reich der Eintracht und wahre Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herbeigeführt werden könne.

Das Leben in der Politik ist die Ebbe des Völkerlebens, das Zeichen der höheren geistigen Verkommenheit; wir haben schon mit allen Staatseinrichtungen und Verfassungsbehelfen banquerott gemacht: wann wird die Zeit da ihr Heil suchen, wo es einzig zu finden ist? Auch unsere Zustände gleichen bald denen des auserwählten Volkes, welche Christus zum Vorbilde des Weltunterganges nahm, und bald wird man die Zeit des Weltfriedens nach dem Aufhören der Belagerungszustände bemessen. Wieder steht der Erlöser auf den Höhen der Ge-

schichte und ruft uns deutlich zu: „Jerusalem, Jerusalem, ach daß du die Tage deiner Heimsuchung erkannt hättest. Wie oft wollte ich deine Kinder um mich versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihren Flügeln sammelt, und du hast nicht gewollt. Ich sehe Volk wider Volk und Reich wider Reich aufstehen, Tumult und Seuchen und die äußersten Schrecknisse ausbrechen, aber dieß ist erst der Anfang der Wehen. Wenn ihr aber den Gräuel der Verwüstung im Heiligthume sehet, dann wisset, daß die Zerstörung nahe ist. Und wenn das Alles geschieht, wenn die Drangsalen eintreffen, und das Zorngericht über das Volk ausbricht, dann verwundert euch nicht, denn sieh, ich habe es euch vorausgesagt."

Dieß sind die Gedanken, welche bei der Gegenüberstellung der Bilder von der letzten Belagerung Wiens, und des Rundgemäldes von Jerusalem uns ergriffen haben.

XXXV.

Ungarn, Oesterreich und Deutschland.

Rückblicke auf die geheimen Triebfedern und Fäden der magyarischen Revolution, nach Mittheilungen aus einer ungarischen Feder.

(Fortsetzung.)

Zu den mancherlei Widersinnigkeiten, die das vormärzliche österreichische Regierungssystem mit seiner josephinischen oberherrlichen Polizei-Bureaukratie auszeichnete, gehört auch der seltsame Umstand, daß in Ungarn die Katholiken, trotz des Geschreies über die religio dominans, den Protestanten gegenüber durchaus ungünstig gestellt waren; sie lagen in den Banden des Alles beaufsichtigenden und ihnen vielfach feindlichen Polizeistaates, während die Protestanten sich in ihren Kirchen- und Schulangelegenheiten einer vollen autonomischen Freiheit erfreuten.

Allein es wäre auch hier ungerecht, alle Schuld der schweren Verhängnisse, die über das Land hereingebrochen sind, allein der Regierung in Wien und in Ungarn aufzubürden. Die Geistlichkeit und die Laien theilen sich gleichmäßig in diese Schuldenlast, indem sie auch dort, wo ihnen von Seiten der Regierung nichts im Wege stand, sich indolent zeigten und Alles in der gemeinsamen Verderbniß verkommen ließen. Kein Wunder daher, wenn der Protestantismus in seiner

radikalsten Gestalt von Jahr zu Jahr Fortschritte machte und den Bau der alten Verfassung und alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens zerstörend durchdrang.

Seit 179½ mit freier Kirche, freier Association, freiester Schule und der hohen Protection des Palatins (Dorotheum) ausgerüstet, mußte der ungarische Protestantismus, dem pflichtvergessenen Nichtsthun der Katholiken gegenüber, in der öffentlichen Meinung und der Gemeindeverwaltung der herrschende Geist werden.

Während die Katholiken in die engen, ertödtenden Fesseln der gottverlassenen österreichischen Studienordnung geschmiedet waren, durften die Protestanten die deutschen Universitäten beziehen, was sie natürlich thaten, um ihr geistiges Uebergewicht noch mehr zu befestigen. Das überwiegend protestantische Preußen ließ es, wenn auch widerstrebend, doch geschehen, daß seine Katholiken nach Rom in das deutsche Collegium gingen; den Katholiken Ungarns dagegen war dieß Collegium Ungarico-Germanicum unter den Scepter katholischer Fürsten ein verpönter Ort, gegen den ihre Polizei das Land mit einem geistigen Cordon abschloß.

Die Folge war, daß die eingeschlossenen giftigen Dünste sich in ungestörter Stagnation entwickeln konnten, und jenen trostlosen Grad geistiger Verwesung hervorbrachten, wie wir ihn in den jüngsten Erschütterungen des Kaiserreiches überall hervortreten sahen.

Alles diente in der That die Protestanten zu begünstigen. In jeder ihrer Kirchengemeinden, sowohl in den Städten wie in den Dörfern, steht ein „gewählter“ Ausschuß von wenigstens zwölf sogenannten Presbyterien, zwei Curatoren nebst einem Geistlichen an der Spitze, die sich mit ihren Kirchen- und Schulbedürfnissen befassen sollten. Allein einmal vereinigt, ziehen sie natürlich auch alle übrigen Angelegenheiten, die in irgend einer Beziehung zu ihren Confessionsgenossen stehen, in den Bereich ihrer Berathung und ihrer Wirksamkeit. Dahin gehören z. B. die Magistrats- und Comitats-

besten Kräften das Ihrige zum allgemeinen Ruin bei. Sittliche Stücke sind selbst dem kleinen Bürger zum Ekel geworden!

Und während so übermächtige Kräfte das Volk von allen Seiten auf die Bahn des Verderbens hintrieben, war die Censur eine ohnmächtige, lächerliche Schreckgestalt, die nicht das Mindeste vermochte. Sie war fast durchweg als ein odioses, gewinnloses und nur Zurechtweisungen einbringendes Amt den Gymnasialdirectoren aufgebürdet, die oft nicht einmal der deutschen Sprache kundig waren. Nur in fünf bis sechs Städten waren besondere Censoren bestellt, die ihren Amtseifer erst im letzten Jahre ihres Siechthums in Ruf brachten. Ueberdieß war dieses ganze Censurwesen, gegenüber den Comitatsverhandlungen, mit ihrer Oeffentlichkeit und ihrer gegenseitig sich aufreizenden Correspondenz, gegenüber den Casinos und Lesevereinen und den zahllosen Schleichwegen des protestantischen Buchhandels eine reine Lächerlichkeit. War das Buch längst in aller Händen, so hinkte das Verbot hinten drein und diente nur dazu, das Ansehen der Behörden und der Gesetze herabzuwürdigen.

Mit der Erziehung war es nicht besser bestellt. Die Jesuiten wurden aufgehoben, ohne daß man den Städten zur Wahrung des religiösen und sittlichen Sinnes irgend einen Ersatz gegeben. Mit den Jesuiten fielen auch so viele Klöster verschiedener, mitunter reicher Orden, die dem gewerbetreibenden Bürger früher Arbeit und Wohlstand verschafft hatten. Noch mehr aber nützten diese Orden durch Verbreitung und Kräftigung katholischen Lebens und katholischer Frömmigkeit, deren Reste ich in meiner Jugend mit inniger Freude noch an vielen Männern und Frauen bewundert habe. Diese sind nun zu ihren geliebten geistlichen Vätern und theilweise auch leiblichen Wohlthätern heimgegangen, ihre Nachkommen aber fanden keinen Ersatz in den eben zur Noth noch erhaltenen und nur zu bald zerfallenden, noch weniger aber in den restituirten Or-

den. Ohne eine gründliche Kenntniß ihres eigenen Glaubens, ohne lebendige Theilnahme an dem kirchlichen Leben, ohne christliche Erziehung und christliches Beispiel im elterlichen Hause, und dabei in innigem steten Verkehr mit andern Confessionsverwandten müssen sie nothwendig dem Indifferentismus verfallen, und aus vertrauten Freunden die Bewunderer und Anhänger ihres Unglaubens werden. Da sie ohne eigene lebendige Ueberzeugung sind, so können sie natürlich auch keinen Beweggrund haben, das Beste ihrer gebundenen Kirche und zunächst ihrer eigenen städtischen Religionsbrüder zu fördern, oder auch nur ihr gutes Recht gegen Bedrücker und Verfolger zu wahren. Dieser Schutz war der nur allzu lahmen Geistlichkeit und der sorglosen, unthätigen Regierung überlassen, und wurde von beiden einander zugeschoben, oft auch, wie z. B. bei dem seligen Palatin, aus einem falschen, den Katholiken abgeneigten Freisinn geradezu verrathen. Daß er damit das Glück seines Sohnes auf Sand baute, liegt nun wohl klar zu Tag, denn was die Kirche an Boden verlor, das gewann die Revolution.

In dem Maße, als der religiöse Sinn erstarb, und Sitte und Zucht entwich, schwand nothwendig auch der wahre Frohsinn aus unseren entarteten Städten. Dazu kam noch die Verschiedenheit der Sprache, der Zwiespalt der Confessionen, und seit zwei Dezennien eine den bürgerlichen und häuslichen Frieden störende und die Gemüther verdüsternde Politik. Die stets wechselnden Familien stehen sich ohnehin fremd einander gegenüber, und ihre Söhne, die in gezwungenem Cölibat leben, sind eben auch nicht von dem heitersten Humor.

Von dem politischen Einfluß des Bürgerthums in den Städten läßt sich gleichfalls wenig Erfreuliches berichten; denn sie hatten seit dreiundzwanzig Jahren gar keinen. Im Jahre 1826, wo noch die Regierung fast über ihre sämmtlichen Stimmen gebot, wurden sie ihres guten Rechtes ohne Einsprache

der Regierung beraubt. Den allmächtigen Comitaten gegenüber ohne innere moralische Kraft, ohne Halt in sich selbst, und von oben ohne Unterstützung, fielen die Bürger einer gefährlichen Unbehaglichkeit und Mißstimmung anheim. Sie hatten ihre Schadenfreude an den Scandalen und Wirren der folgenden stürmischen Comitats- und Landtagsverhandlungen, und bewiesen ihren widerspänstigen Mißmuth durch einzelne Widerstände gegen gerechte Forderungen der höheren Behörden. Wie leicht wäre noch zu jener Zeit, ja bis zum Jahre 1840, die von den Besseren gewünschte Reorganisation der Städte ausführbar gewesen! Aber statt der immer weiter um sich fressenden moralischen und politischen Fäulniß entgegenzutreten, ließ man es ruhig, rath- und thatlos geschehen, daß radikale, rabulistische Advokaten unter dem Vorwande, als seien sie die tüchtigsten Wahrer des Rechtes und der nationalen Freiheiten, ausschließlich in die Rathsstellen gewählt wurden. Unter ihrem nichtswürdigen Schalten und Walten verkümmerten die Städte noch mehr. Die Processe mehrten sich, sammt dem Gehalt und den Taggebühren der Schreiber. Oeffentliche Kassen, besonders das Waisengeld, litten, wie allbekannt, auch in den Comitaten großen Schaden. Wenn dem ohnerachtet noch eine tüchtige Persönlichkeit in den Städten auftauchte, so wurde sie zum Schaden der Stadt durch eine höhere Beförderung derselben entrissen.

In solcher gesinnungslosen Wirrniß überraschte der März 1848 unsere Städte. Das Bürgerrecht sollte Tausenden ertheilt seyn, und die genannten Bürger, d. h. den äußeren Rath (eine aus dreißig bis hundert Mitgliedern bestehende und sich selbst restaurirende Corporation) ersetzen. Man glaubte kaum das Vernommene! Betäubt und gedankenlos stimmte Alles, mit wenigen Ausnahmen, in den gemachten Jubel ein. Da indessen der Geistliche, der Edelmann und der Wirthschaftsbeamte, die besten Kunden des Gewerbstandes ausblieben, während die

verachtetsten Subjecte ungehindert der Wühlerei oblagen, so verwandelte sich die Freude bald in Trauer, ohne daß sich darum die Gesinnung geändert hätte, da man sich in der Zeit nicht auskannte, und die schlechte Erziehung und die Demoralisation die Menschen für eine bessere Einsicht in die wahren Ursachen und die Quellen der Uebel unempfänglich gemacht hatte.

Die allgemeine Ausgelassenheit vertrieb sich die Zeit mit Judenkrawallen, mit Volksbewaffnung, wobei die Schuljugend nicht zurückblieb, mit Volksversammlungen, mit Bildung provisorischer Comités für den künftigen Terrorismus, die einstweilen Galgen für Juden und Reactionäre aufrichteten, mit revolutionären Schreib- und Redeübungen und sogenannten „Restaurationen“ oder Epurationen, wobei die Tüchtigeren, von denen man Widerstand gegen den revolutionären Wahnsinn besorgte, entfernt wurden. Am ärgsten trieb man es in den magyarischen Städten, so wurden z. B. in Gyöngyös nicht weniger als zehn Galgen mit Doppelschlingen auf dem Marktplatz für Reactionäre errichtet.

Man spottete wohl über diese fanatische Freiheitsschwindelei; aber zur wahren Erkenntniß der Zwecke der Radikalen kam es nicht, da man im Grunde an derselben Krankheit litt. Die besseren zwei Zeitungen (eine ungarische und eine deutsche), welche die Bewegung hätten überwachen sollen, sprachen, mit dem Aergsten bedroht, nur schüchtern und unverständlich; die wenigen einsichtsvollen Männer aber zogen sich schweigsam aus dem Getümmel der Berauschten zurück. Die Revolutionäre waren überdieß so schlau, auch jetzt noch mit ihren letzten Zwecken im Hinterhalt zu bleiben; Wiens Memoranda aber wurden über zwei Monate verheimlicht, und gelangten auch dann erst ekelhaft glossirt zur Oeffentlichkeit. Die verbreitetsten politischen Blätter ihrer Seits predigten Tag für Tag in dem Geiste wüthiger politischer Mordlust. Kein Wunder daher, wenn unter

so günstigen Umständen der Haß des Königthums und aller bestehenden Ordnung in den Herzen üppig aufsproßte, und unter der väterlichen Pflege des Landesvertheidigungs-Ausschusses ohne Scheu und Rückhalt die Idee seiner blutigen Republik öffentlich besprach und die Ausführung vorbereitete. Unermeßlich ist der Schaden, den diese Zeitungen in den letzten neun Monaten angerichtet!

Für diesesmal waren die Städte indessen nicht der Herd der Revolution. Ihre Stellung hatte ja früher schon ihren Einfluß verloren; sie zählten nur in sofern bei dem Werk des Umsturzes als ihre Honoratioren an den Comitatssitzungen, den eigentlichen radikalen Feuerherden, Theil nahmen. Es steht aber sehr zu fürchten, daß unsere Städte für die nächste Zukunft die Rolle der Propaganda übernehmen werden, wenn das Bürgerthum nicht moralisch regenerirt wird. Denn Stoff zur Revolution ist in unseren Städten und ihrer Verderbniß im Ueberfluß vorhanden. Die große Menge unserer Landedlen, die von den politischen Verhandlungen und dem politischen Einfluß ausgeschlossen sind, werden diesen Brennstoff vermehren und nicht säumen, sich an den geheimen Verbindungen zu betheiligen.

Gott möge es anders lenken! allein der Furcht kann ich mich nicht erwehren; denn ich sehe Stoff genug vorhanden zu einer weit blutigeren Revolution, die alle jene mit dem Untergange bedroht, die sich jetzt offen gegen die Umwälzung ausgesprochen. Auf das unbeständige und durch die Verlockungen und Versprechungen der Revolutionäre nur zu leicht verführbare Landvolk zu bauen, wäre eine politische Thorheit; denn sein religiöser Unterricht war zu sehr vernachlässigt, es lebt zu vermischt mit den Landedlen, und die verheißenen Vortheile sind zu groß. Belehrung über die Endabsichten der Wühler und Rebellen, die der katholischen Kirche wie der Regierung gleich feind sind; Trennung der Wahlen nach Confessionen;

Bemessung des Einflusses nach den Kasten; Organisation eines künftigen Katholikenvereins würden allerdings Einiges zum Umschwunge beitragen. Ob aber das harte Kriegsungemach und die befürchtete Hungersnoth bei dem so gänzlich verblendeten inneren Auge zur wahren Besserung führen wird, bezweifle ich sehr; noch mehr aber, daß die, welche das Ruder bisher geführt, wahrhaft bekehrt ihr bisheriges kopfloses Treiben bereuen und demgemäß mit beherztem Muthe die wahren Heilmittel durch ihre subalternen Beamte anwenden sollten. Der wahrhaft Redlichen unter diesen sind so wenige, und nur schwer werden sie sich zur Ausführung einer Radicalcur der eingerissenen Verderbniß gebrauchen lassen; gleich werden sich dagegen, wenn das Unwetter vorüber, die hungerigen Halbheiten und Mittelmäßigkeiten von gemeiner verkäuflicher Gesinnung dienstfertig herzudrängen und die Stühle einnehmen.

Auch die mächtigste moralische Stütze zur Regeneration des Bürgerthums, der katholische Pfarrclerus, berechtigt uns leider zu keinen allzu großen Hoffnungen; denn abgesehen von dem unkatholischen und unchristlichen Geiste, der die Städte verpestet, gibt es der die Bedürfnisse der Zeit wahrhaft verstehenden und ihnen gewachsenen Priester so wenige in Ungarn! und das aufopfernde Thun dieser Wenigen wird obendrein durch den Widerstand und die bequeme Indolenz, die weltverwitterte Achselträgerei und Fuchsschwänzerei, ja nicht selten durch die offene, haßerfüllte Anfeindung von Seiten der eigenen schwachen und verirrten Brüder paralysirt! Ihre eigene Autorität leidet unter dem üblen Ruf ihrer Standesgenossen. Der Aufkläricht fürchtet den Geistlichen nicht mehr, ja er hält es nicht einmal mehr der Mühe werth, ihn zu hassen; des Schwachen Amt wird eben nur verachtet, und höchstens der noch geschätzt, der mit dem Weltton vertraut ist.

Somit reducirt sich der ganze Einfluß der Geistlichkeit in der obern Schichte der städtischen Bevölkerung auf etliche, der Kirche noch getreue Männer und eine größere Anzahl von

Frauen. Ueber das niedere Volk der Städte haben sich Kapuziner und Franziskaner noch einige Wirksamkeit bewahrt; denn mehr als ein Drittel der Stadtbevölkerung betreibt den Landbau und unterscheidet sich von dem Landvolk in Wenig mehr als durch Trunksucht und eine lockere Moral.

Gerne würde ich eine Statistik unserer Städte beifügen; allein sie fehlt uns gänzlich. Als ein Curiosum jedoch über Preßburg, das noch immerhin eine der am meisten moralischen Städte Ungarns ist, möge folgende Notiz hier einen Platz finden: Vor 1840 verhielten sich die ehelichen Geburten zu den unehlichen wie 3 zu 1; in Folge der langen darauf folgenden Landtage kehrte sich dieß Verhältniß um, und es war unter vier Geburten nur eine mehr eine eheliche. So reißend schnell griff die moralische Zerrüttung des Familienlebens um sich! Auch fällt das Mehr der weiblichen Bevölkerung Ungarns — leider schon 200,000, wie der Augenschein bezeugt, größtentheils auf die Städte.

Zu dem, was in den historisch-politischen Blättern über den Charakter der österreichischen Revolution, und namentlich was über die kirchlichen Zustände gesagt wurde, etwas von meiner Seite beifügen zu wollen, erschiene mir fast wie Unbescheidenheit, und ich würde auch in der That darüber schweigen, wären nicht die katholischen Verhältnisse Ungarns in Manchem ganz eigenthümlicher Art.

Was Viele befremden könnte, ist die Bezeichnung der die Kirche bedrückenden Staatsallmacht mit dem üblichen Namen Josephinismus; da wir dieses polizeiliche Bevormundungssystem seinem historischen Ursprunge nach schon mit einem frühern Namen benennen könnten. Denn bekanntlich wurde Rieggers Kirchenrecht auch bei uns schon 1776 vorgeschrieben; zugleich wurden die Schulen ausschließlich unter Staatsdirection gestellt, der katholische Schulfond ganz, die katholischen

Vermächtnisse zum größeren Theil vom Staate verwaltet, mit 1 fl. 30 kr. bis 2 fl. Zinsen honorirt und beliebig verwendet. Den nach 1761 neu ernannten Bischöfen war die Ernennung der Capitularen entzogen. Nur bei den vorher schon ernannten Bischöfen, Jos. Graf von Battyán und Karl Graf von Esterházy, wurde es ausnahmsweise noch geduldet. Dem Siebenbürger Bischof blieb dieß Recht noch bis auf den heutigen Tag gewährt, beschränkte sich jedoch auf den Vorschlag von drei Candidaten, die genehmigt oder verworfen wurden. Die Disciplin der Klöster wurde in diesem Geiste eines unkatholischen, territorialen Particularismus und einer allmächtigen Staatsoberhoheit ohne Rom geordnet; kirchlicher Bann wurde der allerhöchsten Genehmigung unterworfen; überhaupt das Kirchenregiment vermittelst königlicher Befehle (Intimate) nach Möglichkeit in Schwung gebracht.

Für all dieses fanden die ungarischen Canonisten jener und unserer Tage eine genügende Entschuldigung, ja eine rechtliche Begründung in dem erhabenen Titel: *Rex apostolicus*! der die Geister mit einem eigenen Zauber berückte. Wie gern möchte man all diese oberaufsichtlichen Vorkehrungen einer fürsorgenden Liebe zur Kirche beimessen; allein das Rieggersche Kirchenrecht läßt über des Pudels Kern keinen Zweifel.

Auf diesen ruinösen Fundamenten nun führte Joseph mit noch größerer Schroffheit rasch seinen Staatskirchenbau auf und fand, außer bei Battyán, kaum Widerstand in der bereits gebrochenen Hierarchie. Wohl wurden von seinen Verordnungen gar manche durch die freiere politische Verfassung des Landes entkräftet, und die Kirche ließ sich nicht ganz in den staubigen Kreis der Kanzleien bannen; die wichtigsten derselben wurden jedoch auch wieder als in Kraft stehend dictirt.

So unterlag der gesammte Verkehr mit Rom, sogar mit der Pönitentiaria, fortwährend diesem Interdict. Und obwohl

gerade die Bischöfe, welche uns das römische Collegium Germanicum seit zwei Jahrhunderten gegeben, zu den glücklichsten Verfechter Oesterreichs gehörten, weil der servile Mechanismus des Beamtenthums ihren selbstständigen Geist noch nicht gelähmt hatte, so blieb auch diese Pflanzschule, die uns mit dem Centrum der katholischen Welt verband, in den Augen unserer particularistischen Staatsoberhoheit eine verpönte. Die Verbindung der Orden mit ihrem General wurde nach wie vor nicht gestattet; die frommen Bruderschaften erlagen fortwährend den Späheraugen der Staatsgewalt, während die Revolution am lichten Tage Propaganda machte. Um diese Staatsfesseln noch verderblicher zu machen, kam die von Leopold II. gesetzlich garantirte unumschränkte Freiheit des Protestantismus hinzu, der in Kurzem mächtig erstarkte, und die Verlegenheiten der Dynastie so trefflich zu Concessionen zu benutzen wußte, daß ihm wohl nirgend solche Privilegien ertheilt wurden. Die katholische Gutmüthigkeit hatte hier wie anderwärts das Zuschauen; ihre Treue und Anhänglichkeit verstand sich ja von selbst; man setzte von den Katholiken allzeit voraus, daß sie sich Alles würden gefallen lassen, und somit blieben sie unter dem Polizeistock.

Nicht günstiger gestaltete sich ihr Schicksal unter Franz I. und dem Palatin Erzherzog Joseph, der sich einem oppositionellen Protestantismus ergeben zeigte. Die Verfolgungen, welche der Rosenauer Bischof, Anton Frhr. von Andrassy, zu Ende des vorigen Jahrhunderts wegen Vertheidigung der katholischen Ehegesetze erlitt, wurden von den Katholiken nur zu bald leichtsinnig vergessen. Er starb, nachdem ihm seine Güter entrissen worden, verlassen und von Allem entblößt in einem Franziskanerkloster. Nicht genug, daß die katholischen Stiftungen durch den zweimaligen Bankerott auf Weniges zusammengeschmolzen waren, man unterwarf die katholischen Kirchengüter auch willkürlich einer ungesetzlichen Steuer von jähr-

lichen 600,000 fl. C.-M. zum Festungsbau. Nicht minder beutete man das Kirchenvermögen durch die Aufrechthaltung der nie von dem Episcopat anerkannten Convention des Leopold Kollonits (1700) fiscalisch aus. Danach war den Bischöfen das Recht der letztwilligen Verfügung entzogen und ein Drittel fiel dem Fiscus zu. Ueberdieß ließ man im Widerspruche mit dieser selbstdictirten Stipulation und trotz der dort anerkannten kirchlichen Canones die Bisthümer, statt drei Monate, um des leidigen fiscalischen Vortheils willen, viele Jahre unbesetzt. So blieb z. B. das Graner Erzbisthum, also der gemeinschaftliche Vereinigungspunkt der Katholiken, unter Maria Theresia volle neunzehn Jahre, unter Franz vierundzwanzig, unter Ferdinand vier Jahre verwaist. Im Uebrigen aber verwendete man die Prälaturen für bureaumüde Referendären und nützlich scheinende politische Capacitäten. Während die Supplicanten durch geheime Verläumdungen herabgewürdigt wurden, geschah es nur selten, daß des bekannten Grundsatzes wegen: „Gratiae non petentibus non dantur," ein wahrer Kirchenmann ohne Bitten zu Würden kam. Die Reue kam in der Regel gegen die sich bald ergebenden Schwierigkeiten zu spät.

Kein Wunder, daß bei solcher unwürdigen Behandlung der Kirchenpfründen, wovon doch nur ein Drittel aus einstigem Krongut, das Uebrige von Privaten und aus Ersparungen herstammt, sich die allgemeine Ansicht in den Köpfen versteinerte: die Güter der Kirche seien ut figura docet eben nichts Anderes als Staatsgüter. Leicht läßt sich auch begreifen, welch übeln Eindruck bei Laien und Geistlichen diese kirchliche Stellenjagd einer Seits und die Ernennung mißliebiger, der Diöcese meist fremder Personen anderer Seits machen mußte. Kein Vertrauen konnte denen entgegenkommen, die fast Niemand kannte. Und hiezu nun noch die oft sehr wenig populäre Verwendung der geistlichen Einkünfte von ihren aufgedrungenen Inhabern!

Bei dieser bureaukratischen Fürsorge für unseren Episcopat mußte derselbe im Laufe der Zeit nothwendig auf Mittelmäßigkeiten in seinen Trägern herabsinken, die sich in ihrer Thätigkeit gelähmt und eingeengt sahen. Dennoch hatte er wunderbarer Weise schon vor dem Jahre 1822 die klar ausgesprochene Vorahnung einer unheilschwangern Zukunft für Staat und Kirche und die Ueberzeugung, daß ihre bessere Ordnung nur durch wahre innere Regeneration der Katholiken befestigt werden könne. Die agressive Bewegung des Protestantismus mahnte gleichfalls zu eingreifenden Maaßregeln, um dem drohenden Sturme die Spitze zu bieten. Der Episcopat suchte also die allerhöchste Bewilligung zur Eröffnung einer Nationalsynode nach. Auf wiederholtes Flehen wurde sie endlich durch den damaligen Primas, Alexander von Rudna, eröffnet. Bei allen menschlichen Schwächen war Rudna ein seiner Kirche treu ergebener Mann. Die Synode erkannte, daß das beste Mittel zur Erstarkung des Katholizismus in der Besserung des Welt- und Klosterclerus bestehe, ferner in einer christlichen Erziehung und einem besseren wahrhaft-kirchlichen Schulunterricht. Sie erkannte gleichfalls die Nothwendigkeit eines Musterconvictes und beschloß seine Errichtung. Ihre Beschlüsse wurden zur allerhöchsten Bekräftigung nach Wien gesendet. Dort aber ließ man die Acten bis zum 18. März 1848 im Staub liegen und würdigte sie nicht einmal der Ehre, darüber zu referiren. Das Beamtenthum hatte ja Wichtigeres zu thun! Das Ansehen des Episcopates aber mußte durch diese Mißachtung in den Augen des Welt- und Ordensclerus schwinden.

Dieser unvergleichlichen Wiener Staatspraxis in katholischen Angelegenheiten gegenüber hielten die Protestanten jährlich in ihren neuen Superintendentien Kreis- und Generalsynoden frei und ungehindert und waren dabei keiner allerhöchsten Bewilligung unterworfen! So wurde die religio dominans verstanden!

Jene Synode, die den Errungenschaften des Staates im kirchlichen Gebiete nicht im mindesten zu nahe getreten war, sie, seit mehr als 100 Jahren die bedeutendste Kraftäußerung der Landesbischöfe, war also ohne Erfolg geblieben! Die Mandarine des papierenen Staatskirchen-Regimentes behandelten den flehenden Primas in Wien wie einen alten grillenhaften Schwachkopf, der seine Zeit überlebt. Die eingesendeten Diöcesan-Visitationen wurden auf dieselbe Weise bekräftigt, was einiger Maßen als Entschuldigung der seltenen Visitationen dienen kann.

Allein wie groß auch immerhin die Sünden und Versäumnisse der Regierung seyn mögen: dennoch blieb dem Episcopat Ungarns, so weit er nicht durch die langen Landtage, denen er beiwohnen mußte, in Anspruch genommen wurde, ein freies und weites Feld katholischer Thätigkeit offen. Wäre es wohl benützt worden, so hätte es wohl genügt, einen besseren Geist zu wecken und die Gläubigen größerer Freiheit fähig und würdig zu machen. Denn auch die kirchliche Freiheit kann nicht geschenkt werden, auch sie will verdient seyn, soll sie nicht zum Fluch und Unheil ausschlagen.

An den Bischöfen war es darum zunächst, einem neuen kirchlichen Leben die Bahn zu brechen. Aber wie erfüllten sie diese Mission! Die Disciplin lag fast ganz in ihren Händen. Sie litten jedoch solche in den Reihen des Clerus, die notorisch einem unsittlichen Leben, dem Trunk und Hazardspiel ergeben waren, ohne sie durch eindringliche Ermahnungen zu ihrer Pflicht zurückzurufen; Strafen, auch gelinde, wurden noch weniger von ihnen angewendet. Canonisch prozessirt wurden äußerst Wenige, Unwürdige erhielten nur zu leicht die canonische Bestätigung. Das arme preisgegebene Volk mußte sich lange ereifern und endlich gar drohen, bis eine Versetzung, meistens ein Tausch, eines solchen Nichtswürdigen erfolgte. Man wußte, daß der christliche Schulunterricht, die Predigt

und der sonntägliche Gottesdienst aus Leichtsinn und Trägheit vielfach versäumt wurden und doch ließ man es selbst in der nächsten Nähe bis zu zwanzig Jahren geschehen.

Ebenso hatte man die unbeschränkteste Freiheit in der Aufnahme der Candidaten zum geistlichen Stande, in der Besetzung der Seminarvorstände und deren Disciplin, in der Wahl der Professoren, im Vorschreiben von besser erachteten Lehrbüchern. Statt aber diese Freiheit zu benützen und die Pflichten, die sie auferlegte, zu erfüllen, seufzte man unthätig über den Verfall des geistlichen Unterrichts, über schlechten Nachwuchs der Seelsorger; sorgte nicht durch Entfernung unfähiger, ja übel berüchtigter Vorgesetzten und Professoren für bessere Zucht und gründlichere, vom Glauben durchdrungene Wissenschaft. Man ließ vielmehr in mehreren Seminarien die schrankenlose und durch Nationalismus und politischen Zwist entzweite Jugend sorglos verkommen und verwildern. Nur etliche Schritte war das Seminar bei einigen unserer Bischöfe von ihren Wohnungen entfernt, und doch wurde es von ihnen nicht in zwei, drei und mehreren Jahren eines Besuches gewürdigt. Die bischöflichen Hirtenbriefe unterlagen ebenfalls keiner Censur; allein die leidige Indolenz machte auch von dieser Freiheit keinen Gebrauch, als eben nur in dem letzten Jahr, da die hereinbrechenden Wogen der Sündfluth die Schläfer aus ihrer Ruhe aufweckten. Die Fastenmandate wurden nach bureaukratischem Vorgang nach altem Formular expedirt. Predigt und Beichtstuhl wußte man von Priestern und Laien vernachlässigt, beide stunden frei zur Verfügung — kaum aber hörte man von drei Bischöfen, daß sie sich im Laufe des Jahres auf der Kanzel, oder im Beichtstuhle hätten blicken lassen. Da ihnen nicht minder auch das freieste Recht beim Versetzen zustand: so verhinderte sie nichts daran, die Städte, wo die Steine zum Himmel schrieen, mit eifrigeren und gewählteren Caplänen zu versehen. Mit der gewohnten Trägheit that man es aber nicht.

Man ließ den Weinberg des Herrn eben wachsen, wie er wachsen wollte; kein Wunder, daß das Unkraut die Ueberhand gewann. Man verließ sich auch weiter auf eigennützige nepotische Empfehlungen, weil man seinen Clerus nicht kannte und es versäumt hatte, ihn kennen zu lernen. Unmöglich konnte ihnen verborgen seyn, daß dort, wo wirklich gepredigt wurde, die Predigten sich vielfach in moralischen, dem Volke längst geläufigen Landweiligkeiten und Trivialitäten bewegten, ohne Rücksicht auf seine geistliche Noth, Unwissenheit und Verderbniß. Man konnte sich leicht von den Folgen dieser hohlen und nüchternen Weise des Predigtamtes überzeugen, die darin bestanden, daß die Meisten die Kirche verließen, wenn die Predigt anfing. Allein an eine Besserung wurde kaum gedacht. Man mußte gleichfalls wissen, daß das Volk ohne Erbauungsbücher, ohne gute und wohlfeile Gebetbücher war, ja daß der jüngere Clerus ohne die mindeste Ausstattung an Büchern (z. B. Breviere) aus den Seminarien kam, und sich daher der frivolen, oft schon im Seminar gepflegten Lectüre hingab. In letzter Zeit geschah es auch, daß der Pfarrclerus, theils gezwungen, theils aus Unwissenheit, neben den Hirtenbriefen vom Predigtstuhl aus das Standrecht und jegliche Art Verordnungen der Rebellen und des Königs verkündigte, und so die Kirche zum Tummelplatze weltlicher Händel und Leidenschaften machte. Die Sorge um all dieses war die mindeste. Endlich mußte Jedem aus den Comitats- und Landtagsverhandlungen einleuchtend seyn, daß sich der große Kampf unserer Zeit um die ersten Grundlagen aller staatlichen und menschlichen Ordnung bewege. Statt nun in den Seminarien eine von unserer gestürzten Verfassung geforderte Kenntniß der ersten Grundlehren einer conservativen Staatswissenschaft zu fördern, ließ man in gedankenloser Verblendung hie und da dem Clerus das ungarische Privatrecht vortragen, was den tausend Kniffen der Advokaten doch unmöglich vorbeugen konnte, während die Irrlehren der neuen Politik die Köpfe des Volkes und der

Jugend verwirrten, und die Priester aber Niemand eines Bessern belehren konnten; denn mit wenigen Ausnahmen waren die katholischen Geistlichen in den politischen Zeitfragen ja selbst Idioten, die ihre ganze Weisheit aus wässerigen, oberflächlichen Zeitungen schöpften, und mit Wehmuth und zu spät wahrnahmen, wie viele ihrer jüngeren Brüder der revolutionären Sturmfluth leichtfertig zujauchzten, und sich kopfüber in den Strom des Verderbens stürzten; denn sie wußten weder für sich, noch für Andere, besonders für den Edelmann einigen Rath in den schweren Wirrsalen dieser Zeit.

Dieß ist das trübe Bild unserer kirchlichen Zustände bis zum Jahre 1837. Mit Ausnahme von sechs aus achtzehn Diöcesen war dieß die Haltung unseres höheren Clerus bis zu jenem denkwürdigen Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

XXXVI.

Das Reich, seine Entstehung und seine Bedeutung.

Vielleicht die größte aller Geduldsprüfungen für jeden Kenner der Geschichte ist das seit einem Jahre gangbare Geschwätz vom Reiche. Was war der weltgeschichtliche Beruf des Reiches und wie ist das Reich entstanden? Darauf kömmt es an. Eine Anzahl von Klubrednern, holsteinischen Professoren und diplomatischen Taschenspielern haben sich alles Ernstes eingebildet, durch ihre Kammerdebatten und Zeitungsphrasen das Reich wieder aufrichten zu können. Einige sollen sogar noch in diesem Augenblicke in dem vergnüglichen Traume befangen seyn, sie seien mit diesem großen politischen Kunststücke wirklich oder doch einigermaßen zu Stande gekommen; sie hätten wirklich die alte Herrlichkeit des Reiches von den Todten erweckt, wenn sie nur fleißig von Reichstruppen, Reichsgränzen, Reichsfahnen u. s. w. sprächen. Darüber kann jeder gesetzte, des Nachdenkens fähige Mann nur die Achseln zucken. Bei weitem mehr Wirklichkeit haben noch die spaßhaften Reichsämter, welche der Witz der gelangweilten Parlamentsglieder in der Paulskirche an einzelne Commilitonen austheilte.

In einer Zeit, wo wirre, pseudoromantische Phantasterei für geschichtliche Bildung, und stubengelehrte Anmaßung kurzsichtiger Theoretiker für staatsmännische Befähigung gilt, wo

neben vielem Andern auch der alte Begriff des Reiches der großen halbgebildeten Masse bis auf die letzte Erinnerung abhanden gekommen ist, wo überhaupt der fast allgemeine Mangel an richtiger Kenntniß der Thatsachen eben so allgemein ist, wie der Mangel der Fähigkeit: aus der Geschichte der Vorzeit irgend einen Schluß auf die Gegenwart zu ziehen, und wo es demnach, in Folge aller dieser glücklichen Voraussetzungen gar nicht einmal nöthig gewesen wäre, „mit der Geschichte zu brechen", in solcher Zeit ist es kein überflüssiges Unternehmen, wenn wir hier in wenigen Zügen Ursprung und Bedeutung des Reiches in das Gedächtniß unserer Leser zurückrufen, und an die Hauptmomente der Geschichte seiner Entwickelung und seines Unterganges erinnern wollen.

Das heilige, römische Reich deutscher Nation ist keine Erfindung der Denker gewesen; es ist aus keiner Doctrin geistreicher politischer Schriftsteller, aus keiner Deliberation der Staatsmänner und Diplomaten hervorgegangen. Es hat sich, um uns der vielfach gedankenlos mißbrauchten, selten verstandenen und deßhalb nicht ganz mit Unrecht fast verpönten Redensart zu bedienen: historisch gebildet. Dieß heißt in diesem Falle, wie überall, wo dieß Wort am rechten Platze steht: es ist nicht nach einem von Menschen vorbedachten Plane und durch den überlegten Willen der Menschen geschaffen, sondern das Werk von Jahrhunderten, das Erzeugniß einer langen Kette rein providentieller Ereignisse, deren manche um ein Jahrtausend und länger auseinander liegen, und deßhalb von keinem sterblichen Verstande berechnet oder nur überblickt werden konnten. Doch schließt diese Naturwüchsigkeit des Reiches, wie sich weiter unten zeigen wird, in keiner Weise aus, daß in demselben die tiefste, politische Idee, von der je die Geschichte Meldung that, sich zu verwirklichen strebte.

I.

Als Cäsar Octavianus Augustus die Schlacht bei Actium gewonnen hatte, die ihn zum Herrn der Welt machte, würde

er sich ohne Zweifel eben so geschmeichelt als überrascht gefühlt haben, hätte ein Seher ihm die Zukunft deutend verkündigt: nach fast zwei Jahrtausenden noch werde sein Familienname durch ihn das bezeichnende Wort für die höchste monarchische Würde des Erdkreises seyn. Vielleicht hätte er die Prophetie für eine jener eigennützigen Schmeicheleien gehalten, wie man ihm deren täglich bot und lächelnd gesagt, wie später sein Hofpoet: Credat Judaeus Apella! Fast noch gewisser ist es, daß Kaiser Nero keine Ahnung hatte, wie einst die Nachfolger jenes unberühmten, verachteten Juden, den er als den Bischof der Christen auf dem Janiculus*) kreuzigen ließ, über das kaiserliche Diadem verfügen würden. Endlich ist es nicht minder ausgemacht, daß Chlodwig, als er sich zu Tolbiacum taufen ließ, nicht daran gedacht haben kann, daß neun Generationen nach ihm, in Folge eben dieses Schrittes, die Frankenkönige jenen kaiserlichen Thron besteigen würden, zu welchem er selbst noch um die nämliche Zeit mit scheuer Ehrfurcht emporblickte. — Und dennoch mußten alle diese Factoren zusammenwirken, um den großen Christenstaat des **Reiches** zu schaffen, der sich als Dom über alle Völker der Christenheit wölben sollte. Wer hat diese Thatsachen geschehen lassen, wer zu demselben Zweck und Ziel sie in Verbindung gebracht, noch ehe sie geschehen waren?

Drei Elemente also waren es, die sich, jedes unabhängig von dem andern, Jahrhunderte lang entwickeln und dann zu einem Ganzen verschmelzen mußten, damit das Reich zu Stande käme, welches die Achse der neuern europäischen Geschichte werden sollte. Dieß waren 1) die römisch-kaiserlichen Traditionen, welche sich zu den Germanen und in die christliche Zeit hinüberzogen, und aus denen das erneuerte, christliche Kaiserthum erwächst; 2) das Papstthum, von welchem, kraft der hohen politischen Bedeutung, die es gewinnt, jene Erneuerung

---

*) Heute S. Pietro in Montorio.

des Kaiserthums und der sich an diese schließende Einfluß auf das Völkerrecht des Occidents ausgeht; 3) die Gährungen und Kämpfe in der germanischen Welt, deren Ergebniß das Reich der Franken ist, damit in diesem der künftige, christliche Universalstaat des Mittelalters seine nothwendige Unterlage von kriegerischer Macht und Herrschaft finde.

II.

Von seiner weltlichen und materiellen Seite angesehen, ist das Kaiserthum antik-heidnischen Ursprungs. Um dieselbe Zeit, als Rom die Weltherrschaft errang und seine Macht über die ganze bekannte Erde ausdehnte, ging der römische Freistaat in wilder anarchischer Auflösung unter, und auf seine Trümmer gründete sich nach dem unumstößlichen Weltgesetze: daß jeder Mißbrauch der Freiheit Tyrannei des Schwertes nach sich zieht, einheitliche und unumschränkte Militärherrschaft.

Die Herrschaft der Imperatoren war bei den Römern keine rechtmäßige und offenkundige, politische Schöpfung aus einem Stück und Guß. Es war eine sehr allmählige, stillschweigende, keineswegs eingestandene Usurpation über die alte Republik, ein Umstand, der zum Theil die wahnsinnige Grausamkeit der frühern Kaiser erklärt, die Cäsars Schicksal fürchteten. Octavian, der Adoptivsohn und Enkel der Schwester Cäsars, der nach der Schlacht bei Actium (v. Chr. 31) alleiniger Herr des römischen Erdkreises war, ließ sich, der Form halber, durch den Senat eine Reihe republikanischer Aemter übertragen: das des obersten Priesters, das eines Censors und eines Consuls für immerwährende Zeiten, die unverletzliche Gewalt eines Volkstribunen, endlich die Würde eines obersten Heerführers oder Imperators, den üblichen Ehrentitel triumphirender Consuln, den mit der lebenslänglichen Dictatur schon Julius Cäsar erhalten hatte. — So vereinigte Augustus in seiner Person die majestas populi Romani, die gesammte Macht und Ehre der frühern Republik, d. h. der herrschenden, römi-

schen Volkscorporation *). Er selbst nannte sich bloß mit seinem Familiennamen Cäsar, der Senat legte ihm den Ehrennamen Augustus bei. (Daher nach der wörtlichen Uebersetzung von augere das spätere deutsche: „allzeit Mehrer des Reichs"). In der gewöhnlichen Geschäftssprache hieß der Kaiser princeps, weil er der Erste und Vorderste (Vorsitzende) im Senate war.

Der Verfall der Republik hatte die äußere Ausdehnung des römischen Reiches nicht gehemmt, und der römische Ländererwerb dauerte fort bis in die Zeit der Völkerwanderung. Auf die vollendete Thatsache der Herrschaft über die ganze, damals bekannte, gebildete Welt gründete sich der römische Stolz, der die Erde für sein Erbtheil ansah. Daß Rom zur Herrschaft über die Erde berufen sei, war schon im goldenen Zeitalter der römischen Literatur, unter August, eine völlig gangbare Vorstellung, eine Art politischer und patriotischer Glaubenssatz, der aus den Siegen und dem Kriegsglück der Römer unvermeidlich hatte entstehen müssen. Roma, sagt Martial, ist die Göttin der Länder und Völker. (Dea terrarum gentiumque.)

Was von Rom galt, mußte mit der beginnenden Militärmonarchie naturgemäß auf den Princeps übergehen. Antoninus Pius spricht, bei Gelegenheit einer Verordnung über die zur Rettung eines Schiffes in's Meer geworfene Ladung, wie von einer bekannten Sache, wenn er sich „den Herrn der Welt" und das Gesetz des Meeres nennt. (l. 9. D. ad legem Rhodiam de jactu. Ego quidem mundi dominus, sed lex maris.) Es ging mit diesem dominum mundi, wie wir es heute noch an vielen römischen Kirchen sehen: auf den

---

*) Der absurde Gedanke einer Volkssouverainetät, d. h. der Souverainetät von Allem, was im römischen Reiche lebte und athmete, ist nicht in die Seele der praktischen Römer gekommen. Mitglied der herrschenden Körperschaft war nur der civis Romanus, an diesem aber jeder Zoll ein Aristokrat.

Unterbau des heidnischen Tempels wurde das christliche Gotteshaus gegründet. So nahm auch der christliche Glaube von dieser ursprünglich heidnischen Vorstellung der römischen Weltherrschaft Besitz, und der Grundsatz, daß der Kaiser kraft seines ihm von Gott verliehenen Amtes oberster, weltlicher Herr der Erde sei, wurde der Träger und Grundstein des Gebäudes der christlichen Politik des Mittelalters.

Erst mit Diocletian (284 bis 305) geht die letzte Erinnerung an den Freistaat zu Grunde. Die letzten Spuren in den Formen und Namen der Regierung und der Behörden verschwinden; orientalische Hofsitten dringen in Rom ein: Diadem, kaiserliche Tracht, Adoration. — Als ein Menschenalter später (i. J. 337) Kaiser Constantin der Große getauft wird, hört die Bedeutung des alten Titels pontifex maximus auf, obwohl die christlichen Kaiser ihn noch bis auf Gratian's Zeiten (375 bis 383) fortführen, und in seine Stelle tritt die Idee der Schutzherrlichkeit über die christliche Kirche. Auch die römische Weltherrschaft kann nicht mehr auf das alte heidnische Siegesvertrauen, auf den Glauben an die Göttin Roma gegründet werden. Aber einmal thatsächlich vorhanden, lehnt sie sich an die Pflicht der Vertheidigung des Gottesreiches auf Erden, und greift freudig nach jeder Stelle der heiligen Schrift, welche dem Glauben an das Römerreich einen Anhaltspunkt zu gewähren scheint. Dahin wurde selbst die Stelle im Evangelium Lucä gezogen (Cap. 2, V. 1), welche berichtet, daß Kaiser Augustus geboten habe, „die ganze bewohnte Erde“ zu beschreiben.

III.

Die Bekehrung Constantins war nicht im Stande, den innersten Kern der griechisch-römischen Bildung mit dem Geiste Christi zu durchdringen. Das Aufhören der Christenverfolgung fällt mit dem Beginne der geistig viel gefährlichern Seuche des Arianismus zusammen, der einen Schweif zahlloser Häresien

nach sich zog. Kurz nach jener Zeit tritt die große Bewegung ein, die wir als Völkerwanderung zu bezeichnen pflegen. Jeder gläubigen Auffassung muß dieselbe als ein Gericht Gottes über die alte Welt erscheinen. Wir kennen ihre politisch-ethnographischen Ursachen nicht, die sich im Innern Asiens entwickelt haben müssen. Aber die providentielle Seite dieser Erscheinung, welche die Weltgeschichte in zwei Hälften theilt, ist der augenscheinliche Plan und Wille der Vorsehung: die römisch-griechische Cultur zu Grunde gehen zu lassen. Wir würden sehr fehl greifen, wenn wir die germanischen Horden, die das römische Reich zertrümmerten, für individuell vortreffliche Menschen, die Römer sämmtlich und als Einzelne für elende, schwächliche Feiglinge hielten. So war es nicht. Die Germanen waren nicht mehr dieselben, wie Tacitus sie schildert. Sie waren wilde, rohe, zerstörungssüchtige Barbaren, zum größten Theil ohne Treue und Glauben, behaftet mit allen Fehlern der Uebergangsperiode aus der patriarchalischen Völkerkindheit in die gefährliche Zeit beginnender Halbcultur; — die Römer gebildete Menschen, die auf der Stufe überreicher, zum Untergange neigender Entwickelung standen. Der Unterschied zwischen der einen und der andern Strömung lag nicht in der persönlichen Vortrefflichkeit oder Schlechtigkeit der Einen oder der Andern. Das Christenthum hatte auf dem Boden der antiken Welt viele Einzelne bekehren, nicht aber über die politische und sittlich-intellectuelle Grundlage des ganzen Lebens Herr werden können. — Denn die Kirche kann überhaupt, wie schon die Parabel vom Säemann lehrt, nur die Saat ausstreuen. Aber sie hat nicht die Gewalt empfangen, die Naturgrundlage, auf die er fällt, zu ändern und den steinigen Boden in fruchtbares Erdreich zu verwandeln. Darum gibt es, obwohl für das Individuum die Hoffnung so weit reicht, wie das Leben, politische und sociale Zustände, die unheilbar und ohne Rettung verloren sind. Zu diesen gehörte das antik römische Weltreich. Aus zwei Gründen war dieß zum Untergange reif, selbst nachdem das Christenthum

öffentlich im ganzen Reiche verkündigt und Staatsreligion geworden war. Der eine Grund lag in der hyperspeculativen und skeptischen, über den römischen Erdkreis verbreiteten griechischen Bildung, die, unfähig das Christenthum mit gläubigem Herzen und im Gemüthe zu erfassen, die eigentliche Mutter und Werkstätte der Häresien wurde, während der damalige Germane, trotz Rohheit und Laster, noch der Ehrfurcht vor dem Heiligen und Unbegreiflichen, des hingebenden Glaubens an die himmlischen Mächte und des Gehorsams fähig war. — Die andere Todesursache lag in dem römischen Staatsabsolutismus, der das ganze Leben durchsäuert und jede freiere Gestaltung der Kirche unmöglich gemacht hatte. Die Geschichte seit Constantin zeigt, daß die Kaiser, die früher den Christenglauben verfolgt, ihn sofort beherrschen wollten, nachdem sie ihn zur Staatsreligion erklärt hatten. Die arianische Verfolgung war nur das Seitenstück zur heidnischen. Nicht Alle, die Herr! Herr! sagten, waren gläubige Christen geworden.

Dieser Lage der Dinge gegenüber konnte auch die Kirche nichts ausrichten, welche nur das Evangelium predigt, aber niemals die sittliche Freiheit der Menschen: anzunehmen oder auszuschlagen aufhebt. Für das Weitere sorgte die Vorsehung, welche der Wahrheit in neuen Völkern und in rohen Geschlechtern, die aber der liebenden und gläubigen Unterwerfung und deßhalb der politischen Freiheit fähig waren, einen neuen Boden bereitet hatte. Das Mittel dazu war die Völkerwanderung, die wie eine Sündfluth über die damaligen politischen und socialen Zustände hereinbrach.

Bekanntlich beginnt dieselbe für den Westen der alten Welt mit dem Uebergange der Hunnen über die Wolga, der zwei Jahre nach dem Tode des heiligen Athanasius erfolgte (i. J. 375). In hundert Jahren vollendete sich dieser neu beginnende Zerstörungsproceß bis zum Untergange des weströmischen Reiches. — Wie geht im Ganzen dieser Verlauf vor sich? Haben die Germanen im ordentlichen Kriege, durch ihre kriegeri-

sche Ueberlegenheit und Tapferkeit, in regelrechter Feldschlacht die Römer überwunden und aller Orten zu Paaren getrieben? oder ist etwa ein germanisches Einheitsgefühl, ein deutscher Nationalstolz, eine Römerverachtung, wie unsere afterpatriotischen Geschichtsdilettanten sie sich träumen, mit dabei im Spiele gewesen? Von alle dem nichts. Die Ueberlegenheit der Einsicht, der geordneten Tapferkeit, der militärischen Abrichtung und Zucht war auf Seiten der römischen Truppen. Aber im Mittelpunkte haust die Verwesung; schwache, unfähige, durch Revolutionen auf den Thron gehobene Regenten, und verrätherische, eigensüchtige, uneinige Minister, welche häufig selbst die Feinde in's Land rufen, und sie in die römischen Intriguen einweihen und hineinziehen. Um es kurz auszudrücken: der Untergang des römischen Reiches ist nicht sowohl dadurch herbeigeführt, daß die Barbaren den römischen Staat angriffen, als daß sie ihn vertheidigten. Nicht sowohl als Feinde, sondern als Bundesgenossen und Miethstruppen haben sie ihn zerstört. Sie drängen sich, aus ihren alten Wohnsitzen vertrieben, in das Gebiet des römischen Reichs; sie erbieten sich als Truppen gegen andere germanische Stämme und sonstige Feinde Roms zu fechten. Dafür verlangen die Heimathlosen Grund und Boden für sich, Weib und Kinder. — Aber hatten sie das Geforderte erlangt, so begehren sie mehr und mehr, und wenn ihnen der ursprüngliche Vertrag nicht gehalten wird, oder nicht gehalten werden kann, oder wenn sie glauben und behaupten, daß er nicht gehalten worden sei, — dann brechen sie los, ziehen raubend, mordend und verheerend durch das Land und erzwingen die Abtretung ganzer Provinzen. So tragen die Züge der Westgothen unter Alarich völlig den Charakter von Militärinsurrectionen im Großen; sie enden damit, daß nach Alarichs Tod sein Vetter Athaulf, den man durch Güte und Versprechungen zum Abzuge aus Italien bewogen hatte (412), im südwestlichen Gallien und in Catalonien ein Reich der Westgothen gründet. — In ganz ähnlicher Weise überläßt auch Honorius den Burgundionen das Elsaß, damit sie das

übrige Gallien gegen die nachdrängenden Alemannen schützen (413). Schon zwanzig Jahre früher hatte sich der Stamm der Franken zwischen Mosel, Rhein und Maaß unter römischer Zinspflicht angesiedelt und der Franke Arbogast, der Anführer der deutschen Miethstruppen (392), den jungen Kaiser Valentinian ermorden lassen, gerade als er aus dem Arianismus in den Schooß der Kirche zurückkehren und sich vom heiligen Ambrosius taufen lassen wollte. In die Stelle des Gemeuchelten setzte der Verräther dessen Geheimschreiber Eugenius als Kaiser ein; ein Vorspiel dessen, was später als Regel geschehen sollte, wenn gleich Theodosius der Große damals noch die beiden Thronräuber überwand.

Die eben bezeichnete Stellung der germanischen Volksstämme zu den römischen Kaisern erklärt das gesammte spätere Verhältniß, und die hohe Achtung und Verehrung, welche die kaiserliche Würde, trotz der Ohnmacht und Erbärmlichkeit ihrer Truppen, bei den Barbaren fand. Diese waren und betrachteten sich selbst als Miethstruppen, den Kaiser als ihren Gefolgsherrn. Sie zollten ihm jene ganze Fülle von fast religiöser Hingebung und Ehrerbietung, welche die germanischen Gefolge ihren Herren darzubringen pflegten. Dazu kam, daß die römische Cultur diesen, wie allen Halbwilden, unwillkürliche Achtung abnöthigte; der Gothe Athanarich hielt Constantinopel, als er dessen Pracht und Herrlichkeit zum ersten Male mit eigenen Augen sah, für den Wohnsitz der Götter. So entstand merkwürdigerweise, nachdem die Kaiser seit unvordenklichen Zeiten Gefolgsherren der germanischen Schaaren und diese Condottieri gewesen waren, gerade unter denen, die das Reich stürzten, eine Art Cultus des Kaiserthums, der sich, späterhin gestützt auf christliche Ideen, durch das ganze Mittelalter zieht. — Diese Anschauungsweise erklärt es auch, warum die germanischen Anführer, in deren Händen später die römischen Kaiser bloße Zierrathen und Werkzeuge waren, diese zwar gelegentlich ermordeten, niemals aber sich selbst oder ihresgleichen in deren Stelle setzten. Der Sueve Riccimer ernennt eine

ganze Reihe Imperatoren, und verjagt sie wieder oder läßt sie ermorden, setzt aber immer wieder andere an deren Stelle.

Bekanntlich kam von der Mitte des fünften Jahrhunderts an die Staatsgewalt in Italien völlig in die Hände der Anführer der deutschen Reichstruppen, die einfach in die Stelle der alten Prätorianer traten. Nichts destoweniger blieb der Imperator dem Namen nach Haupt des Staates. Dieß war und blieb er auch jenen germanischen Gefolgen gegenüber, die sich in einzelnen Theilen des römischen Reiches festgesetzt hatten. Es bildete sich naturgemäß die Vorstellung, daß diese noch immer Theile des großen Römerstaates blieben, welches ja auch früher schon unter die Auguste und Cäsaren getheilt gewesen war.

Lange freilich konnte jene unnatürliche Theilung der Macht und der Würde zwischen den deutschen Anführern und den römischen Schattenkaisern nicht fortdauern. Nach Riccimer's Tode hatte der constantinopolitanische Hof den Versuch gemacht, einen Kaiser des weströmischen Reiches zu ernennen. (474.) Diesen (Julius Nepos) hatte aber der Magister militum Orestes alsbald nach Dalmatien verjagt und seinen eigenen Sohn, Romulus Momyllus, zum Kaiser eingesetzt. Dieser war es, von dem der Heerkönig Odoaker für sich und sein aus Herulern und Rugiern bestehendes Gefolge Land zur Ansiedelung in Italien verlangte. Als solcher Forderung nicht entsprochen ward, überwand er, 1234 Jahre nach der Erbauung Roms und 510 Jahre nach der Gründung des römischen Kaiserthums, im Jahre Christi 476, den Romulus Momyllus und sandte ihn als Gefangenen nach Campanien. Thatsächlich war Odoaker jetzt Herr von Italien, und der Annahme des kaiserlichen Titels von seiner Seite stand, wenn er nicht selbst einen neuen Kaiser ernennen wollte, nichts im Wege, es sei denn der oben erwähnte politische Glaube der Germanen. In Folge dieses schon geschilderten Kreises von Vorstellungen schickte jedoch Odoaker die erbeuteten kaiserlichen Insignien nach Con-

stantinopel, ließ dort die Absetzung des Romulus anzeigen, fügte aber hierzu die Erklärung, daß die Stadt keines Kaisers mehr bedürfe. Für sich bat er nur um den Titel eines Patricius (nach dem amtlichen Sprachgebrauche der damaligen Zeit so viel als Consul). Allein dort verwies man ihn, allerdings folgerichtig, mit seinem Gesuch an den noch in Dalmatien in der Verborgenheit lebenden Titelkaiser Julius Nepos; von diesem erfolgt die gewünschte Ernennung, und für diesen verwaltet Odoaker vier Jahre lang als Patricius die südlichen Donauländer und Italien. Erst mit der Ermordung des Julius Nepos im Jahre 480 kann man das weströmische Kaiserthum als völlig erloschen betrachten. Aber das Ansehen der kaiserlichen Würde dauerte fort, und die derselben gewidmete Achtung und Verehrung beschränkte sich fortan allein auf den Hof von Byzanz, der seinerseits Italien und den Westen noch keineswegs aufgegeben hatte.

Schon Kaiser Zeno suchte sich seines übermächtigen Dienstmannes Odoaker zu entledigen, und ertheilte dem Ostgothenkönige Theodorich den Auftrag, jenem Italien zu entreißen. Nachdem der jugendliche Held dieß vollzogen (489 bis 493), stiftet er selbst in dem eroberten Lande ein ostgothisches Reich. An ihn liefert der Hof von Constantinopel die kaiserlichen Insignien aus; dennoch aber nimmt auch Theodorich nicht den kaiserlichen Titel an, sondern erkennt den Kaiser von Byzanz als seinen Herrn, bittet um Bestätigung der von ihm ernannten Gefolgsherren, läßt des Kaisers Bildniß auf seine Münzen prägen, und auf öffentlichen Denkmälern des Kaisers Namen dem seinigen voransetzen. Veranstaltete doch Chlodowig, der Frankenkönig, große Festlichkeiten, als ihm der Kaiser Anastasius den Titel Patricius verlieh. Auch die burgundischen Könige fühlen sich geehrt, so oft sie mit der Würde eines magister militum, Consul oder Patricius begnadigt werden. Theodorich verfolgt sogar mit Absicht und Vorbedacht den Plan, sein ganzes Volk zu romanisiren.

So war auch nach dem Untergange des weströmischen

Reichs die formelle Abhängigkeit und Unterordnung aller andern Fürsten unter den römischen Kaiser schon längst feststehender Grundsatz und sich von selbst verstehende Uebung, als Kaiser Justinian (527 bis 565) den Versuch machte, zu der alten Würde noch einmal den vollen Umfang der vorigen Macht zu fügen. Sein wohlberechneter, großartiger Plan war auf die Wiederherstellung des römischen Reiches im Westen gerichtet, und wirklich gelang es ihm, sich durch die Tapferkeit seines Feldherrn Belisar zum Herrn aller Länder rings um das Becken des mittelländischen Meeres und aller Inseln desselben zu machen. In einem zwanzigjährigen Kriege wurde das Reich der Ostgothen zerstört, und Italien eine vom griechischen Kaiser abhängige, eroberte Provinz. Aber schon unter Justinian's Nachfolger Justinus (565 bis 574) geht der Norden von Italien wieder an die Longobarden verloren, und nur ein kleiner Theil, den Longinus zurückerobert, bleibt als Exarchat von Ravenna griechisches Besitzthum. — Dagegen bleiben Rom und Neapel als griechische Ducatus vorläufig Eigenthum des Kaisers, auch das, von diesem unabhängige Lombardenreich erhält sich, bis es (774) den Franken erliegt.

Zwischen diesen Gewalten und im Kampfe mit beiden bildet sich langsam und unmerklich eine dritte Macht hervor, die schon in der nächsten Zukunft auf die politische Gestaltung Europas und die Wiederherstellung des Reiches auf christlicher Grundlage maßgebend und entscheidend einzuwirken berufen war.

IV.

Man kann die Bedeutung des Reiches nicht würdigen, wenn man die politische Stellung des Papstes zur Idee wie zur Erscheinung desselben nicht versteht. Um diese begreifen zu können, müssen zuvörderst drei Elemente im Papstthum unterschieden werden. Der Papst ist erstens der Stellvertreter Christi auf Erden, der Nachfolger des Fürsten der Apostel, das

unter eine Erwerbung gedrückt, die bereits seit Menschenaltern vollendete Thatsache geworden war.

Im Allgemeinen ist der Entwicklungsgang der letztern der, daß Italien zwar von den griechischen Kaisern erobert war, aber bald nach Justinian von Constantinopel aus nicht mehr kräftig geschützt und regiert werden konnte. Thatsächlich fiel die Sorge für die Regierung Roms und für die Bedürfnisse der Stadt auf den Papst. An ihn schloß sich vertrauend das Volk; in seiner Vermittelung suchte es Schutz so gegen die Bedrückungen der Regierung, wie gegen auswärtige Feinde; zu ihm rief es nach Brod, so oft Hunger und Mangel wütheten. Zu solchem Schutze aller Art besaß ohne Zweifel auch der Papst in den reichen Gütern der römischen Kirche die geeigneten Mittel. Zwar ernannte der Hof von Byzanz noch lange Zeit hindurch für das römische Gemeinwesen einen Dux, aber neben diesem stand in ungleich größerem Ansehen, lange ehe sie anerkannt und völkerrechtlich bestätigt war, die weltliche Macht des Papstes.

Inzwischen wurde das Verhältniß von Mittelitalien zum oströmischen Kaiser durch die in Konstantinopel herrschenden Zustände mehr und mehr gelockert. Durch seine Mißgriffe und Verbrechen, vornehmlich aber durch die falsche Stellung, die es zur Kirche nahm, verwirkte Byzanz seinen Beruf zur Weltherrschaft. Zunächst dauerte dort dieselbe Willkür in Besetzung des kaiserlichen Thrones fort, die im Westen geherrscht hatte. Auch das oströmische Reich konnte es während jener Zeit zu keiner dauernden Dynastie bringen. Und dennoch ist ein durch den Lauf der Jahrhunderte geheiligtes Geschlecht und eine gewissenhaft und streng befolgte Successionsordnung thatsächlich eine unerläßliche Grundbedingung dessen, was man heute legitime monarchische Herrschaft nennt. Von einer solchen aber war in dem damaligen Byzanz nicht die Rede. Lange Zeiträume hindurch wurde der Thron fast nur durch Mord und Rebellion erledigt, nur durch Usurpation besetzt. Dennoch hatten bis gegen Ende des siebenten Jahrhunderts die byzantinischen Kaiser

immer noch dem Papste die schuldige Ehrfurcht erwiesen, als Justinian II. den ersten Versuch machte, die Unabhängigkeit des Kirchenoberhauptes anzutasten. Papst Sergius I. weigerte sich, die auf Befehl des Kaisers in dessen Pallaste zu Konstantinopel *) gehaltene Synode anzuerkennen, deren Beschlüsse in manchen, die Priesterehe betreffenden Punkten wider die Canones verstießen, und zugleich die Absicht verriethen die Autorität des Mittelpunktes der Kirche herabzusetzen. Als der Kaiser wegen dieser Weigerung den Papst gefangen nach Konstantinopel führen lassen wollte, zeigte es sich bereits, wer in Italien der Stärkere war. Die Truppen in Rom und Ravenna erhoben sich zum Schutze des Papstes; dieser selbst mußte den mit seiner Verhaftung beauftragten Abgesandten des Kaisers vor der Wuth der Soldaten schützen. Der Stuhl Petri erlebte sogar den Triumph, daß derselbe Kaiser Justinian II. später noch dem Papste Constantin, dem zweiten Nachfolger des Sergius, die höchsten, am orientalischen Hofe üblichen Ehren erwies. Die Krone auf dem Haupte warf er sich bei einer Zusammenkunft in Nikomedien vor dem Stellvertreter Christi nieder und küßte dessen Füße. (710.) Vielleicht wollte er, der früher die Freiheit der Kirche verfolgt hatte, dann aber durch die Empörung seiner Unterthanen entthront, im Gesicht verstümmelt, in's Exil geschickt und mit Hülfe der Bulgaren (i. J. 705) wieder auf den Thron gestiegen war, durch solche Demüthigung sein Verbrechen sühnen. Trotz dessen verlor er durch einen nochmaligen Aufstand (711) Krone und Leben.

Wenige Jahre später begann von Seiten des oströmischen Hofes eine systematische Kirchenverfolgung, die für das Verhältniß Italiens zum griechischen Kaiserthume entscheidend wurde. Im Jahre 717 schwingt sich der Feldherr Leo der Isaurier auf den Thron, und mit ihm hebt, angeregt durch

*) Sie hieß die trullanische, von trullus, der Kuppel des kaiserlichen Pallastes.

hinterlistige Umtriebe der Juden und Saracenen jener Streit der Iconoklasten gegen die Verehrung der Bilder in den Kirchen an, der hundert und fünfzehn Jahre dauerte und das gelockerte Band zwischen Byzanz und Rom seiner völligen Auflösung nahe brachte. Leo's Nachfolger (Constantin V. Copronymus; 741—775) versammelt eine häretische Synode in Constantinopel, welche die Bilderverehrung für gotteslästerlich und ketzerisch erklärt. In Folge dessen wurde Jeder, der die Heiligenbilder im Geiste und nach dem Brauche der katholischen Kirche verehrte, hingerichtet, die Bilder zerstört. Dieß war die Außenseite des Streits, dem in der Tiefe neben einem falschen, aus dem Islam herüberspielenden Spiritualismus die in Konstantinopel erbliche Neigung zum Grunde lag: vom Staate aus die Kirche zu regieren. Im Geiste dieser Richtung erklärte jene Aftersynode: die Kaiser seien von Gott erweckt, um als Nachfolger der Apostel den Götzendienst zu zerstören, und dadurch aller Welt zu verkünden, daß die Malerkunst dem Geheimnisse der Menschwerdung Christi widerstreite, für welche jede Abbildung des Erlösers und seiner Heiligen eine Beschimpfung sei. Was aus dem Christenthume geworden wäre, wenn dieses absolutistisch-kaiserliche Apostolat in dem rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche kein Gegengewicht gefunden hätte, leuchtet wohl von selbst ein.

Neben Leo dem Isaurier saß auf dem Stuhle Petri Papst Gregor II. (715—731), der sich über den Bilderdienst im Sinne der Kirche aussprach, in der üblichen Weise zwischen Verehrung und Anbetung unterschied und die Bilderstürmerei verdammte. Ergrimmt befahl der Kaiser den Papst in Ketten nach Constantinopel zu schleppen, wenn er die Bilder Christi und der Heiligen nicht abschaffe. Dieß und der Versuch, eine neue Kopfsteuer in Italien einzuführen, brachte den dort lange drohenden Aufstand zur Reife. Die Bildsäulen des Kaisers wurden umzerissen. Den Exarchen von Ravenna, der den Papst gefangen nehmen wollte, erschlug das Volk. Der Dux von Rom mußte flüchten, der von Neapel, welcher ihm zu

Hülfe ziehen wollte, wurde zurückgetrieben, in Rom und der Umgebung eine Zeitlang die Republik, mit einem Senat an der Spitze, wieder hergestellt. Der Papst mußte die Regierung übernehmen. Auch Venedig, Rimini, Ancona u. s. w. wählten sich eigene Duces. Nur durch die gemäßigte Haltung der Päpste wurde noch der Name der Oberhoheit des Kaisers gerettet. Aber allgemein ertönte der Ruf: der Occident bedürfe wieder eines Kaisers. Schon versuchte in Toscana ein gewisser Petasius sich als Imperator ausrufen zu lassen, und nur daran, daß der Papst Truppen gegen ihn ziehen ließ, scheiterte sein Unternehmen.

Während dieser Kämpfe war sowohl der Unabhängigkeit des Papstes, als dem byzantinischen Hofe ein neuer gefährlicher Feind erwachsen. Nach langer innerer Spaltung und politischer Zerrissenheit war das Reich der Longobarden durch die lange, kräftige Regierung Liutprand's (712—743) wiederum zu größerer Macht gediehen. Den ersten Gebrauch, den der König von dieser machte, war der Versuch, die griechischen Gebiete in Italien zu erobern. Aber dem römischen Stuhle erwuchs hieraus kein Vortheil; vielmehr geriethen eben dadurch die Päpste in die gefährlichste Mitte zwischen den bilderstürmenden Kaisern und der Habsucht der Longobarden. Diese mißliche und unhaltbare Lage dauerte während des ganzen Pontificats Gregor's III. (731—741). Zu Constantinopel wurden die Gesandten desselben gemißhandelt; die Longobarden aber schonten auch des Kircheneigenthums nicht und rissen bedeutende Stücke sowohl von dem römischen Dukat, als von dem Patrimonium des heiligen Petrus. Bei ihnen war, obwohl sie schon früher den Arianismus mit dem katholischen Glauben vertauscht, keine Hülfe gegen die Kirchenverfolgung des griechischen Kaisers, bei diesem keine Hülfe gegen die Lombarden. Mitten in diesen Drangsalen lief sogar eine kaiserliche Flotte von Constantinopel aus, welche den Papst zur Unterwerfung unter den Willen der Bilderstürmer nöthigen sollte, aber im adriatischen Meere scheiterte. Ohne Schutz von außen hätten

Rom und der Nachfolger Petri rettungslos unter das Joch der Longobarden fallen müssen.

V.

Nur eine Macht gab es damals auf Erden, von der Hülfe kommen konnte. Dieß waren die Franken, deren König Chlodowig aus dem Geschlechte Merwichs in der Schlacht bei Tolbiacum den Gott der Christen angerufen, und nach erhaltenem Siege mit dreitausend seiner Getreuen die katholische Taufe empfangen hatte. — Im Laufe der Zeit war in die Stelle der ausgearteten merowingischen Könige, die nur den leeren Namen der alten Würde behalten hatten, eine Dynastie von majores domus getreten, in deren Hände die erbliche Herrschermacht damaliger Monarchen ruhte. — An Karl Martell, den major domus, der kurz vor der Mitte des achten Jahrhunderts das Frankenreich beherrschte, denselben, der Europa vor den von Spanien hereinbrechenden Mauren gerettet hatte, schickte Papst Gregor III. in seiner äußersten Noth die Schlüssel zum Grabe des heiligen Petrus, und rief den Schutz der Franken für die römische Kirche an. Zwar gewährte ihm Karl, selbst nach vielen Seiten hin in Kriege verwickelt, damals noch keine kriegerische Hülfe, desto bedeutender aber wurde das einmal angeknüpfte Verhältniß mit dem römischen Stuhle seinem Nachfolger gegenüber. Zacharias (741—752), der Gregor III. folgte, fand beinahe schon den ganzen Ducatus Romanus von den Longobarden besetzt; thatsächlich hatte sich das mittlere Italien bereits an die Unabhängigkeit von Constantinopel gewöhnt. So mußte der Papst, — da Constantin Copronymus, der Sohn Leo's des Isauriers, die Kirche mit nicht geringerem Hasse befehdete, wie sein Vater, — die Unterhandlung mit den erobernden Longobarden, und die Vermittlung zwischen ihnen und dem Exarchen, wie ein selbstständiger Fürst übernehmen. Als solchen behandelte ihn auch König Liutprand, der auf die Bitte des Papstes dem Exarchen Frieden gewährte, ihm ein Stück des eroberten Exarchats wieder herausgab, ein

anderes aber an den Ducatus Romanus schenkte, dessen Regent der Papst war. Gewiß ist es hiernach, daß die Herrschaft der griechischen Kaiser im mittlern Italien in dem Grade aufgehört hatte, daß ihrer in allen diesen Verhandlungen nicht mehr gedacht wird. Eben so wenig zeigt sich hierbei eine Spur von einer planmäßigen Absicht der Päpste. Zacharias rechnet, wie seine Vorgänger, in öffentlichen Urkunden immer noch nach den Regierungsjahren des Kaisers. — P. Stephan II., der Nachfolger des Papstes Zacharias, begibt sich sogar, in Folge einer Aufforderung des Kaisers, zum Longobardenkönige Aistulf, um mit ihm zu unterhandeln. Aber daraus ergibt sich nur, daß die Päpste niemals absichtlich nach der Souverainetät gestrebt haben, und daß sie die kaiserliche Oberhoheit gerne anerkannt hätten, wenn es möglich gewesen wäre. Aber die Kaiser hatten in den beständigen Kriegen mit Saracenen, Bulgaren und Persern, und beseelt vom Geiste einer kirchenfeindlichen Secte weder den Willen noch die Macht, die Kirche zu schützen. Die Päpste aber bedurften dieses Schutzes für sich, für die Kirche, für Italien und suchten ihn dort, wo sie ihn fanden *). Als Longobardenkönig Aistulf, den vom Papst Zacharias mit Mühe beschwichtigten Krieg gegen dessen Nach-

---

*) In den letzten Jahren seiner Regierung ließ P. Zacharias noch einen großen welthistorischen Act ausgehen. Als natürlicher, höchster Richter in allen Gewissenssachen zum Schiedsspruche aufgefordert, ertheilte er dem major domus Pipin auf die Frage: wer der wahre König sei, wenn der bloße Name des Königthums bei dem Einen, die unabhängige königliche Macht in den Händen des Andern liege? die bekannte Antwort, kraft welcher Pipin, auf die dringende Bitte der Franken, den königlichen Titel und die Krone annahm. Bekanntlich haben Unwissenheit und übler Wille diesen Spruch zu vielen Vorwürfen gegen das Papstthum ausgebeutet, bis die neuen Forschungen von Phillips (Deutsche Geschichte Bd. 2) aus den historischen Quellen die eigenthümliche Stellung des major domus dargethan und gezeigt haben, daß Frage und Antwort buchstäblich gerechtfertigt seien.

folger Stephan II. aufnahm, und seine Waffen gegen den Ducatus Romanus wandte, in welchem der Stuhl Petri und der Hauptstock des Besitzes der römischen Kirche lag, als der Kaiser, trotz der flehenden Bitten des Papstes, statt Hülfe zu senden, mit der Verfolgung der Kirche fortfuhr, war die Ergebung des Kirchenoberhauptes in den fränkischen Schutz entschieden. Papst Stephan II. reiste (754) zum König Pipin, wurde von diesem mit den üblichen, der byzantinischen Hofsitte entlehnten Ehren empfangen, krönte und salbte den König und seine Söhne zu St Denys, machte sie zu Patriciern der römischen Kirche und ordnete an, daß künftig alle Könige der Franken nur aus dem von der Kirche gesegneten Stamme Pipins gewählt werden sollten *). Dann brach Pipin mit seinem Adel zum Heerzuge nach Italien auf, überwältigte zweimal den treulosen Aistulf, nöthigte ihn zur Abtretung des Ducatus Romanus, der Pentapolis und des Exarchats Ravenna, und schenkte diese Gebietstheile der römischen Kirche. Auf die Gegenvorstellungen des griechischen Kaisers, welcher auf diese Eroberungen Anspruch machte, ertheilte er die bekannte schlagende Antwort: er habe für den heiligen Petrus gefochten, nicht für den Kaiser in Byzanz.

VI.

Auf das Schutzrecht, welches den fränkischen Königen als Patriciern der römischen Kirche zukam, gründete sich, noch ehe

---

*) War der Papst berechtigt, dem Volke der Franken ein solches, die Erblichkeit der Königswürde begründendes Gesetz zu geben? Allerdings konnte er ihnen nicht unmittelbar vorschreiben, wen sie wählen sollten. Aber er konnte erklären, wen allein er in Zukunft krönen werde. Außerdem war es uralte, durch die Volkssitte geheiligte Gewohnheit bei der Königswahl nicht von dem regierenden Stamme zu weichen. Die sogenannte Wahl war daher in der Wirklichkeit mehr nur eine feierliche Ausrufung und Anerkennung des Nächstberechtigten.

ein halbes Jahrhundert verflossen war, eine noch höhere Würde, deren Ertheilung in der Weltgeschichte Epoche machen sollte. Papst Leo III. krönte in der Weihnacht des Jahres 800 den Sohn Pipins, den Helden des Abendlandes, den Frankenkönig Karl den Großen, in der Peterskirche zum römischen Kaiser.

Werfen wir einen Blick auf die kirchliche und völkerrechtliche Bedeutung dieses Schrittes.

Die erste Frage ist die: nach der Berechtigung des Papstes zu solchem Acte.

Nachdem, wie wir gesehen, dem Rechte und der Thatsache nach jedes Verhältniß desselben zu den oströmischen Kaisern gelöst war, kann sein Recht: den neuen königlichen Schutzherrn mit jedem beliebigen Titel zu begrüßen, gar nicht bezweifelt werden. Allein wenn sich an den ertheilten Titel die höchste politische Ehre knüpfte, so begreift es sich, daß derselbe nur dann eine völkerrechtliche Bedeutung haben konnte, wenn die öffentliche Meinung der Christenheit ihn anerkannte. In dieser Beziehung lag die Befugniß des Papstes zunächst in seiner Macht, diese aber beruhte auf seiner Autorität, die so weit reichte wie die Christenheit. Der, den der Papst Kaiser nannte, war es thatsächlich und unbezweifelt in den Augen jedes Gliedes der Kirche.

Schriftsteller des Mittelalters bedienen sich, wenn sie von der Krönung Karls des Großen sprechen, häufig des Ausdruckes: der Papst habe das Reich vom Osten in den Westen und von den Griechen auf die Germanen übertragen. — Dieser Ausdruck hat seinen vollkommen richtigen Sinn, wenn er richtig verstanden wird. Der Papst hat dem römischen Kaiser in Byzanz die, ihm wirklich zustehende Macht und die mit dieser verbundene Ehre (den kaiserlichen Titel mitinbegriffen) weder rechtlich nehmen können, noch thatsächlich genommen oder geschmälert; aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ist die Krönung Karls des Großen nichts als eine Wiederherstellung des weströmischen Kaiserreiches. Umgekehrt hat auch Karl der Große seine Macht nicht vom Papste, sondern vorher schon auf zahllosen Schlacht-

feldern durch die Fügung des Allerhöchsten empfangen. Zur Zeit seiner Krönung gab es im Abendlande keinen christlichen, weltlichen Fürsten, der Karl dem Großen nicht schon als dem Könige des Frankenreiches unterworfen gewesen wäre. Selbst die Könige von Großbrittannien und Irland und die westgothischen Dynasten im Norden von Spanien, die in keinem eigentlichen Subjectionsnexus zu ihm stehen, nennen in ihren Zuschriften den großen Frankenkönig immer ihren Herrn, sich selbst seine proprios oder subditos und servos. Thatsächlich war auch hier der Bestand des Reiches schon vor der Krönung entschieden.

Das, was der Papst durch den feierlichen Act der Krönung allerdings auf den Westen übertrug und übertragen konnte, nachdem der Orient es schon seit Menschenaltern aufgegeben hatte, war die Schutzherrschaft der römischen Kirche. Auf den Träger dieses Amtes rief der Statthalter Christi den Segen Gottes herab, von dem alle irdische Gewalt und Herrschaft kömmt, und an diesen Segen knüpfte sich fortan im Glauben der Völker das Reich und die Weltherrschaft. Die alte, römisch-kaiserliche Tradition vom imperium mundi hatte hierdurch erst den rechten christlichen Kern und Inhalt gewonnen, in welchem ihre Berechtigung lag. Die ganze sittliche Macht und Würde des christlichen Kaiserthums ist nichts als eine Folgerung aus dieser Idee der Schutzherrschaft über den Mittelpunkt der Kirche, einer Idee, die sich durch die christlichen Jahrhunderte zieht und deren sittliche Macht erst die Glaubensspaltung, welche heute noch die Christenheit zerreißt, allmählig aus dem Gemüthe der europäischen Menschheit verdrängen konnte. Wie schon der erste Kaiser dieselbe erfaßt hatte, zeigt die berühmte Stelle in seinem Capitulare, worin er den apostolischen Stuhl zu ehren befiehlt. (Capitulare de honoranda sede apostolica). „Laßt uns“, sagt er im Jahre 801 in diesem Erlasse, „den heiligen römischen und apostolischen Stuhl ehren, der, weil er uns die Mutter des Priesterthums ist, zugleich die Meisterin der kirchlichen Ordnung seyn soll. Deßhalb

ist mit der Sanftmuth die Demuth zu bewahren, damit, wenn uns von jenem heiligen Stuhle selbst ein kaum erträgliches Joch auferlegt würde, wir es mit frommem Sinne tragen und dulden." Augenscheinlich geht hier der Beherrscher des christlichen Abendlandes von dem Grundsatze aus, daß nur der, welwelcher selbst auf die rechte Weise dient, wo er dienen soll, die Kraft und den Segen von oben empfangen werde, um zu herrschen, wo und in soweit er zur Herrschaft berufen ist. Kann jede irdische Macht von ihren Unterthanen, kann überhaupt der Mensch vom Menschen wahren Gehorsam nur im Namen Gottes fordern, so muß der Befehlende selbst damit anfangen, seine Unterwerfung unter den Willen des Allerhöchsten und die von ihm eingesetzte Ordnung nicht bloß in Worten, sondern mit der That zu bezeugen. Auf diesen Grundsätzen und ihrer aufrichtigen, nicht bloß vorgespiegelten Anwendung im Leben beruhte die Macht und das Reich Karls des Großen. Hierüber und über den nothwendigen Zusammenhang des Kaiserthums mit Rom spricht sich ein Schreiben des Kaisers Ludwig II. (vom Jahre 871) an den griechischen Kaiser Basilius in höchst bezeichnender Weise aus. „Du erklärst, geliebter Bruder!" sagt der Kaiser, „Du wunderteſt Dich, daß wir uns nicht Kaiser der Franken, sondern Kaiser der Römer nennen. Aber Du mußt wissen, wären wir nicht römischer, so wären wir auch nicht fränkischer Kaiser. Denn von den Römern haben wir diesen Namen und diese Würde angenommen; bei ihnen hat zuerst die höchste Würde und diese Benennung emporgeleuchtet, und dieses Volk und diese Weltstadt zu regieren und die Mutter aller Kirchen Gottes zu vertheidigen und zu erhöhen, haben wir durch Gottes Rathschluß übernommen. Von dieser erhielt auch das Geschlecht unserer Ahnen zuerst die königliche und dann die kaiserliche Autorität."

Nach dem Aussterben der Karolinger, und nach einem wüsten und wilden Zwischenreiche, wo während dessen die Kaiserwürde zuerst in die Hände einiger italienischen Gewalthaber gefallen war, und dann achtunddreißig Jahre lang geruht hatte, nahm Otto

der Große dieselbe in ihrer unveränderten, eben geschilderten Bedeutung wieder auf. Auch er leistete den Eid: „ich will die heilige römische Kirche und den, der sie regiert, erhöhen so viel ich kann.“ Ob, wie die ältere Meinung will, unter ihm oder einem seiner beiden nächsten Nachfolger eine Vereinbarung mit dem heiligen Stuhle getroffen wurde, kraft welcher kein anderer Fürst als der König der Deutschen die römische Kaiserkrone erhalten solle, oder ob diese Uebung sich nur durch Gebrauch und Herkommen gebildet habe, ist bestritten. Seit dem ist die Verbindung des Kaiserthums mit der Würde des Königs der Deutschen, durch den Lauf der Jahrhunderte befestigt, hierdurch aber die Idee des Kaiserthums, die den Schlußstein des christlichen Staatsrechts bildet, in keiner Weise geändert worden. Den Grundgedanken dieses Systems spricht bereits im Jahre 829 ein zu Paris gehaltenes Concilium aus. Hiernach hat, wie wir es von den heiligen Vätern empfangen haben (sicut a sanctis patribus accepimus), und so wie überhaupt Priesterthum und Königthum dem Volke Gottes vorstehen sollen, die Christenheit ein höchstes geistliches und ein weltliches Haupt. Die weltliche Macht ist berufen, das christliche Volk mit Billigkeit und Gerechtigkeit zu regieren, und dahin zu trachten, daß Frieden und Eintracht auf Erden herrsche. Der Kaiser ist der Vertheidiger aller Kirchen und Diener Gottes, der Wittwen und Waisen, aller Armen und Dürftigen. Auch soll er wissen, daß die Sache, die er kraft seines ihm anvertrauten Amtes verwaltet, Gottes und nicht der Menschen Sache ist, und daß er Gott für seinen Haushalt am Tage des angstvollen Gerichtes Rechenschaft geben wird. — „Nicht seinen Vorfahren verdankt er seine Würde, sondern er soll wahrhaft und demüthig glauben, daß sie ihm von Gott verliehen sei. Und deßhalb soll jeder Gläubige solcher Macht und Gewalt, zum Heil und zur Ehre des Reichs, nach Gottes Willen und wie das Glied dem Haupte gebührende Hülfe leisten, und dabei mehr das allgemeine Gedeihen und den Nutzen des Reichs, als den Lohn der Welt suchen.“ — Dieß

ist die Grundlage des christlichen Staatsrechts, welches die Kirche geschaffen und die Losreißung von der Kirche praktisch vernichtet hat.

Wegen dieser Beziehung mit der Kirche hieß auch das christlich-römische Reich *sacrum* Romanum Imperium, und später wegen der Verbindung der Kaiserkrone mit dem deutschen Königthume: das heilige römische Reich deutscher Nation *). Das Mittelalter wußte, vom christlich-mystischen Standpunkte aus, die Bedeutung des Reiches in der Weltgeschichte weit richtiger zu würdigen, als z. B. Hegel die des preußischen Staates. Das Gesicht des Propheten Daniel, von den vier Reichen und den vier Thieren, bezog man auf die vier Monarchien der Assyrer, Perser, Griechen und Römer, die Vision Ezechiels von den beiden Adlern auf den Doppeladler des Reichs. Denn die Continuität zwischen dem alten römischen und dem erneuerten griechischen Kaiserthume, war nicht nur in den oben geschilderten Traditionen, sondern in dem tiefsten Bewußtseyn der Christenheit in den mittlern Jahrhunderten begründet. Der Sprachgebrauch der Kaiser des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts: Justinian und Constantin den Großen ihre „in Gott ruhenden Vorfahren" zu nennen, hat einen viel tiefern Sinn und Grund, als die darüber spottende, heutige deutsche Gelehrsamkeit zu entdecken vermag.

Mehr noch als früher ruhte seit der Wiederherstellung durch Otto den Großen auf dieser mystischen Weihe und christlichen Bedeutung der Kaiserkrone ihre politische Autorität. Karl der Große hatte, wie wir gesehen, schon als Frankenkönig wirklich auch ein materielles dominum mundi geübt. Dieses aber lag keineswegs mehr in den Händen der Ottonen. Das heutige

---

*) Doch hatten auch bereits die alten christlich-römischen Kaiser Alles, was sich auf ihre Person bezog, mit jenem Ausdrucke bezeichnet z. B. sacrum palatium.

Frankreich hatte sich emancipirt; England war zu einem politisch unabhängigen Königthum erwachsen, die in Spanien entstehenden Reiche hatten nie eine Oberhoheit des Königs der Deutschen erkannt. So beruhte das dominum mundi, der Vorrang, die Hegemonie des Kaisers über alle Könige, Fürsten und Herren des Erdkreises zu jener Zeit allein und einzig auf der Unterwürfigkeit und Ehrfurcht, die derselbe als „Vogt der heiligen römischen Kirche“ dem Haupte derselben erwies. Zwei Schwerter, sagt der Sachsenspiegel, ließ Gott ausgehen über alles Erdreich. Dem Papste sei das geistliche, dem Kaiser das weltliche Schwert geliehen, zu Schutz und Schirm der Christenheit. Darum werde der Papst zur gesetzten Zeit auf einem weißen Zelter reiten, und der Kaiser solle ihm den Stegreif halten, daß sich der Sattel nicht wende. Allerdings ein Symbol, daß die Macht des Schwertes dem Glauben, als dem Höchsten und Heiligsten, so es auf Erden gibt, zu dienen habe! Dafür hatte aber auch das politische Axiom: daß der Kaiser der Herr der Welt sei, nahezu in der gemeinen Meinung der Laien den Werth eines Dogmas gewonnen. „Wenn etwa“, sagt im vierzehnten Jahrhundert der Jurist Bartolus — „Jemand sagte, der Kaiser sei nicht der Herr und Monarch des ganzen Erdkreises, so wäre er ein Ketzer, denn er würde es sagen wider die Entscheidung der Kirche.“ Daß die Canonisten, zum Beispiel schon der Spanier Covarruvias, dieser Uebertreibung widersprachen, verstand sich wohl von selbst, obwohl darin sicher Alle einig waren, eine solche Läugnung der damaligen Grundlage der Gesellschaft für eine, auch in kirchlicher Beziehung gefährliche und verwegene Meinung zu erklären. Die Nothwendigkeit einer obersten weltlichen Gewalt, eines höchsten Richters auf Erden, wurde dabei mit ähnlichen Gründen erwiesen, aus welchen die christliche Apologetik die Nothwendigkeit eines Hauptes für die Kirche darthut. In diesem Sinne sagt Kaiser Heinrich III. auf dem Concilium von Florenz (1055): daß das Reich der Christenheit

nicht bestehen könne, wenn nicht Einer sei, dessen Ansehn die Uebrigen gehorchen.

Das Mittelalter hat sich über die Wandelbarkeit aller menschlichen Herrschaft nicht getäuscht. Man wußte damals wie heute, daß das Reich nicht die Verheißung für sich hat, kraft welcher die Kirche bestehen wird, bis der Herr wieder kömmt zum Gerichte. Wie hoch auch jene Jahrhunderte die kaiserliche Würde stellen mögen, durch die poetische Verherrlichung derselben zieht sich ein Ton wehmüthiger Ahnung, daß dieser irdische Glanz einst, wenn die Zeiten zu ihrem Ende neigen, in Staub und Asche zerfallen werde. Es war die gemeine Meinung des Mittelalters, die sich besonders klar und bestimmt in der Prophezeiung der heil. Hildegard ausspricht*): das römische Reich werde einst untergehen, dann aber auch die Zeit des Widerchrist und mit dem Ende der Tage das letzte Gericht nicht mehr ferne seyn.

Ob dem so sei oder anders, wissen wir nicht. Wir wissen nicht, ob noch einmal, wie die Seher es verkünden, vor dem Ende der Weltgeschichte ein „starker Monarch" und ein heiliger Papst die griechische und lateinische Kirche vereinigen und — auf kurze Zeit! — das alte Reich noch einmal in seiner Pracht und Herrlichkeit wieder aufrichten werden. Was wir aber wissen ist, daß Hoffart, List und Egoismus nimmermehr die Stelle des Glaubens und der Treue ersetzen, daß, wenn die Zeit erfüllt ist, weder Herr Ritter Josias Bunsen, noch das Ministerium Brandenburg-Manteufel die alten Weissagungen Lügen strafen, und daß sie das Weltende weder hinausschieben noch ein neues auf den Felsen der königl. preußischen Kirche der Zukunft gegründetes Reich improvisiren können.

Wir werden in einem spätern Artikel einen Blick auf die innern Gründe des Unterganges und Verfalls des Reiches werfen.

---

*) S. Görres Mystik Bd. II. S. 210.

XXXVII.

Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzungen.

Würdigung der Luther'schen Bibelverdeutschung mit Rücksicht auf ältere und neuere Uebersetzungen. Von D. Georg Wilhelm Hopf. Nürnberg, Verlag von J. L. Schrag. 1847. VIII. 338 S. 8.

Wenn wir die deutsche Wissenschaft seit dem sechszehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart betrachten, dabei einerseits die Quellen erforschen, andererseits die Literarhistoriker lesen; so drängt sich uns bald die Ueberzeugung auf, daß unter den Letzteren gar Viele sind, deren Blicke, freiwillig oder unfreiwillig, von Vorurtheilen getrübt sind. Dieß zeigt sich namentlich bei der Geschichte nach ihren verschiedenen Seiten. Wie vieles wird uns seit den Magdeburger Centuriatoren von Lehrstühlen und in den Lehrbüchern als geschichtliche Wahrheit dargestellt, das die Feuerprobe der die Quellen durchforschenden historischen Kritik nicht besteht? Es ist darum Pflicht eines Jeden, der Wahrheit hier nach Kräften das Wort zu reden, der absichtlichen wie unabsichtlichen Entstellung und Lüge die Larve abzureißen. Was hier Ad. Menzel, Gfrörer, Hurter, Mailath, Phillips, Riffel u. v. A. in der Geschichte gethan; was in den historisch-politischen Blättern wiederholt in Bezug auf die Literatur geschehen; was Hölscher (das deutsche Kir-

chenlied vor der Reformation. Münster 1848) rücksichtlich des katholischen Kirchenliedes gethan, das hat der Unterzeichnete in Bezug auf die Kanzelberedsamkeit (Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Regensburg 1843. 2 Bde.) zu thun versucht; das beabsichtigt er in einem Büchlein über die deutschen Bibelübersetzungen vor Luther zu thun.

Mit großen Erwartungen nahm der Unterzeichnete das oben genannte Buch von Hopf zur Hand, fand aber bald, daß der Verfasser, auf Wahrem und Falschem fußend, nur als Lobredner, nicht als umsichtiger und allseitiger Beurtheiler auftritt, und als Ergebniß am Ende seines Buches den Satz hinstellt: „Luther ist der Bibelübersetzer der Deutschen." Das Buch zerfällt in neun Abschnitte: 1) Die deutschen Uebersetzungen der heiligen Schrift vor Luther; 2) Geschichte der Bibelübersetzung Luther's; 3) Luther's Grundsätze vom Dolmetschen; 4) von dem Verhältnisse der frühern zu den spätern Ausgaben der Bibelübersetzung Luther's; 5) über die Richtigkeit der Luther'schen Bibelübersetzung; 6) Deutlichkeit der Luther'schen Bibelübersetzung; 7) Schönheit der Uebersetzung; 8) Stellung der Luther'schen Bibelübersetzung in der deutschen Literatur und Kirche; 9) die gegenwärtigen Ausgaben der Luther'schen Bibelübersetzung.

Der Leser möge es gütigst entschuldigen, wenn der Unterzeichnete hier nur den ersten Abschnitt (Seite 1 bis 25) näher in's Auge faßt und etwas länger dabei verweilt; denn gerade hier war es Pflicht des Verfassers, zu zeigen, welche Hülfsmittel einem Bibelübersetzer im sechszehnten Jahrhunderte zu Gebot standen. Das inhaltreiche Buch von Rudolf von Raumer (die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845. 8.) führt der Verfasser zwar an, hat es aber nicht für gut gehalten, seine Leser mit den darin gebotenen reichen Schätzen der Belehrung näher bekannt zu machen. Raumer stellt Luther's Verdienste um die Bibel sehr hoch, ja zu hoch (wie denn, bei allem Trefflichen, was Herr

Raumer bietet, doch einzelne Behauptungen noch einer weitern Prüfung bedürfen), er gesteht aber offen ein, daß Luther alle wesentlichen Ausdrücke des christlichen Glaubens in seiner Muttersprache bereits vorgefunden; daß eine Unmasse von biblischen Wendungen und Gedanken seit Jahrhunderten schon eingebürgert gewesen; daß das im siebenten bis eilften Jahrhundert Geleistete den Boden bilde, aus dem Luther's Bibelübersetzung erwachsen; daß man bei aller Hochachtung von Luther's Verdienst doch jene Männer nicht vergessen dürfe, auf deren Schultern er stehe.

Herr Hopf spricht zuerst (S. 1) von den griechischen und lateinischen Bibelübersetzungen, führt dann (S. 2) die deutschen des Ulfilas, Ottfried, die Evangelienharmonie des Tatian, Notker, Williram (sehr ungenau) an und erwähnt noch, daß „unter den Karolingern mehrere Uebersetzungen der ganzen Bibel oder einzelner Theile unternommen wurden; daß auf Befehl Ludwigs d. Fr. ein sächsischer Dichter die biblischen Geschichten des alten und neuen Testaments summarisch in deutschen Reimen zusammengestellt, und daß im dreizehnten Jahrhundert Rudolf von Hohenems auf Befehl Konrads IV. das ganze neue Testament in einer freien Uebertragung in die deutsche Sprache bearbeitet habe." Seite 4 führt der Verfasser „als die älteste noch vorhandene deutsche Uebersetzung der ganzen Bibel diejenige an, welche von Matthias von Beheim um 1343 verfertigt wurde, und nur als Handschrift in Leipzig aufbewahrt werde. Das ist Alles, was uns der Verfasser (S. 1 bis 7) über die deutschen Bibelübersetzungen bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst sagt. Seite 7 bis 14 finden sich kleine Proben aus: Ulfilas, Auslegung des Vaterunser (8ten Jahrh.), Ottfried, Tatian, Notker, Williram, ein Psalm [a) aus 13ten b) 14ten Jahrh.], dann einzelne Bibelstellen aus Predigten von Berthold von Regensburg und Tauler; S. 15 bis 20 einzelne Verse aus den ältesten gedruckten Uebersetzungen; S. 20 bis 25 sechs größere Abschnitte aus den unten mit VII, IX, XIV bezeichneten Drucken. Dabei ist zu achten, daß die Proben S. 7 bis 20 nicht

aus den Originalen, sondern aus Lesebüchern entlehnt sind, was ihren Werth sehr schmälert, da nicht alle vom Verfasser gebrauchten Lesebücher zuverlässig sind.

Hier erlaubt sich der Unterzeichnete auf einiges Uebergangene aufmerksam zu machen, ohne die Sache hier erschöpfen zu wollen. Von dem Wiener Bruchstück des Matthäus aus dem achten Jahrhundert thut Raumer a. a. O. S. 35 ausführlich Meldung, auch liegt dasselbe in einigen Ausgaben vor. Wollte der Verfasser der Uebersetzungen und Erklärungen des Vaterunser erwähnen, so konnte er bei Raumer S. 55 f. deren acht finden. Deutsche Glossensammlungen zu größern und kleinern Stücken der heiligen Schrift weist Raumer S. 85 f. bis zum Schluß des zwölften Jahrhunderts vierzig nach; fünf größere, selbstständige exegetische Werke zur heiligen Schrift in althochdeutscher Sprache führt Raumer S. 100 f. an. — Wie aus einer Nachweisung im „Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur“ Bd. 13, S. 308 f. sich ergibt, umfaßt die auf der Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrte Uebersetzung des Matthias von Beheim nur die Evangelien. In dem erwähnten „Repertorium“ ist auch angegeben, daß eine Uebersetzung des ganzen neuen Testaments aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts sich auf der Gymnasialbibliothek in Freiberg befinde. Aus dem Cod. Sangall. aus dem neunten Jahrhundert hat Herr Schmeller in München dem Unterzeichneten eine Abschrift des fünften Capitels von Matthäus zu schicken die Güte gehabt. Eine handschriftliche Uebersetzung von Psalmen und andern poetischen Stücken der Bibel aus der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts besitzt W. Gliemann in Salzwedel. (S. Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur, herausgegeben von Herrig und Viehoff III, 1. S. 128 f., wo auch Proben mitgetheilt sind.) Eine impensis Matthiae Eberler anno 1464 geschriebene Uebersetzung befindet sich in Wien (cod. theol. 32, neue Nr. 2770). Eine andere um 1378 geschriebene führt als in Wien befindlich Hoffmann (Verzeichniß d. Wiener altd. Handschr. S.

296) an. Nach J. le Long. (Bibl. sacr. pars altera. Lips. 1709. 8. S. 174 f.) sollen größere Stücke deutscher Bibelübersetzungen in Wien vom Jahre 1405, Gotha vom Jahre 1458 und Zürich von 1472 sich finden. Ueber diese drei wünschte ich nähere Auskunft, so wie auch über die von Hoffmann angeführte Wiener, da ich durch gütige Vermittelung des Reichstagsabgeordneten, nunmehr Domherrn und Stadtpfarrers Beda Weber in Frankfurt nur Kunde von der 1464 geschriebenen habe. Seite 6 bis 7 führt Hr. Hopf aus Panzer die unten mit I bis XIV bezeichneten vorlutherischen gedruckten Uebersetzungen an, und sagt einleitend (S. 5) dazu: „Die folgenden Ausgaben der deutschen Bibel bis auf Luther stimmen mit der ersten im Wesentlichen überein, so daß sie nicht als neue Uebersetzungen, sondern nur als mehr oder weniger veränderte Abdrücke derselben Uebersetzungen gelten können." — Darüber sind nicht viele Worte zu verlieren: man bedenke nur, daß in Bezug auf das „Wesentliche" allen Uebersetzern die Vulgata der Kirche vorlag; daß der ganze Zeitraum von dem Erscheinen der ersten bis zum Erscheinen der Lutherischen Uebersetzung etwa sechszig Jahre beträgt, in welcher Zeit die deutsche Sprache so wenig sich veränderte, daß auch schon minder bedeutende Abweichungen auf eine neue Uebersetzung (wenn auch, und zwar natürlich mit Benutzung der früheren) hinweisen. Daß es sich mit den „mehr oder weniger veränderten Abdrücken derselben Uebersetzung" (eine Phrase, womit man die große Zahl der vorhandenen Uebersetzungen auf wenige, gar auf Eine beschränken möchte) wirklich anders verhalte, hofft der Unterzeichnete seiner Zeit darzuthun. — Hrn. Hopf lagen nur (wie S. 15 f. zu ersehen) drei gedruckte Uebersetzungen vor (Num. VII, IX, XIV), und doch wagt er es (S. 6 f.), folgendes Urtheil auszusprechen: „Was die Beschaffenheit dieser Uebersetzungen anlangt, so hat sich in ihnen die frühere (welche?) Methode nicht bloß erhalten, sondern sie zeigt sich bis in's Extrem fortgeführt. Es herrscht in ihnen eine streng wörtliche, ja buchstäbliche Uebertragung des lateinischen Textes; nicht selten

kommen wunderliche Verstöße vor, welche von Unkenntniß der lateinischen Sprache zeugen. In der Verbindung der Sätze und im Ausdrucke der Modification der Rede ist große Unbeholfenheit." Dann fährt er einlenkend fort: „Trotz dieser auffallenden Mängel, die man zum Theil auf Rechnung des Zeitalters schreiben muß, haben doch auch sie, wie die älteren Uebersetzungen einzelner biblischen Bücher, einen großen Werth nicht bloß als Denkmale der deutschen Sprache und der Uebersetzungskunst, sondern auch wegen des großen Vorraths an guten Wörtern, welcher den Uebersetzern des sechszehnten Jahrhunderts bei den wenigen literarischen Hülfsmitteln, namentlich in lexicalischer Hinsicht, bedeutende Unterstützung gewährte. Daß auch Luther aus ihnen schöpfte, werden wir aus Beispielen weiter unten darzuthun suchen."

Das S. 6 f. mitgetheilte Verzeichniß der vorlutherischen gedruckten Bibelübersetzungen erlaubt sich der Unterzeichnete hier etwas vollständiger zu geben. Er benutzt zugleich diese Gelegenheit, öffentlich jenen Herren zu danken, welche ihm über diese alten Drucke nähere Auskunft gegeben haben (auch über die Orte, wo sie sich befinden), und ersucht jene, denen noch weitere Auskunft (auch über Handschriften) zu Gebot steht, ihm dieselbe gütigst zukommen zu lassen. Einen großen Bibelschatz besitzt Stuttgart.

I. o. O. u. J. fol. (gewöhnl. Mainz 1462), vorhanden in Heidelberg, München.

II. o. O. u. J. fol. (wahrscheinl. Straßburg 1466, gedr. durch Joh. Mentelin) in Freiburg, Wien.

III. o. O. u. J. fol. (vielleicht Straßburg 1470) in Frankfurt a. M., München, Wien.

o. O. u. J. fol. (wahrscheinl. Nürnberg 1470 — 73, gedr. durch Sensenschmidt und Feißner), in Darmstadt, Freiburg, Augsburg, Mainz, Tübingen, Wien.

IV. o. O. u. J. fol. (wahrschein. Straßburg 1472—74.

V. Augsburg o. J. (vermuthl. 1473 — 75, den Typen

nach gedruckt durch Joh. Bämler) in Darmstadt, Frankfurt, München.

Augsburg o. J. (vermuthl. 1474, gedr. durch Jodocus Pflanzmann) in München. In Freiburg ist eine von beiden Augsburgern, welche?

VI. Augsburg 1477 fol. (gedr. durch Günther Zainer) in Freiburg, Wien.

VII. Augsburg 1477 fol. (gedruckt durch Anton Sorg) in Frankfurt; in Tübingen ist eine von beiden, welche?

VIII. Augsburg 1480 fol. (gedruckt durch Anton Sorg) in Wien.

IX. Nürnberg 1483 fol. (gedr. durch Anton Koburger) in Augsburg, Darmstadt, Freiburg, Heidelberg, Mainz, Tübingen, Wien.

X. Straßburg 1485 fol. in Freiburg, Frankfurt, Tübingen, Wien.

XI. Augsburg 1487 kl. fol. (gedr. durch Hans Schönsperger) in Frankfurt, Wien.

XII. Augsburg 1400 kl. fol. (gedruckt durch Hans Schönsperger) in Freiburg, Wien.

XIII. Augsburg 1507 fol. (gedr. durch Hans Otmar) in Augsburg, Darmstadt, Freiburg, Köln, Laubach.

XIV. Augsburg 1518 kl. fol. (gedr. durch Silvan Otmar) in Freiburg, Jena.

Augsburg 1518 fol. (gedr. durch Joh. Rymann von Oeringen) in Wien.

Aus den meisten der genannten besitze ich das fünfte Kapitel des Matthäus in genauer Abschrift. Mainz (1467—69); Köln (1470—80); Nürnberg 1477; Augsburg 1483; o. O. (Köln) 1489; Nürnberg 1490; Augsburg 1494; Augsburg 1510; Straßburg 1510; Basel 1517; Nürnberg 1518. — Uebersetzungen der Evangelien erschienen zu Augsburg 1486, gedruckt durch Peter Berger, 1487 durch Hans Schobbser, 1489 durch Hans Schönberger, 1490 durch Hans Schobbser, 1495 durch Ekhart Radolt (alle in Wien vor-

handen); zu Straßburg 1510, Basel 1517 (beide in Köln) zu Köln 1519, übersetzt durch H. Emser. — Die Evangelien und Episteln erschienen zu Köln 1505 (in Köln vorhanden), zu Basel 1518 (in Augsburg); das neue Testament zu Basel 1522 (in Augsburg), zu Wittenberg 1522 (durch Melchior Lotther) in Jena.

Die Besprechung der übrigen Abschnitte des Hopfischen Buches überlasse ich gerne andern Männern, namentlich den Exegeten und Kirchenhistorikern.

Hadamar, Herz. Nassau im August 1849.

J. Kehrein.

Nachtrag.

Vorstehendes war bereits an die verehrliche Redaction abgeschickt, als ich von Hrn. Schmeller in München eine sehr schätzenswerthe handschriftliche Bereicherung meines Materials zu einer „Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther" erhielt, nämlich Abschriften des fünften Kapitels von Matthäus aus vier verschiedenen Handschriften des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts. — Im Coblenzer Gymnasialprogr. von 1848 ist die zu Augsburg um das Jahr 1470 durch Günther Zainer von Reutlingen gedruckte Bibelübersetzung näher beschrieben (sie befindet sich in der Coblenzer Gymnasialbibliothek) und Seite 7 eine auf der Gymnasialbibliothek zu Reisse in Oberschlesien befindliche Bibelübersetzung aus dem vierzehnten Jahrhundert erwähnt, auch sind drei Proben daraus mitgetheilt. — Ich wiederhole hier meine Bitte, mich durch weitere Nachweisungen und ganz besonders durch genaue Abschriften des fünften Kapitels von Matthäus aus Handschriften gütigst zu unterstützen.

Hadamar 29. August 1849.

J. Kehrein.

XXXVIII.

Unsere Errungenschaften.

VI.

Einbuße der Geselligkeit.

Verwandt mit dem Frieden, vielmehr eine Frucht sowohl des äußern Friedens, als der innern Friedsamkeit, ist die Geselligkeit; — jene Neigung, kraft welcher die Menschen, ohne vorerst die Meinungen oder Neigungen des Andern ergrübeln zu wollen, gerne sich zusammenfinden, sich wohl mit einander vertragen, in freundlicher und wohlwollender Gesinnung auf ihrem Lebenslauf sich begegnen. Der Umsturz reißt entweder die Geselligkeit mit Gewalt hinab in die Trümmer von so unendlich vielem Zusammenbrechenden, oder er führt dieselbe allmählig dem Einsiechen entgegen, und setzt an deren Stelle die Parteiung. Wie Verträglichkeit das Gepräge der wahren Geselligkeit ist, so knüpft sich an diese unzertrennlich entweder die stumme oder die barsche Ausschließlichkeit. Nur die Gesellschaft ist frei und anerkennt durch die Praxis die Freiheit; der Klubb dagegen übt Zwang, den moralischen ohnehin, den physischen nicht selten.

Wie viele Verhältnisse werden nicht unter dem Toben um die sogenannten „Errungenschaften“, unter der nachherigen Gewaltherrschaft derselben zerrissen; wie viele Mittel, wodurch die Erhaltung der rein geselligen Verhältnisse bedingt ist, werden nicht zerstört; wie manche Anmuthung, ihnen sich hinzugeben, geht nicht rasch dem Erlöschen entgegen? Man wagt es in solchen Zeiten nicht, Andere um Fortsetzung des geselligen Verkehrs anzugehen, denn man schwebt im Ungewissen, welchen Stempel jene ihnen möchten aufgedrückt haben. Unter solchem Zweifel fühlt man oft keine Ermunterung, den frühern Verkehr fortzusetzen. Außerdem ist der Einzelne mit so Manchem beschäftigt, was die Lust daran abschwächt; er zieht sich zurück; er wird scheu, oft nicht ohne gemachte Erfahrung, gegen gesellige Berührung mit Andern; er isolirt sich, nicht immer gezwungen, eben so wenig jeder Zeit aus freiem Willen, als vielmehr von einem durch alle Zustände hindurch sich ziehenden Mißbehagen überwältigt. Der Freund wird lauer gegen Freund, der Bekannte dem Bekannten entfremdet, der Nachbar kalt gegen den Nachbar. So vertrocknet immer mehr die Geselligkeit in den zuvor nähern und engern Beziehungen, wie in den weitern und entferntern, wo sie mehr als freundliches Begegnen, denn als vertrauliche Berührung sich gestaltet; ja hier wird sie, so zu sagen, gewaltsam todtgeschlagen. Anstatt, wie sonst geschah, denjenigen, mit welchem wir absichtslos zusammenkommen, zu nehmen wie er ist, ihm uns zu geben, wie wir sind, Arges weder voraussetzend, noch erwartend, legen wir uns, so bald eine auf Umwälzung ausgehende, oder durch Umwälzung herbeigerufene Zerrissenheit der Gemüther Platz gewonnen hat, auf die Lauer; wir befürchten in dem Andern, der uns in die Nähe kommt, einen Gegner zu entdecken; so wird die Zunge gelähmt, der Mund bleibt verschlossen; Jeder will erst wissen, ob der Nachbar, dem gerade ihm für allein richtig geltenden Maßstab gemäß, correcter oder

verwerflicher Gesinnung, ob er drei- oder zweifarbig sei *). Bei dieser Behutsamkeit können Individuen zwar immer noch zusammengepfercht werden, nimmer mehr aber in einen leiblichen, geschweige denn in einen aufrichtigen Verkehr mit einander treten. Die politische Meinung des Menschen drängt jede andere Eigenschaft in den Hintergrund; ihr gegenüber wird der sittliche Werth oder Unwerth gleichgültig; jenen stößt sie schnöde von sich, diesen bringt sie in gar keinen Anschlag; selbst die rein gesellschaftliche Anmuth oder Geschmeidigkeit gewinnt unter dem sengenden Wehen jenes Glutwindes nur noch eine zweifelhaft oder rasch wieder verschwindende Anerkennung.

Man muß Revolutionen durchgemacht, man muß ihre zerstörende Einwirkung auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse beobachtet, man muß ihre zertrennenden Folgen erlebt haben, um aus der Erfahrung ein vollgewichtiges Urtheil dahier abgeben zu können: daß sie das Grab alles desjenigen seien, was dem die Menschen verknüpfenden Leben die wahre Anmuth verleiht. Mögen unter dem Umsturz da und dort gegenseitige Beziehungen, um die sonst ein aus den lieblichsten Eigenschaften des Menschen gewebtes Band sich zog, äußerlich dem Sturme getrotzt haben, zerstörend ist er dennoch darüber hergefahren; er hat die Blume davongetragen, die Farbe ist abgeblaßt, das Gefüge ist gelockert, der Einzelne gibt sich dem Einzelnen nicht mehr so anspruchslos hin, wie dieß ehedessen der Fall war; leicht springt jetzt, wo sonst Einklang herrschte, der schneidende Mißton hervor; nicht mehr einigt die vorige Gemüthlichkeit; nur allzuhäufig tritt an die Stelle des einstigen Frohsinns die Mißstimmung; die Stirnen furchen sich; glücklich genug, wenn nicht zugleich heimlich der Groll die Herzen durchwühlt. Gibt es

*) Die bisherigen Landesfarben sind beinahe überall doppelt; alle Revolutionen werden unter dreifarbigen Fahnen gemacht; drei Farben sind immer das Symbol revolutionirter Länder.

noch Wenige, die zu eigenem und gegenseitigen Trost aus diesem Schiffbruch des gesellschaftlichen Einklanges einige mildere Weisen gerettet haben, so sind sie glücklich zu nennen.

Wir können an einem einzigen Beispiel die zertrennende, vereinsamende Einwirkung der glückhaften Revolution, wie sie auch das Harmloseste zerstöre, das Leben freudenleer mache, am besten nachweisen; an einem Beispiel, welchem verwandte in allen Ländern an die Seite könnten gestellt werden. — Es ist in Rom Gewohnheit, daß die Inwohner aller großen Erziehungsanstalten während der Monate September und October ihre Villen in der Nachbarschaft beziehen. Nahe bei Frascati liegt diejenige der Propaganda. Die Bedeutung dieser einzigen Weltanstalt, der warme Antheil, den Alles an dem Gedeihen derselben sonst nahm, die herrliche Lage, die ihren Landsitz auszeichnet, die freundliche Aufnahme, die eines Jeden dort wartete, dieß Alles zog jedes Jahr während der beiden Monate Besuch um Besuch heran. Cardinäle, Bischöfe, Botschafter, ausgezeichnete Fremdlinge, bedeutende Männer jeder Art fanden immer zahlreich auf der Villa Montalto sich ein. Selten verging ein Tag, der nicht solche Gäste herbeigeführt hätte, nicht immer ohne Nutzen für die Jünglinge, die in diesen Besuchen Ermunterung fanden, daraus manche lehrreiche Anregung gewannen. Der ganze Herbst des Jahres 1847, in welchem Rom bereits unter dem Joch seiner herzlosen Wühler schmachtete, verging auf der Villa einsam und freudenleer. Nicht die Theilnahme an der Anstalt, aber die Lust zu kleinen Ausflügen, aber die Anmuthung, seine vier Pfähle zu verlassen, aber die Sicherheit, mit der man sonst einen heiteren Herbsttag in schöner Natur genießen konnte, aber die ehemalige Gewißheit, daß man am Abend das Haus noch finden werde, wie man es des Morgens verlassen, dieses Alles war gewichen; unter der Wucht der Auswürflinge, denen des Papstes Milde Gnade gewährt, hatte Jeder, der etwas besaß oder be-

deutete, eine Unbehaglichkeit errungen, über welcher ihm die Lust an der harmlosesten Erheiterung verging.

Wohin wir das Auge wenden, überall, so bald in einem Lande der Umsturz eingezogen ist, sehen wir alle Anmuth des Lebens von dannen weichen, jedes freundliche Gepräge desselben, jede heitere Farbe erblaßen, seinen lieblichsten Duft verschwinden; an dessen Stelle tritt das Barsche, Rauhe, Ungeschlachte, und mit ihm viel Herbes und Verletzendes; denn nicht der ehrliche Krieg, sondern der vergiftende Hader und die kalte Verfolgungssucht rottet den Frieden aus sammt Allem, was dieser sonst als einigendes und segnendes Gut über die Gesellschaft ausgegossen.

VII.

Das Verschwinden des Vertrauens.

An diesen Uebergang aus dem Behaglichen in das Mißbehagliche klammert sich untrennbar eine andere „Errungenschaft", die wir gleichfalls dem siegreichen Umsturz und demjenigen, was er in seinem Gefolge hat, verdanken: das Verschwinden alles Vertrauens in jeder denkbaren Beziehung. Das Vertrauen ist eine Pflanze, die nicht kann gesäet, nicht nach Plan und Vorschrift angebaut, die nur kann gepflegt und gewartet, vor Frost und sengender Glut — beide ihr gleich gefährlich — muß behütet werden. Sie sproßt, wächst, erstarkt nicht auf des Menschen Gebot, sondern unter dem Zusammentreffen und Zusammenwirken günstiger Conjuncturen. Wer sagen wollte, er ginge darauf aus, dieselbe zum Keimen zu bringen, wohl gar weites Gelände damit zu befruchten, der würde bald zur Einsicht gelangen, daß sie der Absichtlichkeit nicht Folge leiste, daß er weiter nichts zu thun

vermöge, als des Bodens zu warten, die hindernden Einflüsse abzuhalten, wo dergleichen eintreten wollen, sie zu hemmen; cetera cura Dei, oder, wenn man lieber will, der Gunst der Umstände und der natürlichen Wirkung besonnener und zugleich redlicher Thätigkeit anheimzustellen. Das Vertrauen ist der Gegensatz zu der Popularität; jenes die Vestalin, diese die feile Gassenmetze, welcher in thierischer Brunst so Viele nachlaufen unter unwiederbringlichem Verluste von Werth und Würde, so anders sie hievon je etwas besessen haben.

Nichts ist drolliger, als zu beobachten, wie die Partisane des Umsturzes und des Zerwühlens alle Elemente, unter deren zusammenwirkender Thätigkeit allein das Vertrauen Wurzel fassen und erstarken kann, erst rein wegfegen, sodann, kaum dieses geschehen ist und sie an das Ziel der unumschränkten Gewalt gelangt sind, das Vertrauen in's Leben zurückseufzen, zurückwinseln oder zurückpoltern möchten. Ihr Operationsplan hat ja damit begonnen, das öffentliche Vertrauen zu untergraben, ob es sich nun an die bestehenden Einrichtungen oder an die mit deren Erhaltung und Vermittlung für die Gesellschaft betrauten Personen knüpfe. Ist es doch ihr Erstes gewesen, gegen die Zweckmäßigkeit von jenen, gegen die Tüchtigkeit oder Redlichkeit von diesen erst Zweifel zu erheben, hierauf beide laut und unbedingt in Abrede zu stellen. Sie wissen wohl, daß der Tropfen den Stein höhlt, jedoch sicherer und schneller der Hammer denselben zermalmt. Um in dieser Absicht durch die Schrift in Zeitungsblättern, Flugschriften, Pamphleten und Broschüren, durch das Wort in Vereinen, Klubbs und Kneipen zu wirken, wird alles federkundige Literaten- und alles maulfertige Wühlerpack zusammengekoppelt und angewiesen, seine Streiche unablässig auf die herabgeerbten Einrichtungen, auf die längst bestehenden Zustände, auf die an die Spitze der Angelegenheiten erhobenen oder sonst bemerkbaren Männer zu richten. Gehen die Einrichtungen in Trümmer (was

als „Errungenschaft“ an sich ausgejauchzt wird), liegen die bisherigen Zustände in Schutt, sind von jenen Männern die Einen darniederliberalisirt, die Andern nach der Formel des Revolutions-Rothwälsch unmöglich gemacht, dann ist natürlich auch das Vertrauen, welches an dieses Alles gekettet, ja mit ihm zusammengewachsen war, dahin; wofür ein lautes Gesumme sich erhebt von der Glückhaftigkeit, die nunmehr hereingebrochen sei, die zu endlosem Steigen hinfort keiner Hemmniß mehr begegnen könne, zumal wenn, wie es ja nicht anders seyn dürfe, die gewichtigsten Stellen den Männern des Umsturzes eingeantwortet würden.

Das Alte ist vergangen, es beginnt Alles neu zu werden; dieß natürlich nach dem Geschmack, nach dem Bedürfniß und zu dem Vortheil derjenigen, die jenes zerstört haben, gewöhnlich aus dem Grunde schon, weil es das Alte war. Da nicht alsbald Jedermann von der Ersprießlichkeit des Gelungenen sich überzeugen kann oder will, so muß der Geist der Lüge und des Trugs heraufbeschworen werden, um alles Vorherige in pechschwarze Farbe zu hüllen, das Neucreirte mit rosigem Schmelz zu umgeben. Nachdem es dann gelingt, den letzten Rest des Vertrauens zu dem mit so preiswürdigem Erfolg Abgethanenen auszumärzen, ist dasselbe für das an dessen Stelle Getretene noch lange nicht gewonnen. Dennoch sagt eine geheime, unabweisliche Stimme, daß es ein höchst unergiebiges Bemühen sei, ohne Vertrauen, verwalten und den Geschäften vorstehen zu wollen. Kaum daher die bisher unbekannten Männer mit ihrem neuen Panieren an die Stellen der ehevorigen sich gesetzt haben, erheben sie ein herzbewegliches Gewimmer um Vertrauen. Es ist dieß eine Thatsache, die constant, wo nur immer eine Revolution gelungen ist, sich wiederholt, mit der Variante, daß zwischenein laut auf vorhandenes allgemeines Vertrauen gepocht wird, während Stimmen genug zu vernehmen geben, wie es damit stehe.

Aber wie laut oder wie kläglich auch das Gewimmer sei, es schafft wenig Frucht; bei den eigenen Leuten nicht, weil sie seit langem her schon all zu tief in die Karten geblickt haben; bei den Andern nicht, weil es zwar ein leichtes war, das Vertrauen zu untergraben, zu einem neuen und zugleich zusagenden Bau aber nichts weiter als Boden, Materiale und Bauleute fehlen. Man darf nur die Wiener Zeitung aus der Zeit nachschlagen, in welcher der redliche Pillersdorf so glücklich mit dem Wind fuhr, und man wird sich jetzt doppelt an den Jereminaden ergötzen, welche dieser Meister vom Stuhl, gleich seinen Spießgesellen in allen Ländern, über das gewichene Vertrauen erhob. Wer ein gutes Gedächtniß besitzt, wird sich aus den Zeitungen erinnern, wie die Lernjungen der Wühlerei, welchen im Jahre 1831 die Revolutionirung von Bern gelang, bei der Vergleichung, welche Achtung den vorangegangenen Regenten sei erwiesen worden, welche dagegen ihnen zu Theil werde, sich überzeugen mußten, daß sie wesentlich zu kurz kämen; wie sie dann, um das Mangelnde einzubringen, ein Achtungsgesetz erließen; diesem ähnlich drohte der Altgeselle Kossuth am Ende des verwichenen Jahres, Jedem, der sich erkühnen würde, seine Lügenberichte zu bezweifeln, den Tod an. Wir dürfen uns daher mit Recht verwundern, daß bis jetzt noch in keinem revolutionirten Staat ein Gesetz erschienen ist, welches, unter angemessenem Pönfall bei Nichtberücksichtigung, Vertrauen an den Tag zu legen befiehlt. Bei der blinden Gesetzeslatrie, die in unsern Tagen zur Pflicht gemacht wird, und nach welcher weder die Vernunftgemäßheit, noch die Rechtmäßigkeit, noch die Zweckmäßigkeit der Erlasse, sondern bloß die Anzahl Hände, die sich dafür erhoben haben, in Betracht kommen darf, wäre ja nichts leichter, als aus den Sitzungslokalen eine solche Ordonanz herauszuschleudern.

Eben deßwegen, weil das Vertrauen eine so zarte Pflanze, ein Gewächs ist, das so leicht geknickt, so bald welk werden

kann, wird es unter daherbrausenden Stürmen so gar für diejenigen schwer, dasselbe unversehrt, oder doch leidlich erhalten, durchzubringen, bei denen es sonst immer einen gedeihlichen Boden fand. Es darf nun nicht befremden, wenn da, wo sich Alles durcheinanderwälzt, wo Alles kaum eines Bestandes von Heute auf Morgen sich zu getrösten hat, wo die Welle die Welle trübt, wo in den obersten Verhältnissen das Individuum das Individuum von der Stelle schiebt, und Hunderte ihre Meinungen schneller und leichter wechseln, als die Wäsche, wenn da denjenigen, welche jeweils oben auftauchen, statt Zutrauen Mißtrauen entgegentritt; Mißtrauen, seltener vielleicht zu der Thätigkeit der Hinangehobenen, als zu ihrer Redlichkeit, zu der Gediegenheit ihrer Grundsätze, zu der Reinheit ihrer Absichten, zu jener Festigkeit, die nicht durch geschmeidiges Buhlen mit den umwälzenden Doctrinen Gewicht und Einfluß sich verschaffen zu können wähnt, nicht durch minder abstoßende Mittel erreichen möchte, was andere erstürmen wollen. Daß von solchem Mißtrauen selbst edlere Gemüther, selbst solche nicht immer frei bleiben, die in dem gewöhnlichen Gange der Dinge von demselben niemals sich hätten beschleichen lassen, das läßt sich mit Recht beklagen, aber durch bloß momentan wirkende Mittel nicht sich ändern; wie viele Naturen lassen sich finden, die zu Schiffe bei ausgebrochenem Sturm von der Seekrankheit völlig unberührt bleiben.

Die Gründe, weßwegen unter Stürmen, die von solchen heraufbeschworen werden, die zu den Nachdenklichsten, Gewissenhaftesten und Edelsten in der Gesellschaft beinahe überall den Gegensatz bilden, das Mißtrauen nur allzubald auch in Jenen Wurzel fassen muß, liegen so sehr auf der flachen Hand, daß es überflüssig wäre, dieselben auseinander zu setzen. Es gilt hier sowohl in Bezug auf die Personen, als auf das, wofür sie sich anstrengen, der Aeußerung der heiligen Schrift: Wer kann von den Disteln Feigen oder Trauben von den

Dornen lesen? So könnt ihr das Gute nicht thun, die ihr des Bösen gewohnt seyd. Das Gute und Ersprießliche aber ist der Vater des Vertrauens, das Gegentheil desselben ist die Mutter des Mißtrauens.

Wie aber zeigt sich das Vertrauen in allen andern Verhältnissen, wo es ebenfalls wieder Grundlage des Gedeihlichen, Fördersamen und Befriedigung Gewährenden ist. Darüber geben die Aufzeichnungen der Curse, die Börsenberichte, die Lamentationen der Handelswelt Zeugniß. Sie klagen über durchgreifende Erschütterung alles Vertrauens, über mannigfaltige Hemmnisse des Geschäftslebens als der unabweislichen Wirkung jener Erschütterung. Sind diese Klagen hervorgerufen von schweren Landescalamitäten, die weder durch des Menschen Zuthun veranlaßt, noch durch deren Regsamkeit abgewendet werden könnten? Hat ein Bruch der friedlichen Beziehung der Staaten zu einander, haben Uebergriffe des einen oder verletzende Forderungen des andern Staats dieselben herbeigeführt? Nein! die ruhelosen Wühler des eigenen Landes, häufig in enger Verbindung mit denjenigen, welche von andern Staaten in gerechter und fürsorglicher Abscheidung des zerstörenden Stoffes ausgeworfen worden sind, haben eine so allgemeine Zerrüttung, eine so durchgreifende Zersetzung alles früher Wohlgeordneten bewerkstelligt, daß das allseitige Verschwinden des Vertrauens, das hieraus entstandene Siechthum der öffentlichen Angelegenheiten und der Verkehrsverhältnisse als „Errungenschaft“ mit vollem Recht auf ihre Rechnung geschrieben werden muß. Wer aber wollte die Heilung des unbehaglichen, ja kummerhaften Zustandes von dem Sophistisiren, Peroriren und Tumultuiren in gewissen Versammlungen erwarten, ob nun aus den Räumen, in denen sie statt finden, durch sie „andächtige Zuhörer“, oder edle Thiere mögen verdrängt worden seyn.

VIII.

Abnahme der Treue.

Sollten Treue, Festigkeit, Beharrlichkeit unter die allerneuesten „Errungenschaften" gezählt werden können? Wenn die Grundvesten aller Dinge wanken, wenn Strebepfeiler der alten Burgen durch Unterwühlen den Einsturz drohen, wenn es dahin abgesehen ist, daß Alles, worauf seit Jahrhunderten das Menschengeschlecht stolz sei, wessen es wenigstens sich freuen mochte, oder worin es seinen Hort und Schirm ehrte, zu Trümmern zusammenbrechen soll, da wird es für den Einzelnen schwer, unter so allgemeiner Verwüstung unerschüttert, aufrecht und in Beharrlichkeit dahin gewendet zu bleiben, von wannen sonst zu aller Zeit für des Lebens Lauf so Richtung als Erkräftigung gekommen ist. Aber der Mensch kann es, dafern er ernstlich will; dafern in ihm etwas lebt, was nicht den Wellen zum Spiel, den Winden zur Beute sich hingibt. Doch lassen sie sich zählen die Besonnenen, die Muthigen, die Edlen, die nicht unter die Menge sich mischen, welche um ein aufgerichtetes Kalb tanzt, vor einem hingestellten Baal die Knie beugt. Wie Viele dagegen finden wir nicht, die im Beginn auf solche Ungebühr mit einiger Verdrießlichkeit hinblicken, anfangs noch scheel das Auge nach dem Götzen wenden, um welchen sie ihr Sabbatshalloh veranstalten; hierauf allmählig und sofort immer leichter die ursprüngliche Scheu überwinden, um doch aus der Ferne hinzuschielen, wie die Sache sich gestalte; dann unversehens sich hineinziehen lassen in den Wirbel und bald so eifrig herumkreisen, so ehrerbietig sich bücken, wie die von anfang Hinzugelaufenen. Was vermögen nicht das Beispiel, die Ansteckung, die Berechnung!

Je gewaltiger der Sturm, desto lauter knarren die Windfahnen. Zeiten politischer Stürme pflanzen aber Windfahnen

bald auf jegliches Haus. Da sehen wir, kaum jener zu wehen, dann zu sausen, endlich zu wüthen beginnt, Menschen, die zuvor monarchischer sich erwiesen haben als der Monarch; welche die redliche Bemerkung, die nicht aus doctrinärer Freisinnigkeit, wohl aber aus echt freier Gesinnung hervorgegangen wäre, ehe jener gekommen, gerne als Hochverrath verfolgt, die dem Obern, wäre der Wink dazu gegeben worden, bereitwillig den Staub von den Stiefeln geleckt hätten. So Viele von diesen sehen wir leichtfertigen Sinnes die dem Monarchen geschworene Treue brechen, den Höhern, wie sonst mit Bücklingen, jetzt mit Steinwürfen verfolgen, und, unbekümmert um Werth oder Unwerth heraufgelärmter Oberen, ohne Gefühl für eigene Ehre oder Schande (von denen beiden sie niemals einen wahren Begriff gehabt), denjenigen als Mancipien sich ausliefern, welche die Gunst des Augenblicks festzuhalten wissen. Man muß Zeiten des Umsturzes, man muß die Herrschaft einer Partei, die in diesem sich selbst als letzten Zweck aufstellt, miterlebt haben, um das erschütternde Urtheil über das Menschengeschlecht zu würdigen, welches in jenen Wort ausgedrückt ist: „und es reuete den Herrn, daß er Menschen gemacht hatte.“

An wie Vielen werden wir in solchen Zeiten nicht irre? Wie Viele, die wir für stark und fest gehalten hätten, erweisen sich alsdann nicht als Rohr, das von jeglichem Winde sich bewegen läßt? Wie groß ist nicht die Zahl derjenigen, die eben so leicht ihre angeblichen Ueberzeugungen wechseln, als der Geck seine Kleider umtauscht? Wo aber die Treue in den höchsten Beziehungen bequem den Bankbruch zur Schau trägt, wie sollte sie gefesteter stehen in Bezug auf diejenigen, die minder gewichtig als mannigfaltig und vielseitig sind. Deßwegen ist es demjenigen, der noch einen Werth auf die Treue legt, und sie aus dem Verzeichniß der kostbaren Kleinodien des Menschen nicht möchte ausgestrichen wissen, ihm ist es nicht zu verargen, wenn er behutsam wird, wenn er nach einer Ge-

währleistung fragt, sofern er jene schmuckreiche Eigenschaft auf das Haben des Andern eintragen soll.

Nach derjenigen Seite, in welcher die Treue mehr durch die That, als in der Ueberzeugung sich bewähren soll, bezeichnen wir sie mit dem Worte Redlichkeit, die im Grunde nur das treue Halten an gegebenen Zusagen, an eingegangenen Verbindlichkeiten, an zukommenden Obliegenheiten bezeichnet. Fragen wir, welche Doctrin hierüber vor hörgierigen Ohren, vor belehrungsdürstigen Gemüthern in unsern Tagen so vielfältig verbreitet, welche Praxis hierin in rascher Förderung gewonnen, welche Fülle von Beispielen dazu aufgestellt werde? Gewiß es wird an Zeugen, daß jene Redlichkeit von Tausenden längst sei über Bord geworfen worden, nicht fehlen; es werden uns Belege dazu in aller Gestalt und in jeglicher Abstufung geliefert werden, so daß es schwer halten dürfte, nicht die volle Ueberzeugung zu gewinnen, daß in dieser Hinsicht wenigstens von einem Fortschritt mit triftigem Grund sich sprechen lasse.

XXXIX.

Aus einer norddeutschen Mission.

(Unlieb verspätet.)

Die katholischen Vereine werden zu Beginn des October wieder zusammentreten. Ist ihre Sache die Sache des ganzen Deutschlands, und ist ihr Entstehen von allen Katholiken eifrigst begrüßt, so sind es besonders alle Missionen und Missionsgemeinden des nördlichen Deutschlands, sie sehen mit großen Hoffnungen zu ihnen hin. Nicht mit Unrecht empfanden diese bis lang den Abgang einer gesegneten Theilnahme, und klagen, wie das Interesse des katholischen Deutschlands für junge Gemeinden und Kirchen und Schulen weit hinter dem des katholischen Englands zurück sei.

Hoffen wir, die katholischen Vereine werden auch die Angelegenheit der norddeutschen Missionen in thatkräftige Würdigung nehmen, deren Unterstützung werde ein nächster Gegenstand ihrer Berathung seyn. Ich will nicht davon reden, in welcher Lage sich die im nördlichen Deutschland zerstreuten Gemeinden befinden, daß im ganzen Regierungsbezirk Merseburg nur ein, in der ganzen Provinz Pommern nur drei katholische Pfarrer sind. Ich erlaube mir, eine Noth hier zur Sprache zu bringen, die Noth der vielen hundert Kinder, welche im nördlichen Deutschland jährlich der Kirche verloren gehen!

Ein Missionär, wie sein Name andeutet, besorgt einen

weiten Bezirk, waltet der göttlichen Messis im Schweiß des Angesichtes, hat mit den Aposteln die Ehre, an vielen Orten und Städten als rechtmäßiger Pastor auftreten zu dürfen. Die zugewiesene Heerde sucht er auf einem Umkreis von vielen Meilen, und das Territorium für seinen geistlichen Beruf kommt an Umfang oftmals dem gleich, so der Fürst von Waldeck oder Schwarzburg sich heut von Gottes Gnaden noch zuerkennt. Reise von Berlin nach Hamburg, von Minden nach Bremen, dir begegnet keine katholische Mission. Aber wie die altkatholischen Glocken, welche erst seit zweihundert Jahren zum stillen Freitag läuten müssen, so findest du durch den ganzen Norden in jedem Ort und jeder Stadt einzelne katholische Christen.

Die größeren Gemeinden abgerechnet, ist nur immer der kleinere Theil der Heerde am Orte der Mission ansässig. Ist an diesem Orte zugleich eine Schule errichtet, hat der Missionär es so weit gebracht, war er glücklicher darin, als seine Brüder in Kiel, Lemgo, Lübeck, Ludwigslust 2c., so hat er Viel gewonnen, die Existenz der Gemeinde ist gesichert, aus der Schule kommt ihm die Gemeinde, in einer blühenden Schule hat er seine Hoffnung, sein Leben. Aber wird's ihm nicht an Kindern fehlen? Finden sich deren am Orte der Mission auch nur zehn schulpflichtige vor, er reiset eines Tages in seine weite Diasporia, grüßt seine auswärtigen Katholiken, spricht mit ihnen, findet Kinder die Menge an. Hier ein Vater, den brachten des täglichen Brodes Sorgen, Handel und Handwerk fern von dem heimathlichen Heerd; jener ist Gränz- oder Eisenbahnbeamter; dieser war Soldat und hatte das Malheur, einem protestantischen Mädchen zu gefallen und ihm die Ehe anzutragen. Was soll aus ihren Kindern werden? Die katholische Schule und Kirche ist fünf, gar zehn Stunden entfernt, sie sind genöthigt, protestantische Schulen zu besuchen. Sterben gar die Eltern, es gibt wohl Waisenhäuser zu Cassel, Braunschweig, Hannover 2c. (antediluvianischer Stiftung!), aber sie verpflichten die Eintretenden, dem Willen der Gründer meist entgegen! zum protestantischen Bekenntniß.

Was soll nun der Missionär thun? Ich kenne Missionen, in deren auswärtigem Bezirke fünfzig, sechzig solcher schulpflichtigen Kinder, von katholischen Vätern erzeugt, umherlaufen ohne den Segen der Kirche. Und unzerstörlich blühet im katholischen Gemüthe das Bewußtseyn dieses Segens, und unauslöschlich ist in ihm, wenn auch ein Glaubensfunken nur zurückgeblieben, auch eine noch so lange Vereinzelung und Vereinsamung hat nicht alles Glaubensleben zu Grabe getragen: es ist mancher Vater, auch manche Wittwe, sie nahen flehend dem Hirten: „Helfen Sie, daß meinen Kindern das beste Erbtheil werde, daß ich selig, ruhig sterben kann!“ Wie sehr das thatsächliche Anschauen der protestantischen Leerheit und Zerrissenheit zum verstärkten Hervortreten solches Wunsches beitrage, möge hier nur angedeutet seyn. Hier bricht nun dem Missionär das Herz. Er hat nichts übrig, und kaum die Congrua, und seine und der Gemeinde Kräfte reichen knapp bis zur Deckung der nothwendigen Kirchenbedürfnisse. Je weiter nach Norden, desto apostolischer! Die Eltern sind insgemein mittellos, auch getheilten Interesses. Aber zumal bei reichem Kindersegen, sie sind es zufrieden, wenn der hochwürdige Herr sich erbietet, das Kind zwei oder drei Jahr an den Ort der Mission überzusiedeln und in der heiligen Lehre es zu unterrichten, auf seine Kosten. Hat er auch die Mittel, das eine oder andere dem heiligen Glauben zu retten, was vermag er zu thun für die andern zwanzig, ja fünfzig! Nun du Missionär, „stehe des Nachts auf und schreie, schütte dein Herz aus gegen den Herrn wie Wasser, hebe deine Hände auf gegen Ihn um der Seelen willen deiner jungen Kinder, die vor Hunger verschmachten vorn an allen Gassen!“ (Thren. 2, 19.) Diese Kinder sind getaufte Kinder, und wenn gültig getauft, berufen zu Gliedern Christi, zu Genossen der heiligen Gemeinschaft, zu Gliedern der Einen, Heiligen, Allgemeinen Kirche! Diese Kinder sind Kinder eines katholischen Vaters, einer katholischen Mutter: die Kirche, welche sie wiedergeboren hat, soll sie „die Frucht ihres Leibes“ ver-

kommen und verkümmern sehen? Die Kindlein bitten um Brod, und ist Keiner, der es breche! Wie manche Mission ist gleich der „Rachel plorans filios suos, quia non sunt," aber der kläglichen Stimme ist genug, es muß geholfen werden.

Mögen hier die katholischen Vereine helfend eingreifen. Denn „ist nicht Ephraim mein theurer Sohn und mein trautes Kind?" (Jerem. 31.) Der große Missionsverein hat kaum Kräfte genug, aller Orten Kirchen zu bauen, Lehrer und Seelsorger anzustellen. Frankreich brachte einen Forbin-Janson hervor, und durch ihn das Werk der heiligen Kindheit; der von ihm gegründete Verein reiset nach China, um Christo Kinder zu erwerben. Die Begeisterung zu mindern für ein Werk, das aller Christen Liebe dringend empfohlen zu werden verdient, fällt mir wahrlich nicht ein. Es ist die unermeßliche Gnade der Taufe, der Wiedergeburt im Wasser und heiligen Geist, sie muß jenen Kindern zugewendet werden, und wer eilet nicht mitzuwirken, daß ihnen werde das heilige Gewand?

Aber das Eine thuend, mögen wir das Andere nicht vergessen! Und zudem: das Heidenthum in Sitten und Lehre ist uns leider! nahe genug. Wird er denn nicht kommen, der deutsche Forbin-Janson, der in gleichem Maße jener Kinder Nothdurft fühlt? Und wir fragen: „Ist denn kein Fürstenberg mehr?" Dieses Namens war jener Ferdinand, Bischof von Paderborn, und wo ist im Norden ein Missionär, der nicht seinen Namen kennt und segnend sein Gedächtniß im Herzen trägt! Er baute zerfallene Kirchen und Kapellen, aber das ist sein geringstes Verdienst! Er der Erste erkannte das große Bedürfniß vor bald zweihundert Jahren, und von katholischem Liebeseifer getrieben, hinterlegte er in Paderborn und Münster jenen reichen, herrlichen Fonds, durch den noch jetzt die norddeutschen Missionen und Missionäre bestehen.

Was aber der Eine jetzt nicht mehr vermag, das bewirke die Liebesgemeinschaft Vieler. Es müssen für diese „verhungernden" Kinder und für einen ganzen Bezirk an dem geeig-

netsten Missions-Orte Missions-Schulhäuser errichtet werden *). Diese Kinder, mit dem Brode der heiligen Lehre zwei, drei Jahre genährt, und nicht bloß unterrichtet, sondern zu einem frommen katholischen Wandel erzogen, darnach mit dem Unterpfand des heiligen Glaubens entlassen: werden auch nicht Alle gerathen, es gerathen doch Viele, und sind lebendige Steine am Bau des heiligen Tempels! und wie ein wenig Sauerteig die ganze Masse durchsäuert, so wird dann mancher Jüngling, manche Jungfrau zu Eltern und Verwandten zurückkehren, um Alles, was nicht warm und lebendig mehr, mit katholischem Glauben und Liebe zu erfüllen! Was aber wird aus unsern kleinen zerstreuten Missionsgemeinden werden, wenn nicht also Eltern und Kinder der Gemeinschaft der Kirche verbunden werden? Wenigstens Einzelne unter ihnen werden hinschwinden, eher ab- als zunehmen, eine Beute des Protestantismus werden, fast zu Grunde gehen, wie die sonst viel bedeutendere Mission in Glückstadt.

Ich daher, so viel an mir, will hiedurch eine heilige Schuld erfüllen, und ich bin deß gewiß, daß alle meine Mitbrüder von Stargard und Tilsit bis hin zur Insel Nordstrand mir es Dank wissen, diese gemeinsame Herzenssache in unserm geachtetsten deutschen Blatte vorgetragen zu haben. Dieser Lazarus liegt vor Eurer Thür und bettelt Euch an! weiset ihn nicht von Euch! und der unter die Räuber Gefallene liegt am Wege, sie haben ihn ausgezogen, nackt ausgezogen, bald ist kein gesundes Stück Christenthum mehr an ihm! kommt doch und pfleget sein!

Einer aber und Er war nicht von dieser Erde, aber ist gekommen, in Seinem Namen Alles zu beseligen, Er hat gesprochen: „Wer ein solches Kind aufnimmt, nimmt Mich auf!“ Und derselbe wird einstens aufstehen sprechend: „Ich war gefangen, Ihr habt mich nicht besucht! Ich war ein Fremdling, Ihr habt mich nicht beherbergt!“

*) Die Redaction der historisch-politischen Blätter ist bereit, für die Missions-Schulhäuser Beiträge anzunehmen.

XL.

Literatur.

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Fünfte Lieferung. Einsiedeln 1847.

Die Regesten der Archive der schweizerischen Eidgenossenschaft. Auf Anordnung der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft, herausgegeben von Theodor v. Mohr. Ersten Bandes erste und zweite Abtheilung. Chur 1848—1849.

Wir haben schon früher auf die verdienstliche Zeitschrift aufmerksam gemacht, welche seit dem Jahre 1844 zu Einsiedeln unter dem Namen des Geschichtsfreundes erscheint. Von derselben liegt uns die fünfte Lieferung, welche den vierten Band bildet, vor, und wir wünschen, es möge nicht die letzte seyn, was allerdings nach den Stürmen der Revolution, die über die fünf Cantone, für welche die Zeitschrift bestimmt ist, gekommen sind, zu befürchten steht. Der Verein selbst aber hat den Muth nicht verloren, sondern fordert, nach wie vor, seine Mitglieder zur thätigen Mitwirkung zu dem Unternehmen auf. Der Plan für die Anordnung dieses Bandes stimmt mit dem der frühern überein, und es enthält derselbe zunächst ein von dem Lucerner, Nicolaus Schradin, im Jahre 1500 gefertigtes Gedicht, welches den Schwabenkrieg von 1499 auf eine

gar anmuthige Weise besingt. Von weltlichen Sachen wird sonst noch ein Hofrecht, das von Malters im Canton Lucern, aus dem Eingange des vierzehnten Jahrhunderts mitgetheilt. Einen größern Umfang nehmen die kirchlichen Angelegenheiten ein, und zwar finden wir hier: eine geschichtliche Darstellung der Pfarrei Sempach bis zur Glaubensänderung, mehrere Beweisetitel für die älteste Kirche Sempachs, Statuten für mehrere Lazaristenklöster und überhaupt eine große Menge sehr schätzbarer Urkunden, Jahrzeitbücher und Regesten.

Die große Bedeutung der Regesten für das Geschichtsstudium hat Fr. Böhmer durch seine ausgezeichneten Arbeiten in diesem Fache allen Freunden der Geschichte klar und anschaulich gemacht. Nach dem von ihm gegebenen Vorbilde sind nun auch diejenigen Regesten eingerichtet, welche die schweizerische, geschichtsforschende Gesellschaft im vorigen Jahre herauszugeben begonnen hat. Die beiden bisher erschienenen Hefte enthalten die Regesten der Benedictinerabtei Einsiedeln, bearbeitet von dem verdienstvollen P. Gallus Morel, und die „Regesten der vor der Reformation im Gebiet des alten Kantonstheils von Bern bestandenen Klöster und kirchlichen Stifte“, bearbeitet von dem für sein Vaterland und die Wissenschaft zu früh verstorbenen Professor Fr. Stettler. Jene beginnen mit einer Urkunde Otto's des Großen vom Jahre 946, und reichen hinab bis zum Jahre 1526; es sind mit den Nachträgen 1303 Nummern. Stettler hat die Regesten von acht kirchlichen Stiften geliefert. Nach diesen sollen nunmehr die Bündner Regesten an die Reihe kommen. Durch ein vollständiges Orts- und Namensregister hat der Herr Herausgeber die Brauchbarkeit des Werkes zu erhöhen zugesagt.

XLI.

Ueber Völkerglück.

Glossen zu biblischen Texten über diesen Gegenstand.

IV.

Es gibt welche, die dieses Volk selig preisen; aber die es verführen, und die Verführten gehen zu Grunde.
Jesai. IX, 16.

Es gibt welche, es gibt Viele, die ein Volk selig preisen, das dem Unglauben und der Revolution sich in die Arme geworfen. Solche Völker werden edle, große, hochherzige genannt; ihr Abfall von Gott und von jedem Gesetze wird als Erhebung gepriesen, unselige Verwirrung als Heil und Glück begrüßt. Wenn alle Sterne des Segens und Trostes untergegangen sind und die Nacht der Verblendung für wahres Wohl heraufgezogen, dann schwärmen sie jubelnd von Aufklärung und neu erschienenem Lichte.

Was war das für eine Seligpreisung des österreichischen Volkes und der Wiener Aula für die Märzerrungenschaften des vorigen Jahres! Wie ermüdete sich die Presse, die glorreiche Erhebung der Kaiserstadt und der staatsklugen Knaben zu rühmen!

O glückliche Völker, wo Schamlosigkeit und Frechheit ungehindert ihr Pfauenrad schlagen und die garstigen, nakten Füße zeigen dürfen, wo die Jugend früh eingeweiht wird in die Mysterien und Orgien der Unzucht, um auf offener Gasse sie zu feiern!

Es gibt Viele, die ein solches Volk selig preisen, aber sie sind Verführer, und sie und die Verführten gehen zu Grunde. Denn zu Grunde gehen muß ein Volk, unter dessen Füßen jeder Grund von Gottesfurcht und Sittlichkeit und Recht eingesunken. „Ein Abgrund ruft den andern." (Psalm 41, 8.) Wo der Abgrund bodenloser Versunkenheit in's Schlechte und Gemeine, da auch der Abgrund des Elends und Jammers, und darüber schwebend der Engel der Strafe mit dem Flammenschwerte. Das Paradies kindlicher Gottesfurcht, ruhiger Ergebung in den Willen des Himmels, frommer Sitte und seliger Hoffnung auf die Krone jenseits für die Mühen und Leiden diesseits, ist den Blicken der Verführten entschwunden; die hohlen Phrasen und Träume ihrer Verführer sind schlechte Tröster und können das verlorne Glück nicht wieder geben. Wie kann es also anders seyn, als daß ein so verführtes Volk sich höchst unglücklich fühle?

Wie glücklich wurde Deutschland gepriesen der Reformation wegen, und welche Saat des Unglücks ist daraus hervorgegangen, wenn auch Nichts anderes die traurige Folge davon gewesen wäre, als der fluchschwangere dreißigjährige Krieg und die stete Zerrissenheit unseres armen Vaterlandes seit diesem größten Unglücke, das es je getroffen!!

V.

Selig bist du, Israel! wer ist dir gleich,
o Volk, das selig wird in dem Herrn?
I. Mos. 33, 29.

Nur in Gott dem Herrn ist Seligkeit, Seligkeit des einzelnen Menschen, wie eines jeden Volkes.

Nur vom Throne Gottes fließt die Quelle wahren Glückes aus für seine Geschöpfe; nur in Seinem Lichte leuchtet die Sonne wahren Glückes für uns Alle.

Wer ist einem Volke gleich, das selig wird in dem Herrn, selig im wahren, lebendigen Glauben an Ihn, selig in Liebe und Gehorsam, in Ergebung und Hoffnung? wandelt im süßen Bewußtseyn, daß es die allein sichern Wege geht, daß eine unendliche Macht es schützt, daß eine unendliche Erbarmung liebend es mit ihren Flügeln deckt.

„Wenn Gott mit uns, wer wider uns?“ ruft vertrauensvoll das gottesfürchtige, gottergebene Volk. Es weicht weder rechts noch links vom Wege des Rechts, es läuft nicht fremden Götzen nach, ruhig zieht es die Bahn des Gesetzes hin. Beglücken es Jahre des Friedens und Segens, es freut sich rein und darum doppelt im Herrn; lagern sich Wolken des Unglücks über sein Land, brechen verheerende Stürme ein, drücken bange, schwere Leiden: sein Stab und Trost ist der Herr, an den es mit fester Zuversicht sich hält.

Ja, selig bist du, jedes Volk, das im Herrn seine Seligkeit sucht und findet! Selig auch das kleinste Völklein, dessen Führerin noch ungeheuchelte Gottesfurcht, ungefälschte, innige Frömmigkeit. Seine Männer und Jünglinge schöpfen ihren Muth im felsenfesten Glauben, und fühlen sich glücklich in unentnervter Kraft; seine Frauen und Jungfrauen sind selig in dem reinen Gefühle unentweihter Tugend. Gegenseitige Liebe vereint Hohe und Niedere, Reiche und Arme. Wo um Gottes willen, aus Liebe Gottes gelitten und getröstet wird, fühlen

die Leidenden sich glücklich und die Tröstenden. Da wird selbst die Armuth und Noth zum Borne süßen Trostes, und die mit Glücksgütern Gesegneten erfahren es, was der Herr gesagt: „Geben ist seliger als Nehmen.“

Wenn irgend ein Volk noch wäre, fern dem wilden Treiben aufgeregter Leidenschaften, der großen Mehrzahl nach durchglüht von katholischer Frömmigkeit, vor Allem das Reich Gottes suchend und dessen Gerechtigkeit; wer wäre dem glücklichen Volke gleich? Es läge wie ein stiller See, wie eine Paradieses-Insel, in Mitte brennender Vulkane und stürmischer Meere, von keinem Hauche berührt, von keinem Funken versenkt, von keiner leisen Erschütterung bewegt. Darüber wölbte sich der Bogen Gottes, der Bogen des Friedens, und an seinen Ufern blühte und duftete die Wunderblume der allein wahren Glückseligkeit.

Wer ist dem Volke gleich, das selig ist in Gott dem Herrn?

VI.

Selig das Volk, dessen Gott der Herr ist.
Psalm 32, 12.

Viele Götter waren und sind noch, in deren Dienste bethörte Völker Glück und Seligkeit suchten und immerfort suchen. Da war es der wilde Kriegsgott und nachher die Wollust, aus deren Händen Völker des Alterthums den süßen, berauschenden Trank der Glückseligkeit zu bekommen hoffen. Berauscht wurden sie allerdings, aber glücklich nicht. In neuern Zeiten stellten Völker eine mißverstandene Freiheit, den Atheismus, den Mammon, die Nationalität auf Altäre. Wie glücklich sie durch diese Gottheiten geworden, sehen wir noch mit blutigen und brennenden Lettern geschrieben vor den Augen des aufgewühlten, unterminierten Europa. Von der schönen

bayerischen Halbinsel bis zum Lande ober den Karpathen, vom seliggepriesenen Italien bis zum hohen Norden, von Frankreich bis Siebenbürgen sehen wir, wie die Götter des Tages, Liberalismus und Revolution, seit Jahren schon die Völker in den Schoß des Glückes gelegt.

Nein, selig ist nur das Volk, dessen Gott der Herr, der Eine wahre Gott ist. Wie für jeden Einzelnen „dieß das ewige Leben ist, daß sie dich erkennen, den allein wahren Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum (Joh. 17, 3.), so verhält es sich auch mit dem ewigen Leben, mit dem wahren Glücke der Nation. Je größere Fülle der Gotteserkenntniß, desto mehr wahres Licht, in dem sie wandeln. Je innigere Gottesliebe ein Volk durchglüht, desto beglückender durchwärmen es die himmlischen Sonnenstrahlen wahrer Seligkeit. Je eifriger Nationen dem Dienste des wahren Gottes sich hingeben und ihr Leben in allen Verhältnissen ein schönes, edles Leben in und für den Herrn ist: desto reicher blühen und entfalten sich die allein wahrhaft beseligenden Tugenden, Sittenreinheit, Liebe, Geduld, Gerechtigkeit u. s. w. Für Völker ohne Tugend ist die Freiheit das Schwert in der Hand Rasender; wahre Tugend kann ohne Gottesfurcht nirgends wurzeln; und ohne wahre Tugend findet kein Volk, weil preisgegeben der Herrschaft des Lasters, irgendwie rechte Seligkeit.

Weil unter die Massen die gotteslaugnerische Lehre des Pantheismus geschleudert ist, weil der nackte Atheismus seinen Umzug hält und das Christenthum lästert, weil communistischer Wahnsinn sich erfrecht, zu sagen, so lange der Mensch noch mit einem Faden an Gott und Ewigkeit hange, sei kein Heil: eben darum ist Heil und Glück an so vielen Orten verschwunden und wird nicht wiederkehren, bis die Verführten wiederkehren zum Glauben und Dienste Gottes.

Alle die Gräuel der Sittenlosigkeit, die an manchen Orten zur schaudervollen Höhe getriebene Prostitution, die empörenden Morde und Räubereien sind nur die losgelassenen Be-

stien des Unglaubens. Wie diese aber die Völker beglücken, davon können Berlin und Wien und Florenz und Rom jetzt reden.

Darum — keine Seligkeit für irgend ein Volk, wenn nicht der Herr sein Gott ist, wenn es sich nicht Ihm beugt, dem die Himmel dienen, und der als der Allselige und Allbeseligende allein die Völker erquicken kann an der Quelle des Lebens, die von seinem Throne ausgeht und an deren Borde der Baum ewiger Seligkeit blühend steht.

XLII.

Katholische Kirchenmusik betreffend.

In unserer Zeit, wo für Kirchenmusik so viel Gewöhnliches, ja Profanes, und dem eigentlichen Zwecke ganz Entgegengesetztes geschrieben wird, ist das Erscheinen einer Vocal-Messe von Ortlieb (bei Zumsteeg opus 8) um so freudiger zu begrüßen, als dieselbe in Betreff ihrer Haltung, reinen Satzes, ungezwungener, kunstgeübter Stimmenführung und leichter Ausführbarkeit, allen Anforderungen vollkommen entspricht.

Es ist erfreulich wahrzunehmen, mit welch lobenswerthem Streben dieser wackere Meister sein Ziel verfolgt; er ist von den Wenigen Einer, welche es ehrlich mit der Kunst meinen und auch die Mittel besitzen, Tüchtiges zu leisten.

Der Raum dieser Spalten gestattet eine detaillirte Besprechung dieses achtungswerthen Werkes nicht, und müssen wir uns beschränken, im Allgemeinen zu dem bereits Gesagten noch hinzuzufügen, daß es, vom musikalischen Standpunkte betrachtet, ein in

sich vollkommen abgerundetes Ganze bildet, welches, sowohl in Beziehung ästhetischer Formen, theoretischer Gründlichkeit, als würdevoller Auffassung des Textes und melodischen Flußes, die strengste Kritik ehrenvoll besteht.

Jede einzelne Nummer hat ihre eigene Verdienste, von vorzüglicher Schönheit aber und ergreifender Wirkung ist das Benedictus. Hier scheint der Componist mit besonderer Begeisterung schwärmerischer Andacht aus dem Borne seines tief fühlenden Gemüthes geschöpft zu haben; hier streiten Kunst und Empfindung um die Palme des Sieges. Es ist ein Musikstück, welches den alten italienischen Kirchen-Compositionen aus der glänzendsten Zeit zur Seite gestellt zu werden verdient.

Als ein ehrendes Zeugniß von dem Werthe dieses Werkes spricht die mit allgemeinem Beifall mehrmalige Aufführung an der Münchener königlichen Hofkapelle, und das Einverleiben derselben in das Repertoir, welches nur anerkannten Meisterwerken zu Theil werden kann.

Möge Herr Ortlieb auf dieser ehrenvoll betretenen Bahn fortfahren, seinem Talente immer größere Geltung zu verschaffen; möge ihm die Anerkennung seiner Kunstgenossen von größerem Gewichte seyn, als die Huldigung der incompetenten Menge, und er wird sich die Ehrenstelle unter den größeren Meistern zu erringen wissen, welche ihm sein schönes Talent und entschiedener Beruf anweist.

XLIII.

Marcus Antonius de Dominis.

König Jakob I. von England war in seinen Jugendjahren bekanntlich ein eifriger Anhänger des Puritanismus; oft hatte er Gott dafür gedankt, daß er zu der „reinsten Kirche auf Erden" gehöre. Einen sehr auffallenden Gegensatz dazu bildeten seine stundenlangen Argumentationen über die kirchliche Verfassung, welche der gelehrte König auf der Conferenz vortrug, die er bald nach seinem Regierungsantritte zu Hamptoncourt mit den Puritanern hielt. Hier bekannte sich Jakob als den eifrigsten Anhänger der anglikanischen Episcopalkirche, deren Grundsätze, je näher bei der zunehmenden Altersschwäche Elisabeths der Zeitpunkt seiner Thronbesteigung heranrückte, ihm allmählig immer geläufiger geworden waren. Insbesondere hob er dort das Princip hervor: „daß, wenn es keine Bischöfe mehr gebe, es bald auch um die Könige geschehen seyn werde."

Es läßt sich nicht läugnen, daß Jakob in diesem Satze eine Ahndung einer großen Wahrheit ausgesprochen hat, der Wahrheit nämlich, daß wenn die von Gott gesetzte kirchliche Obrigkeit nicht mehr anerkannt und ihr nicht mehr gehorcht wird, in kürzerer oder längerer Frist auch die Bande des Gehorsams, welche die Unterthanen an ihre weltliche Obrigkeit

fesseln, zerreißen müssen. Niemand kannte daher die Gefahr, welche aus der Häresie für diese entspringt, besser als er, und Niemand hat den Haß der Presbyterianer gegen das Königthum mit treffenderen Zügen gezeichnet, als er in der von ihm an seinen Sohn gerichteten Schrift, welche den Namen Donum regium führt. Wenn aber seine Erkenntniß noch weiter reichte, und er in seinem Herzen wirklich glaubte, was er den Neffen Pauls V. versicherte, daß er den Papst für das rechtmäßige Oberhaupt der Kirche halte, so hat man in der That keinen Maßstab für die Schwäche oder Verblendung jenes gekrönten Pedanten, in welcher er seine kirchliche Suprematie vor der Welt zur Schau trug, und begierig eine Gelegenheit ergriff, um über den Papst einen scheinbaren Triumph zu feiern. Ein hoher Würdenträger der katholischen Kirche, der Erzbischof von Spalatro, Marcus Antonius de Dominis, kam zu ihm, um mit Verwerfung des Primates des Papstes ihn als sein kirchliches Oberhaupt anzuerkennen. Derselbe war im Jahre 1616 von Rom nach London gekommen, und erschien dann am ersten Advents-Sonntag im vollen Schmucke seiner Pontificalien in der Paulskirche, wo um den König sein Hof, der Clerus und eine große Menge Volks versammelt war. Er kniete dann vor dem Bischof King nieder und wurde von ihm befragt, was er begehre? „Ich begehre", antwortete er, „von dem römischen Gottesdienste, der ein babylonischer ist, in die Gemeinschaft der allerreinesten anglikanischen Kirche aufgenommen zu werden." Alsdann nahm er seine Mitra vom Haupte, warf alle bischöflichen Insignien und Gewänder ab, und zog die Kleidung des anglikanischen Clerus an. Hierauf schwur er dem Glauben der katholischen Kirche ab, und nahm mit feierlichem Gelöbniß die neun und dreißig Artikel an. Er hielt sodann eine Predigt über den Text aus dem Römerbrief (XIII. 12.), „die Nacht ist vorausgegangen, der Tag aber hat sich genahet; laßt uns also ablegen die Werke der Finsterniß und anziehen die Waffen des Lichts;" sein neuer Papst aber, der sich „freute, daß Rom einen solchen Juwel eingebüßt,

England aber ihn gewonnen habe," belohnte ihn mit der Verleihung mehrerer fetten Pfründen, und machte ihm seither sehr reichliche Neujahrsgeschenke; die Königin und Viele vom Adel beeilten sich, diesem Beispiel nachzukommen. Dieß traurige Schauspiel erregte damals in ganz Europa die größte Sensation, und es dürfte nicht uninteressant seyn, in dem Leben jenes unglücklichen Prälaten die Fäden zu verfolgen, aus denen sich für ihn allmählig das Netz gesponnen hat, in welchem er hängen blieb und zuletzt das kostbarste aller Güter, den wahren Glauben, eingebüßt hat.

Marcus Antonius de Dominis, geboren um's Jahre 1560 in Dalmatien, gehörte seiner Abstammung nach zu der Familie des Theobald von Piacenza, welcher unter dem Namen Gregor X. im Jahre 1271 den päpstlichen Stuhl bestiegen hat. Seinen ersten Unterricht in den Wissenschaften erhielt er bei den Jesuiten und trat auch — wiewohl Einige der Meinung sind, der Cardinal Aldobrandi habe ihn davon zurückgehalten — selbst in die Gesellschaft ein. Er zeichnete sich alsbald durch seine Fähigkeiten und Talente, so wie auch seine Kenntnisse, die er sich besonders auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der Geschichte erwarb, sehr vortheilhaft aus; ein glückliches Gedächtniß kam ihm überall zu Statten; nicht minder diente ihm seine schöne Gestalt und überhaupt sein angenehmes Aeußere zur Empfehlung. Er wurde, da er auch die Gabe der Rede in hohem Grade besaß, vielfach zu Lehrämtern verwendet; so docirte er zu Padua die Mathematik, zu Brescia die Rhetorik und an einem andern Orte die Philosophie. In diese Zeit gehört seine Schrift de radiis visus et lucis, in welcher er die Theorie des Regenbogens so gründlich entwickelt hat, daß seit ihm nicht mehr erheblich Neues über diesen Gegenstand gesagt worden ist*). Er erwarb bald einen weit verbreiteten Ruf, allein gerade

*) Die Schrift erschien in einem Umfange von 78 Seiten zu Venedig, bei Thomas Baglioni im Jahre 1611; von der Censur war sie schon im Jahre 1610 approbirt.

dieß war eine der Klippen, an welcher er scheiterte; indem er nach der Gunst der Menschen trachtete, wurde er eitel, hoffärtig und ehrgeizig, so daß er unzufrieden mit seiner jeweiligen Stellung stets nach etwas Anderm trachtete. Da seine Phantasie nur von den hohen kirchlichen Würden erfüllt war, zu denen emporzusteigen er sich für berufen hielt, so begreift sich leicht, warum für ihn in dem Orden der Jesuiten keines Bleibens war; es kam zu mancherlei Reibungen mit den Oberen und zu Zwistigkeiten mit den Genossen, in Folge deren er aus dem Orden entlassen wurde.

Somit trat de Dominis auf den schlüpfrigen Boden der Welt hinaus; er besaß nur zu viel Eigenschaften, um dieser und sich in ihr zu gefallen. Seine Geschicklichkeit machte ihn sehr geeignet zur Führung von Geschäften, in welchen er vielfach bei der Curie in Rom verwendet wurde. Nach einiger Zeit erhielt er das Bisthum Segni, und stieg dann zu der Würde eines Erzbischof von Spalatro empor; in dieser Eigenschaft war er der Primas von Dalmatien und Croatien. Es walteten aber sehr verschiedene Gründe vor, aus welchen man ihm jene Würden verschaffte, indem seine Freunde noch mehr, als seine Gegner seine Entfernung aus Rom wünschen mußten. De Dominis zeichnete sich nämlich unter dem damals ohnedieß keineswegs sittenreinen Clerus von Rom noch durch seinen ausschweifenden Lebenswandel aus; nicht nur machte er sich des Umganges mit den gemeinsten Dirnen schuldig, sondern wurde auch vielfach der Verführer vornehmer Frauen und Mädchen *). Sein Freund, Trajan Boccalini, der einst mit ihm eine Wallfahrt nach Loretto gemacht hatte, erzählt von ihm, er habe sich offen dessen gerühmt, daß er Nichts höher achte, als bei dem weiblichen Geschlechte jede Gunst zu ge-

*) Auch das Allg. histor. Lexik. (Leipz. 1722. Bd. 2. S. 64) sagt von ihm: „Denn er war schön und machte sich, wie man meldet, mit dem Frauenzimmer gar zu bekannt.“

nießen, und daß er sich nie Einer ausschließlich ergebe, da er sicher sei, der Gunst Aller sich zu erfreuen. Ein Verhältniß der Art zog ihm aber den Haß der beiden Cardinäle, Lanti und Mellini, zu, da de Dominis einen vertraulichen Umgang mit einer Verwandten derselben zum großen Aergerniß der Familie pflog *). Eine so ausschweifende Lebensweise mußte aber den ohnehin unbeständigen Charakter des gefallsüchtigen Mannes vollends erschüttern.

Seine Ernennung zum Bischof führte de Dominis in eine ganz andere Bahn hinein, als diejenige war, welche er zu betreten wünschte; gebrauchte man ihn wohl auch hin und wieder zum Unterhändler bei dem Kaiser und bei der Republik Venedig, so war er doch von der römischen Curie getrennt. Er hatte auf eine Nuntiatur gerechnet, und gehofft, auf diesem Wege zum Cardinalat emporzusteigen; wer weiß, ob dem ehrgeizigen Manne nicht das Andenken an seinen Verwandten, Gregor X., vor Augen schwebte? Das Erzbisthum Spalatro befriedigte seinen Ehrgeiz nicht, im Gegentheil er nahm wahr, daß er schwerlich mehr zu einer höhern Würde empor steigen könne, und somit faßte er nicht nur eine tiefe Abneigung gegen jene beiden zuvor genannten Cardinäle, die er als die Zerstörer seines Glückes ansah, sondern sein unruhiger Geist suchte nach einer andern Bahn, auf welcher er Ruhm und Ansehen gewinnen, und die Welt von sich sprechen machen könne. Eine Streitigkeit mit seinen Suffraganen, die zu einem für ihn unglücklichen Prozeß bei der römischen Curie führte, scheint vorzüglich seinem Geiste die Richtung gegeben zu haben, die er nach einiger Zeit zu seinem größten Unglücke einschlug. Sei es, daß ihm wirklich oder vermeintlich durch die Curie unrecht geschehen war, genug, er warf jetzt seinen Haß auf

*) Cum qua talia commisit, quae indigna sunt, nedum laico sacerdote. *Traj. Boccalini* Epist. ad Mutium. (Bei *Jaeger*, Hist. eccles. et polit. ann. 1616 p. 242.)

diese und glaubte nun kein Mittel unversucht lassen zu dürfen, um an ihr sich zu rächen. Je bedeutender seine Kenntnisse waren, um so verführerischer und blendender war es für ihn, die Curie, so wie den Primat des Papstes auf dem Gebiete der Wissenschaft anzugreifen; er konnte auf den Beifall eines großen Theiles von Europa, nicht bloß der Protestanten zählen. Wir halten diese Erklärung des Problems, daß sich ein so geist- und talentvoller Mann so weit verirren konnte, deßhalb für die richtige, weil es eine nicht selten zu machende psychologische Wahrnehmung ist, daß eitle Männer, denen es an eigentlicher Festigkeit des Charakters gebricht, nur zu leicht dazu kommen, plötzlich eine ihrer früheren ganz entgegengesetzte Bahn in der Hoffnung zu betreten, auf dieser zu dem dort verfehlten Ziele: sich vor der Welt einen großen Namen zu machen, zu gelangen. Eine solche Unbeständigkeit, wie sie nach dem Zeugnisse seines obengenannten Freundes in dem Charakter des Erzbischofs von Spalatro lag, sichert daher auch eben so wenig das Beharren auf der neuen Laufbahn; sieht ein Solcher auch hier sich getäuscht, so wendet er wieder um, und wenn dann der Vorsatz zur Beharrlichkeit kein kräftiger ist, so muß dieß zuletzt zu seiner völligen Vernichtung führen. Dieß war das Loos jenes Mannes.

Sein Benehmen in Spalatro hatte die Unzufriedenheit des Papstes erregt, und er wurde, wie Boccalini berichtet, aufgefordert, sich in Rom zu rechtfertigen. Auf der Reise dahin traf er mit zweien Anglikanern zusammen, von denen der Eine in der Theologie und Geschichte sehr wohl bewandert war. De Dominis gefiel sich in dieser Gesellschaft und in den wissenschaftlichen Gesprächen, die diese bot, und es konnte nicht ausbleiben, daß diese sich nicht öfters um jenes Hauptthema drehten: ob man in jeder christlichen Confession selig werden könne, vorausgesetzt, daß eine Uebereinstimmung in gewissen fundamentalen Glaubensartikeln bestände? Ueber seine Zweifel, es sei ja von keinem Nutzen, daß es überhaupt verschiedene Confessionen gebe, half ihm der Engländer mit der Bemerkung hinüber, daß diese ver-

schiedenen Confessionen da seyn müßten, um das Wort Christi zu bewahrheiten: in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. „Demgemäß", meinte de Dominis, „hätte Jeder in seinem Hause zu verbleiben." „Allerdings", erwiderte der Engländer, „dennoch ist es", fuhr er mit einer bedeutungsvollen Betonung fort: „dennoch ist es der beste Rath, dasjenige Haus zu erwählen, in welchem die Gefahren, der Einsturz und die Abgründe nicht so offenbar sind."

Diese Worte scheinen einen tiefen Eindruck bei de Dominis zurückgelassen zu haben, und es ist möglich, daß sie ihm den ersten Anstoß zu dem Gedanken der völligen Apostasie gaben, den jener Engländer, der ihn wie sein böser Genius nicht mehr verließ, zur Reife gebracht haben mag. Allein de Dominis war dazu schon hinlänglich vorbereitet und hatte seine Schrift wider den Primat (de re publica ecclesiastica) damals schon wenn nicht ganz, so doch zum größten Theile fertig.

In Rom angekommen, wurde er eben nicht freundlich empfangen; er selbst trug, während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes daselbst, nicht nur Nichts dazu bei, diese Mißstimmung wider ihn zu begütigen, sondern im Gegentheil, er that Alles, um durch die Zügellosigkeit der Reden die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die Folge war die, daß er, sei es im Begriffe abzureisen oder schon auf dem Wege nach Spalatro, aufgefordert wurde, sich vor der Inquisition zu stellen und sich über mehrere Klagepunkte, die man wider ihn erhoben hatte, zu rechtfertigen. Die Anklage bestand darin, daß er wider die von dem Papste über Venedig verhängte Excommunication als eine ungerechte geschmäht habe; daß er mit einem der größten Feinde des heiligen Stuhles, dem Serviten Paolo Sarpi, in einem unerlaubten Briefwechsel stehe; daß er sich geäußert habe, er werde es Rom schon fühlen lassen, wenn es nicht mildere Saiten gegen ihn aufziehe; daß er mit Häretikern verschiedener Nationen Umgang pflege; daß er deutlich eine Mißachtung der Sacramente an den Tag lege, und

endlich: daß er in Gegenwart Vieler gesagt habe, wenn die katholische Religion gut sei, so sei doch die protestantische nicht schlecht und für Jeden, der fromm lebe, jede Religion geeignet. Der Prozeß nahm einen vielleicht von keiner Seite erwarteten Ausgang; wegen Mangel an Beweis wurde de Dominis von der Instanz absolvirt, aber nur zu bald sollte der Gerichtshof den Prozeß auf Grund von Beweisstücken wieder aufnehmen, die den Erzbischof als den vollendetsten Apostaten offenbarten.

De Dominis hatte sich, auf Freunde und eigene Geschicklichkeit vertrauend, damit geschmeichelt, er werde von der Inquisition als völlig unschuldig erklärt werden. Da dieß nicht geschehen war, so lieh er jenem Engländer ein um so willigeres Ohr, der ihm zuredete, er möchte sich gleich mit ihm nach England begeben, dort werde er bei König Jakob eine sehr bereitwillige und ehrenvolle Aufnahme finden. Dieß bestimmte ihn aus Rom zu fliehen; ein gewandter Kammerdiener wußte ihm seine Sachen zu versilbern, de Dominis nahm weltliche Kleidung an, und nachdem auf diese Weise Alles zur Flucht bereitet war, schlug man, da der Erzbischof vor der Seereise Besorgniß hegte, den Landweg durch die Schweiz und Deutschland ein.

So berichtet Boccalini über die Flucht des Bischofs und deren Veranlassung; nach den Angaben des englischen Bischofes Goodman (The court of king James I. Vol. I.p. 336 sqq.) wäre de Dominis nach dem Friedensschluße zwischen dem Papste und Venedig nach dieser Stadt gegangen, und hätte alsbald mit dem englischen Gesandten, Sir Dudley Carleton, wegen seines Uebertrittes zur anglikanischen Kirche unterhandelt; allerdings ist von Venedig aus unterm 20. Sept. 1616 sein Schreiben: „Marcus Antonius de Dominis, Archiepiscopus Spalatensis, suae profectionis consilium exponit", datirt.

Sobald de Dominis sich in Sicherheit wußte, sendete er zwei Briefe an den Papst und an das Cardinalscollegium ein, in welchen

er die Gründe seines Abfalles auseinandersetzte und ankündigte, er werde sein längst ausgearbeites Werk de republica ecclesiastica bei dem ersten geeigneten Buchdrucker in Deutschland drucken lassen. Auf dem ganzen Wege, der ihm freilich dadurch etwas verleidet wurde, daß sein Diener mit einer beträchtlichen Geldsumme ihm entlief, verkündete er selbst sich als den Feind des Papstes und den Vertilger des katholischen Namens.

In Rom gerieth man in wahre Bestürzung über dieß Ereigniß; man sendete einen Vertrauten nach London, man ließ dem Erzbischof durch mehrere Freunde schreiben, kurz man bot Alles auf, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Aber vergeblich, de Dominis hatte unterdessen dem katholischen Glauben abgeschworen, und ließ außer dem oben erwähnten Buche noch mehrere andere Schriften drucken, in welchen zuletzt kein einziges katholisches Dogma übrig blieb, über welches er nicht auf die empörendste Weise geschmäht hätte. Unter diesen Umständen blieb nichts Anderes übrig, als dem Prozesse wider ihn seinen Fortgang zu lassen, in Folge dessen der Papst in einer Versammlung aller in Rom anwesenden Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe den Primas von Dalmatien als einen Apostaten aus der Kirche ausstieß; Paul V. selbst, eine schwarze Kerze in der Hand haltend, sprach das Anathem in feierlicher Weise aus. Das Urtheil der Inquisition lautete aber auf Ueberlieferung des Schuldigen an die weltliche Gerichtsbarkeit, und es wurde darauf de Dominis in effigie verbrannt. Als er die Kunde davon erhielt, lachte er und erklärte, nie habe er so wenig Hitze und so viel Kälte gespürt, als an jenem Tage, wo man ihn in Rom verbrannt habe.

Unter seinen Schriften, welche de Dominis in dieser Zeit erscheinen ließ, ist das wichtigste sein mehrerwähntes Werk de republica ecclesiastica *). In demselben suchte er darzuthun,

---

*) Der erste Band erschien zu London im Jahre 1617 und 1618 zu Heidelberg, der zweite 1620 zu Frankfurt und der dritte 1622 zu Hanau.

die Kirche sei zwar unter Christus eine vollendete Monarchie, auf Erden aber hätten die Diener Christi, ohne daß der Demokratie einiger Eintrag geschehe, die Kirche aristokratisch zu regieren, und es stimme der Primat Petri weder mit dem Evangelium, noch mit der Einsetzung Christi überein. Demgemäß bemühte er sich festzustellen, daß unter den Bischöfen, die er jedoch wesentlich von den Presbytern unterschied, nach göttlichem Rechte gar kein Unterschied sei, so wie auch, daß die römische Kirche keinerlei Privilegien vor andern Kirchen voraus habe; er spricht dann ferner der Kirche jede Jurisdiction ab, und während er behauptet, daß den Fürsten viele Gewalt in geistlichen Dingen gebühre, lehrte er, es entbehre die Kirche jedes Anspruches auf eine Gewalt in weltlichen Sachen, insbesondere in dem Verhältnisse zu den Königen. Er selbst rühmte sich, mittelst seines Werkes den Primat Petri völlig vernichtet und zu Staub zerrieben zu haben. Ganz die nämlichen Grundsätze entwickelte er, der auf so unglückliche Weise an seinem Glauben Schiffbruch gelitten hatte, in der Schrift Scoglj del cristiano naufragio, auch galt er eine Zeit lang für den Autor der Storia del Concilio di Trento. Fra Paolo hatte ihm nämlich ein Manuscript seines Buches gegeben, de Dominis ließ es im Jahre 1619 zu London drucken, begleitete es mit einer Vorrede und dedicirte es König Jakob I., der seine Erkenntlichkeit dafür in dreihundert Goldstücken (Jacobini) aussprach. In der Vorrede sagt de Dominis von dieser Geschichte des Conciliums: Nella quale si scoprono tutti gl'artifici della Corte di Roma per impedire, che nè la verità de'dommi si palesasse, nè la riforma del Papato e della Chiesa si trattasse. Ueberhaupt war diese Vorrede so voll der wüthendsten und maßlosesten Schmähungen wider die katholische Kirche, daß sogar Fra Paolo höchst unzufrieden damit war, und sie bei der von ihm selbst veranstalteten Ausgabe hinwegließ.

So sehr sich auch de Dominis dessen rühmte, daß er der furchtbarste Feind des römischen Stuhles sei, so war seine äußere Stellung als bloßer Decan von Windsor in der angli-

kanischen Kirche doch keineswegs eine besonders hervorragende. Dieß allein konnte nicht das Ziel seines Ehrgeizes seyn, er strebte vielmehr dahin, seinen Namen noch in einer andern Weise unsterblich zu machen, und dazu sollte ihm die vermeintliche Vernichtung des Primates Petri nur als ein Mittel dienen. Er hielt sich für den Mann, welcher berufen sei, die vollständige Einheit der christlichen Kirche wiederherzustellen. Zu diesem Zwecke sendete er ein Exemplar seines großen Buches von der kirchlichen Republik an Cyrillus, den Patriarchen von Alexandrien, und begleitete dasselbe mit einem lateinischen Schreiben, worin er sagt, „daß viele der occidentalischen Kirchen, durch Nachlässigkeit und Schwelgerei verdorben, jetzt unter der Knechtschaft des Papstes seufzeten; er selbst geboren, erzogen und geweiht unter der römischen Ruthe, habe lange Erfahrungen von der alten ägyptischen Finsterniß in dem abendländischen Aegypten unter jenem grausamen Pharao gemacht; zuletzt sei er aber genöthigt gewesen, nach dem Lande Gosen seine Zuflucht zu nehmen, wo Alles Licht sei; dieß habe er mit des Himmels Beistand erreicht, indem er vor etwa Jahresfrist in England angekommen sei. Hier könne er sicher und frei für den Glauben streiten, denn hier triumphire die Sache Christi unter dem Schutze eines sehr religiösen und weisen Monarchen, des wahren Vertheidigers des alten katholischen Glaubens. Sein Buch sende er ihm als ein Zeichen seines ernstlichen Verlangens, Gemeinschaft mit der griechischen Kirche zu halten; er habe in diesem Werke die orientalischen Kirchen, insbesondere die von Constantinopel vertheidigt und sie gegen die Schmähungen der Romanisten gerechtfertigt; er habe alle die alten Rechte der Patriarchen festbegründet und den Bischof von Rom seines absoluten Primates beraubt, und ihn in seine rechte Stellung zurückgewiesen; er hoffe, Cyrillus werde in dieser Schrift eine Gegengabe wider die Waffen der Jesuiten finden. Er möge eifrig an eine Vereinigung der ihm untergeordneten griechischen Kirchen mit der so überaus blühenden Kirche Englands denken; denn sobald einmal eine solche Union

bewerkstelligt sei, so würden sie leicht über jenen Pharao oder vielmehr jenen Antichrist Herr werden, und die Kirche von seiner Tyrannei befreien. Cyrillus möge, wenn etwa einer solchen Union Hindernisse im Wege stünden, diese dem Erzbischof von Canterbury oder ihm, dem Briefsteller, mittheilen und alle seine Kräfte anstrengen, um ein so alt gewordenes Schisma aufzuheben." — Es scheint nicht, daß Cyrillus sich sehr tief mit de Dominis eingelassen habe, wenigstens liegt nichts weiter vor, als ein höfliches Schreiben desselben, worin er vortheilhaft von der anglikanischen Kirche und von dem suavissimus Jacob, wie er den König nennt, spricht.

Nach und nach scheint de Dominis wahrgenommen zu haben, daß, nachdem das erste Aufsehen, welches sein Abfall erregt hatte, vorüber war, auch England kein genügender Schauplatz für seinen Ruhm sei. Zugleich mochte er sich der prophetischen Mahnung des talentvollen John Barclay erinnern, der, mit dem Hofe Jakobs I. wohl bekannt, ihn gewarnt hatte: man werde ihn dort zwar zuerst mit offenen Armen empfangen, dann manche lästige Fesseln anlegen und ihn, wenn er sich zu diesen nicht bequemen wolle, mißachten und zuletzt noch, wenn er wahrnehme, daß er getäuscht sei, von sich stoßen. So ging es auch, er fand in England durchaus nicht das, was er gesucht hatte, er fühlte sich beengt und mochte öfters, wenn auch nicht die Stimme des Gewissens in ihm sprach, dem Gedanken nachhängen, daß sein Schritt mindestens ein sehr übereilter gewesen war. Schon im Jahre 1617 müssen ihn Gefühle der Art beschlichen haben, denn er schrieb dem Cardinal Alexandro Ludovisio: Che si Dio compiacesse, come senza dubio sperava, di dargli in mano le chiavi del Vaticano, non disperava la fortuna di baciarli i piedi sagrati. Als nun aber im Jahre 1621 Ludovisio wirklich zum Papst gewählt wurde, so erwachte in de Dominis der Gedanke an eine Rückkehr nach Rom; er pries die Katholiken, deren Umgang er vorzugsweise suchte, glücklich, daß sie ein solches Oberhaupt, wie der neue Papst Gregor XV. sei, besäßen und fing an, dem anglikani-

schen Gottesdienste nachlässiger beizuwohnen. Andrerseits hatte auch der Papst die Hoffnung nicht aufgegeben, den ehemaligen Erzbischof von Spalatro wieder in die Kirche zurückkehren zu sehen. Allein die Sache war ungemein schwierig und hatte ihre großen Bedenken. Ein so eclatanter Fall einer bis zur höchsten Ostentation getriebenen Apostasie war bisher in der christlichen Kirche seit ihrem Bestehen kaum vorgekommen, die Frivolität und Charakterlosigkeit des de Dominis bot sehr geringe Garantie; von einer Reue hatte er selbst noch keine Probe gegeben. Gregor XV. indeß, von dem Wunsche beseelt, den Abgefallenen zurückzuführen, gab dem Cardinal Bentivoglio den Auftrag, nochmals den Versuch zu machen, de Dominis zur Rückkehr zu bewegen. Der Cardinal setzte sich mit dem spanischen Gesandten in London in Verkehr, der auch alsbald mit de Dominis Verhandlungen anknüpfte. Hätte es sich darum gehandelt, daß man ihm in Rom alles Geschehene vergessen und ihn wieder zu Ehren aufgenommen oder gar mit neuen geschmückt hätte, de Dominis hätte unstreitig keinen Augenblick gezögert, seine Rückkehr zu erklären. Begreiflicher Weise war jenes unmöglich; das Aergerniß, welches der Erzbischof von Spalatro vor der ganzen Christenheit gegeben hatte, war zu groß, das Beispiel, wenn einem so offenkundigen Apostaten so ohne weiteres Verzeihung angediehen werden sollte, zu gefährlich, als daß man ihm eine schwere Buße erlassen konnte. Der spanische Gesandte verhehlte ihm dieß, so sehr er ihn auch zur Rückkehr einlud, keineswegs, gab aber de Dominis, der auch bei dieser Gelegenheit die Hoffnung auf den Purpur durchblicken ließ, zu erkennen, daß Alles darauf ankommen werde, daß er aufrichtige Reue an den Tag lege und seine große Schuld dadurch wieder gut mache, daß er seine Kenntnisse und seine gewandte Feder zur Vertheidigung der katholischen Kirche anwende; unter solchen Voraussetzungen würde der Papst gewiß gerne von seinem Dispensationsrechte zu seinen Gunsten Gebrauch machen, und die Strenge und Dauer der nothwendigen Buße mindern.

Der Verkehr des de Dominis mit dem spanischen Gesandten, wie überhaupt mit den Katholiken, konnte in London nicht lange ein Geheimniß bleiben. König Jakob, den er durch eine lateinische Predigt über den Schlaf der Seelen bis zum jüngsten Gerichte schon früher gegen sich verstimmt hatte, wollte zwar seine Abreise nicht hindern, zugleich aber auch ihn seine Ungnade fühlen lassen. Alsbald erhielt er einen Brief von de Dominis, worin derselbe ihm für seine Gunst dankte und erklärte, daß er die Kirche von England sehr hoch achtete, nunmehr aber, nachdem er sie kennen gelernt habe, glaube, ihr besser auswärts dienen zu können; deßhalb und weil er wünsche, bei seinen Vätern begraben zu werden, bat er um Erlaubniß, England verlassen zu dürfen. Der König verbot ihm den Hof, ordnete Vorsichtsmaßregeln an, daß er nicht heimlich entfliehe, und ließ ihn durch eine Commission von Bischöfen über die Ursachen seines Fortganges ausfragen. Er erklärte, nur deßhalb England verlassen zu wollen, um in seiner Heimath zu sterben, und daß er nicht im Sinne habe, seinen Glauben zu ändern. Man machte ihm zum Vorwurfe, daß er an den Papst, der des Königs Feind sei, geschrieben habe, worauf er antwortete, daß er dieß nicht gewußt habe; Ludovisio habe ja nie den König beleidigt. Die anglikanischen Bischöfe, denen gegenüber solche Reden leere Ausflüchte waren, verbannten ihn aus dem Königreiche, und er sollte dieses bis zu einem bestimmten Tage verlassen. Nachdem de Dominis durch öffentlichen Besuch mehrerer Straßen Londons in einer Miethkutsche das Gerücht, er befände sich in Haft, widerlegt und sich dem lärmenden Geschrei des Pöbels ausgesetzt hatte, begab er sich nach Holland. So der Bericht Goodman's (I. 347). Andere erzählen anders, und zwar soll König Jakob ihn zu sich berufen und ihn darauf aufmerksam gemacht haben, wie er durch den Umgang mit den Katholiken den Haß des Volkes auf sich lade, ja sein Leben in Gefahr setze. De Dominis wäre daher auf die Flucht bedacht gewesen und habe sich heimlich nach Calais eingeschifft. Nach andern Berichten soll er

öffentlich vor einer großen Volksmenge in einer Anrede erklärt haben, daß er Alles, was er gegen den Papst und die katholische Kirche geredet und geschrieben habe, widerrufe; es hat dieß jedoch sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich; de Dominis war sehr furchtsamer Natur und möchte nach einer Warnung des Königs wohl kaum gewagt haben, in solcher Weise öffentlich vor dem englischen Volke aufzutreten. Auch über den Weg, welchen er nach Rom einschlug, sind diese Berichte nicht gleichlautend; nach dem einen wäre er von Calais nach Paris gegangen, hätte hier bei dem Nuntius zwar eine freundliche Bewillkommnung gefunden, sich jedoch sehr verletzt dadurch gefühlt, daß dieser ihn nicht zu Tische lud; von Paris wäre er dann nach Marseille und von da zur See nach Civita Vecchia gereist. Nach einem andern Bericht wäre er nach Flandern gegangen und in Brüssel von dem Nuntius in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen worden. Dieß Letztere ist unstreitig unrichtig, obgleich die Nachricht auf einem Briefe des Dominis selbst beruhen soll; nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Flandern soll er dann in einem glänzenden Aufzuge durch die Länder mehrerer katholischer Fürsten gereist und in Rom von dem Papste mit der größten Auszeichnung empfangen worden seyn. Dieß Letztere ist gewiß nicht wahr, und es verdient die Nachricht seines Freundes Boccalini unstreitig den Vorzug, daß man ihn auf Veranstaltung des Cardinals Ludovico Ludovisio, des Neffen des Papstes, nach Ara Coeli brachte und ihm daselbst eine anständige Wohnung einräumte. Gregor XV. berief darauf die Congregatio S. Officii, um darüber zu berathen, was jetzt mit de Dominis zu thun sei. Man kam darin überein, daß man ihm, nachdem er zuvor feierlich in der demüthigenden Erscheinung eines todeswürdigen Verbrechers mit dem Stricke um den Hals die Apostasie abgeschworen haben würde, eine allerdings strenge Buße, jedoch ohne Gefängniß, für die Zeit eines Jahres auferlegen solle; nach Ablauf dieser Frist solle ihm nur obliegen, täglich die Kirche von St. Peter zu besuchen und hier die

Messe zu hören, so wie einige vorgeschriebene Gebete zu verrichten und sich alle Monate vor der Congregation zu stellen, um Rechenschaft über seinen Lebenswandel zu geben, vor Allem aber Hand anzulegen, um seine Irrthümer und Schmähungen gegen die katholische Kirche zu widerlegen. Er wurde darauf beim Papste zum Fußkuße zugelassen und ergriff diese Gelegenheit, sich über die Härte der ihm auferlegten Prüfung zu beschweren; der Papst antwortete: wenn diese auch seine Kräfte übersteige, so sei sie doch viel minder, als seine Vergehen; doch möge er guten Muthes seyn, er solle nur ein auferbauliches Beispiel geben, dann werde sich seine Lage schon erleichtern lassen. Auch der Cardinal Ludovisio machte ihm diese Hoffnung, und versprach ihm, seine Wünsche zu unterstützen.

Auf diese Weise sah sich de Dominis in seinen Erwartungen getäuscht und gab zu verstehen, daß man ihn hintergangen habe; wenn er das gewußt hätte, wäre er nicht nach Rom gekommen. Eben so wenig ließ er sich bereit bereit finden, die ihm auferlegte schriftstellerische Arbeit anzufangen *), indem er äußerte, der heilige Geist habe ihm in London mehr als in Rom zur Seite gestanden. Freilich mußte er sich getäuscht finden, wenn er etwa gemeint hatte, mit einer leichten Buße von etlichen Gebeten und guten Werken abzukommen und dann wieder zu hohen Ehren zu gelangen; allein das hatte ihm auch Niemand zugesagt. Unfehlbar aber würde ihn der ihm wohlgewogene Papst sehr bald von manchem jener Bußacte dispensirt haben, wenn er auch nur einigermaßen durch sein Benehmen eine wahre und aufrichtige Reue an den Tag gelegt hätte; allein gerade das Gegentheil. Während er sich einerseits weigerte, jene Schrift zu beginnen, kam er in den Verdacht, daß er von Neuem einen Verkehr mit einzelnen Anglikanern

---

*) Seine Schrift: „Marcus Antonius de Dominis, Archiepiscopus Spalatensis, sui reditus ex Anglia consilium exponit“ konnte nicht als eine Widerlegung seiner respublica ecclesiastica gelten.

angeknüpft habe, und wiederum damit umgehe, nach England zu entfliehen. Als nun um diese Zeit (Juli 1623) Gregor XV. starb, hielten die Cardinäle es für geeignet, jenen, damit er nicht entfliehe, während der Sedisvacanz in gefänglichen Gewahrsam zu nehmen. Die Wahl fiel auf Maffeo Barberini, als Papst Urban VIII., von dem sich de Dominis durchaus keine Milderung seiner Lage versprechen durfte; er war ihm von jeher abhold gewesen. Ehe der Prozeß, den man ihm jetzt wiederum machte, zu Ende geführt war, starb de Dominis im Gefängnisse (1624); das Gerücht sagte, er sei vergiftet worden, allein dieß war eben nur ein Gerücht. Es ist leicht erklärlich, daß dasselbe geglaubt wurde, glaubte man doch auch: de Dominis sei ursprünglich vom Papste listiger Weise nach England hingeschickt worden, um König Jakob und sein Volk zur katholischen Kirche hinüberzuführen, habe aber seine Vollmachten überschritten und gar zu arge Behauptungen gegen den Primat des Papstes aufgestellt, und sei erst dadurch Gegenstand der gerichtlichen Verfolgung geworden. Uebrigens wird erzählt (Goodman I. 346): er habe selbst nicht nur dem spanischen, sondern auch andern katholischen Gesandten in London gesagt: er sei nur deßhalb nach England gegangen, um dadurch der katholischen Kirche Dienste zu erweisen, daß er durch seine persönliche Gegenwart den allgemeinen kirchlichen Frieden zu Stande zu bringen gehofft habe; er sähe aber jetzt wohl ein, daß diese Zeit noch nicht gekommen sei. Wenn es aber wahr ist, was Goodman berichtet: „er habe sterbend in Gegenwart mehrerer Engländer das Crucifix geküßt und erklärt, er sterbe als ein Mitglied der katholischen Kirche“, und was Zaccaria erzählt, „er habe sich vor seinem, an einem Fieber erfolgten Tode noch wirklich aufrichtig bekehrt und alle seine Sünden bereut“, so möchte die weitere Verfolgung des Prozesses, die nach Goodman's Bericht deshalb erfolgte, weil man unter seinen Papieren eine Schrift gefunden habe, worin er die Ungleichheit der Personen in der heiligen Dreifaltigkeit behauptet, zwar hinreichend motivirt seyn, die Execution aber des Urtheils an dem Leichnam des

Verstorbenen allerdings ein Schauspiel seyn, welches besser unterblieben wäre. — So endete ein Mann, der von Gott mit allen Eigenschaften ausgerüstet war, um Großes in Seinem Dienste zu wirken, der aber durch unersättlichen Ehrgeiz, Gefallsucht und ausschweifende Lebensweise sich selbst völlig zu Grunde gerichtet hatte.

Der Kirche mußte an der Widerlegung seiner mit Erudition geschriebenen Schrift de republica ecclesiastica viel gelegen seyn. Gleich nach dem Erscheinen des ersten Bandes wendete sich die Löwener Universität an Corn. Jansen, den nachmaligen Bischof von Ypern, und forderte denselben zu einer Gegenschrift auf. Dieser wollte sich jedoch nicht darauf einlassen, und schrieb darüber an S. Cyr: „Je suis tres-aise ayant fort appréhendé cette charge", und an einer andern Stelle in Beziehung darauf: „Ce que j'abhorre entierèment." Es ist diese Weigerung Jansens deßhalb nicht uninteressant, weil auch er der Ansicht von der Gleichheit aller Bischöfe huldigte. Papst Gregor XV. erwählte den designirten Bischof von Marseille, Nicolaus Coeffeteau zu dieser Arbeit, von dem dann auch schon im Jahre 1623 das sehr gelehrte Werk: „Pro sacra Monarchia Ecclesiae Catholicae et Romanae adversus Rempublicam Marci Antonii de Dominis, quondam Archiepiscopi Spalatensis, Libri IV Apologetici IV ejus prioribus Libris oppositi" erschien. Weiter hat Coeffeteau seine Arbeit nicht fortgeführt, er starb unter derselben im April des Jahres 1623.

XLIV.

Ungarn, Oesterreich und Deutschland.

Rückblicke auf die geheimen Triebfedern und Fäden der magyarischen Revolution, nach Mittheilungen aus einer ungarischen Feder.

(Fortsetzung.)

III.

Die Wirkung des Kölner Ereignisses in Ungarn. — Die Stellung von Kirche, Staat und Schule. — Die Zehntablösung. — Die Nationalsynode und die Diöcesan-Conferenzen. — Der Episcopat und der Pfarrclerus. — Die geistlichen Orden in Ungarn.

Der von der preußischen Krone an dem Erzbischof von Köln verübte Frevel traf auch die Ohren des schlummernden Ungarns wie ein Donnerschlag. Es zündete namentlich in dem unteren Clerus; da es aber leider keinen gehörig vorbereiteten Sinn fand, und da die Oberhirten, die auf der hohen Warte standen, und deren Pflicht es gewesen wäre, die neu erwachte heilige Flamme zu nähren und zu hüten, sich schüchtern zurückzogen: so konnte der glimmende Funke nicht zu lichter Flamme auflodern. So ging diese Gelegenheit einer religiösen Geisteserneuerung leider ungenützt vorüber. Dennoch sprachen die begeisterten Wenigen so eindringlich, sie verlangten so nachdrücklich Verhaltungsvorschriften, daß, nachdem ganze Landkapitel ihre Stimme erhoben und 1839 Jos. v. Laicsák, Bischof von Großwardein, und Joh. Scitowsky, Bischof

zu Rosenau, sich, allen Bitten und Drohungen des Erzherzogs Palatinus zum Trotze, an die Spitze der Glaubensbewegung gestellt und ihre Encyclica hinausgesendet, die indolente neutrale Stellung aufgegeben werden mußte, sollte nicht der Pfarrclerus mit dem Episcopat zerfallen.

Zur Beschwichtigung des entrüsteten Clerus einer Seits und der von den Radikalen aufgehetzten Comitate anderer Seits, wurde Jos. v. Lonovits nach Rom gesandt, um dort ein vermittelndes Abkommen zu treffen. Mehr als Politiker, denn als Kirchenmann gepriesen, kehrte derselbe nach einem Jahre gepflogener Transactionen zurück. Der tiefgebeugte Laicsák zog sich indessen krank in das Franziskaner-Kloster zurück, und starb bald hochgeachtet und tief betrauert von den Besseren. Das Resultat der Transactionen wurde erst in kleinen Paracellen, endlich ganz bekannt. Aber der freudige Aufschwung des Clerus war unterdessen erkaltet! Seine Belebung fiel dem Kirchenblatt *Religio és Nevelés* unter Franz Szaniszlós und später unter der Redaction des Aloys Somogyis anheim. Das Blatt bemühte sich, mit milder Liebe die Gemüther für wahre Kirchlichkeit zu gewinnen; allein es wird selten von Anderen, als von Geistlichen gelesen; früher hatte es vierhundert Abonnenten, die bis Anfang 1849 zu tausend gestiegen sind. So blieb seine Wirksamkeit eine beschränkte; denn der Unglaube und die Verderbniß der Zeit sprachen allzu dräuend ihren Haß aus. Das zeigte die feindliche Stimmung des verblendeten Adels, und der Abfall von beiläufig siebenzehn Priestern, theils Welt-, theils und zwar mehr noch Klostergeistlichen, die das Gesetz vom Jahre 1844 über den freien Uebertritt gewöhnlich zu Aufführung eines Scandales benutzten. Stieß die Zeit auf diese Weise den Priester mit ingrimmigem Hasse zurück, so hatte dieß wenigstens die gute Folge, daß es bei Vielen eine heilsame Einkehr in sich selbst bewirkte.

Unter dieser trüben Stellung der Gestirne zog der verhängnißvolle März 1848 heran. Vier Bisthümer ließ die Regie-

rung vor dem Landtage vacant, zwei wurden es in dessen Verlauf, und sind es noch bis zum Beginne 1849 geblieben!

Der Clerus kam am 18. März der gewaltthätigen Beraubung des Kirchenzehntes durch seine „freiwillige" Verzichtleistung zuvor. Dieser Zehnt war einst den Königen entrichtet worden, und sie hatten ihn dem Clerus zu seinem Unterhalt angewiesen. Bei seinem Verzicht fügte daher der Clerus natürlicher Weise die Bedingung bei: daß dem Pfarrclerus, der seine ganzen oder halben Einkünfte dadurch einbüßte, vom Lande ein „geziemender" Ersatz geleistet werde. Der Kultusminister ließ diese Lebensfrage ein halbes Jahr auf sich beruhen; endlich allerseits gedrängt, ließ er alle Nebeneinkünfte, z. B. Stolgebüren, Meßfundationen ꝛc. bis zu 300 fl. C. M. als Normalgehalt einrechnen, und nur das Fehlende als den „geziemenden" Ersatz gelten. So wurde dem Clerus das Opfer, welches er dargebracht, gelohnt! Und es geschah, Dank diesem finanziellen Manöver, daß z. B. ein Pfarrer im Zipser Comitat, dessen fünfzehn Pfarreien nahezu Alles verloren, statt einen „geziemenden" Ersatz zu erhalten, der Landeskasse noch 4 kr. C. M. als Ueberschuß über die Normalsumme von 300 fl. C. M. zahlen mußte! Das war natürlich kein Ersatz; und auch diese Ironie einer Entschädigung sollte erst im vierten Quartal nach dem März, dem Monat der glorreichen Errungenschaften, bezogen werden!

Sollte die Kirche nicht einer noch ärgeren Sclaverei anheimfallen, so galt es damals, unverweilt entschiedene Schritte in Wien und Preßburg zu thun. Das mußte Jeder einsehen. Allein auch jetzt konnte man in der lockeren Mandarinenstadt, die im Begriffe stand, in die schmachvollste Gewalt der Radikalen, Juden und Buben zu fallen, zu keinem Entschluß kommen, wie heiß auch das Feuer unter den Sohlen brannte. Nach rathlosem Zögern wurde die geistliche Deputation in Wien nicht einmal vorgelassen, sondern ihr bloß im alten Stil bedeutet: Die Ernennung der Bischöfe, Pröbste und Aebte werde auch ferner und allein

dem Könige vorbehalten. Der Vermittler war nicht genannt. Auch in Preßburg wagte dieselbe Rathlosigkeit nicht, das Nothwendige zu thun. So verflossen die Tage der Entscheidung abermal ungenützt!

Da trat wieder ein untergeordneter Mann auf: Niklas Sárkány, geistlicher Deputirter. Mehrere Tage Speise und Trank vergessend, ging er flehend von Thüre zu Thüre seiner Mitablegaten: man möge doch um Gottes willen eine Petition einreichen, um einige Brosämlein von den mit vollen Händen ausgestreuten Freiheiten doch auch für die ganz vergessene und mißachtete Kirche zu gewinnen! Laien, Deputirte der Ständetafel, riethen es. Seine Schritte blieben nicht erfolglos.

Am 7. April wurde, nachdem eine einleitende Debatte unterm 4. d. M. zwischen Kossuth und Sárkány vorangegangen war, die von letzterem verfaßte und mit von ihm gesammelten Unterschriften versehene Petition durch den Csanáder Deputirten, Johann Rónay, eingebracht. Sie wurde auf Franz von Deáks Antrag vorgeblich: „ihrer Wichtigkeit wegen" in eine geheime Conferenz verwiesen, und dort als „verspätet" abgelehnt!

Dieser grelle Hohn war Allen verständlich. Zahlreich versammelten sich am 8ten die katholischen Landtagsmitglieder. Das verübte Unrecht trug seine Früchte. Die man am wenigsten katholisch gesinnt vermeinte, sprachen mit so bewegtem Herzen über die erfahrene Schmach, boten so eifrig ihre Hülfe in Schrift und That an, daß darüber etlichen der anwesenden Bischöfe die Thränen herabrollten!

Das den Katholiken mit schamloser Stirne zugerufene „zu spät" klang noch ironischer, als man am 9ten die Petition der griechisch nicht Unirten huldvoll aufnahm, und ihnen gleiche Rechte mit den Protestanten mit Freuden gewährte. Ein solcher Beschluß des Landtags (11. April) war das würdigste Grabdenkmal, welches sich die mit dem Bewußtseyn ihrer Verkommenheit unter den Streichen der Revolution dahin sinkende Nobilitas Hungara gesetzt!

Somit war es denn auch klar, daß das Kultusministerium als oberherrlicher Polizeikappzaum einzig für die Katholiken geschaffen sei. Protestanten und Griechen waren von seiner Oberhoheit befreit. Und dennoch waren, um dem Unrecht und der Schmach die Krone aufzusetzen, in diesem nur die Katholiken knechtenden Kultusministerium, sammt dem katholischen Minister, nur drei Katholiken angestellt!

Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich die empörende Kunde von der schnöden Abfertigung der katholischen Petition im ganzen Lande. Ein Wink von den Bischöfen hätte in den ersten zwei oder drei Wochen genügt, um Millionen von Unterschriften zu erhalten, das katholische Bewußtseyn zu wecken, und recht bald die Freunde von den Feinden zu sondern. Es waren wieder die günstigsten Tage, in denen das verwahrloste Volk auf dem Lande und der Bürger in den Städten aus seinem Schlummer zu neuem lebendigen Vertrauen für seine Kirche und ihre Diener hätte geweckt werden können. Wäre nur von oben Etwas geschehen! Aber auch dießmal geschah wieder nichts! Man wollte der ersten ungarischen Regierung keine Verlegenheit von Seiten der Katholiken bereiten. Hiemit beruhigte man sein Gewissen, und der Aufruf und die Sammlung von Unterschriften wurden auf die Zeit der Eröffnung des nächsten November-Landtages hinausgeschoben!

Dieser Landtag ward indessen gegen Erwarten schon auf den 2. Juli einberufen, um, wie es hieß, sich ausschließlich mit der Berathung über die Landesvertheidigung zu befassen. Allein auch dieß war nur ein eitler, heuchlerischer Vorwand, den gerechten Beschwerden der Katholiken zu entgehen. Denn man berieth sich nichts desto weniger über die Volksschulen, aus denen der Religionsunterricht nach dem atheistischen indifferenten Princip der Zeit in die Kirche verwiesen wurde!

Den Katholiken gestattete man gnädigst, wollten sie eine Schule nach ihrer religiösen Ueberzeugung haben, daß sie dieselbe aus ihren Beiträgen errichten dürften. Sie hätten also

aus ihren Almosen für ihre Kinder eine religiöse Schule, und aus ihren Steuern eine atheistische für den Staat errichten sollen! So versteht die Zeit die Freiheit des Unterrichts und die Stellung von Kirche und Staat! Als ob dieser Staat nicht aus den Familien bestünde, und als ob seine Schulen nicht von den Steuern dieser Familien bestritten würden, und die Väter nach dem Princip der proclamirten Glaubens- und Gewissensfreiheit nicht die Entscheidung darüber hätten, ob sie ihren Kindern eine religiöse, oder eine atheistische indifferente Erziehung geben wollen. Das geringste Maß von Billigkeit würde doch wenigstens erfordern, daß, wenn die religiösen Familien zu den sogenannten Staatsschulen der indifferenten und atheistischen Familien beitragen sollen, daß die Steuern der irreligiösen und indifferenten Bürger auch den religiösen zu Gute kommen müssen.

Dieses atheistische Ansinnen aber erscheint um so wahnwitziger und schamloser, wenn man bedenkt, daß die große Masse des Volkes noch an seinem Gott und seinem Glauben hält, die Forderung einer indifferenten Staatserziehung, die von Gott und der Religion ein Absehen nimmt, heißt daher mit andern Worten nichts anders: als die gläubige Majorität soll mit ihren Steuern sämmtlichen öffentlichen Schulen einen Charakter geben, wie er der ungläubigen atheistischen Minorität zusagt, während diese winzige Minorität keinen Pfenning zu solchen Schulen beiträgt, wie sie die religiöse Ueberzeugung der Majorität fordert. Die Schulen der Minorität werden mit den Staatsgeldern der Gesammtheit ausgestattet, die Schulen der Majorität sind auf Almosen angewiesen! So versteht man die Selbstständigkeit des Unterrichtes und die Trennung von Schule und Kirche!

Die ungarischen Magnaten lehnten die Berathung eines Vorschlages ab, „welcher als Gesetz das Volk erbittern und eine traurige Aufregung zur Folge haben würde.“ Die Unterschriften für die katholische Petition indessen wurden in Mitte der Aufregung, welche die Wahlen verursachten, gesammelt. Der radikale Terrorismus erlaubte sich jedes Mittel der Gewalt

und des Truges, sie zu unterdrücken. Theils wurde dem armen Landmann das Unterzeichnen von den provisorischen Behörden und ihren Emissären offen verboten; theils spiegelte man ihm mit gewohnter Lügenhaftigkeit vor: er unterschreibe hiemit die Rückgabe des aufgehobenen Kirchenzehnten und des Robots zu Gunsten der habgierigen Geistlichkeit. Gegen den Bürger, den sein Indifferentismus nicht ohnehin davon abhielt, wurde die gleiche brutale Einschüchterung angewendet. So ließ dieses „freisinnige“ magyarische Ministerium ohne Weiteres den Raaber Bürgern die ersten zehn Bogen ihrer Unterschriften confiszіren. Sie reclamirten, aber vergebens. Den Katholiken war mithin, trotz aller Errungenschaften, nicht einmal das letzte aller constitutionellen Rechte, das Recht an den Thüren ihrer Unterdrücker und Verfolger um Gerechtigkeit betteln zu dürfen, das Petitionsrecht, gestattet! Man verkümmerte es ihnen auf jede Weise. Kein Wunder daher, wenn nicht ein Sechstel der katholischen Bevölkerung auf der Petition erschien.

Gleich nach dem Schluß des Landtages im April erscholl von guten und auch von minder guten Geistlichen das allgemeine Verlangen um Abhaltung einer Nationalsynode. Hätte man nur nicht auch hierin wieder gezögert! wozu doch kein Grund vorhanden war. Waren ja doch die Bischöfe über die Mittel, die das Wohl der Kirche erheischte, im Reinen, wie dieß die Denkschrift beweist, die aus ihren Conferenzen geflossen war, wenn auch ihr Verfasser sich nur einen Theilnehmenden nannte. Der Entscheidung über Fragen, die ihre Lösung gebieterisch forderten, ausweichend, verschob man die Nationalsynode bis zum 24. August und dann wieder bis zum November. Man unterließ es sogar, dem harrenden Clerus durch einen Hirtenbrief den Weg in den Wirrsalen der Zeit zu zeigen. Jene Denkschrift konnte diesen Mangel nicht ersetzen, sie hatte ja keinen officiellen Charakter; sie kam auch zu spät, um auf die Entscheidungen der meistens schon abgehaltenen Versammlungen in den Diöcesen einzuwirken, und endlich war das

Meiste schon besser und ausführlicher in den als Surrogat gewährten Diöcesansynoden oder Conferenzen berathen worden.

In diesen Conferenzen haben zum Theil die verkommensten Priester im Tone der Schandblätter, deren Mitarbeiter mehrere von ihnen waren, den größten Hallo gemacht. Fast überall verlangte der Pfarrclerus das Decisivvotum für sich. Mit ihren Majoritäten wollten sie das Kirchengesetz schaffen oder umformen, dem Bischof nur die Executive überlassend. Die Majorität wählte auch zwei Abgeordnete zur Nationalsynode, welche darin ebenfalls für sich entscheidende Stimme beanspruchen sollten. Die Minderzahl und in zwei Diöcesen die Majorität verlangte — zeitgemäße Reform des Cölibats, worunter sie aber in der That seine Abschaffung verstanden; ferner Reform und Abkürzung des Brevieres. Neben Ansinnen dieser Art wurde überall Unabhängigkeit der Kirche gefordert und das Ansuchen gestellt, des Königs Recht dahin zu beschränken: aus drei von der gesammten Diöcesangeistlichkeit vorgeschlagenen Candidaten einen zu ernennen. Weitere Forderungen waren: bessere, ja gute Versorgung (bis zum Betrag von 300 bis 400 fl. C. M.) der Capläne, die in etlichen Diöcesen eine eigene Haushaltung zu führen wünschten; Weglassung und theilweise Umänderung der Exorcismen; Freiheit des Unterrichts und Selbstverwaltung des katholischen Schulfonds; Vereinigung der sämmtlichen Kirchengüter zu einer Centralverwaltung, aus welcher Jeder nach Bedürfniß versehen würde; bessere Ordnung des Gottesdienstes u. s. w. Ueberdieß constituirte sich auch der seit vier Jahren schon projectirte Verein zur Verbreitung katholischer Bücher jetzt im Juni, unter dem Namen eines Katholikenvereines, nach dem Muster des englischen, jedoch mit schwachen Lebenskräften.

Wäre der Episcopat im April oder Mai zum wenigsten mit einer kräftigen Denkschrift an den Clerus aufgetreten: viel Scandal und manche traurige Verwirrung wäre wohl verhindert worden. So aber hatten die zum größeren Theil übel berathenen und zerrütteten Versammlungen nur das Gute,

daß die schlechten Elemente darin sich austobten und mit geringen Ausnahmen in der Minorität blieben. Sie würden sich diese Schwäche sicherlich nicht eingestanden haben, hätte ihnen die Nationalsynode zum voraus die Hoffnung der von ihnen gewünschten Errungenschaften abgeschnitten.

Uebrigens ist meine innige Ueberzeugung hinsichtlich des Pfarrclerus diese: trotz der kleinen Anzahl der Träger des besseren Geistes, ist dieser in ihm dennoch der vorherrschende; die Beschränktheit und moralische Schwäche in einer sehr beträchtlichen Zahl seiner Glieder ist, Gott Lob! noch nicht zu jener unverschämten, selbstbewußten und verstockten Bosheit gediehen, die an einer Besserung verzweifeln ließe. Das Gefühl des Geziemenden und Schicklichen wird wenigstens einigermaßen noch durch den gewöhnlich getragenen Talar wach erhalten, und findet eine Stütze an dem Sinne für edlere Unabhängigkeit; welche besonders für unseren mittleren Adel einen eigenen Zauber hat. Und der Pfarrclerus besteht ja fast zur Hälfte aus solchen Edelleuten. Der allgemeine Mißstand der Kirche wird von ihm gewöhnlich den Bischöfen zugeschrieben — ausschließlich wohl sehr mit Unrecht, was man aber nicht einsehen will, da man in dem Dünkel seiner Beschränktheit eitel genug ist, sich für den besten Clerus der Welt zu halten. Darum hat man sich auch hinsichtlich der Exercitien so kalt ausgesprochen, und nur um Conferenzen von ein oder zwei Tagen in den Landkapiteln gebeten; wenige Diöcesen nur haben förmliche und längere gewünscht. Von geistlichen Missionen machte man gar keine Erwähnung; mochten ja Manche fürchten, durch sie in ihrem Schlendrian gestört zu werden.

Allein man gebe unserem Pfarrclerus nur freie, achtbare, begeisterte, wahrhaft katholische Bischöfe in der Fülle männlicher Kraft, die, von ihrem heiligen Berufe durchdrungen, die Gabe der Sprache haben, die gegen das Schlechte und Verworfene mit Entschiedenheit auftreten, und des Ungarns glühende Hingabe für die Kirche zu wecken wissen: so wird die Regeneration raschen Schrittes ihrem Ziele entgegen gehen.

Daß hiebei auch der Staat und das Interesse der Gesammtmonarchie am besten fährt, liegt vor Augen. Wählt man dagegen Männer zu Oberhirten, deren geistige und körperliche Kraft in dem bureaukratischen Mechanismus erlahmt ist; deren Hingebung man nach der Servilität ihrer Gesinnung mißt; denen man nichts Schlechtes, aber auch nichts Gutes nachsagen kann; die die Mißstände beseufzen und beklagen, statt mit muthiger Hand die Axt an ihre Wurzel zu legen; deren klanglose, rücksichtsvolle Rede keinen Schlummernden weckt, und keinen Bösewicht schreckt: dann wird eine solche Diplomatie zum Verderben von Ungarn und Oesterreich ausschlagen, und welche Gesetze man auch erlassen, welche Verfassungsformen man auch einführen wird, das Schlimmste kann nicht ausbleiben. Das siegreiche Schwert der Feldherren kann wohl die Friedensbrecher niederwerfen; das Standrecht kann die Empörung zum Schweigen bringen: allein die Geister können nur durch den Geist besiegt und dem Besseren gewonnen werden. Auch bei direkter Ernennung der Bischöfe wird der junge König sich das so nothwendige Vertrauen bei dem Pfarrclerus gewinnen, wenn er bei der Wahl nur die Würdigsten und Rüstigsten mit dieser schweren Bürde in einer so schlimmen Zeit betraut; wenn er seine Wahl nicht ausschließlich auf den Kreis der Domherren beschränkt, von denen manche nicht das geringste Vertrauen sich zu gewinnen wußten; wenn er sie vielmehr dort nimmt, wo immer der Geist Gottes einer noch männlich kräftigen Stirne das Siegel seines höheren Adels aufgedrückt. Denn noch einmal: in einer so aufreibenden Zeit, wie die unserige, bedürfen wir rüstiger Männer von einem kräftigen, ungebrochenen Geiste, soll ihr Wirken kein vergebliches seyn, sollen sie nicht der Last ihres Tagewerkes alsbald erliegen. Würden wir nur drei solcher Bischöfe erhalten, die die nothwendigen Reformen in ihren Diöcesen durchführend, dem benachbarten Clerus zum Trost und zur moralischen Stütze gereichen würden, es wäre schon Vieles gewonnen. Den Segen solchen Wirkens haben wir an der Fünfkirchner, Szathmarer,

Rosenauer, Erlauer und Agramer Diöcese geschehen. Nur so wird neues Vertrauen, neuer Muth wiederkehren, und Ungarns Clerus mit seinem Episcopat und seinem König ausgesöhnt zum Heil der Völker Hand in Hand gehen. So auch nur dürfen wir hoffen, daß die innige Verbindung und Ausgleichung zwischen hohem und niederem Clerus gelingen wird, wie sie von unserer Kirchenzeitung Rel. und Nev. unter ihrem Redacteur Danielik mit Muth und vieler Kenntniß angestrebt wird.

Die vom weiland Kultusminister Jos. Eötwös (früherem Romanschreiber) vorgeschlagenen und leider von Seiner Majestät genehmigten Candidaten werden hoffentlich revidirt werden — wenigstens wird Michael Horváth doch nicht zum Scandal des Clerus zur Präconisation unterbreitet werden — und die zwei neuen Versetzungen, die eben nicht zur Erbauung der Gläubigen sonst so häufig waren, für jetzt unterbleiben, und in Zukunft nur zur seltenen Ausnahme werden *). Beten wir aber vor Allem zu Gott, auf den doch am Ende Alles ankommt, daß er unserem unglücklichen Lande würdige, von seinem Geiste erfüllte Oberhirten verleihen möge. Seine unbegränzte Barmherzigkeit wird unser heißes Gebet erhören, und die schwere Beängstigung, die das Herz aller ihr Vaterland liebenden und ihrer Kirche treu ergebenen Katholiken erfüllt, in den Trost und die Hoffnung seines höheren Beistandes lösen.

Deutschland hegt nicht die beste Meinung über Oesterreichs Klöster, und wenn diese Meinung in Bezug auf die deutschen Provinzen nur theilweise wahr ist, so ist sie in Bezug

---

*) Bei dieser Stelle müssen wir unsere Leser nochmal erinnern, daß die obigen Betrachtungen und Befürchtungen schon im Beginne dieses Jahres niedergeschrieben waren. Leider hat Horvaths Benehmen während der Revolution die Besorgniß des Verfassers nur zu sehr gerechtfertigt.

Anm. d. Red. d. hist.-polit. Blätter.

auf Ungarn leider nur zu gerecht. Denn wo der Pfarrclerus und das Volk so sehr vernachlässigt wurden, sorgte man noch weniger für die Klöster.

Eigentlich hätten die Ordensleute mit um so glänzenderem Beispiele vorleuchten sollen, je mehr die Auflösung das kirchliche Leben der Diöcesen zerrüttete; allein der von der Verderbniß der Zeit angesteckte Theil wurde, unter den übermächtigen Begünstigungen von außen, so vorlaut, daß die Besseren, die anfänglich noch in der Mehrzahl waren, den Stürmern sich erst anbequemten, und dann sich selbst so sehr an die Lockerung der Zucht gewöhnten, daß bei also entwichenem Geiste eine Zurückführung der alten Klostersitten für manche dieser ausgelassenen Brüder, denen ihre Regel ganz unbekannt ist, mit gewöhnlichen kirchlichen Mitteln fast eine Unmöglichkeit scheint. Die moralische Kraft zu einer Selbstrestauration ist diesen Verkommenen entwichen, und würde man eine solche durch strenge Strafgesetze erzwingen wollen, so hätte man den Einwurf zu gewärtigen: „der Schwur verpflichte nur zur Befolgung jener Klostersitten, die eben bei dem Eintritt in den Orden in Schwung waren, oder sich in der Folge zeitgemäß entwickelten."

Was ist unter solchen Umständen zu thun? Was die Kirche verlangt, wird leider nicht beachtet. Neue Orden zu stiften, ist keine Aussicht vorhanden; der Pfarrclerus und das Landvolk will aber die Klöster behalten. Darum warte man nicht, bis sie vollends zum vergiftenden Sauerteig der sittlichen und politischen Verderbniß geworden; man sondere die noch gesunden Elemente von denen, die der Fäulniß ganz oder halb verfallen sind. Man stelle den Besseren die Aufgabe, neben der heiligen Regel ihrem nach den Zeitverhältnissen vielleicht veränderten Beruf gemäße Satzungen aufzustellen, welche vorläufig von dem Bischof, nachträglich von Seiner Heiligkeit bestätigt würden. Die Aufnahme der Novizen, die Erziehung derselben und selbst die Oeconomie werde dem reformirten Theile übergeben, und die also gesonderten guten Glieder, besonders

der junge, noch unverdorbene Nachwuchs, streng in gesonderten Klöstern von den Verdorbenen auseinander gehalten. Nur so kann der weiteren Verbreitung des Uebels Einhalt geschehen und eine bessere Zukunft vorbereitet werden. Den in sich selbst eingekehrten und durch das Fegfeuer der Argen gereinigten Brüdern werde alsdann Erbarmen und Verzeihung zu Theil; man nehme sie mit Vorsicht wieder auf. Für ganz Unverbesserliche hat die Kirchengewalt die Suspension, communio laicorum und gänzliche Entlassung.

So wird den Orden wieder ihre alte Achtung zu Theil werden, wenn von ihrer Seite geschehen ist, was ihr Beruf erfordert. Dann aber möge auch der Pfarrclerus seiner Seits ihnen mit achtungsvoller Liebe die Hand bieten. Wurzelt ja ohnehin die Mißachtung der Klöster und des klösterlichen Lebens bei einem guten Theile der Weltgeistlichkeit in ihrer traurigen Unkenntniß jeglicher Ascetik und in wenig erbaulichen Vorurtheilen, welche ihnen frivole und hochmüthige Professoren mit dem nüchternen, oberflächlichen Aufklädricht der Zeit eingeimpft haben, also, daß sie von leerem Dünkel erfüllt, mit spöttischer Geringschätzung auf den Ordensmann herabsehen und die Klosterfrauen wundersam bemitleiden.

Ist es in der That nicht beschämend, um nur ein Beispiel anzuführen, daß ein gewisser Lad. Vass, Professor der Kirchengeschichte an der theologischen Facultät zu Pesth, über die zwanzig Jahre die Kirchengeschichte in höchst unwürdiger Weise zur Schaustellung von Scandalen, zur Herabwürdigung der Ascetik, zur Verunglimpfung mystischer Personen, wie z. B. des heil. Franz von Assisi, überhaupt zur Mönchshetze mißbrauchen durfte? Und eine solche frivole, geistlose Kirchengeschichte wurde aus dem ungarischen Centralseminar, in die bischöflichen Lyzeen, ja selbst in die der Klöster, als die Blüthe der Weisheit und Wissenschaft der Zeit, eingeschleppt!

Gehen wir nun die einzelnen Orden durch, so haben wir die zwölf Männerorden: Piaristen, Benedictiner, Prä-

monstratenser, Cisterzienser, Dominikaner, Karmeliter, Serviten, Minoriten, Franziskaner, Kapuziner, Basiliten und Barmherzige — in zweihundert fünf und vierzig Häusern.

Von Frauenorden besitzt Ungarn: Englische Fräulein, Benedictinerinnen in Fiume, Chorfrauen de notre Dame, Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen, in fünfzehn Klöstern.

Jeden dieser Orden einzeln zu charakterisiren, würde den Raum der historisch-politischen Blätter überschreiten; Einiges möge genügen.

Der ausgebreitetste von allen ist der Orden des heiligen Franz von Assisi, nach seinen Hauptrichtungen in Observanten, Conventualen und Kapuziner sich theilend. Die Observanten besitzen sechs Provinzen, von denen die Capistraner noch am besten die Zucht bewahrt haben. Ihre Thätigkeit ist, außer sechszehn Gymnasien, die sie versehen, ihrem ursprünglichen Beruf gemäß, hauptsächlich der Aushülfe in der Seelsorge gewidmet. Bei ihrer großen Zahl könnten sie — wäre der Geist ihres Stifters in ihnen lebendiger — dasselbe leisten, was anderwärts die Redemptoristen vollbringen, sie könnten Ungarn die Segnungen der ihm noch unbekannten, aber höchst nothwendigen Missionen verschaffen. Gott möge ihnen die Kraft verleihen, der Kirche ihres Vaterlandes so nützlich zu werden, als sie es zur Zeit ihrer Uebersiedelung, und in den Stürmen und Versuchungen der Reformation waren! Leider wird aber bei Vielen von ihnen das, was ihr Erstes seyn sollte, vermißt: die glaubensfrohe Hingabe zum Besten des Seelenheiles Anderer, die Liebe zum Gebet, zur Einsamkeit und zur Armuth in Kleidung, Speise und Wohnung. Sie schämen sich der Braut ihres Stifters, jener das Herz gewinnenden, leutseligen Demuth. Und doch ist dieß Alles zu einem erfolgreichen Wirken beim Bürger und Landvolk so unerläßlich nothwendig. Auch bei ihnen hat, ihrer ganzen Bestimmung zuwider, seit Anfang dieses Jahrhunderts, eine

äußere Weltcultur die Klosterschwelle zu überschreiten gewußt, und vor ihr sind die Tugenden des gefeierten Stifters der „minderen" Brüder nur zu oft entwichen. Daher das verwahrloste innere Leben, der betrübende Mangel tüchtiger Beichtväter, die täglich wachsende Unzufriedenheit mit ihrem Beruf, die sich sogar in einer Provinz durch eine Bittschrift an den — Kultusminister Luft machte, um anzuordnende Klosterreform! Möge der Himmel dem geliebten Orden einen neuen Petrus von Alcantara erwecken, der das zuchtlose Lügengezücht in die gehörigen Schranken zurückweist.

Die Kapuziner sind — wer sollte es glauben — in die immer mehr sich lichtende, strenge, ältere und in die verflachte jüngere Partei getheilt; jedoch haben sie das Vertrauen des Volkes bisher wenigstens noch nicht verloren. — Schlechter steht es mit den Minoriten, die es in der seichten Zeitaufklärung unter den sogenannten Mendicanten am weitesten gebracht haben. So standen sie z. B. 1842 nicht an, in Arad sich dem Leichenzuge des dortigen Rabbi Aaron Chorim anzuschließen, und dann für ihn ein solennes Requiem abzuhalten. Sie wurden daher natürlich in der judenfreundlichen Allgemeinen Zeitung von Augsburg belobt, und das Factum wurde weder dort noch in Ungarn in Abrede gestellt.

Die Dominikaner befinden sich seit mehr als zwanzig Jahre in einem Zustande, wie Klöster nach bereits erklärter Aufhebung. Warum macht die geistliche Behörde diesem ärgernißgebenden Unfuge nicht auf die eine oder andere Weise ein Ende, da sie ja in ihrer Ausartung nur sich und Anderen zur Last und Beschämung sind. Kaum dürfte hier eine Sonderung mehr möglich seyn. Warum besetzt man daher ihre drei Klöster, wenn keine Reform mehr durchführbar, nicht mit Leuten, die den Predigt- und Beichtstuhl geziemender besorgen? —

Mit Ausnahme von etlichen musterhaft gehaltenen Nonnenklöstern, ist es dem Mangel an tüchtigen Beichtvätern zuzuschreiben, wenn mehrere derselben der äußeren Welt, mitunter

monstratenser, Cisterzienser, Dominikaner, Karmeliter, Serviten, Minoriten, Franziskaner, Kapuziner, Basiliten und Barmherzige — in zweihundert fünf und vierzig Häusern.

Von Frauenorden besitzt Ungarn: Englische Fräulein, Benedictinerinnen in Fiume, Chorfrauen de notre Dame, Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen, in fünfzehn Klöstern.

Jeden dieser Orden einzeln zu charakterisiren, würde den Raum der historisch-politischen Blätter überschreiten; Einiges möge genügen.

Der ausgebreitetste von allen ist der Orden des heiligen Franz von Assisi, nach seinen Hauptrichtungen in Observanten, Conventualen und Kapuziner sich theilend. Die Observanten besitzen sechs Provinzen, von denen die Capistraner noch am besten die Zucht bewahrt haben. Ihre Thätigkeit ist, außer sechszehn Gymnasien, die sie versehen, ihrem ursprünglichen Beruf gemäß, hauptsächlich der Aushülfe in der Seelsorge gewidmet. Bei ihrer großen Zahl könnten sie — wäre der Geist ihres Stifters in ihnen lebendiger — dasselbe leisten, was anderwärts die Redemptoristen vollbringen, sie könnten Ungarn die Segnungen der ihm noch unbekannten, aber höchst nothwendigen Missionen verschaffen. Gott möge ihnen die Kraft verleihen, der Kirche ihres Vaterlandes so nützlich zu werden, als sie es zur Zeit ihrer Uebersiedelung, und in den Stürmen und Versuchungen der Reformation waren! Leider wird aber bei Vielen von ihnen das, was ihr Erstes seyn sollte, vermißt: die glaubensfrohe Hingabe zum Besten des Seelenheiles Anderer, die Liebe zum Gebet, zur Einsamkeit und zur Armuth in Kleidung, Speise und Wohnung. Sie schämen sich der Braut ihres Stifters, jener das Herz gewinnenden, leutseligen Demuth. Und doch ist dieß Alles zu einem erfolgreichen Wirken beim Bürger und Landvolk so unerläßlich nothwendig. Auch bei ihnen hat, ihrer ganzen Bestimmung zuwider, seit Anfang dieses Jahrhunderts, eine

äußere Weltcultur die Klosterschwelle zu überschreiten gewußt, und vor ihr sind die Tugenden des gefeierten Stifters der „minderen“ Brüder nur zu oft entwichen. Daher das verwahrloste innere Leben, der betrübende Mangel tüchtiger Beichtväter, die täglich wachsende Unzufriedenheit mit ihrem Beruf, die sich sogar in einer Provinz durch eine Bittschrift an den — Kultusminister Luft machte, um anzuordnende Klosterreform! Möge der Himmel dem geliebten Orden einen neuen Petrus von Alcantara erwecken, der das zuchtlose Lügengezücht in die gehörigen Schranken zurückweist.

Die Kapuziner sind — wer sollte es glauben — in die immer mehr sich lichtende, strenge, ältere und in die verflachte jüngere Partei getheilt; jedoch haben sie das Vertrauen des Volkes bisher wenigstens noch nicht verloren. — Schlechter steht es mit den Minoriten, die es in der seichten Zeitaufklärung unter den sogenannten Mendicanten am weitesten gebracht haben. So standen sie z. B. 1842 nicht an, in Arad sich dem Leichenzuge des dortigen Rabbi Aaron Chorim anzuschließen, und dann für ihn ein solennes Requiem abzuhalten. Sie wurden daher natürlich in der judenfreundlichen Allgemeinen Zeitung von Augsburg belobt, und das Factum wurde weder dort noch in Ungarn in Abrede gestellt.

Die Dominikaner befinden sich seit mehr als zwanzig Jahre in einem Zustande, wie Klöster nach bereits erklärter Aufhebung. Warum macht die geistliche Behörde diesem ärgernißgebenden Unfuge nicht auf die eine oder andere Weise ein Ende, da sie ja in ihrer Ausartung nur sich und Anderen zur Last und Beschämung sind. Kaum dürfte hier eine Sonderung mehr möglich seyn. Warum besetzt man daher ihre drei Klöster, wenn keine Reform mehr durchführbar, nicht mit Leuten, die den Predigt- und Beichtstuhl geziemender besorgen? —

Mit Ausnahme von etlichen musterhaft gehaltenen Nonnenklöstern, ist es dem Mangel an tüchtigen Beichtvätern zuzuschreiben, wenn mehrere derselben der äußeren Welt, mitunter

monstratenser, Cisterzienser, Dominikaner, Karmeliter, Serviten, Minoriten, Franziskaner, Kapuziner, Basiliten und Barmherzige — in zweihundert fünf und vierzig Häusern.

Von Frauenorden besitzt Ungarn: Englische Fräulein, Benedictinerinnen in Fiume, Chorfrauen de notre Dame, Ursulinerinnen, Elisabethinerinnen, in fünfzehn Klöstern.

Jeden dieser Orden einzeln zu charakterisiren, würde den Raum der historisch-politischen Blätter überschreiten; Einiges möge genügen.

Der ausgebreitetste von allen ist der Orden des heiligen Franz von Assisi, nach seinen Hauptrichtungen in Observanten, Conventualen und Kapuziner sich theilend. Die Observanten besitzen sechs Provinzen, von denen die Capistraner noch am besten die Zucht bewahrt haben. Ihre Thätigkeit ist, außer sechszehn Gymnasien, die sie versehen, ihrem ursprünglichen Beruf gemäß, hauptsächlich der Aushülfe in der Seelsorge gewidmet. Bei ihrer großen Zahl könnten sie — wäre der Geist ihres Stifters in ihnen lebendiger — dasselbe leisten, was anderwärts die Redemptoristen vollbringen, sie könnten Ungarn die Segnungen der ihm noch unbekannten, aber höchst nothwendigen Missionen verschaffen. Gott möge ihnen die Kraft verleihen, der Kirche ihres Vaterlandes so nützlich zu werden, als sie es zur Zeit ihrer Uebersiedelung, und in den Stürmen und Versuchungen der Reformation waren! Leider wird aber bei Vielen von ihnen das, was ihr Erstes seyn sollte, vermißt: die glaubensfrohe Hingabe zum Besten des Seelenheiles Anderer, die Liebe zum Gebet, zur Einsamkeit und zur Armuth in Kleidung, Speise und Wohnung. Sie schämen sich der Braut ihres Stifters, jener das Herz gewinnenden, leutseligen Demuth. Und doch ist dieß Alles zu einem erfolgreichen Wirken beim Bürger und Landvolk so unerläßlich nothwendig. Auch bei ihnen hat, ihrer ganzen Bestimmung zuwider, seit Anfang dieses Jahrhunderts, eine

äußere Weltcultur die Klosterschwelle zu überschreiten gewußt, und vor ihr sind die Tugenden des gefeierten Stifters der „minderen“ Brüder nur zu oft entwichen. Daher das verwahrloste innere Leben, der betrübende Mangel tüchtiger Beichtväter, die täglich wachsende Unzufriedenheit mit ihrem Beruf, die sich sogar in einer Provinz durch eine Bittschrift an den — Kultusminister Luft machte, um anzuordnende Klosterreform! Möge der Himmel dem geliebten Orden einen neuen Petrus von Alcantara erwecken, der das zuchtlose Lügengezücht in die gehörigen Schranken zurückweist.

Die Kapuziner sind — wer sollte es glauben — in die immer mehr sich lichtende, strenge, ältere und in die verflachte jüngere Partei getheilt; jedoch haben sie das Vertrauen des Volkes bisher wenigstens noch nicht verloren. — Schlechter steht es mit den Minoriten, die es in der seichten Zeitaufklärung unter den sogenannten Mendicanten am weitesten gebracht haben. So standen sie z. B. 1842 nicht an, in Arad sich dem Leichenzuge des dortigen Rabbi Aaron Chorim anzuschließen, und dann für ihn ein solennes Requiem abzuhalten. Sie wurden daher natürlich in der judenfreundlichen Allgemeinen Zeitung von Augsburg belobt, und das Factum wurde weder dort noch in Ungarn in Abrede gestellt.

Die Dominikaner befinden sich seit mehr als zwanzig Jahre in einem Zustande, wie Klöster nach bereits erklärter Aufhebung. Warum macht die geistliche Behörde diesem ärgernißgebenden Unfuge nicht auf die eine oder andere Weise ein Ende, da sie ja in ihrer Ausartung nur sich und Anderen zur Last und Beschämung sind. Kaum dürfte hier eine Sonderung mehr möglich seyn. Warum besetzt man daher ihre drei Klöster, wenn keine Reform mehr durchführbar, nicht mit Leuten, die den Predigt- und Beichtstuhl geziemender besorgen? —

Mit Ausnahme von etlichen musterhaft gehaltenen Nonnenklöstern, ist es dem Mangel an tüchtigen Beichtvätern zuzuschreiben, wenn mehrere derselben der äußeren Welt, mitunter

auch der unter dem Talar versteckten, nicht gehörig den Zutritt wehren, und Nonnen ohne Beruf daselbst Hader und anderen Unfug anstiften. So zeugt es leider von dem Verfalle der Zucht in ihren Mauern, und gereicht dem Weltclerus zur geringen Ehre, daß in den jüngst verflossenen Jahren aus drei Frauenklöstern sich Individuen flüchteten, und einige zum Protestantismus übertraten.

Wenn das Verderben sich in die von der Welt abgeschlossenen strengeren Orden einschleichen, und dort seine Verwüstungen anrichten konnte: so dürfen wir uns minder wundern, daß bei gleich schlaffer Aufsicht die Entartung in jenen Ordenshäusern einriß, die zur Ertheilung des Jugendunterrichtes mit der Welt und ihrem Treiben in innigerem Verkehr stehen — besonders wenn sie ihren Hauptstiften und dem dort herrschenden besseren Geiste ferne standen.

Die größte Verheerung indessen richtete der Weltgeist unter den Piaristen an. Bedenken wir, daß sie mit ihren sechsundzwanzig Gymnasien meist arm fundirt und nicht vom belebenden Glauben getragen sind; daß ihre theologische Bildung mangelhaft ist; daß sie gleich nach dem Noviziat unter dissoluten Brüdern oder nach kaum gehörter Philosophie schon zum Unterricht berufen werden: wie läßt sich da etwas Besseres erwarten? Unzufrieden unter sich, besonders mit der ärmeren Jugend in Zwiespalt lebend, haschen ihrer Viele nur nach profanem Troste und Sicherstellung gegen Armuth im Alter. Durch das schlechte Beispiel der Lehrer, durch kalten Religionsunterricht und die verwirrenden Irrlehren von Professoren, die selbst dem Nationalitäts-Liberalismus verfallen waren, mußte ihre Jugend nothwendig verkommen; war ja ihre Religiösität seit fünfundzwanzig Jahren nicht viel mehr, als eine leere Schaale ohne geistigen Kern. Durch laxe Disciplin suchte man dafür eine große Anzahl Novizen anzulocken. So wuchs das Uebel mit der moralischen Verderbniß in dem Orden immer höher, bis es 1848 im August in seiner ganzen Häßlichkeit sich bloßstellte durch die Wahl eines „verantwortlichen Provin-

zials“ mit allen Formen einer bübischen Republik. Wohl hat der Episcopat dagegen seine Verwahrung und Warnung eingelegt; wohl haben sechszehn Ordenspriester, die im Capitel gegenwärtig waren, gegen diese Neuerung protestirt; aber Alles vergeblich — ja sie verirrten sich noch weiter und meldeten dem Ministerium ihre Bereitwilligkeit, die irreligiösen Staatsgymnasien zu übernehmen, was in Pesth und Ofen, unter Vermittelung dieses katholischen Ordens, auch ausgeführt wurde — und zwar unter dem Vorsitze des neu ernannten Bischofs Mich. Horváth — mit der beigefügten Willenserklärung, dasselbe mit den übrigen (vorläufig zehn) Gymnasien der Katholiken zu thun. Dem Episcopat waren gegen dieses offene kirchenfeindliche Treiben nur noch Kirchenstrafen übrig, die von Tag zu Tag gegen die, auch in ihrer äußeren Erscheinung den Priester verläugnenden, Piaristen erwartet wurden.

Ein folgenschwerer Fehler darf es genannt werden, daß den seit 1801 restituirten Benedictinern in kurzer Frist acht Gymnasien übergeben wurden; denn so mußte eine in aller Eile zusammengeraffte und theilweise schlecht gewählte Menge von Lehrern, ohne gehörig für ihren Beruf vorbereitet und vom Geiste des Ordens durchdrungen zu seyn, entsendet werden. Es wäre wahrscheinlich mit ihnen noch weiter, als mit den Piaristen gekommen (ein trauriger Beweis hievon sind die eben zu jener Zeit restituirten Prämonstratenser und Cisterzienser), wenn nicht in der Folge eine gute Erziehung den begangenen Fehler wenigstens theilweise verbessert hätte. Ihr ist es zu verdanken, wenn ihre Sendlinge durch wahre Religiosität den Haß der Widersacher mäßigen und sich wenigstens ein leiblicher Corporationsgeist des Decorums gebildet hat, der selbst Fremden wohlthätig und freundlich auffällt. Leider hat aber diese bessere Richtung durch den fanatischen Nationalitäts-Schwindel wieder gelitten, und droht zu verkümmern. Doch stehen die Benedictiner bei dem Episcopate und den Dikasterien vor den übrigen Orden in größerer Achtung; sie wären es auch bei dem Bürger und dem übrigen

Volke, wenn sie nicht gleich den Piaristen, den Prämonstratensern und Cisterziensern bei ihren Gymnasien den Beichtstuhl fast ganz vernachlässigt hätten, was doch dem Priester allein wahre Achtung und Liebe gewinnen kann. Kurz, man sollte zuerst ein wahrer, ächter Ordensmann seyn, um ein guter und gewissenhafter Professor und Jugenderzieher zu werden; man sollte das seyn, was selbst die Schlechtesten vom Ordenspriester verlangen, weil sie recht wohl wissen, daß die Kirche ihre klösterlichen Anstalten nicht zu irdischem Wohlbehagen geschaffen hat. Ob aber dem entsprochen wird, wenn sich solche, die die klösterlichen Gelübde abgelegt haben, z. B. des Namens Mönch oder Pater gleich einer schimpflichen Beleidigung schämen, darüber möge der Mund eines Jeden so urtheilen, wie es sein Herz fühlt.

Noch einmal: das Schicksal der katholischen Kirche und des katholischen Volkes hängt vorzüglich von der Erwählung tüchtiger Bischöfe und von einer Epuration des Clerus ab. Werden die kranken Glieder nicht unschädlich gemacht und von den gesunden abgesondert, und die gesunden neu gekräftigt und geistig gestärkt: dann werden die letzten Dinge schlimmer seyn, als die ersten, und nicht nur die Kirche, sondern auch der Staat in religiösem und politischem Radikalismus, in Demoralisation, in Barbarei und Anarchie seinen Untergang finden. Ohne eine religiöse und sittliche Regeneration wird uns keine Kunst der Staatsmänner, seien sie nun Anhänger des Föderalismus oder der Centralisation, vor diesem Schicksal bewahren können.

(Schluß folgt.)

XLV.

Preßfreiheit. Associationsfreiheit *).

Das erstgeborne Wort der Revolution, ihre ältest-angewohnte Forderung, die süßeste von ihren Freiheiten, die sie jederzeit mit holdgespitztem Munde ausspricht, ist die Preßfreiheit. Es ist ein angebornes, unveräußerliches Recht des Menschen, lautet wieder die gewohnte Formel, zu denken und seine Gedanken zu offenbaren, sei es durch mündliche Mittheilung, oder Schrift, oder Druck, kurz in jeder Art der Kundgebung im engern oder weitern Kreise und jede Form der Schranke hierin beschränkt die Menschenwürde ꝛc. ꝛc.

Nun ist es aber lächerlich, von einem Rechte zu denken, zu sprechen. Der Gedanke als solcher, entzieht sich jedem menschlichen Rechte, wie jedem menschlichen Zwang, er hat keinen anderen Richter, als denjenigen, der Nieren und Herzen erforscht; und von ihm kann in dem Kreise menschlicher Freiheiten oder Anstalten gar nicht die Rede seyn. Ein ganz Anderes aber ist es mit seiner mündlichen, oder wie sonst immer gearteten Veroffenbarung. Der ausgesprochene Gedanke tritt aus

*) Fortsetzung des Artikels: „Von der Lüge der Revolution" s. Bd. XXIII. S. 798.

Schlechte, und auch dieß nur unter gewissen Umständen, einen schüchternen und feigen, gegen das Gute einen energischen und erbitterten Krieg; schlimmer als ihre Juvenalische Schwester *), begnügte sie sich nicht, Tauben zu necken, sie drehte ihnen mit Virtuosität die Hälse um; das Passirenlassen der Raben verstand sich von selbst. Genug davon. Infandum, *censura*, jubes renovare dolorem. Nicht bloß die Revolutionspartei schrie gegenüber einer solchen Censur nach Preßfreiheit. Die besseren Rufer um das Recht der freien Presse wußten, was sie wollten. Es gibt überhaupt im Verhältnisse des Guten und Schlechten zur Freiheit drei mögliche Zustände: Entweder das Gute ist frei, und das Schlechte gebunden; oder das Schlechte ist frei, und das Gute gebunden; oder sie sind beide gleich frei. (Der logisch denkbare vierte Fall ist praktisch undenkbar.) Die Censur sollte den ersten Zustand herstellen, und hat den zweiten hergestellt; die Preßfreiheit gewährt den dritten. Bleibt allein zwischen dem Zweiten und Dritten die Wahl, so neigt die Wage der Entscheidung, auch in jedem wohlgesinnten Manne, natürlich für den letzteren. Die Frage bleibt, ob er darum an und für sich ein Guter sei; so wie, ob der erste Zustand ein schlechter, oder unter allen Umständen ein unausführbarer bleibe.

Wir erklären also für's erste ohne Scheu und Furcht vor der Macht der Tagesmeinung und dem Strom der geläufigen Redensarten, daß wir den Zustand der Preßfreiheit, an sich und im Grundsatze, niemals für einen guten oder begehrenswerthen erachten können; so gerne wir seine Nothwendigkeit oder Unabweislichkeit unter gewissen Umständen, ja seine relative Vorzüglichkeit gegenüber einer schlechten oder perfiden Censur anerkennen und eingestehen. — Wo die guten und die schlechten, die erhaltenden und die verderbenden, die erbauenden und die zerstörenden Stimmen mit

---

*) **Dimittit corvos, vexat censura columbas.**

gleicher Freiheit durch einander reden, da können, was Verhältniß und Wirkung der Schriften in beiden Lagern betrifft, zwei Sätze mit zweifelloser Bestimmtheit behauptet werden. Einmal, daß die Zahl der schlechten Schriften zu den Guten wenigstens im Verhältnisse wie 20 zu 1, wenn nicht in einem noch viel größeren Exponenten, sich darstellen werde; und dann, daß im Allgemeinen die verderbliche Wirksamkeit jedes einzelnen schlechten Buches unendlich größer seyn wird, als die heilsame jedes einzelnen Guten. Beide Sätze brauchen sich nicht an die Erfahrung anzulehnen, die sie laut und vielfach genug bestätigt; sie sind aus sich evident für Jeden, der das menschliche Herz kennt. Freilich kennt dieses, und sein Dichten und Trachten von Jugend an, kein anderer Mensch, als ein Christ. Diesen geheimen Sachwalter der schlechten Literatur im menschlichen Herzen, was den lesenden, oder geheimen Aufmunterer und Einflüsterer, was den schreibenden Theil betrifft, haben die Vertheidiger des Princips der Preßfreiheit aus leicht begreiflichen Gründen entweder nicht gekannt, oder geflissentlich ignorirt; mit solchen freilich könnte man, wenn überhaupt mit ihnen zu argumentiren wäre, nur aus den Thatsachen argumentiren. Es läge schon ein nicht zur Verständigung zu bringender Punkt der Erörterung in der Frage, was eigentlich ein schlechtes Buch sei? — Wir andern alle aber, die der Verständigung hierüber nicht bedürfen, und die Glauben und Sitte gefährdenden Schriften vor allen andern mit dahin rechnen, haben sowohl über das numerische Verhältniß solcher Schriften, als über deren sichere und wahrhaft schauerliche Wirksamkeit keine ferneren Beweise nöthig. — Daneben, sagt man, erscheinen gute Bücher. — Das ist besser, als wenn die schlechten allein erschienen, aber es ist noch lange nicht gut zum Ersatz. — Aber, heißt es, wir wollen die Preßfreiheit nicht ohne Preßgesetz; die Presse soll nicht zügellos seyn; nur Präventivmaßregeln schließen wir aus, als der Freiheit des Bürgers in Veröffentlichung seiner Gedanken zuwider; mit Repressivgesetzen sind wir gerne einverstanden; wo der verlautbarte Gedanke

zum Verbrechen oder Vergehen wird, strafe man den Schriftsteller, jedweder andere Gedanke aber habe seinen freien Curs, unbeschrieen von geistigen Mauthaufsehern und Zollwächtern. — Diese Worte sind schön, wenn sie nur eben so leicht in praktische Uebung zu setzen wären. Betrachten wir die Repressiv-Maßregeln in Sachen der Presse nach allen Seiten, betrachten wir das Gesetz, den Richter und die Strafe, und wir können uns überzeugen, daß das Zweckmäßige und Ausreichende in allen drei Beziehungen nirgends zu finden seyn wird; daß die öffentliche Gewalt bei Versuchen von Repressionen stehen bleiben, daß sie sich, in günstigster Annahme, neben zahlreichen Fällen des Mißlingens, einzelner weniger Fälle des Gelingens zu erfreuen haben wird.

Welches soll das Gesetz seyn? — Wir setzen voraus, daß dasselbe nicht, wie im April vorigen Jahrs in Oesterreich, schon in seinem Entstehen mit einem revolutionären Terrorismus zu kämpfen hat, sondern daß es, in völliger Freiheit, durch Regierung oder Volksvertreter, berathen und beschlossen wird. — Wie soll dieses Gesetz beschaffen seyn, welches in die verborgensten Falten des Gedankens eindringen, die verhüllendsten Wendungen der Sprache würdigen, und doch weder argwöhnische Schlingen legen, noch dem gewandten Verbrecher Wege des Entschlüpfens bieten soll? Wir gestehen aufrichtig, daß überhaupt die Abfassung eines Gesetzes, namentlich eines Strafgesetzes, zu den schwierigsten Aufgaben in Inhalt und Form gehört, wir uns von der nur annähernden Weise zutreffenden Textirung eines Preßgesetzes gar keine Vorstellung zu machen im Stande sind. Dem allgemein strafenden Satze entgeht die besondere stylistische Wendung der heutigen Virtuosität im Ausdrucke zuverlässig; detaillirte Ausführungen des Verpönten würden das Gesetz in's Ungeheure anschwellen und die unendlichen Varietäten des Redeausdrucks keineswegs erschöpfen. Wollte aber das Gesetz Tendenzen schlagen, so würde es nicht nur den dem Richter gegebenen Spielraum, der bei einem so geistigen Gesetze immer ungeheuer seyn muß, in's

Schrankenlose ausdehnen, sondern vor Allem, wie die Erfahrungen bewiesen haben, durch die Gehässigkeit solcher Anmuthung sich in Bälde selbst unmöglich machen.

Wer soll der Richter seyn? — Diese Frage gewinnt an Bedeutung durch die eben erwähnte Ausdehnung des dem Richter hierbei einzuräumenden Gebietes; einer richterlichen Machtvollkommenheit, die der Willkür nahe stehen muß. — Während der Wortlaut des Gesetzes für den richterlichen Syllogismus hier wie allenthalben den Obersatz liefert, bleibt der Richter in Zulassung des Factums als Untersatz freier und ungenöthigter, als bei jeder andern Untersuchung, und gerade nach dieser Subsumtion fällt der Schlußsatz des Urtheils aus. Mit Einem Worte, der Ausspruch des Richters wird zum Gewissensurtheil, und er selbst zum Geschwornen auch außerhalb der Institution des Geschwornengerichts. Woher nehmen wir nun diesen in allen Geheimnissen, Kräften und Listen des Wortes erfahrenen, in allem wissenschaftlichen und künstlerischem Ausdrucke verständigen, in jeder Wirkung des Geistes auf den Geist urtheilsfähigen, im höchsten Grade gewissenhaften Richter? — Von der sonst bestehenden Magistratur kann schwerlich die Rede seyn; das allgemeine Mißtrauen widerstrebt ihm in dieser Aufgabe; die öffentliche Meinung, das offene Geschrei des Tages verlangt durchaus das Geschwornengericht. Hat man sich die Bedeutung dieser Institution, in dieser Function, vollständig klar gemacht? — Geschworne, aus der Zahl der gewöhnlichen Bürger, sei es vielleicht auch aus gewissen Klassen derselben, durchs Loos gezogen, sollen, als zufällige Ankömmlinge, zu Gerichte sitzen über die Thaten des innersten Geistes, über den Sinn einer künstlich geschlungenen Phrase, über die Schuldbarkeit eines Gedankens, über den Geist eines Buches? Nehmen wir den unmöglichen Fall, sie seien dazu geistig competent, werden sie unparteiisch genug seyn? In Zeiten allgemeiner Erregung und Parteiung, wo jede ihnen vorgelegte Frage nothwendig Parteifrage ist, wird da jeder seine Meinungen, Vorurtheile, Leidenschaften vergessen, den Men-

schen ausziehen, den er im Leben herumträgt, und als ein reiner Träger der Vernunft und Gerechtigkeit sein Verdict *) hingeben? — Zuverlässig haben wir keine anderen Aussprüche zu erwarten, als was die Engländer politische Urtheile nennen, aber nicht in dem wenigstens scheinbar großartigen Styl staatskluger Rechtsvergessenheit, sondern in gemeiner und erbärmlicher alltäglicher Leidenschaft und Partei-Intrigue. — Und vergegenwärtigen wir uns den Gang der Verhandlungen. Das Gericht wird natürlich öffentlich sitzen. Ein Preßproceß wird nicht bloß die zunächst an der Sache Betheiligten, ihre Freunde, eine Anzahl Advokaten und Juristen und eine gewisse Summe Neugieriger um die Schranken des Gerichts versammeln; hier ist Jedermann Partei, denn es gilt ein öffentliches Interesse, wohl gar eine politische Frage des Augenblicks; die Räume strotzen von Publikum. Der Staatsanwalt wird vortreten und klagen, er wird dazu nöthig haben, den incriminirten Artikel, oder die markantesten und skandalösesten Stellen des beschuldigten Buches vorzulesen, vor jener Masse von Zuhörern, zu deren Mehrzahl der schuldvolle Gedanke vielleicht sonst keinen Weg gefunden hätte. Der Vertheidiger des Anklagten wird antworten. Er wird finden, daß in all dem Vorgelesenen kein Arg ist; er wird die Aengstlichkeit der Staatsgewalt lächerlich, oder ihre Neigung zu Verfolgungen gehässig machen; er wird vielleicht noch in der Vertheidigungsrede zehnmal ärgere Dinge sagen, als der Verfasser gesagt hatte, und man wird es ihm nicht wehren können oder wollen, denn „die Vertheidigung muß frei seyn.“ Die Geschwornen werden den Angeklagten frei sprechen. Das zahlreiche Publikum wird das Alles vernommen haben. Es wird gelernt haben, wie weit man gehen darf in Beleidigung seines Fürsten, im Angriff auf die öffentliche Ordnung, in Verhöhnung der guten Sitten, vielleicht in Verspottung der Religion und in Lästerung Gottes, ohne eine Strafe zu befahren. Es wird mit der Loos-

*) Urtheilsspruch der Geschworenen.

sprechung höchst zufrieden nach Hause gehen, und wenn es einige Gulden oder Groschen daran zu wenden hat, das interessante Buch zu kaufen nicht unterlassen. Die Staatsgewalt wird beschämt abziehen, sie wird ihr Ansehen erschüttert, und nichts anders gewonnen haben, als die Schrift ihres Feindes zu verbreiten und dessen Gewinn zu vermehren. — Aber setzen wir den seltensten und glücklichsten Fall. Der Staatsanwalt erwirkt eine Verurtheilung. Daraus folgt für's erste eine Strafe für den Verfasser der incriminirten Schrift, wovon später. Was noch? — Die vorhandenen Exemplare werden confiscirt und eingestampft. Aber bis die Staatsbehörde den Proceß instruirte, ist der größte Theil der Auflage, in vollem Reize der Neuheit, bereits verkauft, gelesen, verschlungen; was zur Verbreitung der Ideen des Buches noch abgeht, hat die Behörde mit ihrem Processe ersetzt. Die abgesetzten Exemplare werden nun zehnfach verliehen und gelesen. „Hier könnt ihr von dem Buch ein ächtes Stückchen schauen, Das unser Rath verboten hat." Wie viel also hat die Behörde, der Staat, die Gesellschaft, selbst durch das günstigste Urtheil, gewonnen?

Was soll endlich die Strafe seyn, in jenem seltensten und günstigsten Falle der Verurtheilung eines schlechten Buches? — Die Annalen der Gesetzgebung kennen nur Geldbuße und Gefängnisse. — Die Geldbuße straft keineswegs genug, um hinreichend zu imponiren. Ist sie geringe, so wird sie durch den Gewinn aus einem skandalösen Buche bei weitem aufgewogen; ist sie bedeutend, so läßt die gleiche Gesinnung einen der Ihrigen nicht im Stiche; von allen Seiten werden ihm Beiträge zu seiner Erleichterung zufließen, ja es wird sich das öffentliche Aergerniß einer in den Tagesblättern der Stadt eröffneten Subscription ergeben, um den Staat zu prellen, und den Verbrecher straflos zu halten. — Gefängniß schneidet etwas tiefer ein; aber nicht zu reden von den Figuranten, die nicht selten bei Journalen als verantwortliche Redacteure erscheinen, und sich gegen gute Bezahlung jährlich ein Paar Monat einsperren lassen, den eigentlichen, hinter den Coulissen stehenden Redacteur

Es erübrigt noch eine Haupt- und Lieblingsfreiheit, eine von den großen Affichen der Revolution: Associationsfreiheit. — Was heißt das? — Es ist wieder eines von den angebornen, unveräußerlichen Rechten ꝛc., daß die Menschen zu allen erlaubten Zwecken gemeinsame Kräfte verwenden, daß sie die „vis unita fortior“ in Ausübung bringen, daß sie sich in dieser Absicht dauernd und fest vergesellschaften dürfen, unbehindert von jedem Zwange, und unbelauert von jedem vorausspähenden Polizeiauge. Gut, es sei so. Aber der Hauptaccent, wenn die Freiheit wahrhaft und heilbringend seyn soll, liegt doch hier auf den erlaubten Zwecken, und es möchte nicht unbedenklich scheinen, wenn gar Niemand anderer als die Vergesellschaftung selbst darüber Richter seyn soll, ob ihr Zweck ein erlaubter sei? — Die eigentliche Meinung bei dieser begehrten Associationsfreiheit ist aber natürlich nichts anderes, als die politischen Gesellschaften oder Klubbs, ein Wort, welches trotz seines englischen Lautes auf dem Continent eine völlige andere Bedeutung, und in den ersten Erzeugnissen der französischen Revolution den Maßstab für dieselbe gefunden hat. Man will Gesellschaften, um mit am Staat zu regieren, den Regierenden hineinzuregieren, mit allen Maßregeln zu hadern und zu markten, den Personen unaufhörlich zu grollen, und ihre Aenderung zu beantragen. Diesen Charakter haben die continentalen, d. h. revolutionären Klubbs, im höchsten Grade die neuesten, bisher nirgends verläugnet. Wahre Winkelregierungen und Winkelparlamente unterwerfen sie jeden Schritt der Regierungen und selbst der Reichstage ihrer Censur, was Einem ihrer Mitglieder verfehlt dünkt (und welcher Schritt einer Regierung in der Welt könnte nicht irgend einem Menschen, besonders einem so gearteten, verfehlt dünken!), wird mit vielem Lärmen dem herbsten und hämischesten Tadel unterzogen, an die große Glocke gehängt, in öffentlicher Rede oder Druckschrift den Unwissenden preisgegeben, und so jedes Vertrauen erschüttert, jede ruhige Zuversicht der Bürger wankend gemacht, die Zusammensetzung des regierenden Körpers

jeden Tag von Neuem in Frage gestellt, Alles in ein Provisorium von heute auf morgen verwandelt. So wird nie regiert, sondern täglich zu regieren angefangen. Am schlimmsten, wenn die Klubbs, was sie vor Allem suchen und sehr häufig erreichen, Einfluß oder Oberhand in den Reichstagen selbst gewinnen. Sie tyrannisiren dann darin, wie die Jakobiner im Convent, und wissen, gleich diesen, durch auswärtige, höchst inconstitutionelle Machinationen auch mit einer Minderheit im Reichstage es über die Mehrheit davonzutragen. Es fällt einem nicht revolutionär organisirten Gehirne schwer, solche Verbindungen und ihre Zwecke in die Reihe der erlaubten zu classificiren; auf alle Fälle gehören sie zu den verderblichen; es sind, selbst in der modernen Sprache zu reden, Versuche des Privatgeistes, den öffentlichen Geist zu beherrschen. — Aber indem die Revolution mit solcher Zuversicht dieses höchst gefährliche, unbeschränkte Associationsrecht für sich und die Ihrigen fordert, wird sie es auch Jedermann frei und ehrlich zu gewähren geneigt seyn? Wir müßten sie nicht zu oft schon auf den Wegen und in dem Geiste der Lüge betroffen haben, um noch ehrliche, gleiche Freiheit und Gerechtigkeit von ihr zu erwarten. Und in der That heißt es auch hier wieder: Das Recht und die Freiheit für uns, die Gewalt und die Knechtschaft für die Andern. Und zwar hier in sehr schreiender, Recht und Freiheit verhöhnender Weise. Die Geschichte aller revolutionirten Länder kennt die Gefahren und Schicksale der hie und da begründeten conservativen, monarchischen, oder irgendwie der Revolution und ihren äußersten Consequenzen widerstrebenden, oder ihr sonst wie immer mißfälligen Vereine. Die letzt gespielte Karte ist gewöhnlich, daß man die rohe Gewalt des Pöbels wider sie losläßt, und hinterher erklärt, man habe sie gegen die gerechte Erbitterung des Volkes nicht länger zu schützen vermocht. — Aber wir haben in dieser Art revolutionärer Gerechtigkeit noch eine besonders merkwürdige Erfahrung. Wer das Recht, neue Vereine in's Endlose zu gründen, in Anspruch nimmt, der sollte doch längst gegründete und

in guten Rechten bestehende in ihrer Weise gewähren lassen, und wer den Begriff der erlaubten Zwecke bis in's äußerst Problematische und darüber hinaus zu erweitern liebt, der sollte Gesellschaften von evident nicht bloß erlaubten, sondern löblichen und ehrwürdigen Zwecken ungekränkt und ungefährdet ihre Aufgabe erfüllen zu lassen bereit seyn. Nicht so die Revolution. — Wir wollen von den Klöstern sprechen. Das sind doch wahrlich Associationen in aller Form des Begriffs und des Rechts. Sie bestehen seit Jahrhunderten, seit einem Jahrtausend, viele darüber hinaus. Es gibt deren, welche älter sind, als jedes politische Wesen, jede Staatsgestaltung in Europa. Sie sind jung gewesen mit den Völkern, in denen sie zuerst gegründet wurden, und sind mit ihnen alt geworden. Ihre Zwecke müssen unschädlich seyn, sonst hätten die Gesellschaften, in welche sie so innig eingelebt waren, nicht so lange neben ihnen bestanden. — Wir anderen wissen, daß diese Zwecke heilig sind; aber das weiß die Revolution nicht. Wir tragen Rechnung ihrer Unwissenheit, und verlangen von ihr nur, daß sie Zwecke wenigstens als löblich gelten lasse, welche in Beförderung eigener und fremder sittlicher Vollkommenheit, in Unterricht, in Krankenpflege, in anderen Werken der Wohlthätigkeit und Liebe bestehen. Wie verhält sich nun die Revolution mit ihrem angebornen und unveräußerlichen Associationsrechte zu diesen so beschaffenen Associationen? — Sie verliert hier völlig auch ihr gewöhnliches Maß der Ungerechtigkeit; jene Klugheit oder Verschlagenheit nämlich, welche die ihr eingeborene und mit ihrem Wesen identische Ungerechtigkeit nach Bedarf der Umstände bisweilen im Zügel hält; sie wüthet, sie schnaubt, sie rast wider diese Associationen; sie hat ihnen die Vernichtung geschworen; sie möchte sie bis auf ihre Spur und ihr Andenken von dem Angesichte der Erde vertilgen. Sie begnügt sich nicht mit der ihr geläufigen praktischen Lüge; sie lügt geradaus, roh und handgreiflich; sie schildert die Welt unter dem grausamen Druck der Jesuiten-Herrschaft schmachtend, und alle Könige und Völker in deren Netzen zappelnd;

sie schildert diese selben Jesuiten furchtbar wie die Riesen der Edda, unsichtbar-mächtig wie die Genien in Tausend und Eine Nacht, verschlagen wie die Zwerge der alten Sage, und boshaft wie die Gnomen in den Mährchen der Bergknappen. Daß der Bürger nicht seines vollen Industriegewinnes froh werden kann, und der Bauer nur geringe Ernten macht, ist ihr Werk; wie viel mehr, daß das Licht der Aufklärung nicht aller Orten leuchtet, und die Freiheit sich durch viele Länder noch nicht Bahn gemacht. In Oesterreich haben Jesuiten und Redemptoristen Ursachen zu Ruhestörungen gegeben, gerade wie der Ermordete zum Morde, der Bestohlene zum Diebstahl, und der Verläumdete zur Verläumdung. Ebendaselbst hat man den Widerstand aller intelligenten Klassen gegen beide Orden geltend gemacht, obschon gerade die geringe Zahl intelligenter Köpfe in Wien größtentheils zu den Freunden dieser Genossenschaften gehörte. In der Schweiz hat man Aufruhr der Klöster behauptet; kein Individuum angeklagt, keinen Prozeß geführt, aber die Institute unterdrückt. Die erste französische Revolution hat zu Ehren des Associationsrechtes die Klöster schnell zu unterdrücken sich beeilt. Auch die neueste Revolution in Frankreich will Associationen mit Gelübden von dem allgemeinen Associationsrecht ausnehmen, als ob das Gelübde in dem Charakter der Association das Mindeste änderte, oder ein Act von so höchst innerlich persönlicher Art, wie ein Gelübde ist, ein Vorgang zwischen dem Gewissen des Menschen und Gott, irgend wie in den Bereich der Gesetzgebung oder des äußerlichen Rechts verfiele. Die Revolution in Spanien ist an einigen Orten mit den Klöstern am schnellsten, ohne sich um Rechtsformen zu bemühen, durch Ermordung der Mönche fertig geworden. — Was sollen wir erst von Rom, Turin, Genua u. s. w. sagen? So schaudervoll lügenhaft ist das Associationsrecht der Revolution.

XLVI.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Den 12. October 1849.

Die österreichisch-russischen Waffen haben in Ungarn vollständiger und glänzender gesiegt, als vor zwei Monaten noch selbst die muthigsten Freunde der Ordnung und des Rechts es in ihren kühnsten Träumen zu hoffen wagten. Auf Kossuth und seine sarmatischen Spießgesellen hatte vornämlich der deutsche Radikalismus seine letzten und besten Hoffnungen gesetzt, nachdem Radetzky's Siege ihm die Freude an der „Einheit Italiens" verdorben. Nachdem endlich gar das Schwert Albert's auf den Todesfeldern von Novara zerbrochen und durch den Frieden von Piemont, durch die Niederlage, welche die rothe Republik in Rom erlitten, und durch den Fall Venedig's die letzte Aussicht auf Zwietracht und Verwirrung in der Halbinsel erloschen war, nachdem die magyarische Rebellion sich in allen Gräueln des Mordes, der Unzucht und der Gotteslästerung gesättigt, dann aber auf freiem Felde schimpflich und schmachvoll, wie es kaum in der neuern Kriegsgeschichte erhört worden, die Waffen gestreckt und sich, um das nackte Leben flehend, dem Sieger auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, — da mußte freilich die gesammte Revolution in ganz Europa wohl oder übel an den Sieg der Ordnung und des Rechts und an ihre eigene Niederlage glauben, und die wohlthätige Folge dieses Umschwungs hat sich in dem gesammten Occident spüren lassen.

In der jetzt eingetretenen Pause wird ein Versuch: unsere Leser über den Charakter der jüngst erlebten Vergangenheit und die Signatur der nun folgenden Periode zu orientiren, wenigstens nicht überflüssig seyn. Es wäre ein gefährlicher Wahn, wollten wir uns nun der sanguinischen Hoffnung ergeben: jetzt habe Europa, und Deutschland insbesondere, die Revolution hinter sich; nun würden bessere Zeiten des Glücks und der Freiheit, des Wohlstandes und der Ordnung kommen. Ach! diese phantastische Hoffnung würde uns nur die schmerzlichste Enttäuschung bereiten.

Allerdings hat wiederum ein Act des großen europäischen Revolutionsdramas ausgespielt, ein neuer Hauptabschnitt in der großen politischen Krankheitsgeschichte unsers Welttheils kann als geschlossen betrachtet werden. Aber dessen können wir sicher seyn: der Vorhang wird wieder aufgehen und das Schauspiel seinen weitern Fortgang nehmen; auf die Entkräftung wird und muß ein neuer Fieberfall folgen. Denn noch hat das Messer des Wundarztes kaum die Oberfläche des Geschwürs gestreift; die Wurzel des Krebsschadens ist von den meisten unserer Staatsärzte noch nicht einmal erkannt, geschweige denn ausgeschnitten.

Ja! wir haben ein ernsthaftes Fragment Revolution leibhaftig vor unsern Augen sich abwickeln sehen! Möchten jetzt alle Jene Reue und Leid erwecken, die, befangen in dem Wahne ihrer beschränkten Altklugheit, oder aus popularitätssüchtiger Eitelkeit, oder aus noch schlimmern Gründen, während der Dauer des dreiunddreißigjährigen europäischen Friedens, welcher kein Friede war, die Besorgniß rechtlicher und gescheuter Leute vor einem radikalen politischen Umsturze, so oft sie laut wurde, wie einen abgeschmackten Wahn, wie ein wesenloses Gespenst, wie einen unehrlichen Polizeikniff behandelten. Konnten sie doch nicht Worte des Hohnes und der Schmähung genug gegen Jene finden, die mit immer steigender Gewißheit eine neue, die Grundvesten der europäischen

Gesellschaft erschütternde, spezifisch deutsche Revolution besorgten, verkündeten, ihr unterirdisches Wachsthum nachwiesen, den Augenblick ihres unvermeidlichen Hereinbrechens berechneten. Mögen sie sich jetzt schämen alle Jene, die uns so oft den, mit liebevollen Seitenblicken auf die Verworfenheit der katholischen Völker begleiteten, historisch-ethnographisch-moralisch-protestantisch-theologischen Beweis lieferten: Deutschland, das vom Protestantismus durchsäuerte Land der Verheißung, sei wegen seiner hohen sittlichen und intellectuellen Bildung, die ihm die Reformation gebracht, der Revolution schlechthin unfähig; durch seine kirchlich-religiöse Cultur gegen jedes politische Erdbeben in Ewigkeit gesichert. Mögen sie jetzt Abbitte und Ehrenerklärung thun vor dem Bilde des Fürsten Metternich, alle jene kurzsichtigen Parteigänger der deutschen, demagogischen Umtriebe, alle jene Advokaten des politischen Meuchelmordes, alle jene offiziösen Wortredner des Hochverraths, alle jene Mäkler und Hausirhändler der Tageslüge, die für jedes Attentat gegen den gemeinen Frieden und die Privatsicherheit, von der Ermordung Kotzebue's und von dem meuchelmörderischen Angriff gegen die Frankfurter Wachen am 3. April 1833 an, bis auf den Sturm auf das Hôtel des Prinzen Johann in Leipzig, und den, die Ehre der deutschen Nation für alle Zeiten schändenden Triumphzug Ronge's durch alle deutschen Gauen, jedesmal ihre obligaten Entschuldigungs- und Bemäntelungsgründe in Bereitschaft hatten! Wahrlich, nachdem ihre Clienten gesiegt, erscheinen Vielen selbst die abgeschmacktesten Fehlgriffe der vormärzlichen Polizei in einem viel entschuldbarern Lichte. Mögen sie jetzt reuig an ihre Brust schlagen, jene Diebshehler des Verraths und der Meuterei, die ein Menschenalter durch dienstbeflissen einem Jeden, der an dem Bestande und dem Frieden der Gesellschaft gefrevelt, sichere Freistätten bereitet und zahllose Hinterpforten geöffnet hielten, dafür aber jeden redlichen, seinem Eide treuen Diener der öffentlichen Ordnung und der Gerechtigkeit, wenn er die Sturmglocke zog, als wahnsinnigen Thoren oder feilen Despotenknecht schmähten, ihn für vogelfrei erklärten, ihn bis

in das innerste Heiligthum seines Privat- und Familienlebens verfolgten. Eine unbestochene Nachwelt wird Schmach und Schande rufen über alle Jene, die ein Drittheljahrhundert hindurch, mit übervollen Händen die Saat des Mordbrandes, des Meuchelmordes und der allgemeinen Plünderung ausstreuten, und die sich heute mit der Unbefangenheit des Blödsinnigen wundern, daß sie auf einen fetten Acker fiel, und hundertfältige Frucht getragen hat.

Wir nannten oben den Fürsten Metternich. Hoffentlich ist heute schon, ohne daß man deßhalb auch die schwachen Seiten der Politik bemänteln muß, die von ihm den Namen trägt, dennoch wenigstens die Zeit gekommen, wo verständige Beobachter der Tagesgeschichte anfangen dürfen, dem vielgelästerten Staatsmanne eine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Fürst Metternich hat unter allen seinen diplomatischen Zeitgenossen vielleicht am frühesten und am klarsten den Charakter der, sich ihrer Vollendung nähernden Revolution begriffen. Die Nachwelt wird ihm (der, troß des abgeschmackten Rufes politischer Allmacht, allein stand!) das Zeugniß geben, daß er die politischen und socialen Gefahren, die der europäischen Cultur den Untergang drohen, häufig am einfachsten und richtigsten erkannte. Aber auch schon die Gegenwart ist in dem Falle mit Kenntniß der Thatsachen darüber urtheilen zu können: ob ihn der bannale Vorwurf wirklich trifft, daß er Hirngespinnste der Polizei für factische Wirklichkeit genommen, und die heitere Laune schuldloser Jünglinge als sträflichen Landesverrath der Verfolgung Preis gegeben habe? Davon können heute die Leichen der Gemeuchelmordeten und im Bürgerkriege Gefallenen, die Brandstätten der bombardirten Städte, die zu Grunde gerichteten Familien, die verheerten Fluren so vieler Provinzen Zeugniß geben, wenn gleich umgekehrt tief bedauert werden muß, daß der weltkundige greise Staatsmann es, mit oder ohne seine Schuld, nicht abgewendet hat, daß die antirevolutionäre Politik des conservativsten aller Continentalstaaten von allen ihr verwandten und befreundeten geistigen Richtungen, insbesondere

von der Kirche losgeschält und isolirt, und eben dadurch in eine bloß negative und defensive Stellung gedrängt wurde, die keinen rettenden Ausgang mehr hatte. Wie dem aber auch sei, der größte Diplomat der neuern Zeit wird sich des consequenten, und vollkommen aufrichtig gemeinten Kampfes gegen die Revolution in ihrer wilden und radikalen, wie in ihrer zahmen und doctrinären Form mit vollem Rechte immer als der verdienstlichsten Seite seiner fünfzigjährigen Wirksamkeit rühmen können.

Die Revolution, welche nach Gottes Zulassung fast anderthalb Jahre lang in Deutschland herrschte, hat zwar der That nach lange noch nicht alles Unheil angerichtet, welches nothwendig und unvermeidlich auf dem Wege zu ihrem letzten Ziele liegt. Aber sie hat klar und deutlich an den Tag gelegt, wessen sie Willens und fähig wäre, wenn sie die Macht dazu hätte. Sie hat ihren innersten Charakter, ihren obersten leitenden Gedanken ohne Hülle und Schleier gezeigt. Ihr Schiboleth ist aus dem Wahnsinne eines, auf seine höchste Spitze gesteigerten, kaum noch menschlichen Hochmuthes geboren. Es lautet: Jeder soll fortan herrschen, und Niemand mehr dienen. Ein solcher Grundsatz macht, wo er im Leben zur Anwendung kömmt, die Gesellschaft unmöglich, zerschneidet ihre Bande und löst die Menschheit in ihre Atome auf. Weil er aber beides in sich faßt, die Tendenz der despotischen Herrschaft jedes Einzelnen über die ganze Gesellschaft, und umgekehrt das Streben zur principmäßigen Auflehnung Aller gegen jede Herrschaft und Autorität, so leuchtet von selbst ein, daß eben dieser Grundsatz die Gesellschaft zwischen die beiden Abgründe der Anarchie und des Despotismus schleudert, d. h. in eine permanente Revolution, in einen Zustand, in welchem ein Volk und ein Staat weder leben noch sterben kann, in eine Lage, an welche eine gesunde Natur ohne ein der Seekrankheit ähnliches Gefühl des tiefsten Ekels nicht zu denken vermag. Deutschland hat die Süßigkeiten dieses Zustandes einer Revolution, die sich im Princip der Anarchie fortwährend annähert, ohne jedoch in der Praxis dieses Ziel

vollständig erreichen zu können, fast anderthalb Jahre lang genossen. Es hat somit wenigstens einen Vorschmack von der zur vollen Wirklichkeit und Vollendung gekommenen Herrschaft des Radikalismus bekommen. Insofern also hätte der eben beendigte Act der Revolution diesem Volke eine mit Worten nicht genug zu preisende Wohlthat bringen, er hätte ihm die Augen öffnen können. Leider aber ist dieser günstige Erfolg bis jetzt nur in einem sehr engen Kreise eingetreten, und das Licht der Erkenntniß über unsere wahre Lage ist verhältnißmäßig wohl nur sehr Wenigen aufgegangen. An diesem Geschlechte, welches Compaß und Steuer in göttlichen wie in menschlichen Dingen verloren hat, sind nicht bloß die Erfahrungen der Väter und Vorväter, sondern selbst die eigenen verloren.

Haben in solcher Weise die Intelligenz, die Bildung, die Aufklärung namentlich der mittlern und obern Stände, selbst den mäßigsten Ansprüchen nicht genügt, sind sie, wie der Augenschein lehrt, kein Damm gegen die Revolution gewesen, so hat auf der andern Seite die Thatsache den Beweis geliefert, daß das anarchische Princip und die anarchische Praxis allein und lediglich durch die militärische Gewalt der stehenden Heere überwältigt werden konnten. Die Jahre 1848 und 1849 haben unwiderruflich über den Werth jener Errungenschaft entschieden, welche die Sprache der neuen Zeit Nationalgarde, Bürgerwehr oder Volksbewaffnung nennt. Welche Dienste dieselbe der Revolution geleistet, wollen wir hier ununtersucht lassen; welchen Widerstand aber die bewaffnete Bevölkerung der Städte der Revolution zu leisten Willens und fähig sei, darüber liegt jetzt eine große Erfahrung vor. Daher auch der erbitterte Haß der Revolutionsmenschen gegen den Kriegerstand und die, als Organismus mit Haupt und Gliedern dastehenden Heere, ein Haß der auf dem Standpunkte der Revolution nicht bloß erklärlich und natürlich, sondern nothwendig ist. Die geordnete militärische Macht ist das einzige, dafür aber auch spezifische Gegengift gegen die, alle Bande der Gesellschaft

lösende, revolutionäre Anarchie. Wo der Glaube gewichen ist, kann nur noch die militärische Dressur die Gesellschaft zusammen halten. Darum hat in den Blütetagen der deutschen Revolution auch nur der Gehorsam, welcher der Unterordnung fähig geblieben ist, des Dünkels und selbstsüchtigen Ungehorsams Herr werden mögen; nur die in Reihe und Glied stehende, uniformirte Ordnung hat über die Auflösung gesiegt, nur die in zweifärbiges Tuch gekleidete Entschlossenheit, welche ihres Rechtes sich bewußt, von allen Mitteln der Macht Gebrauch macht, welche Gott in die Hand der Obrigkeit legte, nur diese hat die anmaßliche Frechheit der Rebellion zu Boden schlagen können. Der französische Constitutionalismus, die Rabbulisterei der Advokaten, die Schulweisheit von den drei Gewalten, von der Volkssouverainetät und von der Allmacht der Majoritäten, die pseudoenglische Staatstheorie, die sich kraft einer unbegreiflichen Selbstüberschätzung ihrer Adepten immer noch für Fortschritt hält, mit einem Worte, der Wahn: es lasse sich friedlich mit der Revolution verhandeln; die Empörung werde durch Streicheln und Schönthun gebändigt; der Aufruhr durch Paragraphen eines Gesetzes gebannt, und mit dem Princip der Umwälzung sei ein Friede oder Waffenstillstand möglich, — diese Verirrung der kläglichen, entnervten Afterweisheit einer zu Grabe gehenden Culturperiode ist es, der wir das meiste Unheil des jüngstverflossenen Zeitraumes verdanken. Sie hat aller Orten feig die Waffen gestreckt, dem Feinde mit eigner Hand das Thor geöffnet, mit verrätherischer Schwäche der Rebellion fast mehr gewährt, als sie verlangte. Die Umwälzung, — dieß ist eine Thatsache, welche die unparteiische Geschichte zu würdigen wissen wird, — hat nirgends durch ihre physische Uebermacht gesiegt, auch nicht einmal dadurch, daß ihre entschiedenen Anhänger die Mehrheit gebildet hätten, — (sie waren überall nur eine kleine, aber zu jedem Verbrechen fähige und aufgelegte Minderheit!) — sondern durch die Muthlosigkeit, die Schwäche und die Verwirrung Derer, welche be-

rufen gewesen wären, „mit Hintansetzung ihres eigenen Leibes und Lebens" den zerstörenden Mächten Widerstand zu leisten.

Haben die Begebenheiten der letzten anderthalb Jahre die Idee einer allgemeinen Volksbewaffnung auf ihren wahren Werth zurückgeführt, so haben sie zugleich auch dem Phantom des Nationalismus, mit welchem der Geist der Lüge während und bald nach den Märztagen so große Erfolge errang, nunmehr wenigstens in den Augen jedes verständigen und nüchternen Mannes sein Recht angethan. Seit dem die italienischen Landleute, statt schwermüthig von der Hoffnung der unità d'Italia Abschied zu nehmen, die siegreichen österreichischen Truppen, nicht mit gemachtem und anbefohlenem, sondern mit wahrem und unverstelltem Jubel empfingen und als Befreier von der Herrschaft einer kleinen Rotte Klubbisten begrüßten, die dem wirklichen Volke verhaßter war, als ihm die Deutschen je gewesen; seitdem die Deutschpatrioten in Baden und der Pfalz, befangen in der angenehmen Täuschung: daß die Tage der tiefsten Schmach und Erniedrigung, die unser Vaterland in den neunziger Jahren erlebt, sich wieder erneuern ließen, — den alten, unsaubern Verkehr ihrer Väter mit der französischen Republik wieder anzuknüpfen strebten, dießmal aber selbst von dort aus mit der, dem Verrathe des eigenen Landes gebührenden Verachtung abgewiesen wurden; seitdem das erste deutsche Nationalparlament, der Stolz des burschenschaftlichen Germanenthums, in einem Abgrunde von Lächerlichkeit sein schimpfliches Ende fand, ohne daß sich in ganz Deutschland auch nur ein Finger erhoben hätte, es zu stützen oder zu rächen, seitdem die nationale Revolution sich allenthalben, ächt kosmopolitisch, mit dem, keinem Volke mehr angehörenden Auswurfe aller Nationen verbrüderte, und seitdem die fanatischen Gegner jeder Fremdherrschaft, ihrer Unfähigkeit zu jedweder Selbstregierung eingedenk, sich, ohne die geringste Anwandlung von Nationalstolz, wie auf gemeinsame Verabredung aller Orten unter die Willkür gemeiner, polnischer Strauchdiebe stellten, die keinen andern Titel zur Lenkung der Geschäfte hat-

ten, als daß sie Fremde und gewerbmäßige Wühler waren, — seitdem wissen wir, was wir von dem Nationalitätsfieber zu halten haben. Die Revolution hat dieses Medusenhaupt, wie andere Finten gebraucht, um schwache und kopflose Regierungen in Angst und kindischen Schrecken zu setzen. Selbst in Frankreich, wo die nationale Eitelkeit von jeher wirklich ein großer Hebel gewesen, scheint dieselbe unter dem Einfluße allgemein europäisch-revolutionärer Ideen ihre alte Macht verloren zu haben. Auf einem Pariser Vorstadttheater wurde kürzlich in einem Stücke, welches die Tendenz hatte, gegen die französische Expedition nach Rom aufzuregen, die französische Uniform schmachvoll verhöhnt und ausgezischt, der rothen Blouse Garibaldis rasender Beifall geklatscht. Die Nationalitätsschwärmerei ist in den Händen der Revolution nichts als eine Spielmarke, die nur am grünen Tische ihren Werth und ihre Bedeutung hat. Wer damit im ordentlichen, ehrlichen Verkehr seine Bedürfnisse bezahlen, oder wer gar diese Münze als Nothpfennig zurücklegen wollte, würde übel ankommen. Ja, die Revolution selbst gibt zwar ihre Rechenpfennige aus, aber sie hütet sich wohl, sie an Zahlungsstatt zu empfangen. Im Gegentheil: trotz alles Gerede von Nationalität hat jede wirkliche, wahre, naive Volkseigenthümlichkeit keinen ingrimmigeren, unversöhnlicheren Feind, als den, mit geistloser Unselbstständigkeit Alles in ein einziges Modell pressenden, Alles nach französischem Muster nivellirenden und centralisirenden, modern revolutionären Staat und dessen Hauptträger, das überall und nirgends heimische, seinem Wesen nach cosmopolitische Judenthum.

Fragen wir nach allen jenen militärischen Erfolgen, welche die Sache der Ordnung seit dem Tage von Novara über die Anarchie und Empörung erfochten, nach allen den Enttäuschungen, welche die Welt den beiden Revolutionsjahren verdankt, ob wir nunmehr einer ruhigen Zukunft der Herrschaft des Rechts, des Genusses der Freiheit entgegen gehen? Niemand, der sich selbst und Andere nicht mit hohlen Phrasen

zu täuschen gewohnt ist, wird dafür Bürgschaft leisten wollen. Der Radikalismus ist geschlagen, auf's Haupt geschlagen, aber nichts weniger als besiegt. Er liegt zu Boden, aber man kann nicht einmal von ihm sagen, daß er sich todt stelle. Als Beleg für diese Behauptung möge eine wegen ihrer fast unglaublichen Naivität bemerkenswerthe Kunsthändleranzeige in der Allgemeinen Zeitung vom 24. September dienen, in welcher ein Spiegel der Gegenwart und vielleicht auch ein tüchtiges Stück Zukunft steckt. Sie lautet wörtlich wie folgt. „Alfred Rethels „„Auch ein Todtentanz““ *) macht so eben die Runde in Deutschland, und schon folgt dieser allerneueste Todtentanz ihm auf der Ferse nach. Rethel mahnt durch Wort und Bild den „„Bürger und Bauersmann““ davon ab, für „„Freiheit, Gleichheit und Brudersinn““ Gut und Blut in die Schanze zu schlagen. Nun ist aber seit dem Beginne der Weltgeschichte für den kirchlichen und politischen Despotismus in tausend Schlachten das Blut vieler Millionen verspritzt worden, und die Sonne eines jeden neuen Tages sieht dieses alte blutige Schauspiel sich wiederholen. Dieser Todtentanz stellt diese geschichtliche Wahrheit in wenigen Bildern dar. Durchblättert beide Hefte und beantwortet dann die Frage: **was besser und ruhmvoller sei, für die junge Freiheit oder für die alte Knechtschaft zu leben und zu sterben?“**

Dieß ist die Species deutscher Vielseitigkeit und Unparteilichkeit, deren Hauptvertreterinnen eine in unserem Vaterlande die Augsburger Allgemeine Zeitung ist. Der Aufstand, der in Mailand am 18. August, unmittelbar nach Verkündigung einer Amnestie, losbrach, ist eine aus vielen tausend Anzeigen, was wir zu gewärtigen hätten, wenn die Gewalt, durch welche die rothe Anarchie gebändigt wurde, auch nur auf einen

---

*) Ein Werk, welches wir denjenigen unserer Leser, die es noch nicht besitzen, dringend empfehlen.

thungen. Ah Madona, hörte ich einst im Volksdialect beten, fé v'nir i Todesc per mandar a spass s'ta Canaja d'framasson, altrimente se non vli ajutar s' sie'ſ anca tu una d'la civica. (Zu deutsch: „O! heilige Mutter Gottes schick' uns die Deutschen, um diese Spitzbuben von Freimaurern wegzujagen; willst Du uns nicht helfen, so bist Du selbst von der städtischen Nationalgarde", von der, beiläufig bemerkt, die meisten Schurkereien ausgingen.) Uebrigens war der im Nachsatze ausgesprochene Verdacht nicht ernstlich gemeint, und die Trösterin aller Traurenden weiß schon, wie sie dergleichen von ihren, trotz ihres festen Glaubens zuweilen etwas ungezogenen, italienischen Kindern zu nehmen hat. Nur so viel wollte ich hiermit beweisen, daß in dieses Volkes Seele auch nicht ein Gedanke an die unità d'Italia gekommen ist. Alle diese und ähnliche Freimaurertiraden und revolutionäre Stichwörter erkannte der Bauer ohne weiteres als das, was sie wirklich sind."

„Ich kann für diese Behauptung: daß das Landvolk nicht die geringste Sympathie für die Revolution hegte, noch einen andern, gewiß unverdächtigen Zeugen anführen: den piemontesischen General Bava. In seinem Berichte über den lombardischen Feldzug beklagt er sich bitter, daß das Landvolk so viel Neigung für die österreichische Regierung gezeigt habe. Zum Beweise führt er folgenden Fall an. Karl Albert wollte sich ohnweit Mantua eine Dorfkirche öffnen lassen, um gewisse, dort befindliche werthvolle Statuen anzusehen. Aber trotz alles Suchens und Umherrennens waren schlechterdings die Schlüssel nicht zu finden. Nach einer langen Weile wird der König des Wartens überdrüssig, und reitet unverrichteter Sache von dannen. „Später erfuhren wir", so schließt Bava's Bericht, „daß in der Kirche verwundete Oesterreicher lagen, welche die Bauern nicht verrathen wollten."

„Mit tiefer Trauer blickte das Volk auf das Benehmen mancher seiner Priester, deren politischer Fanatismus leider! sie selbst, und in den Augen Unkundiger auch ihren Stand, nicht

selten schwer compromittirte. Wie ist diese, allerdings unläugbare Thatsache zu erklären? Ich will aus mehreren Ursachen hier nur die zwei wichtigsten herausheben. Schon seit langer Zeit war ein Theil des lombardischen Clerus vom Geiste des Jansenismus angesteckt; wie dieser sich zur Revolution verhält, dieß ist für Niemanden ein Geheimniß, der die Geschichte der französischen Revolution nicht bloß oberflächlich kennt. Jene falschen Grundsätze waren besonders in den Diöcesen Cremona, Pavia und Brescia verbreitet, obwohl der Bischof Nave den Clerus der letztern Diöcese ziemlich von dem jansenistischen Gifte gereinigt hatte. — Nun ist die Wahlverwandtschaft zwischen Jansenismus und Josephinismus ein weltkundiges Factum. Oesterreich hat es sich auch dießmal wieder etwas kosten lassen, seine ingrimmigsten Feinde zu hegen und zu pflegen. Wollten die Bischöfe gegen verdorbene Priester, gegen unkirchliche Pfarrer einschreiten, so konnten diese sicher seyn, bei den josephinischen Behörden eifrige Unterstützung zu finden. Zu Cremona starb ein Bischof aus Verdruß; sein Nachfolger sah sich gezwungen, zu resigniren. Viele schlechte Priester blieben, trotz des gegebenen Aergernisses, ruhig auf ihrem Posten. Das Volk wurde freilich durch dasselbe geärgert und betrübt, aber die verdorbenen Priester wurden dadurch noch lange nicht Freunde der Regierung. Im Gegentheil: beim ersten Strahl der Märzsonne griffen sie mit beiden Händen nach der neuen Freiheit, weil diese ihnen sichere Aussicht auf ein noch zügelloseres Leben bot."

„Hatte Oesterreich in solcher Weise unter den schlechten Elementen der Geistlichkeit wenigstens keine Freunde in der Noth, so ist, — wenn ich offen reden soll! — auf der andern Seite auch nicht zu läugnen, daß selbst gute und eifrige Priester von einer unüberwindlichen Abneigung gegen die damalige Regierung beherrscht waren, und mit Sehnsucht auf den Augenblick warteten, wo sie dieselbe los werden könnten. Der einfache Grund lag in dem josephinischen System, welches einen Kriegsstand der Staatsgewalt gegen das canonische Recht,

d. h. gegen die Kirche geschaffen, und gerade die besten und eifrigsten Seelsorger den oft muthwilligen, immer aber erbitternden Neckereien glaubensloser, subalterner Beamten Preis gegeben hatte. Man hatte sich künstlich und absichtlich Diejenigen zu Feinden gemacht, die nichts sehnlicher gewünscht hätten, als treue Stützen und Freunde des Hauses Oesterreich seyn zu können."

„Wollen Sie die Gegenprobe zum eben Gesagten? Im Herzogthum Modena, wo bekanntlich das Regierungssystem der Kirche gegenüber anders lautete, als in Oesterreich, waren Volk und Clerus aus einem Stück. Dort fand die Revolution unter diesem so wenig Anklang, als unter jenem. Nur sehr wenige schlechte Priester compromittirten sich für ihre Person, ohne eine Partei bilden zu können. Und diese bessere Gesinnung hat in der That keine leichte Probe zu bestehen gehabt. Die revolutionären Proclamationen erklärten die modenesischen Pfarrer für Feinde des Papstes, der, wie die Faction in ganz Europa vorgab, sich an die Spitze der Bewegung gestellt habe, während Jene das Volk vom Freiheitskampfe zurückzuhalten suchten. Als dieß nicht verfing, und die modenesische „„Ultramontanen- und Jesuitenpartei"" sich nicht zur Revolution hinüberziehen ließ, forderte der berüchtigte Gavazzi das Volk ohne weiteres auf, seine Priester zu morden, weil sie so wenig Sympathien für die Freiheit zeigten. Auch diese Zumuthung prallte an der Verachtung der dortigen Bevölkerung ab. Modena war der erste Staat auf der Halbinsel, der stürmisch nach der Rückkehr seines rechtmäßigen Fürsten verlangte, und die Hülfe der österreichischen Truppen anrief. Der Einmarsch derselben in's modenesische Gebiet war ein Triumphzug. Das von allen Seiten herbeiströmende Volk begrüßte die österreichischen Krieger als rettende Engel, es konnte ihnen kaum genug Beweise seiner Zärtlichkeit geben. Woher diese Treue nicht allein beim Volke, sondern auch beim Clerus? Die Antwort ist sehr einfach. Der verewigte Herzog Franz IV.,

glorreichen und ehrwürdigen Gedächtnisses! — regierte nicht als mißtrauischer Feind, sondern als Freund und Beschützer der Kirche, und sein Nachfolger ist Gottlob! in die Fußtapfen seines Vaters getreten. Schon im Jahre 1841 erhielt die Kirche ihre vollständige, rechtliche Freiheit. Der Herzog hob alle anticanonischen Gesetze auf, errichtete viele religiöse Institute, unterstützte die Seelsorger, ermunterte sie, ihren Gemeinden Missionen halten zu lassen, deren Werth er richtig erkannte; und nahm zu diesem Zwecke die Redemptoristencongregation (einen Dorn im Auge der revolutionären Secte!) auf, die sich fast ausschließlich damit beschäftigt, auf ihren Missionen den Armen und Unwissenden das Evangelium zu predigen. So bewegte sich die Kirche in Modena frei, und **deßhalb** war sie dem Staate ein Anker der Hoffnung im Sturme, und eine Stütze zur Zeit der Noth. Der Clerus hatte nur Sympathien für die rechtmäßige Regierung, und das Volk fand mit richtigem und feinem Tacte, in dem der Kirche und dem Glauben gewährten Schutze die beste Garantie für sich selbst."

„Hätte ich der österreichischen Regierung in der Lombardei einen Rath zu geben, so möchte er dahin lauten: sie begünstige den Bauernstand; der Kirche aber gebe sie freie Bewegung und hindere vor Allem die Missionen nicht, das mächtigste und wirksamste Mittel zur sittlichen Hebung des niederen Volkes. Dann werden plötzlich die Antipathien gegen Oesterreich im Clerus verschwinden. Ist dieß geschehen, und der Clerus wie das Landvolk der Regierung gewonnen, so kann sie ruhig der Zukunft vertrauen. Jedenfalls übt der Clerus in jenem Lande eine größere Macht aus, als höhere und niedere Beamte wissen und erfahren können."

Den 19. October 1849.

Es konnte wohl kein Zweifel darüber obwalten, daß die bestehenden Regierungen, sobald sie sich nur zu dem Entschlusse ermannten: der Anarchie und Empörung gegenüber von ihrer bewaffneten Macht ernsthaften Gebrauch zu machen, der gewaltthätigen Revolution Herr werden würden. In dieser Beziehung kam Alles auf die Treue der Heere an, und als diese sich bewährt hatte, ließ sich das Unterliegen des rothen Radikalismus, so weit sich dieser mit offenem Visir und gewaffneter Hand aus den Zeitungen und Kammern in die Straßen und auf das freie Feld gewagt hatte, mit großer Bestimmtheit voraussagen. Allein wir haben uns auch darüber nicht getäuscht, daß die schwierigere Hälfte der Aufgabe aller Orten, zumal in Deutschland, am Morgen nach dem Siege in den Vordergrund treten würde. Wie sollten die heutigen Deutschen, nach den Erfahrungen der Jahre 1848 und 1849, fortan regiert werden? Das war das, auf dem heutigen Standpunkte der deutschen Bildung und Ueberbildung, nicht bloß schwierige, sondern geradezu unlösbare Problem. Das Mittel der im Schwerte liegenden Gewalt, welches in frühern einfachen Zeiten die Frage ohne sonderliche Weitläufigkeiten thatsächlich beantwortet hätte, war zu sehr wider den theoretischen Geist der Zeit, als daß ein Staatsmann in unserem Vaterlande in seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung den moralischen Muth gefunden hätte, ohne landübliche Umredung und herkömmlichen Phrasendunst, die thatsächlich vorhandene Lage der Dinge einfach und gelassen beim rechten Namen zu nennen, demnächst aber und in Folge dessen offen und eingestandenermaßen zu jenem Princip zurückzukehren, welches seit Anbeginn der Geschichte das natürliche Fundament aller menschlichen Gesellschaft gewesen ist. Dieß ist der, in der unabänderlichen Natur der Dinge gegründete Satz: daß der, aber auch nur der herrscht, der die

Macht dazu hat; daß jede wirkliche Macht nur Gott verantwortlich ist; daß Jeder gut thut, nur in soweit herrschen zu wollen, als seine Macht und sein gutes Recht reicht, und daß Niemand mit Hinzuziehung des hellen Haufens, sondern mit Gottes Hülfe und dem Rathe bewährter Freunde. Verschmähte man, wie sich's erwarten ließ, diese eben so einfache als praktische Politik früherer, roher Zeiten, so blieb nur die mißliche Wahl übrig, entweder in die eben verlassenen Schienenwege der Bureaukratie wieder einzulenken, oder, da diese gerade zum Sturze geführt hatten, die Bahn des pseudoenglisch-französischen Repräsentativsystems weiter zu wandeln, d. h. ein politisches Experiment, welches tausendmal gemacht und tausendmal mißlungen war, noch einmal zu wiederholen, und uns dadurch daß zahllose Fußtapfen in die Höhle Polyphem's hinein, aber keine wieder herausführen, im geringsten nicht in unserm constitutionellen Glauben irre machen zu lassen. Wer, um mit Max Piccolomini zu reden, seine Pappenheimer kannte, durfte schwerlich auch nur einen Augenblick darüber im Unklaren seyn, welche dieser Richtungen die deutsche Regierungsweisheit, schon am ersten Tage nach ihren militärischen Siegen über die rothe Republik, nehmen werde. Wie gewöhnlich trägt auch dieses Mal der preußische Intelligenzstaat der Zeit das Banner voran, und wenn wir aufmerkten und im Stande wären, uns fremden Schaden und Spott zur Warnung dienen zu lassen, könnten wir Manches aus den dortigen Vorgängen lernen. Am fünften December vorigen Jahrs octroyirte das preußische Königthum seinem Volke eine, theilweise nach belgischem Muster gearbeitete Charte. Trotz dessen sehen wir in diesem Augenblicke eine, aus zwei Kammern bestehende Constituante wiederum in voller Arbeit des „Verfassunggebens" begriffen. Und wie könnte auch ferner noch vom „Fortschritt" die Rede seyn, wenn das constitutionelle Rinnsal je zum Stehen käme, Penelope nicht allnächtlich das mühsame Tagwerk zerstörend, ihr eigenes Gewebe wieder aufzöge! Wann wird diese Geduld erschöpft, wann die Lust des zeitgeistig gebildeten Deutschen am Consti-

tutionsmachen gebüßt, wann der Glaube erschüttert seyn, daß Verfassungen sich machen lassen, daß die Tyrannei der Majoritäten Freiheit sei! Bis diese Erleuchtung über uns kömmt, wäre es ohne Zweifel dem abstrakten Fortschritt am entsprechendsten, das Resultat der jetzigen Revision einer künftigen Constituante zur neuen Prüfung zu übergeben, die ihr Werk dann wieder einer spätern Verfassunggebenden Versammlung zur abermaligen Berathung vorlegen müßte, und so, mit oder ohne Grazie, fort in infinitum! Da jeder Reichstag doch eben nur die Meinung, die Ansicht, die Doctrin der jedesmaligen Mehrheit einer durch reinen Zufall zusammengewürfelten Zahl von Individuen vertritt, so ist schlechterdings nicht abzusehen, warum jene einmal ausgesprochene Meinung der einen, die Meinung einer andern, künftigen Versammlung binden, ja wie auch nur die jetzige Constituante, die nichts weniger als eine moralische Person ist, sich selbst gegen den schon im nächsten Augenblicke möglichen, eignen Fortschritt für alle Zeiten sollte abschließen dürfen? Dieß wäre zeitwidriger Stabilismus, ja unläugbare Reaction, vor der jeden rechtgläubigen Zeitgemäßen bekanntlich ein obligater Schauder anwandeln muß. Daneben wäre es vielleicht nicht die schlimmste Seite unsers harmlosen Vorschlags, daß die Constituante auf diesem Wege schon von vornherein jedem 24. Februar, jedem 18. Brumaire entrückt wäre, wie auch daß, während der in's Ungemessene hinaus verlängerten Berathungsfreuden, die Natur der Dinge, der ohnedieß kein Sterblicher ausweichen kann, Zeit behielte, sich stillschweigend wie jede Thatsache, als wirklich schmerzloses Interim geltend zu machen.

Trotz des eben Gesagten wollen wir nicht verkennen, daß die Absicht: eine Verfassung aus einem Vertrage hervorgehen zu lassen, ihre guten historischen Gründe für sich hat. Die ständischen Verfassungen des Mittelalters waren nichts anders als Capitulationen zwischen der fürstlichen Macht einerseits, und mächtigen Vasallen oder aristokratisch organisirten Städten und sonstigen Corporationen (abhängigen Monarchen und Re-

publiken) andererseits. Nun haben die letzten zweihundert Jahre die politische Macht der Aristokratie gebrochen, die Corporationen zersprengt und aufgelöst. Heute fehlt demnach zu einer ständischen Monarchie nicht mehr als Alles, — die Stände. Die fürstliche Macht steht einer nicht mehr corporationsfähigen, nivellirten, zur wüsten, wilden, unorganischen Gleichheit hinstrebenden Masse gegenüber. Diese nennt sich Demokratie; richtiger müßte sie Ochlokratie heißen. Mit dieser ist weder zu verhandeln, noch zu contrahiren. Der Ochlos (große, massenhafte Hause von Individuen) ist keine Person und hat keinen Verstand, keinen Willen und keine gemeinschaftlichen Interessen, höchstens wird er von unbegränzten, schwankenden, jeden Augenblick wechselnden Meinungen beherrscht. Folglich kann er keine Vertreter haben, sondern er gehorcht bloßen Demagogen, welche die eine Welle zufälliger Volksgunst (oder der Loostopf der Abstimmung) hebt, und die nächste stürzt. Eine fürstliche Regierung, — auch die wohlwollendste, mildeste, billigste steht jetzt nicht mehr den Anforderungen positiver Interessen, sondern den Meinungen des Tages gegenüber, d. h. dem Geiste der Revolution, der in letzter Analyse weder Ordnung, noch Recht, noch Regierung, noch Eigenthum, noch Familie will. — Hierin liegt der eigentliche und wahre Grund, warum das Experiment des heutigen Repräsentativstaats immer und nothwendig verunglücken muß. Zwischen der Monarchie und jenem Geiste ist keine Vermittelung, kein Friedensschluß, kein Waffenstillstand möglich; beide schließen sich gegenseitig aus: Entweder siegt in dem constitutionellen Spiele, das früher oder später in Barrikadenkampf und Bürgerkrieg ausläuft, die monarchische Macht; dann heißt es: l'ordre règne à Varsovie, oder die siegreiche Anarchie wirft das Königthum und seine Attribute über Bord. In jedem von beiden Fällen muß die künstliche und unmögliche, auf leeren Fictionen und gegenseitigen Täuschungen balancirende Mitte zu Grunde gehen. Der Versuch, diese Krisis festzuhalten, der Todeskampf über sein natürliches Ziel hinaus in's Unendliche zu verlän-

gern, hat etwas wahrhaft Peinigendes für jeden Zuschauer, der das Wort des Räthsels kennt. Der Grund, warum die Freiheit der ältern, ständischen Monarchie heute nicht mehr möglich ist, liegt einfach darin, daß es, der fürstlichen Macht gegenüber, an einem bestimmten und genügend sichern, andern Contrahenten fehlt.

Seit dem Frühjahre 1847 beschäftigt man sich in Preußen damit, sich einen solchen andern Contrahenten, gewissermaßen einen concreten Gegner, angethan mit bestimmten Rechten und Interessen, zu schaffen. Man erkannte es richtig: der schroffste und schwierigste bestimmte Gegner mit Fleisch und Bein, wäre willkommener, als dieser Ueberall und Nirgends, dieser körperlose, nirgend greifbare, durch keine Formel zu bannende, rastlos fluctuirende Geist der Revolution. Ihn mit militärischer Uebermacht zu schrecken, ihn mit den Mitteln der absoluten Gewalt offen und ehrlich zu Boden zu schlagen, jedenfalls frei in's Gesicht mit ihm zu brechen, war die preußische Königsmacht nicht Willens, aus Gründen, die in ihrer Entstehung, in ihrer Geschichte, in ihren, immer noch nicht aufgegebenen, bei jeder günstigen Gelegenheit immer wieder hervorbrechenden Ansprüchen auf eine protestantische Hegemonie in Deutschland liegen. Es könnte vielleicht diese doch noch einmal mit Hülfe der Revolution durchgesetzt werden! Man mußte also den schwierigen Versuch fortspinnen: eine beidlebige Existenz zu führen, an beiden Tafeln zu schmausen, absolute Gewalt zu machen, und doch wieder den Geist der Revolution in gewisser Weise anzuerkennen, ihn halb und halb in's Interesse zu ziehen, ihn für preußische Zwecke zu gewinnen, um ihn bei guter Gelegenheit die neue Kaisermühle treten zu lassen. In mancher Hinsicht gemahnt dieses wunderliche Gebahren an Don Juan, den galanten Ritter, der in seinem Uebermuthe die statua gentilissima del gran Commendatore zu Tische lud. Es war eben nur eine geistreiche Fiction, der Geladene ein Nichts, eine Einbildung, ein Gespenst. Zuletzt aber stak doch der Teufel drin, der bekanntlich in der Schluß-

scene des letzten Actes den liebenswürdigen und genialen Gastgeber holt.

Preußen hat im Jahre 1847 zuerst mit der Fiction angefangen, daß die alten, corporativen, durch Sitten, Rechte, Gesetze und Interessen geschiedenen Stände (Herren, Ritter, Prälaten, Städte und Bauern, wie der König im Jahre 1847 die längst nicht mehr vorhandenen anredete,) zur Stunde noch, nicht nur dem Rechte, sondern auch der Thatsache nach beständen. Mit diesen, welche die Regierung selbst längst schon in den Brei des allgemeinen Staatsbürgerthums eingerührt hatte, gab sich die Krone, auf jener ersten Versammlung der Generalstände zu Berlin verhandeln zu wollen, die rein vergebliche Mühe. Sie fand dort nicht mehr die alten Stände, sondern die ganz moderne, revolutionäre Opposition. Vor dem ersten Anprall der Emeute zurückweichend, warf sich das dortländische monarchische Princip am 18. März 1848 in das so oft desavouirte System der rein demokratischen Herrschaft der Majorität der Kopfzahl; octroyirte, als es auf diesem Wege nur bis zur Anarchie und Steuerverweigerung kam, die Charte vom 5. December; suchte, nachdem auch dieses Expediens sich als nichtig erwiesen, durch ein neues Wahlgesetz drei neue Stände zu schaffen (Höchstbesteuerte, Mittelbesteuerte, Niedrigst- oder Unbesteuerte), und ist in diesem Augenblicke daran, sich mit diesem selbstgeschaffenen Gegenpart in der Form einer Revision, über die Auflage letzter Hand zu vergleichen, in welcher demnächst die neu emendirte und corrigirte, ursprünglich octroyirte Charte erscheinen soll. Alles vergeblich! — In allen diesen künstlich fabrizirten, ständischen Abtheilungen und Spalten ist Niemanden anders eine Wohnung bereitet, als eben wieder nur dem nämlichen Geiste der Revolution, der da ausgetrieben werden sollte. Wer sich davon überzeugen will, der lese die Verhandlungen der jetzt versammelten preußischen Constituante über das, den Kammern zustehende Steuerverwilligungs- und Verweigerungsrecht. Hier stehen sich altpreußisch-bureaukratischer Absolutismus und moderne, volkssouveraine

Revolution völlig unversöhnt und unvermittelt, wie zwei entgegengesetzte Pole gegenüber. Es sind eben jene beide Schiffbrüchigen, von denen in den ältern Naturrechtscompendien so viel die Rede ist, die das eine Brett nicht tragen kann, und von denen, wenn nicht gar beide, so doch zuverlässig der eine in den Wogen sein nasses Grab finden wird. Ohne Bild gesprochen: auch in Preußen, wie in den meisten Ländern des Occidents stehen sich Macht und Freiheit wie zwei Principien gegenüber, deren keines, in seiner abstracten Schärfe gefaßt, in seiner vollen Consequenz ausgebeutet, zum Heile führen kann. Sie sind sich feindlich gegenüber getreten, seitdem jene vermittelnde, ausgleichende, versöhnende Macht der einen und allgemeinen, christlichen Kirche in den Hintergrund gedrängt ist, jene Macht, die den christlich-germanischen Staat des Mittelalters zusammenhielt, und unter einem Königthum von Gottesgnaden ein Maß von ständischer Freiheit möglich machte, dessen „das Zeitalter der Sophisten und Rechenmeister" nicht mehr fähig ist. Zwischen jenen beiden Factoren heute durch mechanisches Abwägen der Kräfte einen Vergleich auf der Basis des modernen Constitutionalismus stiften zu wollen, ist ein eitles Beginnen. Es wäre unmöglich, daß sie sich vertragen könnten, selbst wenn nicht am Ministertische die Mittelmäßigkeit säße, während die platte Gemeinheit der abgegriffenen Zeitungsphrase in den Reihen der Opposition Platz genommen hat. Wahrlich, wir haben uns für den preußischen Intelligenzstaat, ja für Deutschland geschämt, als wir die, in Form und Inhalt der deutschen Bildung unwürdigen Reden lasen, mit welchen die Herren Beckerath und Hansemann, Graf Schwerin und Professor Dahlmann-Aristoteles (der die Politik für Handlungsreisende schrieb!), in kurzsichtiger Beschränktheit das Steuerverweigerungsrecht der Kammern verfochten. Wo solche Geister je zu irgend einem Ruf und Ansehen kommen konnten, da hat die politische Entwickelung noch lange nicht die Periode der ersten hülflosen Kindheit überstanden. Gesunder Verstand, Offenheit, Sinn für Ordnung und natürliche

Dialectik fanden sich nur in den Reden jener Minderheit, deren Organ die Kreuzzeitung ist. Zieht diese Partei die absolute Macht eines erblichen Monarchen, der sich auf sein Heer stützt und die Steuern nöthigen Falls auch ohne Bewilligung der Kammern erheben kann, dem Despotismus einer Anzahl wechselnder Demagogen vor, deren executive Macht in einer Assassinenschaar von Turnern, literarischen Judenbuben und Proletariern liegt, so bekennen wir frei, daß wir, insofern uns bloß die Wahl zwischen jenen beiden Formen der Herrschaft offen steht, vollkommen den Geschmack der neuen preußischen Zeitung theilen. — Lediglich auf diese Wahl zwischen dem einen und dem andern Herrn, und auf nichts Anderes, läuft aber dem Wesen der Sache nach der gesammte heutige Streit in den preußischen Kammern hinaus! — Es wäre das Uebermaß einer wahrhaft sündlichen Unverstandes, könnten wir das Heil der Sache, für die wir seit zwölf Jahren gestritten, von einem Siege der doctrinären Opposition über die Krone erwarten, der nur in kürzester Frist zu einer neuen Schilderhebung der rothen Revolution und ihrer wahnsinnigen Tyrannei führen könnte. Wenn aber auf der andern Seite heute schon Minister und Kammern sich sofort die Bruderhand reichen, sobald es gilt: an der, der Kirche in der Zeit der höchsten Noth gewährten Freiheiten zu drehen, zu deuteln, zu markten und zu feilschen, wenn beide mit einander wetteifern, die Schule noch mehr der Kirche zu entziehen und beide, trotz aller Erfahrungen, welche uns gerade die Geschichte der neueren Umwälzung in allen deutschen Landen bietet, ihre Bestrebungen verdoppeln, um die heranwachsende Generation noch vollständiger, als es bisher gewesen, dem Moloch des Staatsdespotismus in die Arme zu legen, dann wird kein Billigdenkender es uns verargen, wenn wir die Frage aufwerfen: was nach einem vollständigen, definitiven Siege der absoluten, außerkirchlichen Königsmacht die Kirche und deren Freiheit zu erwarten hätte? Kaum glaubt der Minister des Cultus und des öffentlichen Unterrichts die Teufelsfaust des Radikalismus nicht mehr im

Nacken zu spüren, als er den preußischen Bischöfen, unter dem unbegründeten Vorwande, eine von ihnen unterzeichnete Denkschrift, welche über ungerechte Eingriffe in die kaum gewährte Freiheit Beschwerde führt, sei vor ihrer Einreichung in den Buchhandel gekommen, mit einem bureaukratischen Uebermuthe Rede und Antwort verweigert, der an die Blütezeit der Eichhorn, Schön und Bodelschwingh gemahnt und der Schule würdig ist, welcher Herr v. Ladenberg angehört. Und das heute schon, wo der Sieg des Absolutismus doch noch nicht entschieden ist, und selbst ein geringer Grad von staatsmännischer Befähigung sich kaum darüber täuschen könnte, daß gerade in Preußen, selbst einem Triumphe der Macht doch sehr bald wieder Zeiten folgen dürften, wo man der Treue und des guten Willens der Katholiken bedürfen wird!

Die Lehre, die wir aus diesen, uns keineswegs überraschenden Vorkommnissen ziehen, ist dieselbe, die wir von jeher gepredigt haben. Laissez passer la justice de Dieu! Die Rache für den Dünkel, der heute wieder der Kirche thun möchte, wie es von jeher seine Art und Gewohnheit war, stellen wir getrost Gott anheim. Gerade in unserer Zeit wird dieser Gattung von Sünden die ihnen gebührende Züchtigung ungemein schnell und wirksam von höherer Hand ertheilt. Der Staatsgewalt gegenüber sollen die Katholiken einfach ihre Pflicht thun. Sie sollen sich vor jeder Befleckung mit revolutionären Bestrebungen durch That und Wort hüten; zwar ihr gutes Recht durch jedes erlaubte Mittel wahren, aber dabei immer auch bedacht seyn, daß sie selbst dem bösen Willen den eifrig gesuchten Vorwand zur Schmälerung der kirchlichen Freiheit entziehen. Sie sollen aber auch andererseits den Wahn nicht aufkommen lassen, als ob der Sieg der Sache des Rechts und der Ordnung auf Erden, und somit der Kirche, an den Triumph irgend einer, der mit einander ringenden, politischen Parteien, wie sie heute sind, geknüpft wäre, sei dieß die absolute Fürstengewalt, oder die Bureaukratie, oder die liberale und radikale Opposition. Mögen sie, wenn ihnen wirklich die Kirche

über Alles geht, erwägen: was jede dieser Parteien der Kirche für den Fall zugedacht hat, daß den Ihrigen die volle und schrankenlose Gewalt zufiele, und mögen sie sich dann vor einem blinden Parteinehmen für die eine oder andere dieser politischen Strömungen hüten. Mögen alle wahren Katholiken die Ueberzeugung festhalten, daß die Wiederherstellung besserer, politischer und socialer Verhältnisse durch keinen äußern, politischen Mechanismus, sondern nur von innen heraus geschehen kann, — das heißt: allein und lediglich durch die Macht, welche die Kirche wiederum in den Gemüthern gewinnt. Nur diese Macht kann wieder einen Boden schaffen, aus welchem, so Gott will, ein besserer Zustand der Gesellschaft erblühen mag. Wer dazu durch Wort oder That, durch Schrift oder Beispiel hilft, daß die Kirche diese ihr von Gott gegebene Mission erfülle, der thut ein gutes Werk, dessen Früchte auch in politischer Beziehung nie verloren seyn werden. Umgekehrt: wer heute noch wähnt, daß eine conservative Politik ohne Wiederherstellung einer religiösen Grundlage möglich sei, oder daß man gleichzeitig die Revolution bekämpfen und die Kirche besten Falls ignoriren könne, der geht rettungslos in die Irre, und arbeitet Dem, was er nicht will, in die Hand.

Den 27. October 1849.

Mitten unter so vielen trüben Zeichen einer Verwirrung und Verfinsterung, die nicht selten selbst über Bessere Macht gewinnt, können wir eine Rede über die Freiheit der Kirche*), welche Döllinger auf der jüngsten Generalversammlung des

*) Sie ist bei Manz in Regensburg gedruckt, und der Erlös zum Besten des dortigen Vincentiusvereines bestimmt.

Piusvereines zu Regensburg gehalten, als eine der wenigen trostreichen und erfreulichen Erscheinungen in der Zeit begrüßen. Daß uns ein deutscher Gelehrter ersten Ranges mit einem so lichtvollen, belehrenden, erschöpfenden, und dennoch dem größern und größten Publikum durch und durch klaren Vortrag über eine der wichtigsten Zeitfragen beschenkt, wäre an und für sich schon ein freudiges Ereigniß. Es ist aber mit doppelter Anerkennung zu begrüßen in einer Zeit, wo hüben und drüben das Wort des Apostels: lasset kein eitles Geschwätz aus eurem Munde gehen! tagtäglich mit freventlicher Nichtachtung behandelt wird; wo so Viele reden, die uns nichts zu sagen haben, und wo die Gewohnheit des hohlen, eitlen Wortmachens Unberufener, zum alleinigen Behufe der Steigerung der Eitelkeit durch gegenseitige Anräucherung bei Festessen und Trinkgelagen, fast schon in die Sitten unsers, sonst nicht mit überfließender Rednergabe, dafür aber mit desto stärkerem politischen Nachahmungstriebe gesegneten Volkes übergeht. Nach langem oft vergeblichen Warten können wir in Döllinger's Worten eine Rede begrüßen, die diesen Namen verdient, und schon als solche und weil sie einen Inhalt hat (es gibt deren nicht gar zu viele!), die deutsche Rednerehre retten hilft. Abgesehen von der Form ist aber auch dieser kurz zusammengedrängte Inhalt selbst ein Schuß in's Schwarze, und wir wünschen, daß dieses anspruchslose Wort zu seiner Zeit, in allen deutschen Landen, bei Mitgliedern der Kirche, wie bei Solchen, die ihr noch nicht angehören, Anklang und Wiederhall finden möge.

In einem Regensburger Tagblatte von radikaler Färbung war während jener Generalversammlung eine Reihe von Fragen an den Verein gestellt, der, wie überhaupt in der göttlichen Weltordnung das Böse immer der Hebel des Guten wird, die Döllinger'sche Antwort hervorrief *).

---

*) Diese, von Verwirrung der Begriffe, wie von großer Unkenntniß des Gegenstandes zeugenden Fragen, auf welche Döllinger Punkt für Punkt antwortet, lauten wie folgt:

„In der Versammlung des Piusvereins am Montage und in der des katholischen Vereins Deutschlands am Dienstage wurde als erstes und Hauptstreben dieses Vereins die Freiheit der Kirche hingestellt. So begeistert, so schön und viel auch von dieser Freiheit gesprochen wurde, so hat doch kein Redner eigentlich ausgeführt, worin diese Freiheit bestehe. Deßhalb ergeht an diesen Verein die Bitte: irgend ein Mitglied desselben beliebe in der nächsten öffentlichen Versammlung mit bestimmten klaren Worten auszusprechen: 1) was versteht der Verein unter Freiheit der Kirche, 2) wie unterscheidet sich diese angestrebte Freiheit der Kirche von der

Döllinger kann, indem er sich seines Auftrages entledigt, nicht umhin, an einigen Beispielen der Knechtschaft, durch das Gesetz des Widerspruches, darzuthun was Freiheit sei.

„In einem großen Nachbarreiche stellt eine Landgemeinde an ihren Pfarrer die Bitte, er möge ihr doch bei einem Abendgottesdienste auch den Segen ertheilen. Nach kirchlicher Ordnung hätte der Pfarrer diese Bitte für sich, selbst ohne besondere Genehmigung des Bischofs, gewähren können; aber nach der dort geltenden staatskirchlichen Ordnung mußte hiezu erst die Erlaubniß der Kreisregierung nachgesucht werden; diese aber trug Bedenken, die Ertheilung des Segens zu gestatten, und wies die Sache an die oberste Behörde der Hauptstadt, an die Hofkanzlei. Von dieser endlich wurde nach langer Zögerung die Bewilligung ertheilt, daß künftig in jenem Dorfe beim Abendgottesdienste auch der Segen gegeben werde. Dort und anderwärts hat die Staatsregierung Verordnungen gegeben über die Zahl der Kerzen, die auf den Altären brennen sollen, sie hat selbst das Directorium, oder die Ordnung der Messe und des Gebetes ihrer Beamtencensur unterworfen, und wenn wir im nähern Kreise uns umschauen, so finden wir, daß man an einem Orte den Bürgern die Erbauung einer Kirchhofskapelle verwehrte, weil das Kapital, daß sie zu diesem Zwecke zusammengeschossen, nur 11,000 fl. betrug, die Kreisbaubehörde aber ihnen einen Plan aufdrängen wollte, der die doppelte Summe erfordert hätte. Wir finden, daß man in den

---

Priesterherrschaft, und dieß insbesondere, wenn alle Mitglieder des Vereins gleich Janitscharen blind gehorchen sollen den obern geistlichen Behörden, den Bischöfen ꝛc.; 3) wie verhält sich diese angestrebte Freiheit der katholischen Kirche zur gleichen Freiheit anderer religiöser Bekenntnisse, zur allgemeinen religiösen Freiheit? 4) wie verhält sich diese katholische kirchliche Freiheit zur politischen Freiheit und Mündigkeit der Völker, wie zum Einigungsstreben unterdrückter oder diplomatisch aus dynastischem Interesse getheilter Nationalität; 5) wenn die Kirche diese angestrebte Freiheit früher besessen hat, durch wen ging sie verloren, durch den Staat, oder durch die unfehlbare Kirche selbst, vermöge ihres Bündnisses mit der Bureaukratie und Aristokratie zur Unterdrückung und Niederhaltung der freiheitlichen und nationalen Volksbestrebungen? Soll diese angestrebte Freiheit der Kirche mehrberechtigt oder gleichberechtigt mit dem Staate seyn, oder muß sie nicht, wie die Freiheit jeder Genossenschaft im Staate unter dem Gesetze des Staats, d. h. der Allgemeinheit stehen? — Ein Belehrung suchender Laie.“

Dörfern ganze Schaaren junger Mädchen einem landgerichtlichen Inquisitionsverhöre bloß darum unterwarf, weil sie Vereinen angehörten, welche zu bestimmten Andachtsübungen und Werken der Nächstenliebe verbunden waren."

Ueber die Folgen dieses Unterdrückungssystems sagt Döllinger ein wohl zu beherzigendes Wort:

„Sie alle, meine Herren! kennen die jüngsten Ereignisse im Großherzogthum Baden. Jene sinnlose Revolution mit ihrem langen Gefolge fast beispielloser Thorheiten, Verbrechen und Gräuel ist wie ein blutiges Trauerspiel in rasch aufeinander folgenden Akten vor ihren Blicken vorübergezogen. Wie war es nur möglich, haben gewiß auch Sie mit mir sich gefragt, daß das, was man noch vor wenigen Jahren in Deutschland für undenkbar hielt, dort in dieser Weise sich begeben konnte? daß ein sonst biederes Volk sich fast ohne Widerstand in diesen Abgrund reißen, sich das Joch eines in Deutschland seit Jahrhunderten nicht erhörten Terrorismus auflegen ließ? Seit ich — vor wenigen Wochen erst — an Ort und Stelle mir die Zustände des Landes besehen, sind mir die wahren Ursachen dieses schmachvollen Ereignisses nicht mehr zweifelhaft. In keinem Theile Deutschlands hat man die Religion des Volkes so beharrlich untergraben und die katholische Kirche so planmäßig zerrüttet, wie in Baden."

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, eine Frage zu berühren, die wir in unsern schwindlichen Zeiten schon oft aufwerfen hörten.

Wenn die vormärzliche Lage der Kirche, sagt man, also war, wie die eben angeführten Beispiele sie schildern, müssen wir uns denn nicht der Revolution als einer Erlösung aus langer schmachvoller Knechtschaft zu Dank verschuldet bekennen?

Die Antwort lautet sehr einfach: Erstens hat die Revolution, selbst die jüngste, bisher kaum nur versprochen, gewiß noch nicht gehalten. Zweitens: wer auch nur einen Augenblick glauben könnte, daß die Menschen und die Principien der Revolution dem Reiche Gottes auf Erden bessere Tage verbürgen könnten, oder zugedacht hätten, wie selbst die Organe der alten Bureaukratie, der würde nur seine vollständige Unkunde der Welt und der Geschichte bekunden. Wenn aber gerade jetzt, wie auch wir hoffen, Gott der Kirche zu helfen begriffen ist, so werden auch hier wieder die Menschen und die Ereignisse nichts seyn, wie die blinden Hebel und Werkzeuge zur Vollbringung der Plane des Allerhöchsten, dem allein die Ehre gebührt. Die Kirche wird, wenn sie frei wird, es werden, ohne daß sie es der Revolution oder dem Absolutismus Dank wissen müßte.

XLVII.

Ungarn, Oesterreich und Deutschland.

Rückblicke auf die geheimen Triebfedern und Fäden der magyarischen Revolution, nach Mittheilungen aus einer ungarischen Feder.

(Schluß.)

IV.

Erziehung und Unterricht bei Katholiken und Protestanten. — Wiens Blindheit. — Die radikalen Geschichtsbücher. — Ungarns Aufgabe in der Geschichte und seiner Strafgerichte. — Petrus Pazman. — Maria Theresia und Joseph II. — Entkräftung der Magnaten. — Germanisirung. — Zwiespalt zwischen hohem und niederem Adel. — Schwächung der Kirche durch die Bureaukratie. — Rückblick auf das Wachsthum des magyarischen Radikalismus. — Der allmächtige Kleinadel, ein Spielball der Wühler. — Reviczky. — Szechenyi. — Anfang der Anarchie. — Das politische Parteitreiben und die moralische Zerrüttung und Corruption. — Aponyi. — Die Ereignisse von 1836 bis 1848. — Die Urbarialgesetze. — Terrorismus der radikalen Schreiberjugend. — Die Preßfreiheit. — Kossuth's Zeitung und Fr. v. Deaks Brandbrief. — Die Administratoren. — Wiens rathlose Concessions-Politik. — Die Februarrevolution in Paris, Kossuth, der Anfang des Endes.

Die nachlässige Erziehung, welche die Orden der ihnen anvertrauten Jugend angedeihen ließen — eine nothwendige Folge ihrer eigenen inneren Auflösung — erregte die allgemeine Unzufriedenheit; noch lauter wurde über den von ihnen nach den theresianischen Vorschriften gegebenen Unterricht geklagt.

Der Mißstand trat im Vergleich zur protestantischen Jugend um so augenfälliger hervor. Mit großer Ostentation für das bürgerliche und öffentliche Leben gebildet, in öffentlichen, sogar politischen Declamationen eingeübt, mit allen Künsten und Fertigkeiten des Zeitgeistes ausgerüstet, und von unbändigem Ehrgeiz beseelt, mußte diese protestantische Jugend die Blicke blenden,

während dagegen die katholische Jugend, unter strengere Aufsicht gestellt, zu größerer Mäßigung und Zucht gehalten, zugleich aber auch schwerfälliger und linkischer und minder mit den coketten Taschenspielerkünsten und Prahlereien der Zeit vertraut, durchaus im Schatten stand.

Diese unglückliche katholische Jugend war in jeder Hinsicht wahrhaft zu beklagen; denn wäre das theresianische Schulsystem, so eng und ungenügend es war, doch nur im katholischen Geiste gehandhabt worden! So aber lebte sich die Jugend längst nicht mehr in ihre Religion ein; ja sie bekam nicht einmal eine hinreichende Kenntniß von derselben. Mit rühmlicher Ausnahme vieler Professoren aus allen Orden war der religiöse Unterricht im traurigsten Zustande: eine sehr mangelhafte und kalte Erklärung des Katechismus, Vernachlässigung der monatlichen Beichte, der Sonn- und Feiertagspredigt, und seit zwölf Jahren ein das jugendliche Gemüth ermüdendes, schwer faßliches und ausgedehntes Religionsbuch. Das Alles mußte eine leicht erregbare, von den Verlockungen der Zeit umgebene Jugend mit gründlicher Apathie gegen ihre Religion erfüllen, was sich alsogleich nach dem Austritte aus den Schulen in dem leichten Abstreifen aller Religiösität zeigte.

Hiezu kam denn noch zu allem Ueberflusse, daß die Geschichte Ungarns binnen acht Jahren dreimal wiederholt wurde. Katholische Priester trugen die drei letzten Jahrhunderte im Geiste des Protestantismus vor; die Behandlung war, beiläufig gesagt, ohngefähr dieselbe, wie in Hormayer's Anemonen. Das mußte nothwendig die Jugend mit bitterem Hasse gegen die Dynastie und deren vermeintliche fortdauernde Usurpation erfüllen.

Daß die Regierung in Wien diesem verderblichen Unfug ruhig zusah, daß sie durchaus keine Anstrengung machte, durch die Kraft höherer Intelligenz die verirrten Geister von den Abwegen zurückzuführen, sondern mit diplomatischen Mittelchen von Tag zu Tag ihr Daseyn fristete, davon hat sie nun die Früchte zu ihrem und zu Ungarns Unglück geärndtet. Es war ja die noth-

wendige Folge einer Erziehung, wie sie unter den Augen österreichischer Staatsmänner gegeben wurde, wenn die dekatholisirte Jugend mit glühendem Enthusiasmus in den früheren Rebellen der verflossenen Jahrhunderte Märtyrer der Freiheit und der Vaterlandsliebe verehrte. Wie hart auch diese Anklage scheinen mag, sie ist nicht übertrieben, und jeder katholische Ungar, der seinen Glauben und seine Treue in dem allgemeinen Schiffbruch gerettet, weiß sicherlich aus Erfahrung, welche Mühe und welche Kämpfe ihn die Ausrottung dieser in den Schulen ihm eingeimpften Vorurtheile gekostet hat. Mögen unparteiische Richter darüber entscheiden, ob die Geschichten, welche Péczely, Pellegrini, Stancsics und Mich. Horváth für die Schulen geschrieben, sammt den früheren Dictatis, nicht die Quellen jener geistigen Verirrungen sind, die Land und Volk für ihren Theil in so tiefes Unglück gestürzt haben.

Indessen war das Uebel nicht so sehr in den Lyceen (wegen der gegenseitigen Furcht), als in den Gymnasien eingewurzelt. Wahrlich, die Leute oben und unten waren mit Blindheit geschlagen, um nicht einzusehen, wohin das Alles nothwendig führen müsse. Aber: quem Deus perdere vult, prius dementat. Mochten einzelne Stimmen in katholischen Zeitschriften auch warnend auf die unheilvolle Giftquelle hinweisen, die josephinische Bureaukratie in ihrem gottlosen Dünkel, die da vermeinte, für Alles sorgen zu müssen, unterließ zu ihrem eigenen Schaden das Allernothwendigste.

Bei dieser Erziehung und diesem Unterrichte läßt es sich auch gar leicht erklären, warum die verblendete Jugend, der man nur giftige Nahrung geboten, mit solcher Leichtigkeit und Wuth zu den Waffen griff, um, da die höheren Schulen fast durchwegs geschlossen sind, noch mehr demoralisirt zu werden. Die Obercensur und zugleich Studiencommission zu Ofen that seit acht Jahren nichts Erwähnenswerthes für die Besserung der (katholischen) Schulen: einmal wegen Ausdehnung und Verschiedenartigkeit des ihr übertragenen Wirkungskreises, dem

fünf Individuen genügen sollten. Dann befand sich in der Commission ein einziger alter und leider gesinnungsloser Priester als praktischer Schulmann, neben ihm aber zwei Protestanten (für katholisches Schulwesen!) und ein junger Advokat. Der einzige tüchtige Ladislaus Szögyényi konnte unmöglich Alles durchsetzen. Natürlich erstreckte sich die Wirksamkeit dieser also zusammengesetzten Commission nur auf katholische Schulen, denn mit Recht gestatteten die Protestanten (die ihrerseits in der katholischen Schulcommission saßen) weder der österreichischen noch der ungarischen Regierung irgend einen Einfluß auf ihr Schulwesen, das sie mit gutem Grunde ihr Palladium nennen. Mehr Erfolg hatten die Schullehrerseminäre, deren Errichtung auf des Jos. Lonovits Rath den Bischöfen und Capitularen zugewiesen wurde, und die eine zwar langsame, aber gewiß erfreuliche Erhebung der Volksschulen in Aussicht stellen.

Man überlasse nur die autonomische Verwaltung der katholischen Schulen, gleich jener der Protestanten, einem wahrhaft katholischen, durch die Berufung rüstiger Männer gestärkten und erfrischten Episcopat, und die Schulen werden unter dem Beirath erfahrener Laien in jeglicher Beziehung und zu Aller Zufriedenheit bald und gewisser aufblühen. Stellt aber das katholische Oesterreich, wie bisher, die Katholiken unter die knechtende Bevormundung seiner demoralisirten Bureaukratie, während es den Protestanten Freiheit und Autonomie im vollsten Maße zugesteht, dann dürfen wir uns auf das Schlimmste gefaßt machen.

Die Geschichte Ungarns ist bisher im eigentlichen Sinne die Geschichte seines Adels gewesen, der durch Gottes Vorsehung berufen war, zuerst vom zehnten bis fünfzehnten Jahrhundert als Wehrmauer gegen die letzten Uebergriffe des orientalischen Schisma's zu stehen; von da ab aber der europäischen Christenheit gleichsam ein anderer Israel gegen Edom, gegen seinen eigenen Stammbruder, den Türken, und den Halbmond zu dienen.

So oft diese ritterliche Aristokratie ihrem wahren Berufe untreu moralisch verkam, und so in Gottes Hand unbrauchbar wurde, ließ sie Gott auf der Kriegstenne unter unendlich schweren Strafen mit eiserner Zuchtruthe durchfegen.

So kam im dreizehnten Jahrhundert (1241) die Verwüstung der Tartaren über das Land; so diente im sechszehnten Jahrhundert (1526) der Islam als strafende und reinigende Geisel Gottes. Des Adels ehrenwerthester Theil, sammt dem König und sieben Bischöfen, fielen als Sühnopfer auf dem mohátschen Schlachtfelde; die übrigen schloßen zum größeren Theil sich der Reformation an, welche die politischen Wirren und Bürgerkriege bis jetzt beförderte.

Das Land athmete wieder neu auf, als durch den Eifer der Jesuiten, und unter diesen besonders durch den Cardinal Petrus Pázmán, der allein dreißig der vornehmsten Familien wieder zum Rücktritt bewog, der weit größere Theil des Adels sammt Volk zur alten Kirche zurückkehrte.

Ungarn hätte sich durch die verjüngende Kraft seines katholischen Glaubens wieder regenerirt, wie sein Adel es der Maria Theresia bewiesen; aber eben diese rettende Großthat verschaffte ihm eine gefährliche Wohlthat aus den Händen seiner Königin. Einsehend, daß ihr Thron um so fester stehe, je mehr sie den schwankenden Adel für ihn gewonnen und enger an sich gekettet, nahm sie aus seinen Reihen eine große Zahl in den Rath und die Leibgarde auf.

Sie bedachte nicht, daß sie ihrem Thron eben dadurch die tiefste Wunde versetzte. Der Adel aus seinem natürlichen Lebenskreis in die Städte und ihr Verderbniß gelockt, büßte seine physische und moralische Kraft ein. Durch den damals herrschenden Unglauben wurde ihm namentlich seine wahre Seele, seine noch ungeschwächte Religiosität, die selbst in dem letzten Rebellen, Franz von Rákócky, noch eine ungeheuchelte tiefe war, eingeschläfert und getödtet. Er vergaß, vom Vaterlande entfernt, in den Liederlichkeiten Wiens und der andern Weltstädte, die heimische Sitte und Sprache, verfiel dem

Maitressenleben, der Schuldenmacherei und allen übrigen Lüsten und Lastern großstädtischer Corruption und Prunksucht.

Hiedurch war es dem nivellirenden, despotisch-revolutionären Geiste Josephs II. leicht geworden, dem in seinen Sommitäten lethargisch gewordenen Ungarn die deutsche Sprache allgemein aufzuzwingen. Auch er bedachte nicht die verderblichen Folgen, welche diese herrische Maßregel für Oesterreichs Interessen haben mußte; denn eben durch sie wurde zuerst der Widerstand und die Opposition in dem magyarischen Kleinadel gegen die Magnaten geweckt und hoher und niederer Adel gespalten.

Joseph's gefährlicher Versuch wurde zwar sammt seinen übrigen politischen Neuerungen wegen drohender Gegenrevolution schon auf seinem Todbette aufgehoben; aber der Stachel des Haders blieb zurück; der Groll war einmal geweckt, er wuchs und schwoll lavinenartig an und rollte unaufgehalten fort, ohne einen festen Widerstand in dem durch die demoralisirte Bureaukratie des bevormundenden Polizeistaates geschwächten Katholicismus zu finden — um endlich den zuchtlosen Adel in dritter Säcularstrafe wahrscheinlich für immer zu begraben.

Die erste national-republikanische Bewegung in Ungarn ging von den damaligen Literaten aus, und äffte die Modethorheiten Frankreichs nach. Sie wurde jedoch frühe unterdrückt und in ihren Hauptführern 1793 mit Tod und Kerker bestraft.

Die Noth der Dynastie benützend, erlangte man dennoch 1805 die Bewilligung magyarisch abgefaßter Comitats-Repräsentationen. Diese Concession genügte indessen bald nicht mehr, das Gelüste nach gänzlicher Unabhängigkeit und Lostrennung gewann allgemach, wie wir im Vorhergehenden gesehen, die ungleich gefährlichere religiöse Färbung, um dann von 1826 an in immer rascheren und mächtigeren Schwingungen, genährt und getrieben von radikaler Fieberwuth, dem selbstgegrabenen Abgrunde zuzustürmen.

Seit diesem Jahre wurden die Comitatsverhandlungen fast allgemein, so wie auch die des Landtages, in magyarischer Sprache geführt, und dadurch den unwissenden und unerfahrenen und bis dahin wohlweislich stummen Jungen die Zunge gelöst und ihrem tollen Treiben Thor und Thüre geöffnet. Hatte bisher das gemeine, aber dennoch einiges Studium und Uebung fordernde Latein ihre Beredsamkeit glücklicher Weise gedämpft, so wußten sie sich jetzt für ihr gezwungenes Schweigen zu entschädigen.

Alle Umstände jener und der folgenden Zeiten begünstigten die gefährlichste Allmacht des Kleinadels, der sich bis zum Jahre 1836 noch auf dem eigenen aristokratischen Boden bewegt hatte. Allein Thun und Lassen, Alles führte seitdem die Geschicke des Landes diesem Ziele entgegen. Das bewirkte die Sorglosigkeit der Regierung; dahin führte des hohen Adels, als Obergespann der Comitate, langgewohnte, schläfrige Saumseligkeit; dahin der Regierung gesetzlose Steuerforderung. Einen nicht minder ungünstigen Erfolg hatte die schwache, erniedrigende Nothlage in Betreff der den Obergespannen als Stellvertreter zur Seite gesetzten Administratoren. Waren sie ja doch als die Vertreter der Regierung das einzige Bindemittel zwischen dem König und der Aristokratie, also daß der König mit der Abberufung dieser seiner Organe gleichsam der Ausübung seiner Autorität entsagte, und dadurch dem trotzigen, widerspenstigen Stolz der Comitate gegen die Befehle der Hofkammer und Hofkanzlei einen Schein der Gesetzlichkeit verlieh.

Derselben unheilvollen Strömung diente auch der Emporkömmling Kanzler Adam von Reviczky (später Graf), der den Magnaten feindlich gesinnt und ihren Absichten hinderlich, dem Kleinadel schmeichelte. Dahin dürfen wir auch den unglücklichen Umstand rechnen, daß die Magnaten, bis auf wenige, dem Lande entfremdet und seiner Sprache unkundig waren, während ihre Gegner sich derselben als der schärfsten Revolutions-Waffe beim Volke bedienten. Endlich die unge-

mein verhaßte vexatorische Gränzsperre, die den Gegnern der Regierung und ihrer Freunde zu der Klage den Vorwand lieh: Ungarn werde als Colonie ausgebeutet. So konnte der fanatische Nationalismus unter der Fahne des Liberalismus auftreten.

Erwägen wir alle diese Umstände, so ist die Behauptung wohl keine Uebertreibung: das im Jahre 1825 von C. K. Haller in seinen Mélanges du droit publique Bd. 2, S. 411 als Musterstaat gepriesene Ungarn habe in dem ihm gespendeten Lobe nur seine Grabrede erhalten; denn es fuhr von da an unter der vierzehnjährigen Verwaltung Reviczkys und der folgenden Kanzler in Trümmer. Im selben Jahre schon wurden nur die Stimmen der Comitate und der geistlichen Deputirten als Beschließende erklärt; die Städte aber, unter höherer Connivenz, ihrer Stimmen beraubt, um am folgenden Landtage dasselbe, die Verfassung untergrabende Spiel auch mit den geistlichen Deputirten aufzuführen.

Damals, es war im Jahre 1826, gab der unglückliche Graf v. Szécheny der national-liberalen Agitation den ersten Aufschwung durch die erste bei der Magnatentafel in magyarischer Sprache gehaltene Rede und durch seine andern liberalen Schriften, aus denen der spätere Radikalismus seine Behauptungen und die Beweise für seine Demonstrationen entlehnte. Beide, in den Grundsätzen einverstanden, stritten sich eigentlich nur um die Zeit und die Mittel der Ausführung. Auf Szécheny's Ruf traten auch die Casinos, die später politische Klubbs wurden, in's Leben. Dadurch kam eine neue, mit Jubel begrüßte Geister-Bewegung, die ich lieber den Anfang der Anarchie nennen möchte, in die Comitate, aus denen zum Unheil des Landes die älteren, erfahrenen und gemäßigteren Männer, theilweise durch blutige sogenannte „Restaurationen“, von jungen Liberalen verdrängt wurden; während der unwissende Kleinadel in den dortigen Verhandlungen die entscheidende Abstimmung über politische Fragen in die Hand bekam; d. h. er

wurde zum eigenen Verderben ein Spielball in der Hand des ihm heuchlerisch schmeichelnden Radikalismus.

Ueberdieß beförderte der gesinnungsschwache Bureaukrat Reviczky die stürmenden Liberalen zu höheren Stellen, und beschwichtigte einen Theil der vorlautesten Schreier mit einträglichen Aemtern. Dasselbe klägliche Mittel einer kurzsichtigen, nur von Tag zu Tag ihr Leben kümmerlich fristenden Politik wandte auch später der Kanzler Graf von Mailáth an.

Die nothwendige Folge war, daß die ergebensten Freunde des Königs über die Gesinnung der Regierung irre wurden und, weil ihre eigene Ueberzeugung ohne tieferen religiösen und moralischen Halt, mit wenigen Ausnahmen, eben nur auf dem Besitzstande fußte, in's Wanken und Schwanken geriethen. Dieß mußte um so mehr geschehen, da die Regierung nicht mehr als tausend königliche Aemter, die frei wählenden Comitate dagegen zweitausend fünfhundert zu vergeben hatten. Ueberdieß hatten die Aemter der Comitate bei vielen stolzen und ehrgeizigen Männern ungleich mehr Anziehungskraft als die ärmer dotirten, wenn auch gesicherteren der königlichen Regierung. Denn bei dem Comitat war neben einem Ehrengehalt von 160 bis 240 fl. für einen Stuhlrichter, durch gute und schlechte Mittel, eine Summe von jährlichen 4000 bis 8000 fl. C. M. zu gewinnen. Dieses und, wie erwähnt, die Popularitätssucht und der unbändig glühende Ehrgeiz wurde bei Vielen die Veranlassung, daß sie ihre Tüchtigkeit durch maßloses Schmähen über Despotismus, und vom Zaun gebrochenes Verläumden der Regierung bewähren wollten. Sie stürzten sich dann bei den Juden in schwere Schulden, um nach dreijähriger Amtsverwaltung durch erkaufte Stimmen ihre Stelle auf's neue zu behaupten. Ein landverderbliches Treiben, das den eigenen und fremden Charakter verderben mußte.

Die Sache wurde so arg, daß selbst die Regierung sich auf die Bestechung der Wähler einließ, einige Bischöfe dasselbe thaten — von den Magnaten und den mehr bemittelten Edelleuten zu schweigen — um genehme Personen in's Amt zu

bringen. Der meistentheils ärmere Bauernadel wurde so zuerst von unten, von den in der Regel wenig oder nichts besitzenden Radikalen, und dann von oben durch aufreizende Reden und beider Parteien verlockendes Geld also demoralisirt, daß er, für Jeden käuflich, sich an die gegenseitige Hetze, wie an die gesetzliche Ordnung und das tägliche Brod gewöhnte. Der Erfolg dieser das Land in seinem tiefsten Grunde zerrüttenden Verhältnisse war, daß in den letzten zehn Jahren das Militär, als letzter Schutz des Landfriedens, die raufenden Parteien gewöhnlich auseinander bringen mußte.

Allein war auch die Wahl mit ihren Stürmen und Kämpfen glücklich vorüber und gut ausgefallen, so war dennoch die vermeintliche gute Gesinnung und Ordnung des Comitates nicht gesichert. Es kamen nämlich die Quartalversammlungen, bei denen wieder die rohe, von den Radikalen aufgehetzte und bethörte unwissende und unerfahrene Masse des Kleinadels ihre Stimme abzugeben hatte. Die Wühler wußten ihn dort mit schlauem Truge durch Versprechungen und Vorspiegelungen zum Umsturz conservativer, ihnen hinderlicher und ungenehmer Beschlüsse aufzustacheln, und so die Anarchie beständig in Athem zu erhalten. Dasselbe wurde bei der Deputirtenwahl, und besonders während des Verlaufes der Landtage getrieben.

Im ungünstigen Falle nun, der seit zwölf Jahren immer schwerer zu vermeiden war, wurde der besitzende Magnat und der Bauer in seinem Wohlstand völlig zerrüttet. Da waren die manchmal sehr großen Restaurations-Auslagen zu decken; nebenbei aber wollte man sein leichtfertiges Leben fortführen; und dazu fraßen Taggelder, Sporteln, Chikanen und Bestechungen so viel hinweg, daß gar oft eine ordentliche österreichische Steuer dem abgabenfreien Ungar minder drückend gewesen wäre, besonders wenn noch in Anschlag gebracht wird, daß die Gerechtigkeit in den Händen der Radikalen dem Interesse des Bauern, dem man schmeichelte,

geopfert wurde, und der Reiche sie nur um schweres Geld erkaufen konnte.

Die moralischen Folgen dieser infernalen Wühlerei waren noch verderblicher. In dem Maße nämlich dieser Zustand dauerhafter wurde, mußte das Rechtsgefühl mehr und mehr schwinden, die gegenseitige Achtung und alles Vertrauen mußte fliehen; die fieberhafte Schwindelei dagegen, die sich an jedem Wagniß erfreut, und Gefahr und Aufregung liebt, mußte durch leidenschaftliches, über alles Maß getriebenes Hazardspiel zur wahren Raserei werden. So wurde denn auch jenes dem ungarischen Adel anerzogene Gefühl edler, sich bewußter Selbstständigkeit zum charakterlosen, zurückstoßenden Hochmuth und widerlichen, jeder Belehrung und Zurechtweisung unzugänglichem Dünkel. Der ganze Charakter der betheiligten Hetzpartei artete bis zur scheußlichsten Verzerrung völlig in's Entsetzliche aus. Die schönste und mir wenigstens nirgend in so freier Gestalt bekannte Selbstregierung der Comitate und der übrigen Corporationen mußte nothwendig in den Händen solcher verkommenen Menschen zum moralischen Ruin und politischen Selbstmord der Nation führen. Die Besseren, die nicht als Redner zur Verständigung hervortraten, die es zum Theil aus edlem Stolz nicht wollten, weil sie nicht mit schmeichlerischen, lügnerischen Schlagworten der Tagesmode, nicht mit den ehrlosen Waffen niederträchtiger Verläumdung, mit Fäusten und Prügeln streiten wollten, sie zogen sich allmählig von dem diplomatischen Kampfsplatz zurück, und kamen nur unter Aponyi's kurzer und erwünschter, aber im Sturm der Zeit und zum Theil auch aus eigener Schwäche nicht bewährter Kanzlerschaft in die Versammlungen, um sich bald für immer daraus zu entfernen.

Genug, es ließe sich ein großes Buch über die Sünden des Kleinadels und der aus ihm hervorgegangenen Behörden schreiben; nicht viel Erfreulicheres ließe sich aber auch über das schlechte moralische und politische Beispiel der Magnaten

sagen, und wie sie zu spät ihres wahren Berufes in diesen unheilvollen Wirren sich bewußt wurden. Doch der Leser ist vielleicht bereits schon ermüdet von dem Anblick dieser trüben Bilder der Zerrüttung und Auflösung, darum für dießmal zum Schluße eilend, will ich nur noch die Ereignisse von 1836 bis 1848 kurz zusammen fassen.

Mit dem Jahre 1836 trat der Freiheitsschwindel, immer noch unter der magyarischen Maske, die er zur Täuschung des Kleinadels listiger Weise noch beibehalten, offener aus seiner Verpuppung hervor. Széchenyi's Lehrlinge warfen nach dem Tode des sie einschüchternden Königs den Zügel ihres Meisters ab und fingen an, ihre Grundsätze aus der Theorie in die Praxis überführend, mit fremdem Eigenthum radikal zu schalten, und den nach gänzlicher Unabhängigkeit lüsternen, ungeschlachten Nationalismus zum Sturme aufzustacheln. Der kleine Zehnt wurde, um dem Radikalismus die Popularität der Minderbesitzenden zu gewinnen, als erste Lockspeise und Vorspiel, ohne Entschädigung abgeschafft, und Urbarialgesetze aufgestellt, die indessen das Leben als unpraktisch mit Kälte aufnahm. Kaum daß einzeln das Gesetz über Sonderung der Herrn- und Bauerngründe verwirklicht wurde. — Seine Ausführung wurde durch sportelfreundliche Behörden verhindert, welche Partei für den Bauern nahmen und vom Grundherren das Unbillige forderten. So kam die Ausscheidung in's Stocken. Die Comitate gerirten sich unterdessen fast als eben so viele kleine Republiken, und ihre Herrschaft wäre zur wahren Tyrannei geworden, hätten nicht die königlichen Gerichte ihrer Justiz, die Hofkammer ihrer Verwaltung einiger Maßen Schranken gesetzt. Die sogenannten Juraten (Juristen) und die immer zahlreicher werdende Schreiber-Jugend, wohlwissend, was sie in den Comitatssitzungen vermöge, nahm fort und fort an Uebermuth und Anmaßung zu. Kein Gesetz, keine Sitte, keinen Anstand achtend, nahm sie sich heraus, in den öffentlichen Landessitzungen der Stände immer frecher ihren Bei-

fall und ihr Mißfallen einzeln zu äußern, und gegen die conservative Partei eine compacte fanatische Opposition zu bilden. Obwohl numerisch überwiegend, blieben die Conservativen dennoch fast durchweg in der Minorität, weil es ihnen an einem Führer und einträchtigen Zusammenwirken fehlte. Anders war die Haltung der Magnatentafel; sie bot das entgegengesetzte Bild; aber auch sie vermochte gegen das Drängen und Stürmen des zügellosen, und selbst in den Gesichtern und dem Mienenspiel ausgeprägten Radikalismus nur Mücken zu säugen; daher Széchenyi ihre Mitglieder spöttisch „Haferlgucker" nannte. Ohnedieß fand sie in dem mit dem Liberalismus cokettirenden Palatin und in dem sorglosen, schwachmüthigen Wien nicht die nöthige Unterstützung; sie wurde vielmehr auch in der Folge für königlicher, als der König selbst verschrieen und in alle Weise verläumdet. Es geschah dieß nach derselben treulosen Taktik, nach welcher der Radikalismus die Ultramontanen so lange für katholischer als den Papst verschrie, bis die heuchlerische Revolution Pius IX. von seinem Stuhle vertrieben hatte.

So kam das Jahr 1838. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß die Landtagsverhandlungen, trotz der Censur, von den Radikalen durch schriftliche Correspondenz und auf dem Pränumerationswege im schlechtesten, wahrhaft hochverrätherischen Geiste verbreitet wurden, ohne eine Widerlegung zu finden. Die Censur hatte sich in ihrer vollen Ohnmacht gegen das Schlechte, und nur als Hinderniß gegen das Gute erwiesen: also entfesselte man 1840 die Presse hier mehr, als in den übrigen österreichischen Provinzen. Allein auch dieses Mittels bemächtigte sich der rührigere und hungerigere Radikalismus, seiner Beute unermüdlich nachjagend. Kossuths Zeitung zählte bald über 4000 bis 5000 Abonnenten; die Conservativen erwachten auch da erst später, als die Feinde das Schlachtfeld schon in Besitz genommen hatten.

Als eines Hauptmittels wühlerischer Agitation, das vorzüglich dazu diente, den katholischen Clerus vollends ver-

haßt zu machen, wurden die gemischten Ehen ausgebeutet. Franz von Deák übernahm die Leitung dieser kirchenfeindlichen Bewegung, indem er, mit boshaftem Scharfsinne, die Schwächen des Gesetzes von 179½ benützend, seinen Brandbrief in die Comitate hinausschleuderte.

So weit waren bereits die Dinge gediehen, daß es dem Kleinadel nicht mehr genügte, mit seiner Geschichte und seiner Vergangenheit zu brechen, seine Stellung zu verläugnen, über die verhaßten Magnaten in selbstmörderischer Verblendung theilweise zu triumphiren; nein, mit Ausnahme von nur sieben Comitaten, sagte er sich auch entschieden von den Gesetzen seiner Kirche los. Auf dem Landtag von 1841 wurde nach zwei Monate langen leidenschaftlichen Debatten die Assistentia passiva endlich genehmigt und viel Anderes, der Kirche Feindliches als Gesetz beantragt, aber außer dem freien Uebertritte nicht bewilligt. Doch auch das neue Wechselgesetz, durch welches man die Aviticität erschüttern wollte, erwies sich unpraktisch für seinen Zweck; es diente statt zum Wohl des Landes, zum Ruin vieler Familien und zum Vortheil wuchernder Juden, die den Bedrängten durch hohe Wechsel kleine Summen Geldes herliehen.

Diese Errungenschaften der Revolution waren aber zugleich Siege der terrorisirenden Gallerien, denn bei ruhiger, freier Berathung hätte der Radikalismus keine Majorität erhalten. Die übrigen Ueberschwänglichkeiten und Schwindeleien zerstoben an der festen und achtunggebietenden Haltung der Magnaten, die seit zwölf Jahren die Stände an politischer Bildung und Redekunst weit übertrafen, und dadurch das Ruder in Graf Apponyis Hand brachten.

Dieser ernannte, um den gesetzlichen Einfluß der Regierung und die Ordnung gleichsam neu zu gründen, zweiunddreißig Administratoren. Indessen wurde dieser Zügel der Anarchie zu spät angelegt, denn die Gesetzlosigkeit war bei den Verwilderten schon zur anderen Natur geworden, und wurde in Prosa und Versen als nationale Freiheit gefeiert.

Man schrie über die Gefahr, welche dem heiligsten Palladium magyarischer Freiheit, der Autonomie der Comitate, von dem Absolutismus drohe. Der Ingrimm wurde um so verbissener, je wohlthätiger sich der Einfluß der gut gewählten Administratoren auf die leider ungetrennte Justiz und Verwaltung erwies. Es mehrten sich dem gemäß auch die Reihen der Conservativen, so daß sie eine kleine Majorität der Comitate bereits für sich gewannen.

Leider aber war dieser conservative Fortschritt fast durchweg nur auf die Persönlichkeit Aponyis und der einzelnen übrigen Führer, und nicht auf Grundsätze und eine feste, durchdachte, lebendige Ueberzeugung gestützt; daher er sich auch so unsicher erwies, wie der Erfolg zeigte.

Es kamen die Wahlen zum Landtage von 1847. Nach großen Anstrengungen erhielten die Conservativen eine kleine Majorität. Allein schon die Ausschüsse für Abfassung der Instructionen fielen durch Ränke und Säumniß radikal aus. Alles hing nun von der Gesinnung der Deputirten und der ruhigen Haltung der Comitate ab, deren beste Führer dem Landtage beiwohnten. Keines bewährte sich gegenüber Kossuths zum Umsturz hinreißender Rede und Széchenyi's liberalen Vermittlungs-Bestrebungen. Einiges nur als Beispiel: die Ausschließung der Turopolyaer radikalen Edlen (ein persönliches Votum für jeden von ihnen begehrend) aus dem Agramer Provinzial-Landtag, bei welchem bis dahin nur Deputirte abstimmten; gegen die gesetzlich ernannten Administratoren wurde wie gegen eine Gesetzverletzung im Wege der Beschwerde vor dem Throne protestirt. Die Comitate wurden auf's neue unruhiger, und brausten auf in neuer fieberhafter Bewegung — der Kanzler aber beging die Schwäche, sich und das klare Gesetz mit Entschuldigungen zu verläugnen, und es durch das Versprechen preiszugeben: die Administratoren würden abberufen werden.

In einem solchen allenthalben vulkanisch unterwühlten und dem Einsturz nahen Zustande überraschte der Februar 1848

Adel, Clerus, Städte und Landvolk, als das Haupt des magyarischen Radikalismus, der Advokat und Journalist Kossuth, vor den Palatin trat, und ihm zwei Tage vor der offiziellen Nachricht über Ausbruch, Zweck und Ende des Pariser Aufstandes so klare und bestimmte Aufschlüsse gab, daß der verblüffte Palatin darüber ungläubig den Kopf schüttelte.

Was jetzt Kossuth mit seiner Partei eidbrüchig unternahm, darüber das Volk aufzuklären und ihm warnende Winke zu geben, war jetzt die gebieterische Pflicht der Besseren; allein sie wandten sich an das rathlose, schwankende Wien. Und somit geschah nichts. Seiner Seits rief Kossuth nach allen Seiten hin: „Das Vaterland ist in Gefahr!" zertrümmerte vollends den neunhundertjährigen Bau seiner Verfassung und zerriß den Faden seiner Geschichte, indem er eiligst eine abstrakte, dem Geist und Wesen des Landes widerstreitende Constitution nach französischem Muster und Zuschnitt paraphirte, die dem Königthum kaum mehr als den Namen ließ, jedenfalls ihr Original in dieser Hinsicht übertraf.

Was sich aber nicht bereitwillig dem Strome anschloß, wurde durch Ludw. Batthyáni's vierhundert besoldete Juraten terrorisirt. Derselbe Graf galt auch als der Banquier der Radikalen seit vier Jahren. Ein Geschäft, das nichts weniger als gewinnreich war, wenn es wahr ist, was man sich erzählt, daß er zu ihrer Unterstützung drei Millionen Gulden C. M. verwendet hat.

Das trunkene Wien wurde im März ebenfalls durch ungarische Emissäre aufgewiegelt, und so der gefahrlose Weg zum Throne angebahnt.

Hätte man den Rath befolgt, den Fürst Windischgrätz gleich anfangs gegeben, die Dinge in Wien und in Ungarn hätten eine andere Wendung genommen.

Von der schon vorher bei den Landständen beschlossenen Ablösung war keine Rede mehr. Man verhieß: der Staat werde Ersatz leisten; allein die Einsichtsvolleren trauten dem Versprechen nicht. „Niemanden solle der neue Um-

schwung der Dinge bereuen", hieß es weiter, und die von Zehnt und Robot Lebenden nagten unterdessen hoffnungslos neun Monate am Hungertuche.

An eine Reaction wagten die bestürzten Magnaten nicht zu denken. Wohl hing der beträchtlichere Theil des Kleinadels noch an der alten Constitution; allein ohne Führer, ohne gegenseitiges Vertrauen konnte er sich bei der überraschend schnell betriebenen Umwälzung nicht sammeln. Die Comitats-Sitzungen, das bisherige Feld seiner Thätigkeit, wurden ihm nun von den provisorischen Behörden geschlossen, da man ihn jetzt minder zu schonen brauchte. Einen Aufstand gegen den radikalen Terrorismus versuchen, hieß bei dem allgemeinen Schwindel so viel, als sein Leben sicherem Verderben hingeben. Aus den Bauern, die durch nicht sanctionirte Gesetze bereits schon frei erklärt waren, organisirte die Revolution schon im März 40,000 Sensenmänner an der Theis. Der Adel hätte fühlen müssen, daß er schmählich und durch eigene Schuld gefallen; allein die revolutionäre Fieberhitze raubte ihm die Besinnung; aus mißverstandenem Nationalismus schloß er sich der Revolution in seiner Verblendung noch ferner an. Wer könnte ihn darum bemitleiden, ist ja an ihm Gottes anzubetendes, gerechtes Urtheil erfüllt worden: *Judicia Domini vera, justificata in semet ipsa!*

Was soll ich von Kossuth und seinen gleichgesinnten Adepten sagen! Es waren ihrer 870 Staatsbeamte im ungarischen Ministerium, und unter diesen 780 waren kaum 80 Katholiken, und welche Katholiken! So wußte der Calvinismus die Revolution auszubeuten, und sich sogleich der leeren Stühle zu bemächtigen! Wie das ungarische Ministerium im Uebrigen geschaltet; wie es die verhaßtesten Männer als Obergespanne nach Croatien, zu der Croaten gerechtem Zorne gesendet; wie unter seinem Terrorismus die Sicherheit von Person und Eigenthum geschwunden; wie es bis zum August und später Geistliche und Nationalgardisten gepreßt, und die Militärpflichtigkeit über die Cleriker ausgedehnt; wie seine Freiheit und

Gleichheit nur eine gleiche Sclaverei Aller war: darüber haben die deutschen Zeitungen Wahres genug berichtet, und hat auch hie und da der rothe Nationalitäts-Wahnsinn die Wahrheit verhüllt, so ist die Entstellung für das Auge des unparteiischen Lesers leicht erkennbar. — Ungarns Unglück ist groß wie seine Schuld! Es blutet aus tausend Wunden, das Gift brennt in seinen Adern! Möge sich Niemand darüber täuschen: die alten verbrauchten äußerlichen Mittel retten es nicht mehr. Ohne eine religiöse und moralische Regeneration wird es, innerlich zerrüttet, ein vergifteter Dolch in der Seite Oesterreichs bleiben. Gott bessere uns!

XLVIII.

Preußen und das Preußenthum.

Zweiter Artikel.

Die Thatsache, die wir im ersten Artikel schilderten: daß Preußen, gerade in seiner Eigenschaft als spezifisch „protestantischer Staat“ und als Schutzherr des Protestantenthums aller Länder und Zonen, innerhalb seiner eigenen Gränzen, die letzten christlichen Reste des Protestantismus so mit unbarmherziger Consequenz, wie mit Glück und Erfolg auszurotten trachtete, — diese Thatsache scheint beim ersten Anblick so widersinnig und ungereimt, daß unsere kritischen Zeitgenossen sie zuverlässig läugnen würden, wenn sie nicht in den Kreis der Erfahrung aller jetzt Lebenden fiele, und wenn nicht heute noch die letzten

zwanzigtausend Mitglieder der lutherischen Kirche in Preußen, welche in den Zeitungen das öffentliche Mitleid in Anspruch nehmen, von jener verzehrenden Wirksamkeit des preußischen Staatsschutzes Zeugniß geben könnten.

Und dennoch war nichts natürlicher und mehr im Entwicklungsgange des deutschen Protestantismus und der preußischen Staatsintelligenz gegründet, als jener allerdings das Gerechtigkeitsgefühl empörende Conflict. Die in neuerer Zeit so oft behauptete „Selbstauflösung des Protestantismus" ist in vormärzlichen Tagen von den salarirten Organen des preußischen Staatsprotestantismus jedesmal, mit kecker Stirne, geläugnet worden. Jetzt, wo die Komödie ein Ende und das Festhalten der damaligen, offiziellen Täuschungen keinen fruchtbrinden Zweck mehr hat, jetzt schreitet der Chef der damaligen, semioffiziellen und halbgeheimen Presse selbst zu Geständnissen, die wiederum nur das bekräftigen, was wir von jeher gesagt haben. „Der Kirchenautoritätsglaube", so berichtet jetzt das gelehrte Mitglied des Ministeriums Eichhorn, „war im Anfange des laufenden Jahrhunderts in den gebildeten Ständen ganz erloschen, und fand selbst bei der Geistlichkeit nur noch ausnahmsweise schwache Vertreter. Sehr viele Landgeistliche kannten die lutherischen Bekenntnißschriften nicht einmal ihrem Inhalte nach. Die biblische Grundlage derselben" (richtiger: der gesammte Inhalt des Christenthums) „war in den ländlichen Gemeinden verdunkelt, in den städtischen noch dazu mehr oder weniger verachtet" (in beiden von der überwiegenden Mehrheit der Gebildeten, wie der Ungebildeten, rein vergessen). „In den Theologenschulen suchte man für die Religionslehre statt der verlornen Grundlage" (oder des christlichen Inhalts) „eine philosophische, erst bei Kant, dann bei Schelling, endlich — vom Anfange des zweiten Decenniums an — bei Hegel; bei Letzterem mit um so blendenderem Erfolge, als es dem Meister dialectischer Bewegung gelungen war, seine Religionsphilosophie den Formen der alten christlichen Dogmatik anzupassen, ohne daß die große Menge der

Exoteriker die principielle Verwandlung des Inhalts durchschaute.“ Hegel, so berichtet weiter Herr Eilers, habe das höchste Ziel des Studiums der Theologie darin gesetzt: „die Autorität des christlichen Glaubens in ihrer Nothwendigkeit zu erkennen.“ — Allein auf diesem Wege seien die kräftigern Geister gerade zu der Ueberzeugung gelangt, die in der Entwicklungsgeschichte des Protestantismus nothwendig auf dem Wege lag, und längst schon das Geheimniß einsamer Denker oder geheimer und halbgeheimer Secten und Verbindungen gewesen war, zu der Ueberzeugung: „die dogmatische Religion mit ihrer äußeren Autorität, ihrer äußerlichen Offenbarung, und ihrer dem Menschengeiste fremden Gottheit sei nichts als eine Caricatur der wahren Religion.“ Diese Grundsätze hat allerdings die Hegel'sche Schule formulirt und über den rationalistisch-pantheistischen Leisten ihres Systems geschlagen. Wir dürfen dabei aber niemals vergessen, daß sie nur einen längst schon vorhandenen Stoff aufgearbeitet, und nur die letzte Hand an die vollendete Ausbildung einer Lehre gelegt hat, von der bereits im sechszehnten Jahrhundert, unmittelbar nach der Reformation, sehr augenfällige Spuren Zeugniß geben. Noch mehr: das, was Herr Eilers als das Wesen der hegel'schen (Anti-) Religionslehre bezeichnet, war der Sache nach schon durch die Aufklärung populär geworden, welche Friedrich der Große über den ganzen protestantischen Norden verbreitet hatte. Der Berliner Deismus der siebenziger Jahre unterscheidet sich, was die Lossagung von den christlichen Dogmen und die Verachtung aller geoffenbarten Religion betrifft, wohl nur auf kaum merkliche, für den Ungelehrten gar nicht erkennbare Weise von Hegel's Lehre. Jener aber ist die baare Oberflächlichkeit und Geistlosigkeit, dieser letztern kann man Geist und Tiefe nicht absprechen, wie denn überhaupt der Rationalismus seiner Natur nach platt, und jeder in die Tiefe gehende Rationalismus nothwendig Pantheismus werden muß. Diese wissenschaftliche Begründung und außerdem der philosophische Jargon, in welchen sich, aus Rücksicht auf die Polizei, bei Lebzeiten des Meisters die

neue Lehre hüllen mußte, diese waren das praktisch Neue an dem hegel'schen System. Die Sache selbst aber, oder die Ausbeute für das Leben war immer wieder der alte, seit Friedrich II. spezifisch preußische Unglaube, in seiner ganzen, vollen schnöden Hoffart und kalten Herzlosigkeit.

In jedem religiösen Princip (Glauben wie Unglauben) liegt, selbst unabhängig von dem Willen der Menschen, die sich dazu bekennen, eine Ausdehnungskraft in's Unendliche, und dieß zwar im doppelten Sinne. Aus jedem religiösen oder philosophischen Gedanken, der einmal ausgesprochen worden, zieht erstens die Zeit alle Folgerungen bis auf die letzte, und wenn sie auch noch so tief darin versteckt und auf dem untersten Grunde verborgen lägen. Kein Geschlecht, keine Autorität, keine Macht auf Erden hat das Recht oder die Gewalt, diesem dialectischen Prozesse Halt gebietend zu sagen: bis hieher und nicht weiter! Zweitens wird und muß aber auch Jeder, den eine religiöse oder philosophische Ansicht wirklich durchdrungen und erfüllt hat, nicht eher ruhen, bis seine Ueberzeugung die allgemeine geworden ist. Kann der Jünger irgend einer Lehre sich bescheiden: daß das, was er für wahr hält und bekennt, vielleicht doch auch anders seyn könnte, oder ist es ihm gleichgültig: ob auch Andere der von ihm erkannten Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren lassen, ob sie sie annehmen, sich ihr unterwerfen, ihr dienen? so ist er vielleicht eine gutmüthige, friedselige Natur, und kann, wenn er nicht gerade zwischen gegeneinanderlaufende Strömungen geräth, die keine Neutralität gestatten, ziemlich unangefochten durch's Leben gehen, aber mit seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung, und wenn von Religion die Rede ist, mit seinem Glauben ist es nichts. Den Menschen, der wahrhaft eine (wahre oder falsche) Religion hat (und der Gotteshaß unserer Tage ist, wie die Selbstanbetung, auch eine Religion!), den hat hinwiederum ihrerseits die Religion, und sie wird ihn unbewußt und gleichsam naturmächtig in alle Consequenzen, wie in alle Gegensätze treiben, die in ihrem Wesen liegen. Herr Eilers ist so billig, dieses in der

Natur der Sache gegründete Verhältniß den Adepten der hegel'schen Schule unverkürzt zu Gute kommen zu lassen. „Konnte man es ihnen verargen, daß sie jugendlich begeistert für ihre, auf wissenschaftlichem Wege erworbene Ueberzeugung, dieselbe rücksichtslos geltend zu machen und zu verbreiten suchten? Bald war eine große Zahl von Aemtern mit Geistlichen und Lehrern besetzt, die in diesem Ergebniß des wissenden Denkens" (der herrschenden Philosophie des Protestantismus) „die Morgenröthe eines neuen . . Lebens erblickten, und da die Schule es nicht bei der Autorität des christlichen Glaubens bewenden ließ, sondern auch die Autoritäten der bestehenden Ordnungen des bürgerlichen Lebens ihrer Untersuchung unterwarf" (war dieß nicht schon seit dem sechszehnten Jahrhundert der herrschende Ton, und die nothwendige Frucht des Protestantismus?), „so gelangte man auch auf diesem Gebiete zu der wissenschaftlichen Ueberzeugung, daß geschichtliche Verfassungen und Staatsrechte nichts seien, als eine Carricatur des dem Menschengeiste allein würdigen socialen Lebens, und daher die Zeit gekommen, auf eigene Hand die Welt umzugestalten." Wenn dem aber so ist, welche über allen Ausdruck klägliche Rolle spielt dann der Staat der Intelligenz, welcher so im achtzehnten Jahrhundert für den Deismus wie im neunzehnten für den hegel'schen Pantheismus Propaganda machte, mithin für sich selbst das Schaffot baute und die Ruthen zu seiner eigenen Züchtigung band! Im preußischen Protestantismus bekämpften sich, wie in jedem durch eine Revolution geschaffenen Zustande, die beiden Parteien des Stillstandes und der Bewegung; der „Staat" als solcher aber wurde von dem siegreichen Fortschritt, ohne daß selbst der König eine Ahnung davon hatte, einfach in's Schlepptau genommen. Von Intelligenz und Bewußtseyn war dabei keine Rede. Was soll man aber dann noch von dem Berufe des „Staates" zur Regierung der Kirche, zur strengen Ueberwachung und Leitung der Schule halten, und was vollends von der Mission, die, wie versichert wird, der preußische Staat em-

pfangen hat: dem Protestantismus in Deutschland zum Reiche und zur Herrschaft zu verhelfen!

In der angegebenen Weise erklärt sich die an den Lutheranern von Staatswegen verübte Mißhandlung aus einem dreifachen Umstande. Der als preußische Staatsintelligenz maskirte Fortschritt (über die weitgesteckteſten Gränzen des Christenthums hinaus) war vollständig Sieger geblieben; diese neue Religion war gerade eben so wenig geneigt, die christlichen Reminiscenzen neben sich bestehen zu lassen, wie früher die entgegengesetzte christlich-dogmatische Strömung sich dem Unglauben und Atheismus gegenüber tolerant bewiesen hatte; endlich war der sogenannte „Staat" (d. h. die Gewalt, welche den Frieden schützen soll), wie er überhaupt in Dingen des Glaubens und des Geistes immer incompetent ist, auch dießmal nichts als ein dienendes Werkzeug in den Händen der ihn beherrschenden geistigen Richtung, wobei nur noch das Eigenthümliche vorkömmt, daß Friedrich Wilhelm III. der protestantischen Negation diente, ohne es zu wollen und zu wissen, ja gegen seinen deutlich erklärten Willen. Hielt man sich aber zu solchen Gewaltthaten gegen die Ruinen des Lutherthums berechtigt, was ließ sich da erst von dem principmäßigen Hasse der oft besagten Staatsintelligenz gegen die katholische Kirche erwarten, welcher ja auch der „evangelische" König, wie bekannt, von früher Jugend auf (wir wollen hoffen im guten Glauben!) seine tiefste Abneigung zu widmen das Unglück gehabt hatte.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß der sonst so wohl unterrichtete Herr Eilers uns einen genauen Bericht über den vieljährigen Vertilgungskrieg geliefert hätte, in den die, von ihm selbst so treffend geschilderte Staatsintelligenz sich unverständigerweise gegen die Freiheit und Selbstständigkeit, ja gegen die Existenz der Kirche eingelassen hatte. Mit kalter, besonnener Grausamkeit hatte sie auch hier wieder mittelst der Censur, der Freimaurerei und sonstigen geheimen Polizei ihre wohlberechneten Vorkehrungen getroffen, daß kein Schmerzenslaut der

gepeinigten Braut Christi zu den Ohren des Volkes bringen sollte. Presse und Staatserziehung hatten ein dichtes Netz von Lüge und Gleißnerei über die Häupter der gebildeten Katholiken geworfen, in sofern diese nicht ohnedieß schon den Todtenschlaf des Indifferentismus schliefen. So hatte die Staatsintelligenz sich in aller Stille und Gemächlichkeit daran gegeben der Kirche, wie die Juden dem heil. Anderl von Rinn, mit Nadelstichen und feinen Messerschnitten das Blut abzuzapfen, und die wenigen Wissenden hörten ihren Jammerruf ungehört verhallen; die Staatsintelligenz war des endlichen Ausgangs längst schon gewiß. Da hat Gott plötzlich den Verstand der Henker verwirrt, daß sie am 20. November 1837 jenen plumpen Keulenschlag führten, der sie mit einem Streiche an das Ziel ihrer Gelüste bringen sollte, in Wahrheit aber die ganze künstliche Maschine zerstörte. Leider geht unser Gewährsmann über diese interessante Partie der neuern preußischen Geschichte rasch wie über glühende Kohlen hinweg, und wir sind genöthigt, unser Gedächtniß aus den Regesten jener Leidensgeschichte (etwa der „Aschaffenburger Kirchenzeitung", dem „Religionsfreunde", oder dem aus beiden ausgezogenen „rothen Buche") wieder aufzufrischen. Herr Eilers spricht schnell von etwas Anderm. Ohne uns zu melden, wie sich solches denn eigentlich zugetragen, beschränkt er sich darauf, zu erwähnen, daß es mit dem polemischen Hader auf dem Gebiete jener „Einen und derselben christlichen Nation", von welcher die heilige Allianz gesprochen, bald ärger denn zuvor geworden sei. Mit einer schlauen Wendung will er die Verantwortung jetzt den Politikern in's Gewissen schieben, welche „die Sache" nun auch politisch zu benutzen gewußt hätten. Wie viel an dieser Behauptung, nicht gerade zur Ehre der preußischen Staatsintelligenz, Wahres seyn könnte, davon werden wir bei einer andern Gelegenheit Meldung thun. Hier aber wollen wir zunächst nur einen prüfenden Blick auf die Geistesart unseres edlen Gewährsmannes werfen. Er denkt nicht daran, sich den Katholiken gegenüber einfach auf den „Rechtsboden" zu stellen,

und die Frage nach der christlichen Wahrheit in allen diesen Conflicten, die, so will es uns bedünken, seiner sonst an den Tag gelegten und so dringend anempfohlenen, ernsten und religiösen Anschauungsweise doch so nahe liegen müßte, fällt gar nicht in seinen Bereich. Freilich würde ihn eine tiefere Betrachtung des Gegenstandes unabweisbar nöthigen, das Recht der Katholiken nicht weniger anzuerkennen, als das der verfolgten Lutheraner, für die er jetzt (nachdem sie den Proceß gewonnen) mit sichtlicher Entrüstung gegen ihre Dränger Partei ergreift. Wollte er aber das gute Recht der katholischen Kirche in ihrem Kampfe gegen den ungläubigen Staatsabsolutismus anerkennen, so hätte er nothwendig auch Reue und Leid erwecken müssen über Alles das, was seit dem Jahre 1825, wo es zuerst gelang, den schlafenden Grimm des Königs gegen die Katholiken aufzustacheln, in der Behandlung der kirchlichen Angelegenheiten geschehen und nicht geschehen ist. Aber diese bußfertige Gesinnung liegt Herrn Eilers nur all zu fern. Nicht die tiefe Schlechtigkeit der Kirchenverfolgung an sich ist es, die ihn reut, sondern der üble und dem Intelligenzstaate allerdings zur tiefsten Schmach gereichende Ausgang. Er bedauert nur, daß es die Feinde Gottes nicht noch klüger angestellt haben, und daß, so meint er, die Katholiken zu gewandt und pfiffig waren, sich von so plumpen Gegnern Schach und matt bieten zu lassen. Die Naivität, mit der sich dieser, das deutsche Nationalgefühl wahrhaft demüthigende Mangel an Adel der Gesinnung kund gibt, ist eben so bemerkenswerth, als es die Geständnisse sind, welche dem wohlunterrichteten Vorstande der literarischen Polizei des Herrn Eichhorn bei dieser Gelegenheit entschlüpfen. Die katholischen Politiker, meint Hr. Eilers, hätten den religiösen Zwiespalt mit viel mehr Kenntniß der Natur religiöser Gemüthsstimmungen und auch mit mehr Consequenz benutzt, als die evangelischen. „In diesem Punkte standen letztere auch hinter den protestantischen Diplomaten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts weit zurück, aus dem einfachen Grunde, weil sie durch ihre philologischen und

philosophischen Studien, und durch die religiöse Armuth und Zerrissenheit der evangelischen Kirche um alle Achtung und um alles Mitgefühl für Glaubensgesellschaften und christliche Interessen gekommen waren. . . . Ihre politische Verstandesschwäche in Beurtheilung der katholischen Kirche zeigte sich gleich beim Anfange der Verhandlungen über die oberrheinische Kirchenprovinz. . . . . Wie konnten diese sonst so geist- und kenntnißreichen Männer auch nur einen Augenblick die Zuversicht hegen, es werde ihnen gelingen, ein geistliches Oberhaupt hinter das Licht zu führen, dem eine Legion scharfsinniger, in allen Künsten geistlicher Diplomatik geübter Geister zu Gebote stand, und auch ohne die Bulle „„Sollicitudo omnium““ zu Gebote gestanden hätte.“ Aber unmittelbar nachdem Hr. Eilers (auch dießmal nicht ohne preußenthümliche Ueberhebung) den Splitter im Auge seiner oberrheinischen Mitstreiter gegen Papst und Kirche schonungslos hervorgezogen, zeigt er uns mit kindlicher Unbefangenheit den Balken in seinem eigenen. — Er spricht, ohne an die rechtliche Natur dieser vertragsmäßigen, schwachen Entschädigung für einen jedenfalls viel einträglichern Kirchenraub zu denken, von einer „großartigen Liberalität“, welche dem katholischen Cultus über 700,000 Thaler jährlich bewilligt habe, während der evangelische kaum die Hälfte erhält, und setzt dann, ohne Zweifel beseelt von „Mitgefühl für Glaubensgesellschaften und christliche Interessen“ hinzu: „Die Curie nahm das Dargebotene an, ohne die **Strenge des Dogma** nach der praktischen Seite hin in Bezug auf die sogenannten, gemischten Sachen **auch nur im geringsten zu mildern.**“ Wahrlich, die oberrheinischen Jünger des Febronius, die er so arg geschmäht, könnten dem Schutzpatron des rheinischen Beobachters den Vorwurf der (nicht bloß politischen) Verstandesschwäche doppelt zurückgeben. Und daneben immer, selbst heute noch der alte stupide Grimm gegen diejenigen, die damals oder später ein freies Wort für das Recht der Kirche gegen dasselbe despotische Staats-

thum wagten, welches heute doch von seinen damaligen Knechten selbst verläugnet und angespieen wird! Wenn Joseph Görres vor dreißig Jahren schon einer Politik, die sich vom Rechte wie vom Glauben abgewendet, mit großer Sicherheit des Blicks die Nativität stellte, so erkennt Herr Eilers zwar an: daß jenes Bild der allgemeinen Rathlosigkeit und Verwirrung vollkommen auf die Gährung der Geister zur Zeit des Regierungsantrittes Friedrichs Wilhelm IV. paßt, kann aber die blödsinnige Schmähung nicht unterdrücken, daß der große Verewigte (selbst Herr Eilers nennt ihn „einen der merkwürdigsten Männer Deutschlands"), „zum großen Theil durch seine eigene dämonische Triebkraft", seine Voraussetzung der Wirklichkeit näher gerückt habe. Wenn also der Riese, der etwas weiter zu sehen pflegt, als die am Boden kriechende Made, geraume Zeit voraus, dem unverständigen Dünkel des Prognostikon stellte: daß es mit ihm zu bösen Häusern gehe, so ist es nach der Logik des Herrn Eilers augenscheinlich, daß der unwillkommene Prophet selbst die Weltgeschicke machte, die er lange vorher als Wetterwolken am Horizonte heraufziehen sah. In ganz ähnlicher Weise hat dann wohl auch Noah, nachdem er die Arche erbaut, aus purer „dämonischer Triebkraft" vierzig Tage und Nächte lang regnen und böslicher Weise Vieh und Menschen ersaufen lassen. Doch wozu länger mit dem unglücklichen Geschäfte der Mohrenwäsche die Zeit vergeuden! Lassen wir Herrn Eilers bei seinem Glauben, und beschränken wir uns darauf, unsern Lesern zu berichten, in welchem Lichte eben diesem hochbetrauten Ministerialbeamten, der in dem offiziellen Kampfe gegen die katholische Wahrheit, im rheinischen Beobachter und außerhalb desselben, eine Hauptrolle gespielt, **heute** das kölnische Ereigniß erscheint. Jeder, dessen Gedächtniß zwölf Jahre zurückreicht, möge sich den maßlosen Hohn, den, auch die Geduld des Lammes zerreißenden, schnöden Uebermuth in's Gedächtniß zurückrufen, mit welchem das damalige Preußenthum die Thatsachen theils zu verheimlichen, theils zu verdrehen, die Wahrheit durch eine Lügensündfluth vom Erdboden wegzuwa-

schen, jeden, auch den bescheidensten katholischen Widerspruch zu überpochen, jede unabhängige Gesinnung einzuschüchtern, und durch alle diese Mittel dem mitternächtigen Werke des feigen, hinterlistigen Betrugs, den zuletzt die brutale Gewalt zudecken sollte, vollständigen Sieg und Triumph zu bereiten suchte. Hören wir jetzt aus dem Munde Eines von Denen, die mitreden können, weil sie mitwissen, den Schlußbericht: er ist entworfen nach dem Muster des weltberühmten 29. Bulletins der großen Armee. „Der Staat", so erzählt Herr Eilers, „kam bald in die Lage, der Curie entweder stillschweigend den Kampfplatz überlassen, oder einen Kampf auf Leben und Tod beginnen zu müssen. Dieser Kampf wäre aber zugleich ein Kampf gegen fünf Millionen Unterthanen gewesen, die, wenigstens zum größesten Theile, in allen religiösen Dingen ihrem geistlichen Oberhaupte gehorchen wollten, und dazu auch um so mehr das Recht hatten, als sie ihrem weltlichen Oberhaupte die Treue zu brechen durch die sogenannten" (zwar nicht in der Wirklichkeit, aber in der Phantasie der preußischen Bureaukraten und ihrer Spione vorhandenen) „ultramontanen Hetzer sich bis dahin nicht hatten verleiten lassen. Man ergriff, als die Conflicte den kirchlichen und bürgerlichen Frieden immer mehr störten, den Ausweg einer" (lange mit frecher Stirne abgeläugneten) „Einigung mit den Bischöfen, hinter dem Rücken des Papstes, um das Dogma und die päpstlichen Weisungen durch milde Praxis mit den Landesgesetzen in Uebereinstimmung zu bringen, zeigte aber bei dieser Gelegenheit eine Schwäche des politischen Verstandes" (außerdem auch eine Abwesenheit von Treue und Glauben im Verkehr, die in Verhältnissen des Privatlebens an den Tag gelegt, unbedenklich zur Criminaluntersuchung qualificirt haben würde!), „die noch viel größer war, als die Schwäche der kirchlichen Treue der mithandelnden" (richtiger: mitleidenden, bedrohten, getäuschten) „Bischöfe gegen den Papst. Die letztern bekehrten sich und thaten Buße durch verdoppelten Eifer; die Männer der Politik" (nicht auch die Hoftheologen und Prädikanten jeglichen

Ranges?) „brachten den widerspenstigen Erzbischof auf die Festung, führten aber gerade dadurch das Uebel im vollsten Maße herbei, was sie in lobenswerther (NB.) Absicht hatten vermeiden wollen. Das ganze katholische Deutschland gerieth in Aufregung, die ultramontane Presse schürte das Feuer mit mehr Leidenschaft und Talent, als je vorher, und die eigenen katholischen Unterthanen, besonders der weibliche Theil derselben *), was in Bezug auf den politischen Verstand der Staatsmänner besonders erwähnt zu werden verdient, wurden im tiefsten Herzen mit Widerwillen und Mißtrauen erfüllt."

„Den Schaden, welchen die einheitliche Kraft des preußischen Staats und in gleichem Maße das politische Gewicht desselben im Staatensysteme von Europa erlitt, war unermeßlich: Oesterreich aber, welches schon auf dem Wiener Congresse dem Cardinal-Staatssekretär Consalvi und den Oratoren für die deutsche Kirche ermunternde Blicke verstohlen zugeworfen, und seitdem immer unzweideutiger den ultramontanen Katholicismus zur Verstärkung und Unterstützung seiner politischen Macht herangezogen hatte, zeigte keine besondere Lust, Preußen unter die Arme zu greifen **). Was halfen Abwehr und Ge-

*) Die Fürstin Guendelina Borghese in Rom kehrte einem, auch durch die Eleganz seines französischen Epistolarstils bekannten Diplomaten, der noch, nachdem die lange, mit Nacht und Dunkel bedeckten Wege seiner Staatskunst plötzlich bloß gelegt waren, im Salon des Herzogs von . . . sie anzureden sich erfrechte, voll Verachtung stillschweigend den Rücken.

**) Man muß die, durch die einfachste Natur der Dinge gebotene Stellung Oesterreichs zur katholischen Kirche einerseits erwägen, und andererseits die, durch den Unverstand des Josephinismus herbeigeführte, den natürlichen Vortheil Oesterreichs mit Füßen tretende damalige Vernachlässigung seiner, ihm durch jene Stellung gewährten Macht aus eigener Anschauung kennen, um die Tiefe des, in den oben angeführten wenigen Worten des Herrn Eilers liegenden Abgrundes von Albernheit nach Verdienst und Würden ermessen zu können. Wohlunterrichtete Personen versichern, daß Fürst Metternich, weit entfernt daran zu denken: wie sich das Cölner Attentat

genwirkung der protestantischen und preußischen Presse! Die protestantisch-kirchliche Polemik verrieth, als sie sich auf den Kampfplatz wagte, mehr Schwäche, als man geglaubt, und was man in politischer Beziehung über die Gefährlichkeit des dem Papste von Seiten der Bischöfe zu leistenden Eides . . . sagte, wurde niedergeschlagen durch Hinweisung auf das Verfahren gegen die der Union . . . . widerstrebenden Lutheraner. Die polemische Kraft der protestantischen Theologen, vor welcher die katholische Politik sonst so große (?) Scheu gehabt, lag ermattet zu den Füßen der Sieger." Die Eiferer hätten, sagt Herr Eilers an einem andern Orte, ihre prahlerischen, geistigen Waffen der Belehrung und Ueberzeugung, „mit welchen allein sie den Ultramontanismus in's Verderben stürzen zu können meinten, vor den gewaltigen Streichen des alten Görres und seiner Schüler . . . . strecken müssen."

Seitdem die historisch-politischen Blätter bestehen, ist ihnen eine ähnliche Versuchung zu selbstgefälliger Ueberhebung noch nicht nahe getreten. Dennoch können sie, nicht aus falscher Bescheidenheit, sondern im Bewußtseyn der wahren Lage der Dinge und der, trotz alles guten Willens, dennoch in unserm Lager obwaltenden Unzulänglichkeit der Kräfte, diese Anerkennung nicht auf sich beziehen; ja sie halten sich für berechtigt, selbige im Namen der katholischen Presse Deutschlands überhaupt ablehnen zu dürfen. Nein! nicht unser Talent, nicht unsere Geistesmacht, nicht die Schärfe unserer Rede haben

---

im Interesse Oesterreichs ausbeuten lasse? in der Gefangennehmung des Erzbischofs augenblicklich nur einen Sieg des revolutionären Princips von unermeßlichen Folgen erkannt habe. Dieß Ereigniß, so soll er am Tage nach dem Empfange der Kunde von jener Heldenthat an einen der höchstgestellten, preußischen Staatsmänner geschrieben haben, dieß Ereigniß werde große Freude und große Trauer erregen. Man möge aber nur Acht haben, wer sich darüber freue und wer trauere. Darnach könne man seinen Calcul auf Preußens Zukunft machen.

gesiegt; ein Höherer, den die Partei des rheinischen Beobachters und seiner Schutzherren nicht kennen wollte, und der deßhalb auch sich ihrem Blicke entzog, stand hinter uns, und der war es, welcher den Uebermuth seiner und unserer Feinde gebrochen, und ihren Nacken bis unter das caudinische Joch der Geständnisse des Herrn Eilers gebeugt hat. Damals waren auf preußischer Seite alle Mittel der Macht: Diplomatie, Freimaurerei, geheime und öffentliche Polizei, literarisches Judenthum; hinter ihnen die ganze Hölle der Revolution, welche Morgenluft witterte, und ihrer baldigen Entfesselung sehnsüchtigst entgegenharrte; dazu alle diese Gewalten wie für ihre eigene Sache fechtend. Noch mehr: außer einer Legion besoldeter Federn ohne Ehre, wie ohne Werth und Bedeutung, stritten freiwillig unter jenem Banner eine Masse wirklich anerkennungswerther Talente, welchen (was sollten wir es läugnen!) die, von einer ungläubigen und perfiden, großentheils dem preußischen Interesse gewonnenen Censur *) diensteifrigst unterdrückten, vereinzelten katholischen Stimmen mit natürlichen Mitteln keineswegs gewachsen waren. Ehre sei dem Vater, und dem Sohne und dem heiligen Geiste! Das gute Recht, die Wahrheit und der alte Gott, die auf unserer Seite standen, diese haben sich glänzend bewährt und die schwache Kraft Derer, die auf sie vertrauten, nicht zu Schanden werden lassen, jetzt wie immer und zu allen Zeiten. Dessen geben nunmehr die Enthüllungen des Herrn Eilers, wie obsteht, ein widerwilliges Zeugniß.

---

*) Wir sind dem Censor der hist.-polit. Blätter noch im Grabe die Erklärung schuldig, daß er nichts gestrichen hat, als was er auf höhern Befehl und kraft seiner Amtsinstructionen streichen mußte.

XLIX.

Frankfurt und Deutschland.

(Schluß.)

IV.

Das große deutsche Reichsverfassungs-Confusorium.

Mundus regitur providentia Dei et confusione hominum.

Wir haben in diesen Blättern in den Jahren 1848 und 1849 eine Reihe von Betrachtungen über unsere constituirende Frankfurter Nationalversammlung und ihr deutsches Verfassungswerk angestellt. Aufmerksamen Blickes sind wir der Entwickelung dieses großen vaterländischen Dramas gefolgt, von Zeit zu Zeit unsern Lesern über den Stand der Dinge Rechenschaft gebend.

Die Versammlung hat ihre Reichsverfassung in diesem Frühjahre geschlossen und alsogleich ihre Verkündigung als einer zu Recht bestehenden befohlen; unsere letzte Betrachtung, und zwar in nächster Berücksichtigung Bayerns zu ihrem Werke, wurde im Sommer dieses Jahres niedergeschrieben; jetzt treibt ein kalter Novemberwind die dürren Blätter des Waldes über die Grabhügel des Kirchhofes und die öden Stoppelfelder der deutschen Lande dahin; noch ist das Jahr 1849 nicht

zu Ende, und was ist jetzt, nach Verlauf so weniger Monate, aus der constituirenden Versammlung von Frankfurt und ihrem Constituirungswerke Deutschlands geworden! Wer denkt noch an seine Durchführung?

Die Todten reiten schnell! an diesen Spruch alten Volksglaubens wurden wir in den jüngsten sich überstürzenden Revolutionsjahren leider nur zu oft erinnert; nirgend aber hat er sich wohl mehr bewährt, als bei den Männern der Paulskirche und ihren wesenlosen, luftigen, gespensterhaften Schöpfungen, den todten Zwittergebilden ihrer demokratisch-erbkaiserlichen Phantasterei!

Ja wahrlich die Todten können nicht schneller reiten, als alle die großen Verheißungen von Glück und Macht und Größe, die uns die Constituirenden im Taumel ihrer Souverainetät so zuversichtlich verkündet, dahingeschwunden sind!

Und sie selbst, diese souverainen Sterne und selbstleuchtenden Sonnen, die damals in der Gunst des Augenblickes so stolzen Glanzes gestrahlt, die es übermüthig verschmäht, als schwache, sterbliche Menschen Gottes Beistand auf ihr Werk herabzuflehen, was ist aus den Allmächtigen, denen die Schmeichler zugerufen: „Ihr könnt, was ihr wollt!“ vor Beginn des Jahres 1850 geworden! — Ihr todgebornes Werk haben die Winde verweht, und sie selbst sind in die Finsterniß zurückgesunken, aus der sie einen Augenblick aufgetaucht, oder sie wandern flüchtigen Fußes nach Amerika hinüber, oder sie haben ihr Leben auf der Richtstätte als Genossen eines fluchwürdigen, blutigen Bürgerkrieges geendet! Das Erbtheil aber, das sie ihrem unglücklichen Vaterlande überlassen, ist nicht Freiheit, Einheit, Macht, Wohlstand, Bildung und Größe; es ist die tiefste moralische, politische und ökonomische Zerrüttung; eine Zwietracht und Verwirrung, die nur durch Standrecht und Militärgewalt gezügelt wird, im Inneren; Schwäche und Zerrissenheit nach außen; und der mitleidige, verächtliche Blick des gesammten Auslandes über einen so armseligen, demüthi-

den Ausgang nach so viel Hochmuth und so prahlerischem Eigenlob.

Ungerecht indessen wäre es, wollten wir alle Schuld der traurigen Zustände, in welchen wir uns gegenwärtig befinden, auf die Frankfurter und ihr mißlungenes Einigungswerk schieben. O nein! sie waren ja nur die kranken Vertreter eines kranken Volkes. Und die Sünden, die heute in unserer trostlosen Verwirrung an uns gezüchtigt werden, sie sind nicht die Sünden von gestern oder vorgestern: es ist die Schuld, die sich bei uns seit Jahrhunderten angehäuft hat, und welches unserer Länder und welcher unserer Stände könnte sich schuldlos und rein nennen, und hat anderes geärndtet, als er ausgesäet?

Nicht gewohnt, die einzelnen Ereignisse, so glänzend, so blendend, so vielversprechend sie sich auch anfänglich darstellen mögen, aus ihrem Zusammenhange mit der Vergangenheit für sich isolirt zu betrachten, haben uns die bitteren, die blut- und thränenreichen Früchte, die der so viel gerühmte Völkerfrühling, die glorreiche Erhebung des Jahres 1848 Europa gebracht, nicht im mindesten überrascht. Wir kannten das tödtliche Gift, das sich dem reinen Quell jener Begeisterung beigemischt, nur zu gut, um in den Jubelruf jener Tage einzustimmen. Das erste Wort, das diese Zeitschrift, noch vor dem Zusammentritt des deutschen Parlaments, es war in der ersten Hälfte des Aprils 1848, an die Katholiken als Wähler zur Reichsversammlung richtete, es war daher auch ein ernstes Wort mahnender Warnung: „Ohne Uebergang“, so lautete unter Anderm damals unser Aufruf (Hist.-polit. Bl. Bd. 21, S. 527), „aus dem Alles bevormundenden Beamtenstaat in die äußerste demokratische Strömung geschleudert, und in den Besitz von Rechten und Freiheiten gesetzt, die weder England noch Amerika in so ausgedehntem Umfange besitzen, müssen wir uns den neuen Pflichten gewachsen zeigen. Schon hat die Revolution und Anarchie in manchen unserer Provinzen Unheil verbreitet, und alle Autorität vernichtend, Recht und

Ordnung mit Füßen tretend, frech das Haupt erhoben, während die Marken unseres ungerüsteten Vaterlandes nach allen Weltgegenden hin von mächtigen äußeren Feinden bedroht werden. — Die Schweiz", so lautete der Ruf weiter, „die der Radikalismus in seine Fesseln geschlagen, sei euch eine Warnung; Frankreich, das er an den Abgrund gerissen, sei euch ein abschreckendes Vorbild; auch in Deutschland zählt er Bundesgenossen, die als Landesverräther bereits Schaaren bewaffneter Proletarier an die deutschen Marken gerufen, um euch dasselbe Schicksal zu bereiten. Ihr aber seid überzeugt, daß kein Bau von Bestand seyn kann, der nicht auf Religiosität, auf Sittlichkeit und Rechtssinn gegründet ist. Darum wählt Männer, die dem Vaterlande diese Bürgschaften geben; nur so wird es wieder groß und mächtig nach außen, und frei und blühend im Innern dastehen, gleich gesichert vor herabwürdigender Tyrannei, wie vor demagogischer Anarchie. Seid darum auf eurer Hut, vereinigt eure Kräfte und wählt Männer von unerschrockenem Charakter, die in eurem Namen den neuen Bund auf Gott und das Recht gründen." So sprach diese Zeitschrift im April 1848.

Und sechs Wochen später, als bereits der Souverainetätsschwindel der Constituirenden sich an die Stelle Gottes und des Rechts setzen wollte, da gab sie in einer eigenen Erklärung (Band 21, Seite 742, Juni 1848) den erwählten Vertretern des deutschen Volkes, sie vor den verderblichen Folgen warnend, wiederum ihre Bedenken kund. Unsere Worte, die leider nur zu buchstäblich in Erfüllung gegangen sind, lauteten: „Des Parlamentes Autorität ist nur eine moralische, mögen seine Glieder dieselbe in einer Zeit wohl zu Rathe halten, die jeder Autorität so feind ist, und die mit den dictatorischen Beschlüssen des Parlamentes keine Ausnahme machen würde. Verlangen sie von dem Volke Gehorsam, so mögen sie ihm selbst mit dem Beispiel der Selbstbeherrschung vorangehen, und mit der Achtung und Schonung jeder billigen Rücksicht; denn Despotismus bleibt Despotismus, mag er

nun von einem einzigen, oder von einer Parlamentsmajorität geübt werden, die, nicht zufrieden mit ihren legislativen Befugnissen, auch die executive Gewalt an sich reißt, und glaubt, nach souverainem Gutdünken schalten und walten zu können. Hinter unseren Fürsten stehen unsere Volksstämme, deren Geschichte mehr denn ein Jahrtausend hinausdatirt, und die sich nicht wie französische Departements von einem omnipotenten Convent nach Gutdünken würden kommandiren und tyrannisiren lassen. Möge sich das Parlament daher nicht von dem Radikalismus in's Schlepptau nehmen lassen; es hat vielleicht die Macht, schwache Regierungen zu stürzen, es würde aber mit ihnen von demselben Abgrunde verschlungen werden und furchtbares Verderben über unser Vaterland bringen. Der gegenwärtig herrschende Schwindelgeist wird der Ueberlegung Platz machen; der Fieberhitze wird die Abspannung, der wilden Fluth die ruhige Ebbe folgen: wehe dann, wenn das Werk, welches unsere Vertreter geschaffen, das Ergebniß des aufgeregten Momentes gewesen wäre, es würde, statt den kommenden Geschlechtern ein schirmendes Dach zu gewähren, an dem sie fortbauen könnten, mit dem Augenblick auch wieder zusammenbrechen. Mag unsere Zeit in ihrem Eigendünkel es auch mißachten: Verfassungen werden nicht funkel nagelneu, fix und fertig, an einem Tage durch Majorität souverainement decretirt, oder sie sind leblose beschriebene Blätter; sie müssen, wie die englische, aus dem Bestehenden und Lebendigen selbst lebendig hervorwachsen, und es mit gewissenhafter Schonung und dünkellosem Entgegenkommen berücksichtigen, sollen sie Dauer haben und soll nicht, wie in Frankreich, eine Umwälzung der andern folgen."

Das war die Sprache dieser Blätter am 1. Juni 1848; daß ihre Worte in den Wind geredet waren, dürfen wir unseren Lesern nicht erst sagen; aber fragen dürfen wir sie: ob diese unsere Warnungen heute, am 9ten November 1849, wo

„der Fieberhitze die Abspannung, der wilden Fluth die ruhige Ebbe gefolgt“, nicht längst schon in Erfüllung gegangen sind. Ist jene Verfassung mit dem Augenblicke ihrer letzten Abstimmung nicht in ihr Nichts zerronnen, und ist sie gegenwärtig etwas anderes, als ein lebloses, beschriebenes Blatt? —

Auch über das traurige Geschick der von dem Parlament durch Gagerns kühnen Griff improvisirten Centralgewalt in den Händen des greisen österreichischen Reichsverwesers haben wir uns nicht einen Augenblick getäuscht. Wir wußten ja, daß das, was seit Jahrhunderten eigensüchtig auseinander gegangen war und sich mit eigenen Interessen einander selbstständig gegenüber gestellt hatte, nicht durch einen omnipotenten Parlamentsbeschluß an einem Tage, wie durch Zauber, könne geeint und unter einen Oberbefehl gestellt werden, der der Unterlage jeder realen Macht entbehrte. Daß also die Gewalt des Reichsverwesers, wie unsere Vorfahren zu sagen pflegten, auf den Regenbogen gebaut sei, davon waren wir leider nur zu tief überzeugt. Als daher so manche der Bessern unseres Volkes in seiner Wahl die Bürgschaft einer schöneren Zukunft des geeinigten großen Vaterlandes mit Jubel bewillkommten, da lauteten unsere besorgnißvollen Worte im Anfange Septembers 1848 (Band 22, S. 164): „Die Schwierigkeiten dieser Einheit sind noch keineswegs überwunden, und wir fürchten sehr, sie werden sich erst nachträglich in ihrer ganzen Größe offenbaren, sobald der Inhaber der Centralgewalt irgend einen Beschluß der Reichsversammlung durchsetzen soll, der in den mächtigeren Einzelstaaten, z. B. in Preußen oder Oesterreich, keiner Popularität sich zu erfreuen hat. Wer wird ihm dann die Macht dazu verleihen?“ Namentlich haben wir darauf hingewiesen, wie unhaltbar seine Stellung seyn müsse, wenn die mißachtete preußische Monarchie, die damals unter den Streichen der Demokratie gebrochen darnieder lag, sich wieder erheben und nach vorübergegangenem Rausche, getragen von den Interessen des specifischen Preußenthums und seiner Hauptstadt Berlin, Mißachtung mit Mißach-

Mißachtung vergelten würde. Auch diese Besorgniß ist in vollstem Maße in Erfüllung gegangen.

Eben so wenig sind wir gleich anfangs darüber in Zweifel gewesen, daß der edle Heinrich von Gagern, der „beste deutsche Mann", mit seinen schleswig-holsteinischen Professoren und seinem ganzen burschenschaftlichen, protestantisch-doctrinären, norddeutsch-preußischen Anhange, nicht der Retter des Vaterlandes seyn werde, sondern, wie sein Bruder durch die Mörderkugel der rothen Revolution gefallen, ihrem Terrorismus auf den Gallerien und den Barrikaden mit seiner Halbheit moralisch erliegen müsse. Von dieser traurigen Ueberzeugung erfüllt, lautete daher schon unter dem 16. Juli 1848 unser Bericht über die Verhandlungen des Parlaments in Betreff der Centralgewalt: „Der unverantwortliche terroristische Unfug des Galleriepöbels währte ärger denn je ungehindert fort; der Präsident" (Heinrich von Gagern) „zeigte die gleiche Pflichtvergessenheit, und die Majorität der Versammlung fortdauernd eine beklagenswerthe Schwäche und politische Charakterlosigkeit, die das Uebel nur steigern kann. Herr v. Gagern und Robert Blum begaben sich aus der Versammlung, etwa um, wie es in Paris von Seiten der Nationalversammlung geschehen, die bewaffnete Macht zu beauftragen, die Würde der Gesetze gegen diese frechen Eingriffe zu wahren? nichts weniger — nein, um eine Compagnie Soldaten zu entfernen! Gott schütze unser armes Vaterland! — Weiß der Präsident, gestützt auf das Ansehen der hohen Versammlung, nicht einmal einem kleinen Haufen von Schreiern und Claquers in der Paulskirche zu imponiren, daß sie die Würde der Vertreter der Nation achten, wie sollen wir alsdann hoffen, daß von hier aus Ordnung, Frieden und Einigkeit dem so vielfach zerrissenen und von außen gefährdeten Vaterland zu Theil werde? England erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thue, sagt man in einem Lande, dessen politische Freiheit sich nicht von gestern her datirt. Pfui! dieser „„volksmajestätlichen"" Gallerien-Pöbel-Souverainetät in der Paulskirche."

Von diesen Grundsätzen in unserer Betrachtungsweise geleitet, konnte uns die weitere Entwicklung der Dinge in Frankfurt nicht im mindesten überraschen. Und als nun endlich die beiden großen Parteien, die in der Paulskirche um die Wette das Vaterland zerrissen, statt es zu einigen, jenen famosen, widernatürlichen Bund *) schlossen; als die socialistischen De-

*) Die Nemesis, die in unserer Zeit dem Hochmuthe auf dem Fuße zu folgen pflegt, hat mehr denn einmal in den jüngsten Jahren eine bittere Ironie geübt. Eine Ironie dieser Art scheint uns das Schicksal jener historischen Urkunde, welche diesen Bund der beiden Frankfurter Parteien besiegelte. Während nämlich Heinrich v. Gagern mit seinen Getreuen den Norden bereiste und in den Hansestädten politische Gastrollen gab, verkündeten die Zeitungen, Heinrich Simon habe in der Schweiz jenes berühmte Papier in bitterer Noth an einen Engländer um einige Pfund St. verkauft. Die deutsche Volkshalle theilt uns darüber, ohne ihre Quelle zu nennen, eine politische Mythe mit, die sich wohl in den nachgelassenen Papieren des Abgeordneten Piepmaier vorfand, und die wir daher dem Urtheile unserer Leser übergeben. Unter dem 18. Oct. 1849 nämlich läßt die Volkshalle sich von Berlin aus folgende merkwürdigen Notizen über diesen Bundesbrief schreiben, in denen die Namen Simon, Gagern, Bunsen, Palmerston brüderlich nebeneinander figuriren:

„♂ Die Correspondenz aus Königsberg in Nr. 15 d. Bl. über die nach England verkaufte Verschreibung Heinrichs v. Gagern bedarf einiger Berichtigung, die für das Publikum ohne Zweifel um so interessanter seyn wird, als Hoffnung vorhanden ist, daß — Dank sei es der unermüdlichen Sorgfalt unserer (preuß.) Regierung für Alles, was deutsch heißt — jenes kostbare Document dem Vaterlande erhalten werde. Richtig ist, wie jene Königsberger Correspondenz meldet, daß die Verschreibung Heinrichs v. Gagern in der Schweiz zum Verkauf ausgeboten und von einem englischen Sammler erstanden wurde. Aus dessen Händen ist dieselbe — wie es scheint, aber erst durch verschiedene Zwischenhändler — in Besitz eines Londoner Kunsthändlers gekommen, der solche dem britischen Museum zum Kaufe anbot, freilich für eine ungleich höhere Summe, als die ursprünglich dafür bezahlten 35 Thaler. Unsere Regierung erhielt davon durch den hiesigen Agenten des britischen Museums, Herrn Buchhändler Asher, Kenntniß, und beauftragte nun sofort den

mokraten und die kleindeutschen Erbkaisermacher jenen berüchtigten Stimmhandel politischer Simonie richtig gemacht: da

---

Ritter Bunsen jenes kostbare Stück um jeden Preis zu erwerben, und nöthigenfalls dazu die Vermittlung des englischen Cabinets in Anspruch zu nehmen. Das hohe Interesse, welches unsere Regierung für die Erwerbung jenes Documents an den Tag legte, wird schwerlich einer Erklärung und Rechtfertigung bedürfen. Ohne jene Verschreibung Gagern's würde H. Simon und seine Freunde niemals für den preußischen Erbkaiser gestimmt, dieser also nie die Majorität erlangt haben; es würde ohne jene Verschreibung niemals in der Paulskirche zu der Kaiserwahl gekommen seyn, an welche Preußen sein bekanntes „„Ahnrecht““ und seine „„historische Mission““ knüpft, jene Kaiserwahl, welche den Kern des Dreikönigsbündnisses, des engern Bundesstaates, bildet. Diese Gagern'sche Verschreibung ist also ein rechtes, echtes, wahres, deutsches Geschichts-Denkmal, dessen Besitz für Preußen, den deutschen Staat, von der allergrößten Bedeutung seyn mußte. Bunsen erhielt demnach Auftrag, jenes Document zu erwerben. Als er sich — unter Vermittlung des für dergleichen unermüdlichen, gefälligen Palmerston — behufs Erwerbung dieser Verschreibung mit den Directoren des British-Museum in Verbindung setzte, fand er hier — Dank sei es jener Vermittlung — das bereitwilligste Entgegenkommen. Der geforderte Preis, 500 Pf. Sterling, erschien auch der vaterländischen Bedeutung des Documents gegenüber keineswegs zu hoch. Indessen glaubte Ritter Bunsen, als er das Document zu Gesicht bekam, einige Zweifel an der Echtheit der Gagern'schen Handschrift hegen zu müssen. Da Gagern's Handschrift ihm wohlbekannt, schien ihm die vorgelegte mehr als zweifelhaft; er schloß daher den Kauf nicht ab, sondern schrieb dann erst wieder hieher an das Ministerium des Auswärtigen. Bei der Wichtigkeit des Documents erschien eine behutsame Behandlung der Sache durchaus geboten. War die Handschrift falsch, war ein Betrug begangen, so fragt sich, da das Document durch so viele Hände gelaufen war, in welcher Hand der Betrug begangen worden. Daß von vornherein eine Täuschung verübt worden, daß Heinrich von Gagern Heinrich Simon mit der Verschreibung betrogen, war bei dem anerkannten edlen Charakter desselben nicht anzunehmen; der Betrug mußte also später begangen seyn. Wirklich glaubte man auf den Grund sorgfältiger, deßhalb

war auch der letzte Funke unserer Hoffnung für eine bessere Neugestaltung von Frankfurt aus erloschen.

Wurde ja durch das zwieschlächtige Werk, welches dieser Zwitterbund geschaffen, unser Vaterland von zwei ganz entgegengesetzten Uebeln undeutscher Verderbniß zugleich bedroht. Durch die socialistisch-demokratischen Elemente dieser Verfassung mußte es sich einer inneren Zersetzung und Auflösung im Sinne jener unnatürlichen, Alles nivellirenden französischen Gleichmacherei preisgegeben sehen, während die hiemit verbundenen kleindeutschen Institutionen eines preußischen Erbkaiserthums es mit jener nicht minder verderblichen, jede Selbstständigkeit erstickenden französischen Centralisation à la Louis XIV. und Napoleon bedrohten.

Dieses nachgeäffte Zerrbild französischer Mißstände hätte also die Krone unserer „Errungenschaften", der Ausgang der großen Bewegung für „deutsche Freiheit und Einheit" seyn sollen, und dieß trotz allen blutigen Lehren der Geschichte, die uns mit furchtbarer Flammenschrift fort und fort gezeigt, wie eben dieses Frankreich, von dem jene Doctrinen einer falschen Gleichheit statt wahrer Freiheit, und einer falschen Centralisa-

---

von hier aus angestellter Erkundigungen zu der Ueberzeugung zu kommen, daß späterhin, als das Document in den Händen der Zwischenhändler sich befand, der Betrug verübt, eine Fälschung begangen, der echten Verschreibung eine nachgemachte substituirt worden. Man glaubt aber ferner, dieser echten Urkunde auf der Spur zu seyn. Während die nachgemachte nach England wanderte, wurde die echte nach Paris geschickt, und soll sich dort in den Händen eines bekannten Sammlers befinden. Unsere Regierung aber erachtet es, so wie sie die Gründung des Bundesstaates als ihre Pflicht erkennt, für eine moralische Obliegenheit, jenes kostbare Document, den eigentlichen Gründungsact des Bundesstaates, für Deutschland zu retten. Wie wir mit Bestimmtheit vernehmen, wird der geheime Legationsrath v. Savigny in kürzester Frist nach Paris gehen, mit der Mission, jenes Document um jeden Preis zu erwerben."

tion statt wahrer Einheit ausgegangen, ohne Ruhe aus einer Umwälzung in die andere geschleudert wird.

Von dem unverwüstlichen Kern unseres Volkes hegten wir indessen die Hoffnung, es werde den dargereichten Giftbecher mit Entrüstung zurückweisen, und sich dieses französische Verfassungsjoch mit seiner atheistischen Geringschätzung gegen alles Religiöse, alles Edle und Hohe, mit seinen Eingriffen in das Eigenthum, und seiner Feindseligkeit gegen alle corporative Selbstständigkeit und jede geschichtliche Ueberlieferung, nicht aufhalsen lassen.

Diese Erwartung hat uns nicht getäuscht; der Protest des Volkes gegen die unbedingte Annahme der Grundrechte hat es bewiesen. Ohne Sang und Klang ist das ganze Verfassungswerk nach seinen beiden Richtungen hin in Dunst zerronnen, nachdem seine Durchführung nur einer socialistisch-republikanischen Schilderhebung in Sachsen, in der Pfalz und in Baden, zum Ruin dieser Länder, als Vorwand gedient.

Boten zuerst die Erbkaiserlichen ihre papierene Parlamentskrone in Berlin gegen die Annahme ihrer Verfassung vergeblich feil, mußten sie beschämt heimkehren; so hat kurz darauf auch das Rumpfparlament in Stuttgart mit seiner demokratischen Reichsregentschaft unter dem Hohngelächter der Welt den kläglichsten Bankerott gemacht, und ist in alle Winde unbeklagt auseinander gestoben!

Mit diesen Gefühlen und Erwartungen sind wir den Frankfurter Verfassungsbestrebungen gefolgt, und ihr über alles Maß kläglicher Ausgang nach so großsprecherischem Selbstlob hat unsere Besorgnisse vollkommen gerechtfertigt. Standen wir dabei auch fern von dem Schauplatze der Parteien und ihrem trostlosen Treiben, so haben wir dennoch jetzt die Genugthuung, daß unsere Beurtheilung des ganzen Ganges dieser Bewegung auf's vollkommenste mit den Beobachtungen eines Augenzeugen übereinstimmt, der jenen ränkevollen Parteikämpfen aus nächster Nähe zusah, und sein vollwichtiges Zeug-

niß in kurzen, kräftigen Worten dem Gedächtniß der Nachwelt übergeben hat.

Während nämlich die feindlichen Brüder aus Süd und Nord, aus Ost und West in der Paulskirche, unter den Bravos oder dem Pfeifen der Gallerien, in Rede und Gegenrede mit einander haderten; während ihr leidenschaftlicher Hader in den Klubbs und Kneipen sich bis nach Mitternacht fortspann, und die Presse am folgenden Tage tausendfach davon wiederhallte, und Anschlagzettel an den Straßenecken und Karrikaturen an den Bilderläden die Vorübergehenden in den Parteikampf hineinrissen; während rothe Hetzredner, im Solde des Auslandes, in den Volksversammlungen und den Umsturzvereinen die lichten Feuerbrände so lange unter die arglosen Massen schleuderten, bis dem zitternden Boden Barrikaden entstiegen, und der Meuchelmord seine Sense und seinen Dolch im Namen deutscher Freiheit und Einheit schwang, und die Treue deutscher Wehrmänner mit fremdem Gold zu Meineid und Meuterei verlockt wurde; während dieses Alles ringsum geschah: saß einer der gründlichsten und verdienstreichsten Forscher unserer deutschen Geschichte mit bekümmertem Herzen in der alten Mainstadt, und zeichnete mit unverdrossenem Fleiße den Inhalt der Urkunden unserer Kaisergeschichte auf, damit die Enkel an der Erinnerung einer Vergangenheit erstarkten, die ärmer an Worten, aber reicher an Thaten war.

Allein wie tief er sich auch in die Vergangenheit versenken mochte, die wildbewegte Gegenwart erschütterte auch sein Herz und störte den fleißigen Regestensammler. Während er die alten, ehrwürdigen Kaiserurkunden verzeichnete, und mit den dahin gegangenen Geschlechtern des alten Reichs deutscher Nation verkehrte, trieben ja da draußen die losgelassenen Geister ihren wirren Spuk mit der heiligen Krone Karls des Großen, und verkündeten die Glocken mit geisterhafter Stimme die Wahl eines neuen deutschen Kaisers. Der Kronwächter folgte ihnen mit ernstem, aufmerksamen Blicke, und was er gesehen und gehört, das hat er nach Weise der Alten in klaren, scharfen Umrissen,

in kurzer, vielsagender, kernhafter Sprache in einem Epilog seinem Urkundenwerke als eine Urkunde der Gegenwart einverleibt *). Da aber wohl den wenigsten unserer Leser diese Stelle seines Buches zu Gesichte kommen wird, so werden sie uns Dank dafür wissen, wenn wir sie ihnen hier mittheilen, diese

Kurze Geschichte der neuesten deutschen Reichsversammlung von 1848—49 in Frankfurt am Main,

nach Joh. Fr. Böhmer.

„Indem ich meine Mußestunden mit dieser Regestenarbeit erfüllte, als dessen Ergebniß nun zum ersten Mal ein ganzes Jahrhundert in erneuerter Bearbeitung vorliegt, hoffte ich für die Gesammtheit etwas Nützliches zu leisten, und somit die Verpflichtung an dieselbe abzutragen, welche eine begünstigte Stellung mir auferlegte. Denn es schien mir, daß unsere Vaterlandsgeschichte vor allen Dingen so fest, wie es hier geschehen ist, auf die Thatsachen begründet werden müsse, wenn sie vollständig und wahr werden, und dann auch ihrem praktischen Berufe im Selbstbewußtseyn der Nation entsprechen sollte. Dieser Beruf ist bei uns ein um so größerer, weil schon früh die Entwicklung unserer Gesammtverfassung verkümmerte, und weil in neueren Zeiten, während aus dem Geiste, oder, vielleicht richtiger, aus dem Herzen der Nation neue Kräfte und Wünsche aufkeimten, doch in der äußeren Gestaltung des Vaterlandes, seit das Reich zerging **), so Vieles nur die Wirkung

*) Joh. Fr. Böhmer, Regesta Imperii inde ab anno MCXCVIII usque ad annum MCCLIV. Die Regesten des Kaiserreiches unter Philipp, Otto IV., Friedrich II., Heinrich und Conrad IV., 1198 bis 1254. Neu bearbeitet. Zweite Abtheilung. Stuttgart. Cotta.

**) „Der Untergang unsers Kaiserreichs knüpft sich bekanntlich zuletzt an den 1795 von Preußen mit der französischen Republik geschlossenen Separatfrieden, welcher zugleich das ganze nördliche Deutschland aus dem Kampfe gegen den Reichsfeind zurückzog, und demselben in den geheimen Bedingungen (Mémoires d'un homme d'état

fremder Einflüsse und Gewalten gewesen war. Ich habe meine Gedanken darüber in der Vorrede zu den Kaiserregesten von

3,146) das linke Rheinufer gegen das Versprechen der Vergrößerung Preußens auf Kosten seiner deutschen Mitstände Preis gab; welche Vergrößerung dann auch, als das allein gelassene Oesterreich besiegt war, durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 verwirklicht wurde. Der rheinische Bund war nur Folge und Nachahmung jenes Separatfriedens, hatte aber vor demselben die Entschuldigung voraus, daß die Selbsterhaltung zu seinem Abschluß gedrängt hatte. Nach der Besiegung Napoleons war die Wiederherstellung der Kaiserwürde Franz des Zweiten ein selbstverständliches „„Anrecht"" der Nation, und wurde auch insbesondere von Hannover betrieben. Allein vergeblich; indem die dagegen eingetretenen „„Schwierigkeiten"" vielmehr die Folge hatten, daß der Pariser Frieden vom 30. Mai 1814 die Unabhängigkeit der deutschen Staaten und eine Bundesverfassung derselben in Aussicht stellte (Hannoversche Note vom 25. Nov. 1814 in Klüber Acten 1a,85). Worin diese Schwierigkeiten bestanden, wer sie erregt hat, und ob und welche schriftliche Verhandlungen deßhalb Statt gefunden haben, ist niemals bekannt geworden. Gewiß ist, daß zur Zeit des Wiener Congresses am 22. Oct. 1814 Kaiser Franz die Wiederannahme der deutschen Krone unter Bedingungen auch für seinen Wunsch erklärte; daß am 16. Nov. 1814 neunundzwanzig der deutschen Fürsten und freien Städte die Wiederaufstellung eines gemeinsamen Oberhauptes (selbstverständlich in seiner Person) verlangten (Klüber Acten 1b,39 und 1a,75); daß aber Preußen am 16. Mai 1815 durch seinen Staatskanzler, dem Redacteur des rheinischen Mercurs die fortwährend erneute Anregung der Wiederbelebung der deutschen Kaiserwürde im Hause Oesterreich als etwas, was die Leidenschaften der Deutschen gegen einander aufregen könnte (!) zu verbieten versuchte (Görres in Sachen der Rheinprovinzen 23). Ueber die später von Preußen in Deutschland befolgte Politik gibt das für dessen Bundestagsgesandtschaft entworfene geheime Mémoire instructif von 1822 vollständigen Aufschluß. Es ist gedruckt in (Kombst) authentische Actenstücke (Straßburg 1835. 8.) S. 1. Le Portfolio (Hambourg 1836. 8.) 2,273. Die deutsche Diplomatie (Wiesb. 1848. gr. 8.) S. 29. Wenn Preußen mit Hülfe einer unitarischen Partei, die aber bei uns keine Wurzeln hat, wie 1795 das Reich, so nun

1246 bis 1313 niedergelegt, wie sie nun in dem zugehörigen Ergänzungsheft vervollständigt ist."

„Was weiter bevorstand, konnte, wenn es nicht durch äußere Gewalt erzwungen war, eine Umgestaltung seyn, bei der Einsicht und Erfahrung, Mäßigung und Ordnung, Treue und Ehre möglicherweise ihre Rechte behaupteten; es konnte aber auch ein Sturm seyn, der die Sinne verwirrte und die Leidenschaften entzügelte, dessen nicht zu berechnende Wirkungen dann für das lebende Geschlecht verderblich, für das nachfolgende zweifelhaft waren. Es ist Beides geworden, in so fern daß wenigstens die Gelegenheit gegeben wurde, aus dem Letzteren zur Ersteren umzulenken. Wenige Wochen, nachdem ich am Todesbette des großen rheinischen Sehers gestanden, der das Kommende schon vor dreißig Jahren vorhergeschaut, und dafür rechtlos von Haus und Heimat vertrieben, dennoch unablässig, aber vergeblich, das Mene Mene Tekel vor den Augen der Regenten und der Regierten an die Wand geschrieben hatte, begannen die Ereignisse, die zum Theil in meiner nächsten Nähe spielten, und welche, wie sie die Beweggründe zu dieser Arbeit auf's Tiefste berührten, so auch auf deren Fortsetzung von Einfluß waren. Aber nicht in erfreulicher Weise!"

„Jene Verschwörung, — welche die Oppositionen der südwestlichen Ständeversammlungen, nachdem sie fast überall in die Minderheit gekommen waren, und insbesondere auch alte

---

den Bund zu sprengen, und Oesterreich aus Deutschland hinauszudrängen suchen sollte, so wären für die südwestlichen Stämme und Staaten zunächst die Nöthigungen erneut, welche einst den rheinischen Bund erzeugten; aber unter viel günstigeren Umständen, weil man sich nicht auf das Ausland zu stützen brauchte, wohl aber auf Oesterreich als auf einen redlichen Freund rechnen könnte. Alles, was den Bestand und die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft durch Jahrhunderte begünstigt hat, — und mehr noch! — stünde diesem Bunde zur Seite, wenn man verständig, mannhaft und einig zu seyn vermöchte." Anm. Böhmers.

Burschenschäftler, seit dem Jahre 1839 erst im Verborgenen, dann öffentlicher gewoben hatten, — kam in Folge dessen, was am Schalttag 1848 zu Paris im Taumel und bald bereut vorgespielt war, zu übereiltem Ausbruch."

„In der That hatte der Plan, die Ständeversammlungen Deutschlands irgendwie zu einem allgemeinen Parlamente zu vereinigen, welches dann zur Bundesversammlung der Staaten ein Unterhaus abgegeben, und der Vielheit dieser gegenüber die Einheit der Nation vertreten hätte, Verlockendes genug für Alle, welche nur ihren nächsten Gefühlen folgten. Aber hatten denn die bisherigen Ständeversammlungen so viel geleistet, daß man noch größere Hoffnungen auf sie setzen durfte? Hatten sie nicht hier Unterdrückung, Ausbeutung, Mißhandlung schweigend geduldet? Hatten sie nicht dort, gemehrte Taggelder genießend und ihrer Eitelkeit schmeichelnd, leerem Geschwätze sich hingegeben, und alles das untergraben, wodurch eine Regierung besteht? Wie sollten denn die Männer herbeigezogen werden, welche, bei der trostlosen Zerklüftung der Gesinnungen, nicht etwa nur Vertreter vaterlandsloser Parteimeinungen, sondern ihres Stammes und Landes, durch Charakter und Einsicht der Höhe des Standpunktes genügten? Dann, wenn es nöthig war, einer solchen Versammlung gegenüber, die Macht des Bundesvorsitzers wieder zu derjenigen eines Reichsoberhauptes zu steigern: wie war dieß möglich, seitdem neben den kleineren und den halbwüchsigen Staaten nun ein zweiter Großstaat entstanden war, der sich dem andern nicht würde untergeordnet haben? Wie konnte überhaupt der Organismus des Ganzen erneut werden, so lange dessen Theile hier naturwidrig verbunden, dort naturwidrig getrennt, aber in dieser Ungestalt mit neuen Banden durchwachsen waren, deren Zerschneidung doch auch nicht überall unbedenklich war? Woher endlich sollte gegenüber vom dermaligen Bestand die Gewalt entnommen werden, um die Neuerung durchzusetzen? War es nicht Verrath, sie vom Ausland, nicht wieder Verrath, sie von den Massen zu leihen? — Dergleichen hatten umsichtigere Vaterlandsfreunde längst bedacht,

und duldsamer geworden gegen die Gegenwart, deren günstige Seiten schätzen gelernt, für sich selbst aber den Beruf gefunden, das vaterländische Bewußtseyn überhaupt und für alle Fälle zu stärken, so weit sie es vermochten, und namentlich auch durch geschichtliche Studien."

„Während man einen solchen Parlamentsplan auf der zu Heidelberg von den Verschwornen und deren Freunden gehaltenen Vorversammlung noch im Sinne hatte, oder im Sinne zu haben vorgab, konnten oder wollten doch schon damals die Leiter auf dem Wege zu dieser Umgestaltung keine Ordnung aufrecht halten, und das sogenannte Vorparlament, wie es ohne richtige Vertheilung der Stimmen unter die Stämme und Länder, großentheils ohne Mandat, und überhaupt tumultuarisch zusammengetreten war, hatte nimmermehr den Anspruch eine Vertretung Deutschlands zu seyn *). Aber unter den inmittelst eingetretenen Umständen war diese Versammlung gerade geeignet, Verwirrung aufzurühren, und jene unerhörte breite, aber freilich nicht tiefe Grundlage geltend zu machen, auf der doch nie etwas Festes gebaut werden könnte."

„Die in so gewagter Form ausgeschriebenen Wahlen fielen zwar für einmal weit günstiger aus, als man erwartet hatte, und brachten nicht nur guten Willen, sondern auch wirkliche, und noch viel mehr vermeinte Tüchtigkeit. Aber dennoch krankte diese Nationalversammlung, von allem Anderen abgesehen, auch schon in ihrer Zusammensetzung an großen Mängeln, äußeren

---

*) Vergl. wegen der Einzelheiten die Verhandlungen des deutschen (Vor-) Parlaments. Offizielle Ausgabe. Ed. II. Frankfurt bei Sauerländer 1848. 8. — Ueber die spätere Nationalversammlung ist Vieles mit Talent geschrieben worden, aus dem man aber wenig über die Geschäfte lernt. Dagegen zeichnen sich durch ihren Gehalt aus folgende beide Schriften: Heinrich Künßberg Das deutsche Verfassungswerk im Jahre 1848 (Frankfurt bei Sauerländer. 1849. 8.) und Hermann Müller Das deutsche Parlament und der König von Preußen. (Frankfurt bei Horstmann. 1849. 8.)

und inneren, beide zum Nachtheil des südlichen Deutschlands, des eigentlichen Reichs *). Kein Satz unseres staatlichen Daseyns ist fester begründet in Ursprung, Entwicklung und Gegenwart der Nation, als die Gliederung der Gesammtheit nach ihren Stämmen. War diese in den Staaten, wie sie zuletzt bestanden, schon sehr verschoben, und nur noch in den Hauptbezügen nothdürftig gewahrt, so sollte sie nun bei kopfweisem Abstimmen gänzlich aufgegeben werden. Da war es denn um so nachtheiliger, daß man die bisherigen Marken nach Nordosten und nach Norden leichtsinnig überschritten hatte**), während umgekehrt der Südosten zum großen Theile unvertreten blieb. Andererseits war der Südwesten durch eine politische Verirrung geschwächt, welche eine äußerste Richtung genommen hatte, aus der nichts Gedeihliches sich entwickeln konnte, und welche, ununterstützt von dem besonnenen Theil der Nation, zum eigenen Schaden jedes Ziel verfehlte. Und die Aufgabe war doch an sich schon schwierig, die Wirrniß der Meinungen, voll Unreife und Fäulniß, groß genug! Ein Schwall von Schwindelgeist und Vermessenheit, von Verführung und Verrath hatte sich aufgethan, der die besseren Ele-

---

*) „A Basilea usque Moguntiam ubi maxima vis regni esse noscitur: sagt schon im zwölften Jahrhundert Otto Fris. in der Vita. 1, 12."

**) „Preußen, noch heute undeutschen Namens, so weit es wirklich Deutschordensland und nicht verkapptes Polen ist, hat von seiner Eroberung und Christianisirung an bis zum Abfall des hohenzollerischen Deutschordensmeisters Albrecht überhaupt nicht einmal dreihundert Jahre, also verhältnißmäßig kurz, und nur als Nebenland, Schleswig hat nie zu Deutschland gehört. — Schleswig-Holstein ist ein neugemachter Name ohne staatliche Bedeutung, der in der That nur eine Partei in Holstein und Süd-Schleswig bezeichnet. Vergl. um in dieser künstlich verworrenen Sache kurzer Hand den richtigeren Standpunkt zu gewinnen: Ein Wort des Rechts und der Verständigung in der schleswigischen Frage. Mainz bei Kupferberg. 1849. 8.)"

mente überfluthete, das Wahre, Wirkliche und Mögliche aus den Augen rückte, und weithin Bethörung ergoß."

„Hatte man schon früher Entfremdete und Fremde hereingezogen, so raffte man nun, noch willkürlicher, sogar Stücke von Polen hinzu, an dessen verhängnißvoller Vernichtung Deutschland als solches bisher unschuldig geblieben war. Umgekehrt führte man (freilich auf den Grund jahrelang durch alle Mittel und Künste vorbereiteter Täuschung) mit einem stammverwandten Volke, das auch ein befreundetes seyn sollte und konnte, einen ungroßmüthigen und ruhmlosen Krieg, welcher schon aus Klugheit hätte unterbleiben müssen, wenn er auch ein gerechter gewesen wäre, und sammelte zu dessen Förderung für das Fantasiebild einer deutschen Flotte beim gutmüthigen Enthusiasmus Spenden, die man dann ungeahndet vergeuden ließ. Während man die bisherigen Zustände verläumderisch entstellte, that man zur Abhülfe der wirklichen Noth, die nun mit Riesenschritten wuchs, nicht einmal das Mögliche. Dagegen scheute man sich nicht, die heiligsten und ehrwürdigsten Unterlagen unsers volklichen und staatlichen Daseyns zu verläugnen, und um das, was noch aufrecht stand, zu erschüttern, und den Haufen zu verlocken, Grundrechte, Errungenschaften und Wahlgesetze hinauszuschleudern: ein Nessushemd dem kranken Staatskörper!"

„Darüber waren geheime Plane mehr und mehr vorbereitet, die nun allmählich sich enthüllten. Denn nicht das Deutschland sollte neu erbaut werden, welches so lange bestanden hatte, nicht das Band fester geschlungen, welches die Stämme vereinte, nicht Rechnung getragen werden unserer Geschichte und unserem Rechte. Im Innern des Verfassungsausschusses, in welchem schleswigholsteinische Professoren ein unberechtigtes Uebergewicht erlangt hatten, war die Zerreißung Deutschlands und die Einschmuggelung eines Einheitsstaates auf Kosten der südlichen Stämme bebrütet worden, wie er den Träumen der Einen, dem Dünkel der Andern, dem Dänenhasse der Dritten (so Kleines hatte Einfluß gewonnen!) gefallen konnte, aber der

Untergang des wahren und ganzen Deutschlands seyn würde. Schon hatte man in der Bundesversammlung, die ja längst nicht mehr die alte, mißliebige war, das Organ entfernt, in welchem zuletzt noch die Stämme und die Traditionen des Regiments vertreten waren. Nun langte man födernd und täuschend eine sogenannte Reichsverfassung stückweise (!) hervor, und führte die Versammlung gleichsam mit verbundenen Augen zu einem von der Mehrheit verworfenen Ziel. Als man dann im Stillen (und wer weiß mit welchen Mitteln!) genug geworben und abgekartet hatte, trat man offener auf. Jenes Haus und Land, welches niemals rechtswidrigen Eingriff im Innern Deutschlands sich erlaubt, welches allein die ihm anvertraute Mark unversehrt gehütet, welches angeborne Stammeseigenthümlichkeit von jeher geachtet, welches noch zuletzt, als das Reich verrathen wurde, mit Gut und Blut aller seiner Völker dem Feinde widerstanden hatte, sollte hinausgestoßen werden. Dagegen sollte, den uraltesten Satzungen zuwider, welche bis in die Bundesacte hinein dem zuletzt regierenden Hause den Vorstand der Gesammtheit entnahmen, und trotz dem Jubel, der den Reichsverweser begrüßt hatte, ein anderes Haus an die Spitze gestellt werden, freilich nicht, weil die Führer es ehrten, sondern weil sie es brauchen wollten zu schwindlerischen Zwecken. Die ächtesten deutschen Stämme sollten zur Seite gesetzt, das eigentliche Reich zum Nebenland herabgedrückt, und dorten ein neuer Mittelpunkt errichtet werden, wo man von jeher mit Hülfe des Auslandes auf gewaltsame Vergrößerung in der Heimat ausgegangen war, wo man neue Erwerbungen immer nur als Eroberungen behandelt, wo man zwar am Meisten versprochen, aber am Wenigsten gehalten, wo man noch in den letzten Zeiten, nicht zufrieden mit dem weltlichen Absolutismus, nach zwei verschiedenen Richtungen hin (gegen Katholiken und gegen Lutheraner) Religionsverfolgung geübt hatte. — Ehrwürdige Nationalerinnerungen wurden nun durch das verächtliche Zerrbild einer sogenannten Kaiserwahl entwürdigt. Schmachvoll war der Pact, welcher

Sie also bis der Moment gekommen, daß Preußen Deutschlands gewiß ist! — das heißt mit andern Worten: bis Preußen durch fortschreitende Assimilation, durch Unionen und Reunionen so erstarkt ist, daß Deutschland in ihm aufgeht und es sich unbeschadet seiner preußischen Selbständigkeit die deutsche Krone selbst auf's Haupt setzen kann, wie sein Friedrich es mit der Königskrone gethan.

Eine Partei in Berlin nennt dieß seit Herzberg die „kühne und beste Politik", die in den deutschen Angelegenheiten nicht mit Oesterreich, noch weniger unter Oesterreich, sondern gegen Oesterreich geht und auf sein Hinausdrängen unermüdlich hinarbeitet; denn durch sie sei Preußen, der Vorkämpfer des Protestantismus gegen das katholische Oesterreich, aus einem der kleinsten deutschen Staaten ein großer, aus einem großen, der größte der rein deutschen Staaten geworden, und auf dieser Bahn fortschreitend könne es nicht fehlen, daß es zuletzt, nach der Ausscheidung Oesterreichs, der einzige, das zerstückelte Vaterland allein beherrschende Staat werde.

Es ist dieselbe Politik, welche diese Partei in Preußen seit Errichtung des Bundes unverrückt im Auge behalten und die man auch bei Gründung des Zollvereines unverwandt verfolgte, und deren Grundzügen wir gleichfalls in der von Kombst veröffentlichten Denkschrift des preußischen Bundestagsgesandten von Nagler begegnen.

Und diese Politik nahm man, sobald die erste Betäubung des Sturmes von 1848 vorüber war, sogleich wieder auf; denn kaum war die preußische Monarchie ihrem Untergang in den Bacchanalien der Berliner Demokratie entronnen, so streckte diese Politik ihre Hand schon wieder nach dem Scepter über ganz Deutschland aus. Auf sie war es auch, auf welche Gagern und seine Partei rechnete, und der Unterschied zwischen den Politikern von Berlin und Frankfurt bestand hauptsächlich nur darin, daß man in Berlin nicht so auf einmal, sondern allmählich, „wenn die Frucht gereift," bei demselben

Ziele anzulangen gedachte. Nachdem der König von Preußen im März 1848 eben erst verkündet: Preußen werde in Deutschland aufgehen, lautete die Antwort, die er den Kaiserboten von Frankfurt mit ihrer Krone gab schon ganz anders und lenkte wieder in das Geleise jener alten Politik ein. Er nahm sie nicht an, er wieß sie aber auch nicht ganz ab, indem er sich die Ansprüche, die Preußen durch jene Verfassung und jene Wahl erhalten hätte, vorbehielt. Das heißt im Sinne jener Partei: man hielt die Frucht noch nicht für reif; allein man glaubte dennoch, Angesichts der Bedrängnisse Oesterreichs und der Zerrüttung Deutschlands, der Moment sei gekommen, um den letzten entscheidenden Prozeß, die Centralisation des von Oesterreich getrennten Deutschlands unter preußischer oberhoheitlicher Alleinherrschaft einzuleiten: daher der Verfassungsentwurf vom 26. Mai und das Dreikönigsbündniß; daher denn auch aus leicht begreiflichen Gründen Gagern und seine Partei in Gotha dieser preußischen sogenannten Reichsverfassung vom 26. Mai, wie sie Radowitz unter dem Ministerium Brandenburg-Manteufel den preußischen Kammern empfohlen, im Ganzen ihre Zustimmung ertheilten.*)

---

*) Sei es nun, daß Preußen in Deutschland, oder Deutschland in Preußen aufging, in Berlin hatte man immer nur einen Gedanken, den nämlich: an die Spitze von Deutschland zu treten, während man daheim nicht wußte, wohin man den Fuß auf dem erschütterten Boden setzen sollte. Von dieser eigensüchtigen, „selbstseligen" Hoffarth einer grundsatzlosen Glücksritterpolitik, die, so schwer gedemüthigt, es verschmäht, erst in Sack und Asche Buße zu thun, und statt das eigene wankende Haus zu befestigen, zu säubern und zu ordnen, ohne Weiteres in Deutschland die erste Rolle spielen will, sagt die royalistische Berliner Kreuzzeitung mit ehrenwerther Offenheit (Nr. 251, 28. October 1848): „Daß dieser Weg am 21. März 1848 verlassen wurde, daß man an diesem Tage meinte, Preußen könne ohne Abwaschung des Barrikaden-Kothes, es könne, während es Aufrührer feierte, seine Armee beschimpfte und vor Studenten und Bürgerwehren sich beugte, dennoch an die Spitze von Deutschland treten; es könne in sich selbst zwiespältig und der schmachvollsten Knechtschaft verfallen, doch Deutschland einig, frei und groß machen, das war der Grundirrthum jener Tage voll Trauer und Erniedrigung. Und dieser Irrthum", fährt sie fort, „wuchert noch fort in der Drei-Königs-Politik. Er allein

Wie in Frankfurt, so wollte man in Berlin jetzt, wo der günstige Moment für die Ernte alter Aussaat gekommen schien, eben auch von der Revolution profitiren, nach jenem Fingerzeig in der geheimen Denkschrift des Hrn. v. Nagler: „Doch möglichst Alles so vorzubereiten, daß, wenn einst eine Trennung Preußens von Oesterreich erfolgen und demzufolge eine Spaltung Deutschlands stattfinden sollte, der überwiegende Theil der Bundesstaaten sich für ersteres erklärte und daß alsdann die vorhandenen Bundesformen nicht zu sehr zum Nachtheil der preußischen Partei benützt werden könnten."

Gott fügte es indessen anders, als die Berliner Staatsmänner dachten, die in ihren „Vorbereitungen" schon von so lange her eine „Trennung von Oesterreich und Preußen", eine „Spaltung", d. h. eine Theilung Deutschlands in ihrer patriotischen Bundestagspolitik mit vorsichtiger Schlauheit in's Auge faßten. Wie gebrochen auch Oesterreich, mit Aufbietung seiner letzten Kraft den furchtbarsten Kampf gegen

---

macht es erklärlich, wie in demselben Augenblick, wo man das deutsche Reich, oder den Bundesstaat baut, Preußen selbst noch an der Charte Waldeck laborirt und sein Ministerium eine ungewisse Haltung, dem un- und widerdeutschen Charakter derselben gegenüber, an den Tag legt." — Von der dem März 1848 vorhergehenden Grundsatzlosigkeit sagt dasselbe Blatt: „Uneins im eigenen Innern, ohne Princip, ja jedes Princip, das wahrste, wie das falscheste, fliehend und hassend, tappte man damals wie ein Blinder an der Wand. Von wechselnden Winden ließ man auf wildem Meere sich hin und her treiben, bis der 18. März an die Thüre pochte." Die Gerechtigkeit fordert von uns das Zeugniß, daß die Kreuzzeitung dieser treulosen, undeutschen Vergrößerungs-Politik entgegen, sich fort und fort auf das entschiedenste gegen das Verdrängen Oesterreichs aus Deutschland erklärt hat, und daher von der Convention vom 30. September 1849 über die provisorische Centralgewalt sagt: „Wir betreten in diesem Interim — endlich! endlich! wieder festes Land, nachdem wir wirre und schwindlich geworden sind durch die wilden Wellen der Paulskirchen-Beredsamkeit, auf deren Revolutions-Phrasen leider auch das Schiff der Dreikönigs-Politik noch umher schwankt." Daß sie es beklagt, daß die alte Halbheit immer noch an der Ausführung dieses Sonderbundprojectes wenigstens äußerlich fortspinnt, dürfen wir nicht erst sagen.

innere und äußere Feinde, von seinen zweideutigen Bundesgenossen verlassen, stritt, auch in seinen höchsten Nöthen und Bedrängnissen vergaß es nicht des uralten Bundes mit Deutschland und der hohen Stellung, die es in Mitte der Bruderstämme eingenommen. Augenblicklich und fort und fort protestirte es gegen diese „Spaltung Deutschlands“ zu Gunsten einer kleindeutschen preußischen Erbmonarchie. Sein guter alter Stern blieb ihm in seinem Kampfe gegen Diplomatie und Revolution treu. Der glänzendste Sieg hat seine alten kaiserlichen Fahnen mit frischen Lorbeerkränzen geschmückt, und jetzt, gestützt auf das erprobteste aller europäischen Heere, fordert es die ihm im Bunde gebührende Stelle gegen jene durch den preußischen Verfassungsentwurf und das Dreikönigsbündniß beabsichtigte Zerreißung und Schwächung Deutschlands.

So geht denn auch dieß preußische Project vom 26. Mai 1849 demselben Schicksal entgegen wie das Frankfurter Machwerk, dem es entsproßte. Noch macht man zwar in Berlin Miene zur Einberufung eines Reichs- oder Vereinstages in Erfurt. Allein seit Hannover und Sachsen, Dank den österreichischen Siegen in Italien und Ungarn, dem Netze der Strahlauer Fischer entschlüpft sind, flattert auch diese großpreußische Bundesverfassung als ein lebloses beschriebenes Blatt zerfetzt in den Winden und Preußen hat sich unter dem 30. September herbeigelassen, mit Oesterreich gemeinschaftlich bis zum 1. Mai 1850, nach eingeholter Zustimmung der übrigen deutschen Regierungen, die provisorische Centralgewalt, mit Anerkennung der Verträge von 1815, zu führen.

Blicken wir uns nun in dem Vaterland um: so ist unsere Lage nichts weniger als erfreulich; überall liegt das Alte in Trümmern und ist das Neue noch nicht gegründet; überall Verwirrung und Zerrüttung, chaotische Zustände und Verfassungswehen.

Oesterreich hat zwar seine alte unversiechliche Lebenskraft auf's Neue bewährt, und die Revolution mit der Schärfe des Schwertes auf's Haupt geschlagen; es hat dem Regi-

mente der Hetzer und Schwätzer ein Ende gemacht und sich eine Armee geschaffen, die es ferner vor der Schmach schützt, sich nicht mehr sein Gesetz von dem Auswurf der Demagogie dictiren zu lassen. Allein auch in seinem Innern ist die Revolution noch nichts weniger als geistig überwunden; noch stehen ihre Schutthaufen auf blutgetränkten Schlachtfeldern und noch brennt ihr Feuer in den Geistern. Abgesehen daher von seinen vielfach faul gewordenen religiösen und sittlichen Grundlagen, abgesehen von seinen großen finanziellen Bedrängnissen, fühlt es die Nothwendigkeit Alles neu zu organisiren. Ein Ländergebiet groß wie Deutschland, mit einer Bevölkerung zahlreich wie die von ganz Preußen hat es der Monarchie lebendig zu incorporiren. Mehr noch: während Viele an der Ausführbarkeit seiner Reichsverfassung mit ihrem polyglotten Parlamente zweifeln, soll es die Provinzial-Verfassungen für alle Kronländer erlassen, und in eiligster Hast die harmonische Ausgleichung zwischen Centralisation und Föderalism finden. Und während so Alles in seinem Inneren sich im Werden, im Umgestalten und Neugestalten befindet und das Ausführbare neben dem Unausführbaren auf dem Papier noch einträchtig Hand in Hand geht, soll es zugleich in kürzester Frist sein Verhältniß zu Deutschland auf neuen festen Grundlagen ordnen und das deutsche Verfassungswerk mit seinen sich vielfach durchkreuzenden Interessen und seinen tausend Schwierigkeiten unverzüglich zum Abschluß bringen; denn die Zeit stürmt und die Revolution droht mit ihrem: „zu spät." — Wahrlich diese Lage ist nicht beneidenswerth, und die Aufgabe seiner Staatsmänner die schwierigste, welche sich denken läßt.

Wenden wir uns nun zu Preußen, so hat sich auch bei ihm die unerschütterliche Treue seines Heeres bewährt und ihr verdankt es Preußen und Deutschland, daß die Revolution in Sachsen und Baden niedergeschlagen wurde. Was sich aber minder bewährt hat, das ist der Rechtssinn, die Charakterfestigkeit, das schöpferische Genie, der wahrhaft deutsche Sinn seiner

Staatsmänner: Thronreden, Ministerien und legislative Constitutions-Experimente von allerlei Farben sind sich in raschem Wechsel gefolgt.

So liegt dieß bureaukratisch-militärisch beherrschte Preußen schon seit Jahren an seinen Verfassungsnöthen schwer krank darnieder, ohne zum Ziel gelangen zu können. Nach so vielen, mit Pomp angekündigten und in kürzester Frist kläglich gescheiterten Experimenten ist das Ministerium der kühnen That eben damit beschäftigt, seine Constitution letzter Hand, die „Charte Waldeck", wie die Kreuzzeitung sie in bitterem Spotte nennt, mit den Kammern zu revidiren und amendiren. Zugleich berathschlagt es im Verwaltungsrath seines Dreikönigsbündnisses über seine Sonderverfassung, die ihm wie Wasser aus den Händen rinnt. Und nun soll es auch mit Oesterreich, an der Spitze des gesammten Bundes, die Umgestaltung der deutschen Reichsverfassung in Angriff nehmen. Also auch hier Verfassungsarbeiten über Verfassungsarbeiten! Dabei treten seine Kammern, über Gebühr aus Beamten bestehend, aus Furcht vor der Revolution, halbwegs wieder in das breitgetretene Geleise der Bureaukratie, die sich im März 1848 so ohnmächtig gezeigt, und machen im nächsten Augenblicke, aus Furcht, für reactionär zu gelten, der Revolution wieder eine halbe Concession. Und zum Beweise endlich, wie wenig diese Bureaukratie von den göttlichen Strafgerichten des Jahres 1848 gelernt, spricht der Minister von Ladenberg, unter dem Beifall der ersten Kammer, von der mahnenden Denkschrift sämmtlicher Bischöfe von sieben Millionen preußischer Katholiken in einem hochfahrenden Tone, der an die traurigsten Tage Preußens lebhaft erinnert. Es ist, als hätte man an den politischen Wirrnissen und Schwierigkeiten nicht genug, als wolle man muthwillig die Besorgnisse und den Mißmuth der Katholiken wieder zu lichten Flammen schüren, statt die ihnen gemachten Zusicherungen offen und ehrlich zu erfüllen. Kann man sich daher wundern, wenn laut öffentlichen Berichten ein Mann wie Stüve das Vertrauen zu der politischen Fähigkeit

der preußischen Staatsmänner verloren hat, und diese Meinung auch anderwärts vielfach getheilt wird, und zwar zum Schaden Deutschlands, das, von so übermächtigen Nachbaren umgeben, eben so wenig ohne Preußen, wie ohne Oesterreich bestehen kann.

Was sollen wir von den übrigen Bundesstaaten sagen? Vorab von jenen 28 Regierungen und Kammern, die sich kopfüber kopfunter zuerst der Frankfurter „endgültigen" Parlamentsverfassung und dann dem todtgebornen preußischen Sonderbundsprojecte in die Arme geworfen? — überall Schutt und Trümmer; Auflösung und Verwirrung; Verfassungsnoth und Noth in Haupt und Gliedern!

Vergleichsweise befindet sich unser Bayern noch im leidlichsten Zustande. Bildet auch es kein organisch zusammenhängendes Ganze, sind auch einige seiner Provinzen unterwühlt, so hat es doch seine Verfassung als feste Grundlage gerettet, seine Regierung hat consequent und wahrhaft deutsch die Spaltung von Deutschland verhindert und sein König besitzt einen sichern Rückhalt in der treuen Gesinnung des gesunden Kernes des Volkes.

Hat das Beamtenthum wenig gelernt, so sind die Strafgerichte auch vielfach an der großen Menge der Gebildeten und Ungebildeten ungenützt vorübergegangen. Das beweisen die radicalen Wahlen von Sachsen und Würtemberg. Selbst in Hannover, das sich noch am festesten gehalten, nimmt die Opposition in den inneren Fragen eine grollende Stellung ein. Und wie trostlos sind erst die Zustände Badens, des Mutterlandes unsers modernen Liberalismus, das nicht leben und nicht sterben kann!

Man erntet eben überall, was der omnipotente Polizeistaat und der Afterliberalismus, ohne Gott und ohne Glaube, mit seinen Beamten und seinem Kirchenregimente, seinen Universitäten, seinen Schulmeistern und seiner Presse ausgesät und in drei und dreißig Jahren großgezogen *)! — Der Boden

*) Preußische Blätter führten in diesen Tagen nicht ohne Erstaunen

überall unterwühlt; lebendiger, christlicher Glaube, sittlicher Lebensernst, Achtung vor Recht und Gesetz, Pflichtgefühl, Genügsamkeit, Lust zur Arbeit dem Herzen des Volkes entschwindend, und dabei der furchtbare Wahn, den ihm, Angesichts des ökonomischen Ruines, seine Schmarotzer und Verführer statt des Christenthums beigebracht: Republik sei ein Leben des Genusses, ohne Abgaben, ohne Lasten und Mühen, daher das letzte Recht, das verschont geblieben, das Eigenthumsrecht mit der Ehe, dem Communismus der socialen Demokratie als Opfer fallen müsse!

Wahrlich, niemal war die Gesetzmacherei und die Verfassungsfabrikation so im Schwung, wie in dieser gesetzlosen Zeit, die allen Halt verloren hat, weil ihr Gottesfurcht und Rechtssinn, die Grundlagen aller Freiheit und Ordnung, abhanden gekommen sind!

---

folgende Worte an, die der Prinz von Preußen an die katholische Pfarrgeistlichkeit in Koblenz im Tone des Vorwurfs gerichtet: „Die jetzige Generation sei eine durchaus verdorbene, es müsse eine neue, bessere herangezogen werden, und das sei Sache der Geistlichkeit; die Schullehrer seien an dem ganzen Unheil Schuld, auch einige Geistliche hätten schwer gefehlt; das solle und müsse anders werden.“ — Das rheinische Blatt antwortet dem Prinzen einfach: „Wer aber hat die Schullehrer, wer hat eigentlich die jetzige Generation erzogen?“ Antwort: „Der Staat in seiner Alles vermögenden Weisheit! Ihm können wir dreist vor das Gesicht treten und mit dem englischen Dichter sagen: „„We are but what you made us!““, d. h. wir sind, was ihr aus uns gemacht habt! Um der katholischen Geistlichkeit Vorwürfe zu machen, muß man sich wohl erinnern, wie seit langen Jahren die Bischöfe, welche suchten, den der Kirche gebührenden Antheil an der Erziehung zu vindiziren, behandelt worden sind; wie die letzte Denkschrift des katholischen Episcopates von einem Minister in öffentlicher Sitzung der Kammer mit wahrem Hohn erwähnt wurde; ja wie noch in den letzten Tagen eine von dem Bischof in unserer Rheinprovinz gegründete Erziehungsanstalt (wir meinen das Knabenseminar zu Gaesdonk) gewaltsam zu schließen versucht wurde!“ — Wir könnten noch hinzufügen: wer denn den rheinischen Beobachter fort und fort mit Subventionen unterstützte, der für die deutschkatholische Wühlerei Partei nahm, und jenem scheußlichen Radikalismus in der Schweiz das Wort redete, — der Preußen Neuenburgs beraubte und die Drachenbrut der Revolution hegte und großzog, — so lange er nämlich gegen die katholische Kirche gerichtet war. Und welche Rolle spielte denn Berlin selbst in den Märztagen? — Nach solchen Vorgängen muß man sich wundern, daß die gegenwärtige Generation nicht noch schlimmer ist.

L.

Glossen zur Tagesgeschichte.

Die Verhandlungen der französischen Volksvertreter über die römische Expedition. — Der Brief Ludwig Bonapartes an Edgar Ney. — Prognostikon. — Gehässige Stimmung in Bezug auf die Kirche zur Zeit des legitimen Königthums. — Umschwung derselben unter der Republik. — Gediegener Vortrag von Thuriot de la Rosière. — Graf Montalembert erklärt, daß er bei seinem Urtheile über den galizischen Aufstand von 1846 beharre. — Sonstige Fortschritte dieses Redners und wichtige Geständnisse über den Werth der constitutionell-monarchischen Verfassung. — Kirchliche Richtung der Mehrheit der Vertreter der französischen Republik. — Wichtiger Unterschied zwischen Franzosen und Deutschen. — Französischer Unglaube und deutscher Wahn- und Afterglaube. — Die deutsche, provisorische Centralgewalt. — Anforderungen an die definitive deutsche Verfassung, die in der Natur der Dinge liegen. — Ein merkwürdiger, neuer Verfassungsplan. — Providentielle Bedeutung desselben.

Den 2. November 1849.

Die Verhandlungen, die in der französischen Nationalversammlung über die Billigung und Mißbilligung der französischen Expedition nach Rom statt fanden, haben mit einem glänzenden Siege der katholischen Sache geendet. Der für die Expedition geforderte Credit wurde mit 469 gegen 180 Stimmen bewilligt, trotz dessen, daß der Präsident der Republik durch den bekannten Brief an seinen Flügeladjutanten Edgar

Ney den abgeschmacktesten, revolutionären Forderungen an den heiligen Vater das Wort gesprochen, und eben dadurch jene stürmischen Verhandlungen hervorgerufen hatte, welche nicht nur das Schicksal des Kirchenstaats bedrohten, sondern Frankreichs und Europas Ruhe auf's neue auf's Spiel setzten. — Es ist ein günstiges Zeichen, wie weit die sittliche und sociale Wiedergenesung Frankreichs schon vorgeschritten sei, daß das sichtbare Oberhaupt der französischen Republik durch seinen kopflosen Schritt keinen andern Erfolg herbeigeführt hat, als den, die Meinung der Urtheilsfähigen über seinen eigenen wahren Werth aufzuklären, und selbige, nachdem sie in neuester Zeit ihn zu überschätzen geneigt war, wieder auf das Maß von Boulogne zurückzuführen. Die Politik Frankreichs in der römischen Sache ist bis jetzt durch diese gefährliche Probe glücklicherweise nicht beirrt worden. Die Frage an die Zukunft: wie lange wird Ludwig Napoleon an der Spitze des französischen Staatswesens stehen? scheint uns demnach der Antwort um ein Bedeutendes näher gerückt. Sie kann heute bereits einfach dahin lauten: wenn nicht früher schon, so muß in jedem Falle der Schein seiner Regierung an dem Tage ein Ende mit Schrecken nehmen, wo er den wahnsinnigen Versuch machen wird, sich von dem Gängelbande los zu reißen, an welchem gescheute, conservative Rathgeber und Leiter ihn bisher geführt haben, und wo er sich etwa zu dem unsinnigen Wagniß vermißt, auf eigenen Füßen stehen zu wollen. Da er dieß nicht vermag, wird er alsdann rettungslos der Revolution in die Arme sinken, und die Erinnerung an die kaiserlichen Gelüste des Neffen eines großen Mannes wird rasch, wie ein Morgentraum, aus der Erinnerung Frankreichs verschwunden seyn.

Abgesehen von diesem Prognostikon, welches der oben erwähnte Hergang nahe legt, bietet jene merkwürdige Discussion Stoff zu inhaltschweren Betrachtungen, so über die Wandelbarkeit der menschlichen Dinge, wie über die unergründliche Tiefe

der Rathschlüße der Vorsehung. Welcher Sterbliche hätte es nach den Erfahrungen der ersten Revolution, und wenn er sich des bittern, teuflischen Hohnes erinnerte, mit welchem unter der Herrschaft der beiden letzten rechtmäßigen Könige, wie unter der bürgerköniglichen Monarchie jedes zu Gunsten des Glaubens der Väter gesprochene Wort in den französischen Kammern überschüttet wurde, welcher Sterbliche hätte es für möglich halten sollen, daß in der Versammlung der Vertreter einer wiederhergestellten französischen Republik die Kirche zu ihrem Rechte kommen, und daß eine durch und durch katholische Betrachtungsweise der Staatsverhältnisse, ja, was noch mehr sagen will! eine Vertheidigung der Rechte des heiligen Stuhls gegen die vereinten Angriffe der Revolution und des französischen Nationalhochmuthes nicht nur gehört, sondern von der großen Mehrheit mit unermeßlichem Jubel begrüßt werden würde! Täuscht das günstige Zeichen, oder ist es wirklich eine frühe Lerche, die den Völkerfrühling verkünden will?

Der Vortrag, in welchem der edle Thuriot de la Rosière nachweist: daß im Interesse der gesammten Christenheit der Papst nothwendig souverainer Herr des Kirchenstaates seyn und bleiben müsse, dieser Vortrag gehört zu dem Gediegensten, was über diese Grundwahrheit der europäischen Politik gesagt werden kann, und würde den besten Zeiten des christlichen Frankreichs Ehre gemacht haben. Auch Graf Montalembert hat mit gewohnter, meisterhafter Rhetorik Erfolge errungen, die, wie sie unbezweifelt der Kirche zu Gute kommen, gleichzeitig die Hoffnung nähren, daß der Redner auf dem Wege sei, frühern gefährlichen Irrthümern zu entsagen, durch welche er, mehr noch als sich selbst, der Sache der Kirche in andern Ländern so schweren Nachtheil zugefügt hat. Zwar erklärt er heute noch, daß er unverbrüchlich an Allem festhalte, was er vor drei Jahren über den gallizischen Aufstand von 1846 gesagt, den er damals mit leidenschaftlichem und ungerechtem Grimm gegen Solche selig pries, welche die Thatsachen besser kann-

ten als er. Hat aber das bedrohliche Näherrücken einer communistischen Revolution in seiner nächsten Umgebung sein Urtheil in andern Punkten geändert, so ist nicht minder zu hoffen, auch der Umstand werde nicht ohne einigen, seine Vorliebe für die polnische Emigration abkühlenden Einfluß bleiben, daß in neuester Zeit einige Hauptverfechter jener „katholischen Revolution" sich, nachdem sie Ungarn in's Verderben gestürzt, dem Islam zugewendet haben. Jedenfalls aber, und dieß muß mit aufrichtigem und warmem Lobe anerkannt werden, hat der edle Graf bei dieser Gelegenheit gezeigt, daß er zu den Wenigen unter unsern Zeitgenossen gehört, die in der strengen Schule der Ereignisse zu lernen fähig und geneigt sind. Wer erinnert sich nicht des glänzenden Feuerwerks einer Apotheose der Repräsentativmonarchie, als der freiesten, glücklichsten und dauerhaftesten Verfassung, welches derselbe Redner unglücklicherweise am Vorabende ihres Sturzes abbrannte! Heute gereicht es ihm zur hohen Ehre, daß er, wenigstens in Betreff dieses einen Punktes denselben Fortschritt gemacht hat, über den das Zeitalter so viel unnütze Worte verliert. „Zwei Klassen von Menschen", sagt er am 19. October 1849, „verlangen heute vom Papste die Institutionen der constitutionellen Monarchie. Zu der einen gehören Jene, welche eben diese Institutionen in Frankreich zerstörten. Sie nennen sich Republikaner von gestern. Wie können sie Institutionen in Italien verlangen, die sie selbst in Frankreich zerstörten. Wissen Sie, meine Herren! warum sie es thun? Ich finde eine Erläuterung darüber im National vom 12. September, d. h. von demselben Datum, den das päpstliche motu proprio trägt. Sie lautet wie folgt: „„was auch Pius IX. thue, das römische Volk wird die neuen, ihm gewährten Freiheiten niemals ehrlich annehmen. Es wird sich derselben nur bedienen, um den Fürsten zu stürzen, der da geglaubt hat, sie ihm gewähren zu können, und um sich seiner Autorität zu entledigen."" Ich finde, daß die Menschen, die diese Sprache sprechen, sehr logisch denken. Sie sind auch be-

fugt, über diesen Gegenstand mitzureden. Nur behaupte ich, daß ihre Meinung gegen sie beweist. Sie sprechen dafür und beweisen dagegen. Der Papst und seine Rathgeber müßten sehr blind seyn, wenn so freimüthige und logische Geständnisse sie nicht aufklären sollten. Dieß ist die erste Klasse Derer, die das Repräsentativsystem in Italien fordern. Eine zweite hieher gehörende, zahlreiche Klasse von Menschen besteht aus Jenen, welche die parlamentarische Regierung in Frankreich nicht gestürzt, sondern im Gegentheil, welche sie geliebt, ihr gedient, sie gehandhabt haben. Auch ich habe die Repräsentativregierung heiß geliebt; ich habe mehr gethan, als bloß sie zu lieben, ich habe daran geglaubt, und, wenn Sie wollen, daß ich es bekennen soll, ich glaube sogar noch daran (lang andauerndes Gelächter). — Ich glaube, angesehen die menschliche Unvollkommenheit, daß dieß in der Theorie die beste der Regierungsformen ist *). Aber erlauben Sie mir die Bemerkung: Sie haben mich eine Praxis kennen gelehrt, die von der Theorie völlig verschieden ist. Ich mache mir diese Lehre zu Nutzen, und nachdem ich gesehen, daß diese Regie-

---

*) Der edle Redner scheint diesen Gedanken wohl noch nicht zur vollen Reife in sich ausgebildet zu haben. Welche Verfassung, auf dem Boden einer, von der wirklichen Welt absehenden Theorie die beste sei, dieß zu ermitteln, ist ein völlig unnützes und brodloses Geschäft. Jedweder hat auf dem Gebiete der reinen Einbildung das unbestreitbare Recht, sich seine eigene Theorie zu machen, und die seinige für die beste zu halten. Wenn aber zugegeben werden muß, daß ein Ideal einer Verfassung (z. B. jenes, welches die Regierung unter drei Gewalten vertheilen will, die sich gegenseitig in der Schwebe halten und doch „fortschreiten" sollen) mit den Gesetzen der Physiologie der Gesellschaft und mit der menschlichen Natur in Widerspruch stehe, so liegt der Fehler nicht an der Unvollkommenheit der menschlichen Natur, sondern in der Absurdität der Theorie. Eine praktisch nicht zu verwirklichende Verfassungsdoctrin ist nach der einfachsten, in den Dingen liegenden Logik, nothwendig auch als Theorie schlecht.

rung, so geführt und geleitet, wie sie es von der einen und von der andern Seite war, so wohl von Seiten der Gewalt, wie von Seiten der Opposition, durch so ausgezeichnete Männer, wie ich sie vor mir sehe, — die Herren Barrot, Thiers, Dufoure, Molé und so viele Andere, — nachdem ich gesehen, daß diese so geleitete und geführte Regierung, gestützt mit allen möglichen Voraussetzungen des Glücks, des Erfolgs und der Dauer, geendet hat, wie sie es gesehen haben, durch einen Handstreich, der sie in einem Tage jählings zu Boden warf, — oder wenn Sie nicht wollen, daß ich sage: durch einen Handstreich, — durch eine Revolution, die sie stürzte, so bin ich verpflichtet, mir zu gestehen, daß hier nicht die vollkommenste Politik zu suchen sei. — Ich begreife demnach, daß der Papst oder jeder andere Souverain, denen ich selbst im Jahre 1846 und 1847 versucht gewesen bin, die Repräsentativregierung anzuempfehlen, uns antworten könnte: Ehe Ihr sie Andern anrathet, hätte es Euch zuvor gelingen müssen, sie Euch selbst zu bewahren." Dieß sind, wir wiederholen es, Geständnisse, die dem Redner Ehre machen. Aber zur noch größern Ehre gereicht dem französischen Volke der unermeßliche Beifall, mit welchem, trotz des Gebrülls der Fanatiker der rothen Republik, die große Mehrheit der Versammlung diese und ähnliche Aeußerungen aufnahm. Als der Redner bemerkte: daß allenthalben unreine und unverbesserliche Demagogenhände die Freiheit besudelt hätten, und ein Mitglied der Linken ausrief: die Jesuiten sind es, die sie besudelt haben! zeigte es sich, daß die Vertheidiger der Kirche dortlandes bereits die Lacher auf ihrer Seite haben, denn die überwiegende Mehrheit gerieth in eine ironische Heiterkeit, die nicht enden wollte. Wir übernehmen keine Bürgschaft, daß man in Deutschland die absurde Plattheit nicht als einen eben so glänzenden, als neuen und scharfsinnigen Gedanken bewundert hätte. Und als Graf Montalembert, von Gewalt gegen das Oberhaupt der Kirche abmahnend sagte: Gewalt gegen ein Weib entehre den Mann; die Kirche aber sei

mehr als ein Weib, sie sei eine Mutter, — gab der dreimal wiederholte unermeßliche Beifallssturm der Vertreter der französischen Republik von der großen Wetterveränderung Zeugniß, die an den Ufern der Seine vor sich gegangen seyn muß. Wo liegt heute der Hauptunterschied zwischen der geistigen Physiognomie der Franzosen und der Deutschen? In Frankreich gibt es Gläubige und Ungläubige (Catholiques et Incrédules, wie Napoleon zu sagen pflegte), und zwischen beiden hat es zur reinen, scharfen Scheidung kommen können. In Deutschland ist der Unglaube vielleicht noch entschiedener, noch hoffärtiger und noch kälter, die Zahl der Gläubigen noch kleiner, ihre Hoffnung auf die Zukunft geringer, ihre Zuversicht schwächer. Vornämlich aber, und darin liegt im Vergleich mit Frankreich unser Hauptnachtheil, steht bei uns zwischen Glauben und Unglauben der Glaubensirrthum und der pseudophilosophische Wahn- und Afterglaube, die sich immer noch für Glauben halten. Diese sind es, die bei uns in jedem Conflicte nach der einen Seite hin die freie Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse hindern, und nach der andern hin, aus reinem Unverstande, dem Extrem des Unglaubens Vorschub leisten, und ohne sich dessen klar bewußt zu werden, die Brücken für das Heer des Antichrist schlagen.

Den 9. November 1849.

Die provisorische Centralgewalt für Deutschland ist durch die Vereinbarung von Oesterreich und Preußen gebildet. Aber die definitive Gestaltung der Verfassung des gesammten, deutschen Vaterlandes bleibt darum nicht minder eine Lebensfrage. Sie ist vielleicht die schwierigste, welche Deutschland seit dem Beginne seiner Geschichte zu lösen hatte, und Niemand wird

sich darüber täuschen, daß der heutige Zustand, dem Worte wie der That nach, ein höchst provisorischer ist.

Fassen wir die Wünsche, die Interessen und die Bedürfnisse der unermeßlichen Mehrheit aller urtheilsfähigen Zeitgenossen in allen deutschen Landen in ihrem kürzesten Ausdrucke zusammen, und ziehen wir sogar von vornherein alle Ansprüche des individuellen oder Parteigeistes, oder der sonderthümlichen Vergrößerungssucht davon ab, so dürfte sich (das unverständige und maßlose Geschwätz vorab bei Seite gesetzt!) Folgendes als die Durchschnittssumme der vernünftigen und billigen Ansprüche ergeben, welche an die künftige, deutsche Verfassung gemacht werden. Sie soll Deutschland Ordnung und Sicherheit im Innern, und Frieden und Achtung nach außen hin sichern. Sie soll die Einheit des Ganzen, mit der möglichst zu bewahrenden Selbstständigkeit seiner historisch gesonderten Bestandtheile verbinden. Sie soll die Kraft des gesammten Reiches dem Auslande gegenüber vereinigen, aber den einzelnen Gliedern ihre freie Bewegung sichern. Sie soll keinen der beiden mächtigsten Stämme unsers Volkes ausschließen, weil es ohne Oesterreich oder Preußen kein mächtiges Reich, und bald vielleicht kein Deutschland mehr gäbe. Sie soll aber auch Deutschland sicher stellen gegen die Nothwendigkeit österreichisch oder preußisch, oder beides werden zu müssen. Sie soll Deutschland nicht in eine österreichische oder preußische Hälfte auseinanderspalten, zugleich aber auch keine dieser Großmächte der That oder dem Scheine nach der andern unterwerfen. Sie soll Oesterreich weder ausscheiden, noch es auseinanderreißen, noch das deutsche Reich willenlos dem mächtigsten seiner Glieder zur Verfügung stellen wollen. Und umkehrt: sie soll dem deutschen Vaterlande Preußens Schwert und Intelligenz erhalten, aber doch wieder ein preußisches Kaiserthum abwehren. Den deutschen Völkern endlich soll ihre freie Mitwirkung bei der Regierung des gesammten Deutschlands gewahrt, und dennoch die fürstliche Macht nicht unter die Willkür einer Par-

lamentsmajorität gebeugt werden. Wahrlich, eine Reihe von Anforderungen, deren jede einzelne schon über menschliche Kräfte hinausgeht! Und dennoch muß das Problem gelöst werden, oder Deutschland läuft Gefahr, für alle Zeiten von der Karte und aus der Geschichte zu verschwinden.

Die Welt hat im Laufe eines Jahres Gelegenheit gehabt, eine lange Reihe von Vorschlägen kennen zu lernen, deren Verwirklichung immer an der einen oder andern der hier angedeuteten Klippen scheiterte. Wird eine von Menschenhänden geschlagene Brücke aus diesem Labyrinthe herausführen? Wird überhaupt eine Berathung irgend einer Art das Wirrsal aufhalten, oder wird dieser Knoten nur mit dem Schwerte zerhauen werden können?

Unter diesen Umständen ist in neuester Zeit ein Gedanke aufgetaucht *), welcher in Beziehung auf die künftige Verfassung Deutschlands vielleicht selbst heute noch, gleichzeitig praktisch möglich, und noch nicht in hinreichende Ueberlegung genommen ist.

Preußen und Oesterreich sollen beide, als gleich freie, gleich berechtigte, gleich unabhängige Genossen, mit allen ihren Staaten und ihrer ganzen Macht in einen völkerrechtlichen Verein treten, dem alle übrigen, zu einem engern Bunde vereinigten deutschen Staaten sich als drittes, gleich berechtigtes Glied beigesellen würden.

Zweck dieses Vereines wäre im Wesentlichen das, was der Zweck jedes Reiches ist: rechtliche Freiheit, Landfriede, Sicherheit nach außen und innen, vornämlich gemeinschaftliche einheitliche Vertheidigung gegen jeden äußern Feind, endlich gemeinnützige Anstalten zur Erhöhung des Wohlseyns Aller, und zur Erleichterung ihres gegenseitigen Verkehrs.

---

*) Er ist entwickelt in der merkwürdigen Broschüre: Oesterreich, Preußen und Westdeutschland. (Leipzig 1849, bei Otto Spamer.)

An die Spitze dieses Großreiches sollte dann eine, aus Bevollmächtigten aller drei Körper bestehende, leitende, etwa von Oesterreich präsidirte Gewalt treten, welche unter sich durch Stimmenmehrheit (zwei gegen einen!) entscheidend, die Einzelnen beschränkte, so weit es der Zweck dieses Bündnisses verlangen würde, in allen übrigen Stücken aber jedem Bundesgliede seine Selbstständigkeit und Autonomie verbürgte.

Neben dieser dirigirenden Gewalt stünde eine, aus der Mitte der einzelnen deutschen Ständeversammlungen gewählte Kammer. Während jener leitenden Regierungsgewalt die Vollziehung der bestehenden Gesetze und Einrichtungen obläge, könnten neue Gesetze nur durch den vereinigten Willen des Directoriums und der Kammer zu Stande kommen.

Nothwendige Ergänzung dieses Bündnisses wäre es, daß Oesterreich mit allen seinen Staaten dem schon bestehenden deutschen Zollverein beiträte, wogegen, wie neuerdings aus guter Quelle verlautet, auf Seiten des österreichischen Cabinets kein Hinderniß mehr obwalten würde.

Betrachten wir einen Augenblick die, sich aus diesem Vorschlage zunächst ergebenden Consequenzen.

Preußen und Oesterreich wären dadurch beide mit ihrer ganzen Macht dem deutschen Vaterlande erhalten. Beide hätten durch dessen Annahme die beste Gelegenheit, den Verdacht einer beabsichtigten, eigennützigen Vergrößerung und herrschsüchtigen Benachtheiligung minder mächtiger Nachbarn für immer durch die That von sich abzuwenden, einen Verdacht, der das ohnehin schon hinreichend mächtige Oesterreich, dessen Politik nie die Hinterhalte liebte, ohnedieß bei keinem Vernünftigen aufkommen ließ. Beide bewahren aber auch durch dieses Mittel die Würde und Unabhängigkeit, die ihnen als europäischen Großmächten gebührt. Jener Keim der Zwietracht, den die jüngst verflossene, unglückliche Zeit, während sie vorgeblich nach deutscher Einheit strebte, unter sie geworfen, ist, wenn dieser

Vorschlag in's Leben tritt, gründlich zerstört. Den in ihrer Selbstständigkeit erhaltenen, minder mächtigen deutschen Ländern bliebe es freigestellt, — unabhängig von jedem vorwiegenden Einflusse der beiden übermächtigen Großstaaten, das Band der Einheit und der gemeinnützigen Einrichtungen unter sich noch enger zu schlingen. Der Verderben drohende Zwiespalt zwischen einem großen und einem kleinen Deutschlande wäre gehoben. Deutschland, welches nach außen hin eine große völkerrechtliche Einheit bildete, stünde dann mächtig und gewaltig da, wie je in den besten Zeiten seiner Geschichte. Unserm gesammten Volke aber wäre das Gefühl: einem großen Ganzen anzugehören, gesichert, und dennoch keiner der einzelnen Theile genöthigt, seinem eigenthümlichen Entwicklungsgange absagend mit der Geschichte zu brechen.

Wird trotz aller dieser Gründe dieses Wort Fleisch werden, dieser Gedanke, der, wie leicht ersichtlich, der weitern Ausbildung und Entwickelung in hohem Grade fähig ist, die Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts unter einem Banner vereinigen? Glücklich, wer nach den bisherigen Erfahrungen in Betreff der politischen Bildung der heutigen Deutschen und der verhängnißvollen Politik des preußischen Cabinets, daran noch glauben kann. Es ist gar zu leicht, — im Jahrhundert der Kritik! — Einwendungen gegen jeden möglichen und denkbaren Vorschlag aufzubringen; ungleich schwerer aber — Angesichts der zum Schluße drängenden Gewalt der Dinge! — einen bessern und doch praktischen Plan in Antrag zu bringen. Der hier entwickelte fordert zu seiner Verwirklichung nichts als guten Willen. Gerade deßhalb aber wird, wenn er spurlos verhallt oder keinen Anklang findet, sein Mißglücken dereinst eine schwere Anklage gegen das nachmärzliche Deutschland bilden. Uns, die wir in die Geheimnisse der Kabinette nicht eingeweiht sind, scheint darin etwas Providentielles zu liegen, daß dieser Gedanke noch um die eilfte Stunde zur Sprache kömmt.

LI.

Heinrich II., König von England und Giraldus Cambrensis.

Nicht bloß unter den Königen Englands, sondern auch unter den Fürsten überhaupt, ragt Heinrich II. Plantagenet, der gegen den ritterlichen König Stephan sich das Reich erstritt, durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit hervor. In seinen Zügen sprach sich die Majestät aus, und wurde zwar seine Gestalt durch zunehmende Leibesdicke unschön, so wußte er doch diesem Uebel weise zu steuern. Niemand übertraf ihn an Mäßigkeit; er war in steter Bewegung, und hatte er auch den ganzen Tag auf der Jagd zugebracht und waren seine Füße durch die Hufe der Rosse verwundet, so blieb er doch bis am späten Abend, zum Verdrusse seiner Umgebung, stets auf den Beinen. Der Umgang mit geistvollen Männern war ihm eine sehr erwünschte Erholung; auch hatte er selbst einen nicht unbedeutenden Grad wissenschaftlicher Bildung sich angeeignet, so zwar, daß Peter von Blois, der gelehrte Archidiacon von Bath, indem er ihn mit seinem Zöglinge, dem Könige Wilhelm II. von Sicilien, vergleicht, von ihm sagt: „er übertreffe diesen gebildeten Fürsten weit an Kenntnissen; ohnehin habe derselbe, sobald sein Lehrer Sicilien verlassen,

den Wissenschaften den Rücken gewendet, und sich den Freuden und dem Müssiggange des Hoflebens hingegeben." Ganz besonders kam Heinrich überall sein vortreffliches Gedächtniß zu Statten; was er gelernt, vergaß er nie, wen er einmal im Leben gesehen, erkannte er auf der Stelle wieder. Er war beredt, freundlich und voll Witz, und mit einem wahrhaft fürstlichen Anstande verband er das feinste Benehmen; auch wußte er die Herzen so mancher ausgezeichneter Männer, die als die Sterne ihres Jahrhunderts gelten können, für sich zu gewinnen. Eben jener Peter von Blois hatte in ihm, wie er sich ausdrückt: „durch Gottes und seine Gnade einen wohlgewogenen, milden, zugänglichen und gütigen Herrn gefunden"; „ich liebte ihn", sagt er, „und ich liebe ihn und werde ihn immer von Herzen lieben, und Gott möge mich nicht lieben, wenn ich davon ablasse, ihn zu lieben. Denn seine Gnade hat mich für immer zu dem Seinigen gemacht, und sein wird stets seyn was ich denke, was ich schreibe, was ich bin, was ich vermag *).

Und Peter von Blois war nicht einer jener gemeinen, augendienerischen Hofschranzen, wie sie so oft in der Umgebung der Fürsten angetroffen werden; auch fällte er sein Urtheil, dem jene andern Züge ebenfalls entnommen sind, nicht zu einer Zeit, als Heinrich eben erst seine Regierung angetreten, sondern nachdem der Kampf wegen der kirchlichen Freiheit bereits seinen tragischen Ausgang in dem Märtyrertode des heil. Thomas von Becket genommen hatte. Gewiß hat Peter von Blois, der „beim Worte des Herrn und bei seiner Diaconatsweihe" seine Ueberzeugung von der Unschuld Heinrichs an dem Morde Becket's aussprach, in jener Schilderung nicht die Unwahrheit gesagt, wohl aber hat die persönliche Zuneigung und Anhäng-

---

*) So sind auch die Briefe des Erzbischofs Theobald von Canterbury († 1161) an Heinrich voll von Liebe für ihn. S. *Theobald.* Epist. 24. 44. 48. 54. 61. 62. 63. (inter *Johann. Saresb.* Epist. Vol. 1. Oxon. 1848.) —

lichkeit an den König ihn Manches verschweigen lassen, und nur so ganz nebenher verräth er, daß die „einfachen Taubenaugen" Heinrichs im Zorne und in der Aufwallung des Gemüthes Funken sprühten. Seine Charakteristik ist unvollständig und darf daher aus der Schilderung, die andere Zeitgenossen geben, ergänzt werden. Unter diesen ist der Archidiacon von S. David, Giraldus von Barri, wegen seines Vaterlandes gewöhnlich Cambrensis genannt, um so mehr hervorzuheben, als das Bild, welches er von Heinrich entwirft, obschon es sehr viel dunkler ausfällt, doch jenen Zügen nicht widerspricht.

Giraldus Cambrensis war unstreitig einer der gebildetsten Männer seiner Zeit; mit großem Eifer hatte er dem Studium der Theologie und des canonischen Rechts auf der Universität Paris obgelegen, und sich in emsiger Lectüre mit den Kirchen- und Profanschriftstellern bekannt gemacht. Seine zahlreichen Werke, in welchen er gern publicae eruditionis causa, wie Peter von Blois dergleichen Citate nennt, die Classiker anführt, geben hinlänglich Zeugniß davon. Staunenswerth sind aber insbesondere seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Geographie, welche in der That seine Lieblingswissenschaft zu seyn scheint, obschon er sehr verschiedenen Zweigen der Literatur seine Feder lieh. Er hat eine Topographie Irlands, eine Geschichte der Eroberung dieser Insel, ein Itinerarium Cambriae, mehrere Biographien, eine Schrift über den Zustand und die Rechte der Kirche von S. David, eine andere über die geistlichen Orden, ein Buch über die Unterweisung der Fürsten, Erklärungen mehrerer Bibeltexte, eine Schrift über Muhamed und seine Schlechtigkeiten, eine über die Wunder der Welt und über die Wunder des gelobten Landes, und noch mehrere andere geschrieben. Keineswegs sind diese Werke schon sämmtlich gedruckt; was indessen die Geschichte seiner Zeit anbetrifft, so gab insbesondere die Schrift: Hibernia expugnata, auch über die Persönlichkeit Heinrichs II. sehr viel nähere Auskunft. Giraldus war dazu mehr geeignet, als mancher andere, denn er genoß ebenfalls einen genaueren Verkehr mit Heinrich selbst sowohl,

als auch mit seinen Söhnen. Für eine Zeit lang hatte er sich nach Frankreich zurückgezogen, wurde dann aber im Jahre 1184 wieder an den englischen Königshof berufen und nunmehr in vielen wichtigen Staatsgeschäften verwendet; im Jahre 1185 wurde er dem Prinzen Johann zur Begleitung auf seinem Zuge nach Irland beigeordnet; einige Jahre später (1188) predigte er in Gemeinschaft mit dem Erzbischof Balduin von Canterbury das Kreuz, und im Jahre 1189 sieht man ihn in der Gesellschaft dieses Prälaten und des berühmten Justitiars Ranulph von Glanvilla als Friedensunterhändler im Namen seines Königs in dem Lager Philipp August's. Trotz dieser Bedeutung, welche Giraldus Cambrensis für die Geschichte Englands hat, war doch ein Werk desselben, auf welches er den meisten Fleiß durch mehrmaliges Ueberarbeiten verwendet hatte, trotz der Sehnsucht der neueren Historiographen nach demselben, lange Zeit hindurch unzugänglich geblieben. Dieß war das oben erwähnte Buch de instructione Principum; dasselbe wurde zuerst in der Fortsetzung der Boucquet'schen Sammlung (Vol. XVIII. p. 121 sqq. Paris. 1818), und ganz neuerdings von einer Gesellschaft von Gelehrten in England herausgegeben, die sich zu dem Zwecke eine Sammlung von mehreren für die Kirchengeschichte wichtigen Schriftstellern unter dem Namen: „Anglia christiana" zu veranstalten, gebildet hat. Es ist diese Schrift, die ihrer Eintheilung nach aus drei Distinctionen besteht, deren jede mit einer besondern Vorrede versehen ist, noch durchaus nicht hinlänglich zur Vervollständigung der Geschichte jener merkwürdigen Periode ausgebeutet worden. Sie ist aber ganz besonders deßhalb wichtig, weil Giraldus Cambrensis, nachdem er in dem ersten Buche mit vielen Belegen aus der Geschichte von den verschiedenen, einem tüchtigen Fürsten nothwendigen Eigenschaften gehandelt hat, in den beiden folgenden die Lebensereignisse Heinrichs II. selbst zum eigentlichen Gegenstande seiner Darstellung macht, um an ihnen zu zeigen, wie oft die Fürsten die Winke, welche ihnen Gott zu ihrem Heile und zum Wohle ihrer Völker gibt, nicht verstehen, oder nicht verstehen

wollen, zum Theil auch wegen Verhärtung ihres Herzens nicht mehr verstehen können. Die Schrift selbst kam erst während der Regierung König Johanns zum Vorschein, und war dem Prinzen Ludwig, dem erstgebornen Sohne Philipp August's, einem Fürsten gewidmet, dessen Seele durch Bildung und Liberalität, wie „das Gold von zwei Edelsteinen“ geziert war. Man hat wohl geglaubt, daß Giraldus, der nicht lange Zeit nachher gestorben seyn muß, seine Arbeit als eine Parteischrift für die gegen Johann im Aufstand begriffenen Barone verfaßt habe; allein Nichts berechtigt zu diesem Schlusse. Es ist wahr, daß der Autor in seinem Buche gegen die einzelnen Könige aus dem Hause Plantagenet deßhalb eine gewisse Abneigung kund gibt, weil sie ihm als die Unterdrücker der Freiheiten Englands, insbesondere auch seines kleineren Vaterlandes erscheinen; allein da eben das Buch mehrmals überarbeitet und mit Zusätzen versehen ist, so kann man sich überzeugen, daß er wie dieß namentlich in Betreff Johanns gilt, den Giraldus an einer Stelle seiner Schrift lobt, erst dann, wenn er sich überzeugt, daß auch der neue Regent es nicht besser als seine Vorgänger mache, die Stimme des Tadels wider ihn erhebt.

Giraldus selbst gibt einen ganz andern Zweck seines Buches an; die Wahrnehmung, sagt er, habe ihn veranlaßt, über diesen Gegenstand zu schreiben, daß gerade bei denjenigen, welche durch ihr Beispiel und ihre Gewalt Andere leiten und regieren sollen, sich so sehr viel Tadelnswerthes antreffen lasse. Denn kaum sei noch ein Fürst zu finden, der die ihm von Oben anvertraute Gewalt, ohne Unterschied und Rücksicht darauf, wozu sie ihm eigentlich gegeben ist, nicht auch für alle seine Launen, für seine Lust und Ueppigkeit und jede Art von Tyrannei zur Anwendung bringe. Nach dieser Einleitung, in welcher auch mancher Tadel gegen die ihrer Pflicht vergessenden Prälaten ausgesprochen wird, folgt nun ein Fürstenspiegel eigenthümlicher Art; obschon es auch in der ersten Distinction, wie oben bemerkt, nicht an eingeschal-

teten historischen Beispielen (wie des Edwards des Bekenners, Ludwigs VII. u. A.) fehlt, so wendet sich die Vorrede zur zweiten Distinction, sogleich zu der Regierung Heinrichs II. Giraldus staunt darüber, wie gegen alles menschliche Erwarten, der kleine Sohn des Grafen von Anjou auf den englischen Königsthron gesetzt wird; wie Gott alle Hindernisse hinweggeräumt, wie er ununterbrochen dessen Macht vergrößert habe, und wie eben dieser Fürst ein wahrer Hammer der Kirche und ein Tyrann gegen seine Unterthanen geworden sei. Er bewundert die göttliche Vorsehung, wie sie ihn mit mancherlei Leiden heimsucht, ihn dennoch aber wieder von Neuem mit glücklichen Erfolgen krönt, wie aber Heinrich mit diesen Successen in seinen Excessen gleichen Schritt hält. Die hierauf folgenden Worte enthalten eine aus dem Leben Heinrichs abstrahirte, gewiß sehr zutreffende Anschauung, welche die Gemüthsrichtung des Autors selbst charakterisirt: „Der Herr", sagt er, „welcher langmüthig erwartet und mit seiner Weisheit und Macht Alles bemißt, verfährt wie ein Vater mit seinen Kindern, die er, wenn sie verkehrt sind, in gütigem Zorne durch Geißelhiebe schreckt und züchtigt, dann aber wiederum durch Wohlthaten besänftigt und beschwichtigt, damit sie einerseits die Furcht vor den Irrthümern abschrecke, andererseits die Macht der Liebe sie zum Gehorsame und zur Erlangung des Lohnes für die Tugend einlade. Die lange Erwartung und der lange Aufschub der vergeltenden Strafe bewirkt es daher, daß es vollständig klar wird, wie die gütige Geduld des Herrn weit mehr nach der Bekehrung der Missethäter, als nach ihrer Vernichtung trachte. Sie bewirkt es aber auch, daß, nach so langer Duldung mit den Schlechten und Verkehrten, nicht mit Unrecht die Ahndung um so strenger ausfallen muß." Drückt der Autor hierin ganz allgemeine Wahrheiten aus, so erklärt er auch an einer andern Stelle seines Buches, daß er dasselbe zwar vorzugsweise als einen Fürstenspiegel geschrieben habe, es könne aber auch für Andere zur Belehrung dienen, denn sie würden darin sowohl durch Beispiele, als durch Vorschriften, darüber

unterrichtet, was sie fliehen und was sie befolgen sollten; denn lange sei, wie Hieronymus sage, der Weg durch die Vorschriften, bequemer aber und kurz der durch die Beispiele.

Hiernach beginnt denn Giraldus den zweiten Theil seiner Unterweisung mit der Aufzählung der großen Glücksgüter, mit welchen Gott den König Heinrich von seiner frühesten Jugend an überhäuft habe. Alles und Jedes fiel zu seinem Vortheile aus; von Allen, die seine Ansprüche anstritten oder ihm nur im Mindesten im Wege seyn konnten, blieb Keiner am Leben, und Heinrich vereinigte unter seinem Scepter ein Reich, wie noch keiner seiner Vorfahren es besessen hatte. „Sein Reich verbreitete sich über den Erdkreis und diente ihm vor allen Königen und Fürsten bei den Gläubigen zum Ruhme, bei den Heiden zum Schrecken; die Fürsten Europas und Asiens sendeten ihm Botschafter und Geschenke.“ Allein seine glücklichen Erfolge machten Heinrich übermüthig; „er beurtheilte“, wie Giraldus sagt, „Recht und Unrecht, Sitte und Unsitte je nach seinem Vortheile, wurde ein Verkäufer und Verräther der Gerechtigkeit, war doppelzüngig und verschlagen, und verletzte Treue und Glauben, selbst seine Eide; dabei brach er offenkundig die Ehe und zeigte sich in allen Stücken für die ihm erwiesenen Wohlthaten undankbar gegen Gott.“ Mehrere jener Eigenschaften hebt auch Arnulf von Lisieux in einem Briefe an den heiligen Thomas, diesen vor dem Könige warnend hervor: „er habe es“, schreibt er, „mit Demjenigen zu thun, dessen Hinterlist die Entfernten, dessen Macht die Nachbarn und dessen Härte die Untergebenen fürchteten; ihn hätten die fortwährenden Erfolge und die Gunst des Glückes so verwöhnt (fecit delicatum), daß er, was mit seinem Willen nicht übereinstimme, für ein Unrecht halte, und je leichter er daher beleidigt werde, desto schwieriger sich besänftigen lasse.“ Wie wenig es dem Könige in seinen Worten auf die Wahrheit ankomme, mußte besonders der päpstliche Legat Vivian erfahren, der, nach einem längeren Gespräche mit ihm, erklärte: „noch nie sei ihm

in seinem Leben ein Mensch vorgekommen, der es Heinrich im Lügen gleich mache."

Diese Schlüssel zu dem Charakter Heinrichs lassen es auch erklären, wie derselbe Mann, welcher durch die Entschiedenheit, mit welcher er sich für den rechtmäßig erwählten Papst Alexander III. gegen Friedrich I. und dessen Gegenpapst aussprach, der Kirche wesentliche Dienste geleistet hatte, in seinem Uebermuthe auch wiederum der grimmigste Verfolger derselben wurde, und den muthigen Vertheidiger ihrer Freiheiten, einst seinen Freund, als seinen Todfeind hassen konnte. Der Stern seines Glückes war stets im Steigen gewesen bis zu dem Zeitpunkte, als der schändliche Mord an Becket erfolgte. Man ist wohl berechtigt anzunehmen, daß Heinrich nicht der Mitwisser der That war, und daß sein in der Hitze hingeworfenes Wort: „Ist denn unter den Memmen, die mein Brod essen, keiner, der mich von diesem unruhigen Priester befreit?" nicht in der Absicht gesprochen wurde, um direct einen solchen Mord zu veranlassen. Dieß ist auch gewiß die Meinung, welche Peter von Blois mit seinen oben erwähnten Worten verband. Dessenungeachtet fällt ein nicht unbedeutender Theil der Schuld von jenem Morde in so fern doch auf Heinrich, als von ihm eine eben so wüthende, als raffinirte Verfolgung gegen Becket und alle Angehörige desselben ausgegangen war, daß jene nichtswürdigen Buben, welche die Schandthat verübten, allerdings Ursache hatten zu glauben, sie würden durch dieselbe ihrem Herrn einen Gefallen erweisen. Ueber den Tod Becket's (29. December 1171) selbst fügt Giraldus nichts Neues hinzu, sondern nimmt hier eine Stelle aus seiner Hibernia expugnata, nebst den beiden Versen hinüber:

Pro Christi sponsa, Christi sub tempore, Christi
In templo, verus Christi amator obit.

Von diesem Tage an war der Friede und der Segen von dem Hause Plantagenet gewichen. Hatten Karls des Großen Nach-

kommen das Andenken ihres erhabenen Ahnen durch inneren Zwist und Bürgerkrieg befleckt, waren die Söhne wider den Vater, der Bruder gegen den Bruder aufgestanden, so wiederholten sich diese Scenen in einer viel grauenvollern Weise in dem Geschlechte der zu Königen gewordenen Grafen von Anjou, das durch die Kaiserin Mathilde von Wilhelm dem Eroberer, durch Eleonora von den Grafen von Poitou seine Abstammung herleitete. Es lag in diesem Wühlen der Plantagenets in ihren eigenen Eingeweiden eine vielfache Vergeltung. Nicht leicht hatte ein Weib, emporgehoben zu einem der ersten Königsthrone, auf eine so schmachvolle Weise ihre Ehre befleckt, als Eleonora, die selbst von ihrem Vater im Ehebruch erzeugt war. Antiochien, wohin sie ihren Gemahl, den König Ludwig VII. von Frankreich, begleitet hatte, war vornämlich der Schauplatz ihrer Liebeshändel geworden; was sie im Orient begonnen, führte sie im Abendlande fort. Kaum sechs Wochen von ihrem Manne getrennt, vermählte sie sich mit Heinrich. Sie konnte sich, Gott gegenüber, nicht beklagen, wenn Heinrich ihr die Treue brach und sie über einer ganzen Schaar von Concubinen vergaß, will man auch nicht glauben, was Giraldus erwähnt, sie habe selbst mit Heinrichs Vater, Gottfried von Anjou, jenem Scheusal, das den frommen Bischof Girald von Seez entmannen ließ, früher in vertrautem Verkehre gelebt. Dagegen erhält ein anderer Umstand, der auf Heinrich selbst ein sehr nachtheiliges Licht wirft, durch Girald eine neue Bestätigung, der nämlich, daß er die ihm übergebene verlobte Braut seines Sohnes Richard, Adelais (Alix), die Tochter Ludwigs VII., zu seiner Maitresse gemacht habe. So häufte diese Familie Sünde auf Sünde, und mag auch die Aeußerung, welche man dem heil. Bernhard, als er den damals noch kleinen Heinrich an dem Hofe des Königs von Frankreich sah, in den Mund legt, von ihm nicht gethan seyn, die Aeußerung nämlich: „Der kommt vom Teufel und geht zum Teufel", so zeigt sie doch hinlänglich, in welchen Ruf Gottfried sein Geschlecht bereits gebracht hatte. Eben so charakterisirt eine andere Erzählung,

die von Girald mit manchen näheren Umständen mitgetheilt wird, wenigstens die allgemeine Meinung, welche jene Zeit von dem englischen Königshause hegte. Als Heinrich nämlich gegen seinen Sohn Gottfried, den Grafen von Bretagne, der sich zum Könige von Frankreich hielt, im Felde lag, sendete er einen Cleriker Gottfried de Lucy, den nachmaligen Bischof von Winchester († 1204) zu jenem, um ihn zu seiner Pflicht zurückzuführen; der Königssohn aber antwortete: „Weißt du denn nicht, daß es uns eine natürliche Eigenschaft, und gleichsam durch Erbgang von unsern Vätern und Ahnen auf uns gekommen und eingepflanzt ist, daß Keiner von uns den Andern liebe, sondern daß stets der Bruder den Bruder, der Sohn den Vater und umgekehrt, mit allen Kräften anfeinde? wolle also nicht uns unserer angebornen Eigenthümlichkeit berauben und dich vergeblich abmühen, die Natur auszutreiben."

Heinrich hatte ehedem, so lange sie noch als Kinder blühenden Aussehens ihm entgegentraten, Freude an seinen Söhnen gehabt; als vier von ihnen aber zu Männern heranwuchsen *), brachten sie ihm nichts, als den bittersten Schmerz. Giraldus erzählt von einem Bilde, womit Heinrich eine Lücke eines Zimmers in Winchester habe ausfüllen lassen; dasselbe stellte einen Adler mit seinen vier Jungen dar, zwei auf den Flügeln und eines am Leibe sitzend, die mit ihren Krallen und Schnäbeln den Alten zerkratzen; das vierte aber hat seinen Platz am Halse, und bemüht sich, ihm die Augen auszuhacken. In der That verfolgten Heinrich die Söhne bis in den Tod, und luden somit selbst wiederum den Zorn Gottes auf sich, was sich in dem frühen Absterben derselben aussprach. Giraldus macht hierzu die Bemerkung: „obgleich vielleicht

---

*) Von ihnen sagt *Girald.* D. 2. cap. 2. p. 16: quorum duobus in teneris annis praemature sublatis, quatuor adultis plus pater in flore quam in fructu, plus in herba quam in spica, plus in pueris quam provectis gavisus est.

ihr Handeln Gott gefiel, indem er sich ihrer gleichsam als Werkzeuge seiner Rache bediente, so mißfiel ihm doch in aller Weise ihre Absicht, welche ebenfalls zu ihrer Zeit von der göttlichen Rache bestraft wurde." Sehr bald nach dem Tode des heiligen Thomas begann dieses Ungemach über Heinrich hereinzubrechen. Zum Theil von ihrer Mutter aufgestachelt, zum Theil durch die über Heinrichs oft geübte Tyrannei empörten Barone angereizt, verließen ihn seine drei ältesten Söhne: Heinrich, der, auf Veranlassung seines Vaters im Jahre 1170 zum Könige von England gekrönt *), nunmehr die Herausgabe entweder der Normandie oder Englands forderte, Gottfried, Graf von Bretagne und Richard (Löwenherz), Graf von Poitou. Sie begaben sich zum Könige von Frankreich, um mit diesem gemeinschaftliche Sache wider ihren Vater zu machen. Auch Eleonora entfloh, wurde aber gefangen und blieb bis zum Tode Heinrichs in festem Gewahrsam. Von allen Seiten standen wider den König Feinde auf, insbesondere wurde England im Norden durch die Schotten bedroht, während in einzelnen Grafschaften die Empörung ausbrach, und in dem Hafen von Gravelines eine zahlreiche Flotte nur auf günstigen Wind zum Auslaufen wartete, um den jungen König nach England hinüber zu führen.

Es scheint, daß diese Dinge einen tiefen und wenn auch schmerzhaften, so doch in so fern wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth Heinrichs machten, als er zu fühlen begann, daß eine schwere Sündenschuld auf seinem Haupte lastete. Obgleich er in Folge seiner eidlichen Erklärung, daß er weder durch Wort noch That an dem Morde Becket's Antheil habe **), von dem

---

*) Er führt daher auch öfters den Namen: Heinrich III., und ist nicht mit dem mehrmaligen König Heinrich III., dem Sohne Johanns, zu verwechseln.

) *Girald.* a. a. O. cap. 6. p. 26 sagt in dieser Hinsicht: **purgata jurejurando magis ad hominem quam ad rationem innocentia sua. Quia tamen ex confessione ipsius quanquam vero non auctor sceleris sed forte occasio fuisset, etc.

Papste, unter Uebernahme eines Kreuzzuges und anderer Bedingungen, von allen kirchlichen Censuren losgesprochen worden war, so glaubte er doch einen großen Act der Versöhnung an dem von Alexander in die Zahl der Heiligen versetzten Erzbischof, zu dessen Grabe Pilgrimme aus allen Gegenden wallfahrteten, verrichten zu müssen. So unternahm er selbst die bekannte Wallfahrt zu den irdischen Ueberresten des Märtyrers, und unterzog sich einer strengen Buße. Am folgenden Tage wurde ihm großes Glück zu Theil; bei einem nächtlichen Ueberfall gefangen, überlieferte sich bei Alnwick der König Wilhelm der Löwe von Schottland in die Hände Ranulfs von Glanvilla *). Giraldus, der diesen als einen Mann getreu in Glück und Unglück bezeichnet (in utraque fortuna fidelissimus), legt ein ganz besonderes Gewicht darauf, daß diese völlig unerwartete Wendung der Dinge unmittelbar nach der Vollendung jenes Bußwerkes geschehen sey; zweimal wiederholt er: es habe sich die Gefangennehmung „in crastino“ zugetragen. Dieß Ereigniß war von den wichtigsten Folgen für Heinrich; sogleich war ganz England beruhigt, und alsbald auch der Krieg mit Frankreich beendet; die Söhne kehrten zum Gehorsam ihres Vaters zurück, und dieser beobachtete in seinem

---

*) *Godefr. Vosiens.* Chron. erzählt, man habe dem Könige die Nachricht gebracht, sein servus Manzer habe den Sieg über den König von Schottland erfochten; allein dieß beruht vermuthlich auf einer Verwechslung. Heinrichs damals zwanzigjähriger Sohn Gottfried, den er mit Rosamund Clifford erzeugt hatte, schlug mit einer kleinen Schaar die empörten Barone in Yorkshire; als von einem unehelich Gebornen ist wohl von ihm der Ausdruck Manzer zu verstehen. Gelegentlich von Rosamund sprechend, bezieht sich Giraldus (a. a. O. cap. 4. p. 22) auf das Epigramm:

„Hic jacet in tumba Rosa mundi non Rosa munda
Non redolet, sed olet, quae redolere solet.“

Heinrich gab aber ihrem Sohne, den er zum Bischofe von Lincoln bestimmte, vor allen seinen Kindern den Vorzug, und sagte zu ihm: „Du allein bist mein rechtmäßiger Sohn.“

Triumphe eine weise Mäßigung. „Wie jedes Gute", sagt Giraldus, „so konnte auch das Beispiel einer so auferbaulichen Frömmigkeit nicht ohne Belohnung bleiben."

Allein Heinrich kehrte alsbald auf den frühern Pfad seiner Sittenlosigkeit *) und seines Uebermuthes zurück; nicht Gott, der ihm den Sieg verliehen, sondern der Kraft seines Armes schrieb er denselben zu. Hieraus und aus der Vernachlässigung seines Eides hinsichtlich des Kreuzzuges, erklärt es Giraldus, daß auch abermals neue Trübsale über ihn kommen mußten; Gott habe ihm zwar abwechselnd auch noch manche Wohlthaten erwiesen, um ihn auf die eine oder andere Art zur Besinnung zu bringen und ihn wieder zu sich zurückzuführen, allein dieß Alles sei vergebens gewesen.

Wegen des Kreuzzuges wurden auch von den unmittelbaren Nachfolgern Alexanders III. mehrmalige Vorstellungen bei dem Könige von England gemacht. Da Jerusalem von dem Sultan Saladin hart bedrängt wurde, so richteten die Vertheidiger des heiligen Grabes durch den Mund des Patriarchen Heraclius und den Hochmeister der Johanniter, Roger, an König Heinrich ihre Bitten, er möchte ihnen zu Hülfe eilen. Es war im Februar des Jahres 1184, als Heraclius, mit einem eindringlichen Schreiben Papst Lucius III. versehen, in England landete; eben damals hielt sich der Archidiacon von St. David am Hofe Heinrichs auf. Diesem lag die Sache des heiligen Landes sehr am Herzen, und als er eines Tages den König auf die Jagd in die Nähe von Clarendon begleitete, faßte er den Muth, mit demselben, in Gegenwart vieler anderer Personen, namentlich des Welfen Heinrich des Löwen, des Königs Schwiegersohn, ein Gespräch über diesen Gegenstand zu beginnen, welches er in seinem mehr erwähnten Buche mitgetheilt hat. Er sprach zu ihm: „Ich habe, mein

*) In dieser Zeit scheint das Verhältniß mit Adelais, die ihm im Jahre 1167 in Folge des Vertrages von Montmirall als Braut Richards überliefert worden war, angeknüpft worden zu seyn.

König, in dieser Zeit viele bedeutende Männer und zwar in größerer Zahl, als gewöhnlich nach England kommen gesehen; höher aber als die Ankunft aller Andern für Eure und des Reiches Ehre schätze ich die Anwesenheit des Patriarchen, theils weil ein so erhabener Mann *) aus so fernen Gegenden hieher gekommen ist, theils weil er, alle Kaiser und Könige anderer Länder übergehend, zu Euch eine so wichtige und Euch und Eurem Lande so ehrenvolle Botschaft gebracht hat.“ Der König, der diese Rede nicht gern in Gegenwart so Vieler und nicht mit Wohlwollen vernahm, antwortete spöttelnd: „Wenn der Patriarch und Andere hieher kommen, so suchen sie mehr ihren, als unsern Vortheil.“ Giraldus erwiderte ihm mit — wie er es nennt — brittischer Keckheit: „Du mußt es Dir, königlicher Herr, zum größten Vortheil und höchsten Ehre anrechnen, daß Du vor allen Königen der Erde allein zu einem solchen Dienste Christi erwählt zu werden gewürdigt bist.“ Heinrich aber, gleichsam einen Scherz daraus machend, entgegnete: „Die Cleriker können freilich kühn uns zu den Waffen und Gefahren rufen, weil sie keine Streiche im Kampfe davontragen, noch irgend einer Unannehmlichkeit, die sie vermeiden können, sich unterziehen.“ Giraldus merkte wohl, daß er sich in seiner Hoffnung getäuscht hatte, wenn er bisher mit einem großen Theile Englands die Erwartung hegte, Heinrich werde Israel befreien. Der Patriarch begleitete einige Wochen später den König nach der Normandie, es wurde viel hin und her verhandelt, und obschon Urban III. sich nochmals an Heinrich wendete, so unterblieb der Kreuzzug doch; Jerusalem fiel, und als nachmals Richard Löwenherz mit dem Kaiser und Philipp August in das gelobte Land zog, war es zu spät.

Heinrichs Regierung nahete ihrem Ende, aber gerade die letzten Jahre derselben waren reich für ihn an Kummer. Unter

---

*) Er befleckte sich nachmals durch den an seinem Widersacher, dem Erzbischof von Tyrus, verübten Giftmord.

Eleonorens Söhnen war ihm der junge König, der seinen Namen führte, am theuersten; er wurde ihm zuerst geraubt. Heinrich und sein Bruder Richard, die Blüthen der Ritterschaft, waren mit einander in Fehde gerathen, weil dieser den Lehnseid, den jener von ihm forderte, zu leisten verweigerte. Der Vater zog Richard zu Hülfe; kampfgerüstet standen beide Heere einander gegenüber, als der junge Heinrich plötzlich an einem hitzigen Fieber erkrankte und schnell vom Tode hingerafft wurde (11. Juni 1183). Der König wurde von einem namenlosen Schmerz ergriffen; „weit lieber hätte er", sagt Giraldus, „seinen Sohn über sich als den Tod über ihn triumphiren gesehen." Bald folgte jenem Gottfried von Bretagne, sein Bundesgenosse in dem Kampfe wider Vater und Bruder, in's Grab. Auch zwischen ihm und Richard war Streit entstanden und Heinrich II. hatte diesen Zwist genährt, Ruhe für sich daraus hoffend, wenn er die Brüder mit einander beschäftigte*). Gottfried, der sich an den Hof König Philipp Augusts begeben hatte, war unterdessen Seneschall von Frankreich geworden und bereitete in Gemeinschaft mit jenem den Kampf gegen Richard vor. Da wurde auch er vom Fieber befallen und verschied nach wenigen Tagen (19. Aug. 1186). Nach dem Berichte mehrerer Schriftsteller ertrug Heinrich diesen Todesfall mit mehr Ruhe als den früheren; Giraldus jedoch erzählt: es habe diese neue Trauerbotschaft alle alten Wunden in dem Herzen des Königs wieder aufgerissen und er sei es abermals inne geworden, wie seine Söhne ihm durch ihr Leben nur Kummer und durch ihren Tod Trauer bereiteten; so wünschte er, der mit seinen Söhnen nicht leben konnte, sich selbst den Tod, weil er ohne sie auch nicht leben mochte. Aber auch der französische

---

*) *Girald.* a. a. O. cap. 10. p. 33. Haec etenim fuerat Regis Henrici natura perversa, quod summo opere discordias inter filios suscitabat et fovebat, solum sibi ex eorum discordia pacem sperans et quietem.

Hof wurde durch den Tod Gottfrieds in tiefe Trauer versetzt. König Philipp befahl seinen Freund zu Paris in der Kirche Notre Dame am Hochaltar zu begraben; nachdem die feierlichen Exequien vorüber waren und der Sarg in die Gruft hineingesenkt wurde, gerieth Philipp außer sich vor Schmerz und mußte von den Seinigen zurückgehalten werden, daß er sich nicht selbst in das Grab hinabstürzte.

So wie diesen Zug, so theilt Giraldus Cambrensis manchen andern aus dem Leben Philipp Augusts mit einer gewissen Vorliebe mit und es läßt sich nicht verkennen, daß er überall wo er eine Parallele zwischen ihm und Heinrich anstellt, ihn immer gern in einem hellern Lichte erscheinen läßt. Schon frühzeitig war es, theils aus dem Benehmen Philipps als Knabe und als Jüngling, theils aus manchen andern Vorandeutungen jenem Geschichtschreiber klar, daß dieser Fürst zu einer großen Rolle berufen sei. So erzählt er unter Andern, daß, während er in Paris studirte, er eines Morgens durch das Geläute aller Glocken aufgeweckt sei; zugleich sei von der Straße her ein heller Schein in sein Schlafzimmer gedrungen. Er habe dann hinausgeschaut und die ganze Stadt erleuchtet, auf den Straßen viele Leute mit brennenden Kerzen gesehen. Ganz in seiner Nähe seien zwei alte Weiber in lustigen Sprüngen gegen einander gelaufen; an diese habe er sich nun in seiner Neugierde gewendet und sie gefragt: was es denn gebe? Eine von ihnen, die ihn vermuthlich an der Sprache als ein Mitglied der englischen Nation der Pariser Universität erkannte, rief ihm zu: „Einen König haben wir, der uns jetzt eben von Gott geschenkt worden ist, einen, Gott gebe es, kräftigen Erben des Reiches, welcher Eurem Könige dereinst Schmach und Schaden, Hohn und Schande sammt der Fülle der Verwirrung und des Kummers angedeihen lassen wird.“ — So wie die Geburt Philipps, so schien auch dessen erstes Zusammentreffen mit Heinrich in den Augen des Giraldus eine ominöse Bedeutung zu haben. Philipp war sieben Jahre

alt, als Heinrich mit Ludwig VII. am Montmartre eine Zusammenkunft zum Zwecke der Aussöhnung mit Thomas Becket hatte. Philipp wurde Heinrichs Führer durch S. Denys und soll ihm bei dieser Gelegenheit gesagt haben: „Ich lege dir, o König, meinen Vater an's Herz, indem ich dich bitte, daß du ihn mehr als gewöhnlich liebst und in der Treue verharrend, für die Zukunft davon ablässest, ihm Unannehmlichkeiten zu bereiten. Denn sicherlich mögen es Alle wissen, daß wer sich unterfängt ihn in seinem Greisenalter zu belästigen, sich in mir den unerbittlichsten Rächer bestellt, sobald mit der Gnade Gottes, Gelegenheit und Zeit sich dazu bietet." Eine andere Anecdote, welche Giraldus mittheilt, soll ihm dazu dienen, um des jungen Königs weit gehende Plane in's Licht zu stellen. Als derselbe bei seinem Regierungsantritte gegen Philipp von Flandern in Fehde lag, wünschten Viele, den Streit durch Unterhandlungen zu schlichten. Der König hatte sich in einiger Entfernung von den Berathenden niedergelassen, zog nachlässig eine Haselruthe durch die Zähne und schaute öfters sinnend empor. „Ein gutes Pferd gäb' ich d'rum", sagte Einer von jenen, „wenn ich wüßte, was der König in diesem Augenblicke denkt". Da faßt sich ein Spaßvogel ein Herz, tritt zu Philipp heran und bittet ihn, da ihm ein guter Preis für die Erforschung verheißen, ihm seine Gedanken zu offenbaren. Der König, der den Fragenden wohl kannte, sprach: „Ich habe in meinem Gemüthe überlegt, ob wohl zu irgend einer Zeit, mir oder einem andern Könige der Franken Gott die Gnade zu verleihen sich würdigen möchte, Frankreich wiederum zu seinem früheren Zustande, zu dem Glanze und dem Umfange, den es einst zu Karls Zeiten hatte, zurückzuführen." Von Unterhandlungen war jetzt weiter keine Rede mehr; man griff zum Schwerte und trug den Sieg davon.

Mit der Thronbesteigung König Philipp Augusts trat für Heinrich II. in der That eine neue Wendung der Dinge ein, die nun Giraldus in dem dritten Abschnitte seines Buches dar-

stellt. Er schließt die Vorrede des zweiten — welchem vorzugsweise die bisherigen Mittheilungen entnommen sind — mit den Worten: „In diesem Theile des Buches wird man fast überall die Geduld und die Barmherzigkeit des strengen Richters wahrnehmen; in dem dritten und letzten aber wird man die ganze Fülle des Gerichtes und der Gerechtigkeit antreffen.“ In der Vorrede zu diesem Abschnitte aber heißt es: „Aus dem Vorhergehenden möge das menschliche Gemüth noch so Manches entnehmen, um aufathmen und hoffen zu können, so lange eben noch für die Bekehrung und Besserung Hoffnung gefaßt wird. Hier aber möge die bis zum Ende verharrende Ruchlosigkeit den Stoff zum Schrecken und zur Furcht finden, hier möge die verworfene Schlechtigkeit Veranlassung nehmen den Fall und den Sturz zu fürchten.“

So lange König Ludwig VII. von Frankreich noch lebte, hatte Heinrich II. keine Ursache von dorther viel für sich zu fürchten; es gelang ihm gewöhnlich, wenn ein Sturm drohte, denselben auf dem Wege gütlicher Unterhandlung, allenfalls durch Geld, zu beschwichtigen. Es fehlte Heinrich keineswegs an Muth, aber er zog es vor die Streitigkeiten, wo möglich ohne Kampf auszugleichen. Auch aus diesem Grunde hatte er die Geistlichen lieber, selbst in Angelegenheiten des Krieges, zu Rathgebern, als die Männer der That und er mochte sich hinbegeben wohin er wollte, so nahm er immer einige Geistliche, Mönche, Johanniter, Templer oder Grammontenser mit sich. In der letzten Zeit seines Lebens waren es vornämlich Balduin von Canterbury und der Carthäuser Hugo, Bischof von Lincoln, welche er gerne um sich sah. Ihnen schüttete er auch bei einer Gelegenheit sein gequältes Herz aus, weil er wahrnehmen mußte, wie er dem gewaltigen Philipp II. durchaus nicht gewachsen war und seine ganze bisherige Politik an diesem völlig Schiffbruch litt. Als er nämlich eines Tages in einer größern Gesellschaft einen Ritt machte, rief er jene Beiden zu sich heran und sonderte sich mit ihnen von der übrigen Schaar ab. Er

war ganz außer sich und rief fast verzweifelnd aus: „Warum soll ich denn noch Christus verehren? warum soll ich mich würdigen, ihn zu ehren, der mir meine Ehre auf Erden hinwegnimmt und mich durch einen Knaben so schmählich zu Schanden werden läßt.“ Nachdem er noch eine Weile so fortgeredet hatte, gab er plötzlich in seinem Unmuthe dem Pferde die Sporen und eilte wieder der übrigen Gesellschaft zu.

Heinrich hatte längst ganz richtig gesehen, von Frankreich her kam ihm das Verderben; dort fand die wachsende Schaar der über seine Bedrückungen und Erpressungen Mißvergnügten eine bereitwillige Aufnahme, und es hatte nur noch gefehlt, daß auch Richard, der lange gezögert hatte, in ein näheres Verhältniß zu Philipp zu treten, sich in ein solches einließ. Dieß war damals, als der König jene Aeußerungen that, schon eingetreten, und es mögen sich dieselben gerade hierauf beziehen. Eine der Hauptveranlassungen, welche Richard zu Philipp führten, war die stete Gefangenhaltung seiner verlobten Braut Adelais, deren Rückgabe auch der Papst unter Androhung des Bannes gefordert hatte. Zudem hatte aber Heinrich das Gemüth seines Sohnes durch sein Benehmen in Betreff des Kreuzzuges wider sich erbittert. Richard hatte sich von dem Erzbischofe von Tours das Kreuz anheften lassen, und war schon im Jahre 1187 bereit, den Weg nach dem gelobten Lande anzutreten. Aber er mußte, wenn er sich an Robert, den erstgebornen Sohn des Eroberers erinnerte, darauf bedacht seyn, daß ihm für den möglichen Todesfall seines Vaters nicht die Königskrone entzogen würde. Er verlangte daher, daß die Barone Englands ihm den Lehnseid schwören sollten, was Heinrich verweigerte. Andererseits war es diesem darum zu thun, sich von Richard nicht die Ehre des Kreuzzugs nehmen zu lassen; er forderte ihn also auf, zu warten, unter dem Vorwande, daß auch er die Heeresfahrt mitmachen wolle. „Zusammen, o theuerster Sohn, zusammen und nicht einzeln“, sprach er, „laß uns gehen und den weiten Weg antreten, auf welchem nicht bloß das Geld,

sondern alles zur Reise Erforderliche uns, wie es sich geziemt, gemeinsam seyn wird. Auch wird dir nichts fehlen können, was ich etwa mehr hätte, und nur der Tod allein, der nichts von Schonung weiß, wird uns von einander trennen." Richard aber kannte die heuchlerische Sprache seines Vaters nur zu wohl, und da er keine andere Antwort aus ihm herausbringen konnte, so verließ er ihn. Des abgelegten Gelübdes eingedenk, wollte Richard dennoch den Kreuzzug antreten, allein da wußte Heinrich ihm in Poitou eine Empörung anzuzetteln und mehrere benachbarte Grafen wider ihn aufzuregen. Richard war siegreich, hätte aber auch in dem Kriege, der zwischen Philipp und Heinrich II. ausbrach, dennoch zu diesem gehalten, wenn er nicht wahrgenommen hätte, daß derselbe seinen jüngsten Sohn Johann ganz besonders begünstigte. Dieß veranlaßte ihn um so mehr, bei einer Zusammenkunft mit seinem Vater und Philipp zu Bonmoulins (18. Nov. 1188) nochmals die Bitte wegen des Lehnseides zu stellen. Als diese ihm verweigert wurde, da mußte Heinrich zu seinem Staunen und Schrecken mit eigenen Augen sehen, wie Richard sich von ihm wegwendete, vor Philipp niederkniete, sich ihm mit allen Besitzungen seines Vaters als Vasall bekannte und nunmehr seine Lehnsprotection in Anspruch nahm; nach Ablauf des verabredeten Waffenstillstandes begannen die Feindseligkeiten. Unterdessen erkrankte Heinrich II. zu Le Mans*) (März 1189); da das Leiden lebensgefährlich war, so bemühten sich die bei ihm sich aufhaltenden Prälaten lange Zeit vergeblich, ihn zur Ablegung einer Beichte zu bewegen. Schon hatten sie den Entschluß gefaßt, von Heinrich fortzugehen, als es ihrem abermaligen Andringen gelang, ihrer Bitte Gehör zu verschaffen. Giraldus, der damals

---

*) *Girald.* D. 3. cap. 13. p. 115: Rex Anglorum apostemate, quod ei circa pudenda ex acutis humoribus intumuerat, et jam in fistulam conversum fuerat, Cennomanis graviter afflictus accubuit.

bei Heinrich war und die letzten Tage seines Lebens sehr genau und ausführlich beschreibt, drückt unverholen seine Zweifel an der Aufrichtigkeit der abgelegten Beichte aus *). Wider Erwarten genaß der König; auf Veranlassung des Papstes wurde abermals ein Waffenstillstand geschlossen, und man reiste zum Zwecke der Unterhandlungen in der Zeit zwischen Ostern und Pfingsten viel hin und her, allein der Abschluß des Friedens scheiterte auch dießmal an der Hartnäckigkeit, mit welcher Heinrich die Herausgabe Adelais verweigerte. Zu dem Versprechen, dieß zu thun, konnte er erst bewogen werden **), nachdem er noch einmal zu seinem größten Schaden das Kriegsglück versucht hatte.

Heinrich warf sich in die Stadt Le Mans; beim Herannahen des Feindes gab er Befehl, die von reichen Handelsleuten bewohnte Vorstadt anzuzünden. Unglücklicher Weise drehte sich der Wind und das Feuer ergriff die Stadt, das englische Heer mußte fliehen und in der Entfernung einiger Meilen sah Heinrich seinen Geburtsort in Flammen aufgehen. Er soll bei dieser Gelegenheit in die Worte ausgebrochen seyn: „Warum, o Gott, hast Du mir heute die Stadt, welche ich auf Erden am meisten liebte, in welcher ich ja geboren und erzogen wurde, wo mein Vater begraben ist, wo der Leib des heil. Julianus ruht, zum Gipfel meiner Noth und zur Vermehrung meiner Schande auf eine so schmähliche Weise genommen; aber ich will Dir auch, wie ich es vermag, vergelten, indem ich Dir sicherlich das, was Du in mir am Meisten liebst, entziehen werde.“ Wenn es wahr seyn sollte,

---

*) *Girald.* a. a. O. p. 116.

**) Daß Adelais nachmals an König Johann unter schimpflichen Bedingungen vermählt worden sei (Hurter, Innocenz III. Bd. 1. Note 567), ist nicht richtig. *Roger. Hoved.* Chron. ann. 1193 erzählt nur, daß Johann versprochen habe, sie zu heirathen; sie starb im Jahre 1195.

daß Heinrich sich so weit vergaß *), so wäre dieß freilich ein trauriger Beweis mehr dafür, wie die im Glücke Uebermüthigen im Unglücke gerade die Kleinmüthigsten und Verzweifeltsten sind.

Dem Falle von Le Mans folgte der von Tours; diese feste Stadt ergab sich beim ersten Angriffe. Heinrichs Flucht war durch den Umstand begünstigt worden, daß Richard im Kampfe sein Pferd eingebüßt hatte. Er zog sich nach Frenelle (Anjou), dann nach Aize, einem kleinen, wieder im Gebiete von Tours belegenen Städtchen. Ein heftiges Fieber nöthigte ihn, Halt zu machen, und so wurde er von seinen Gegnern eingeschlossen. Jetzt bat er um Frieden; Philipp hielt die Krankheit für fingirt, als er aber durch Abgeordnete sich von der Wirklichkeit derselben überzeugt hatte, wollte er nicht eher etwas von einem Frieden wissen, bis daß Heinrich verspreche, sich seiner Gnade zu ergeben. Dieser zeigte sich bereit, jedoch mit Aufrechthaltung seiner Ehre, Krone und Würde. Philipp aber forderte unbedingte Unterwerfung und sagte Nichts weiter zu, als daß er an ihm selbst barmherzig handeln wolle. Nach vielem Hin- und Hergehen und Verhandeln sah sich Heinrich mit schwerem Herzen und tiefem Ingrimme, der seine Krankheit noch verschlimmerte, dazu genöthigt, darauf einzugehen. Hierauf wurde nun das Friedensinstrument entworfen und zu Heinrich hingebracht. Der erste Punkt war die Ergebung auf Gnade, der zweite der, daß Alle, welche bisher Richard angehangen hatten, fortan auch seine Vasallen bleiben sollten, es sei denn, daß sie freiwillig sich an seinen Vater anschließen wollten. Der erste Name, der sich auf der Liste befand, war der des Prinzen Johann; als derselbe gelesen wurde, gerieth Heinrich außer sich, richtete sich im Bette auf und rief: „Ist es möglich,

---

*) *Girald.* D. 3. cap. 24. p. 138 fügt zu seinen Worten hinzu: Et caetera, quae quidem praeterire magis et contemnere quam litteris exprimere, prudentem decet.

daß Johann, mein Herz, den ich vor allen meinen Söhnen am Meisten geliebt, zu dessen Erhebung ich all dieses Ungemach geduldet habe, mich verlassen hat?!" Dann legte er sich nieder, und wendete das Haupt nach der Wand und sprach mit tiefem Seufzer: „Jetzt mag Alles gehen, wie es will; ich werde mich um Nichts auf der Welt mehr kümmern." Nichts trug, wie Giraldus auf die Aussage von Augenzeugen sich berufend hinzusetzt, mehr zur Verschlimmerung der Krankheit und zur Beschleunigung seines Todes bei, als dieser plötzliche und unerwartete Schmerz.

Der kranke König ließ sich dann nach Chinon bringen; am siebenten, dem kritischen Tage, trat der Todeskampf ein; oft stöhnte er die Worte: „O Schande des besiegten Königs, o Schande!" So hauchte er seinen Geist aus! An seinem Sterbebette stand nur sein Sohn, der Kanzler Gottfried, welcher das Bisthum Lincoln ausgeschlagen hatte, und Heinrich, welcher stets eine Menge von Geistlichen um sich gehabt hatte, sah sich in seiner letzten Stunde des Trostes der Kirche beraubt. Als der entseelte Körper auf dem Hausflur ausgesetzt wurde, machte sich auch hier, wie es damals oft geschah *), die Habsucht geltend; die Leiche wurde aller Kleidungsstücke beraubt, und blieb nackt liegen, bis ein Knabe mit seinem Sommerröckchen, das kaum bis zu den Knieen reichte, seine Blöße deckte. Ein merkwürdiges Zusammentreffen: Heinrich war der Erste, welcher aus Anjou in sein neues Königreich die Mode der kurzen Mäntel einführte, und hatte deßhalb von den Engländern den Beinamen Courtmantle erhalten. Als darauf der Leichnam nach Fontevraud gebracht werden sollte, fanden sich kaum die Leute, welche die Pferde herbeischafften, oder die übrigen erforderlichen Dienste besorgten. Dort wurde der Körper in die

*) *Girald.* D. 3. cap. 28. p. 156 — ut in illo fieri solent articulo.

Kirche eines Frauenklosters gebracht; zum Begräbniß kam Richard herbei. Er entblößte das väterliche Angesicht von dem Schweißtuche, mit welchem es bedeckt war, und sank am Altare auf die Kniee betend nieder; man will aber bemerkt haben, daß die Leiche seit dem Eintritte Richards und so lange er dort weilte, aus der Nase geblutet habe *). Als nun am folgenden Tage das Begräbniß vor sich ging, fehlte es an Allem, kein Ring, kein Scepter, und statt der Krone ein entlehnter, goldgestickter Kopfputz (aurifrigium, Orfroy); so wurde der, welcher in großen Reichthümern gelebt hatte, ganz arm dem Schooße der Erde übergeben. Möge er bei dem unfehlbaren Richter, bei welchem „Unschuld mehr als List, Einfachheit mehr als Bildung, Wahrheit mehr als Wortreichthum, stumme Schamhaftigkeit mehr als sündhafte Beredsamkeit gilt", Barmherzigkeit gefunden haben. Das Urtheil desselben ist kurz, wie Giraldus im Bilde der Schule ausführt **): „Dieser Logiker", sagt er, „ermüdet nicht durch Disputation, mit einem einzigen Syllogismus schließt und beschließt er Alles; denn er proponirt das Gesetz, assumirt die Uebertretung und concludirt die Verdammung." Möge ihr auch der streng richtende Giraldus entgangen seyn!

---

*) *Girald.* a. a. O. p. 157: cujus autem rei signum sive portentum hoc esse potuerit, quum expressa vocent (*Bouq.* docent), diligens per se lector advertat, theoricamque a physicis rationem, quo talia contingant impetu, subtili indagatione exquirat.

**) *Girald.* D. 2. cap. 7. p. 29.

LII.

Rückblicke auf die Geschichte der Revolution von 1848 und 1849.

Je geschäftiger die geheimen und öffentlichen Anstifter, Freunde und Begünstiger der Revolution nach jedem verunglückten Unternehmen zu seyn pflegen, um die Geschichte Dessen, was die Zeitgenossen erlebt und mit ihren eigenen Sinnen wahrgenommen haben, unter dem Schutt einer Masse von Lügen und Fälschungen zu begraben, die geschichtlichen Quellen in Vergessenheit zu bringen, und die Erinnerung daran mög-möglichst rasch aus dem Gedächtnisse der Lebenden zu vertilgen, — desto nothwendiger ist es auf Seiten der Freunde der Ordnung und des Rechts, in Betreff der Geschichte jener verhängnißvollen Zeit seit den Märztagen, der thatsächlichen Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen. Wir werden in dem Nachfolgenden wenigstens Materialien zu einer solchen, geschichtlichen Darstellung niederlegen. Eine bessere, hoffentlich nicht gar zu ferne Zukunft möge dieselben dann zu einer zusammenhängenden, pragmatischen Geschichte benutzen. Vorläufig ist unsere Hauptabsicht darauf gerichtet: jener absichtlichen und planmäßigen, historischen Falschmünzerei entgegen zu wirken, welche

jetzt, nachdem die Revolution eine Niederlage erlitten, mit der unschuldigsten Miene von der Welt zu versichern pflegt: das verunglückte Attentat sei nie gemacht und beabsichtigt worden; Niemand habe je daran gedacht, die Ordnung zu stören; der ganze Aufruhr sei eben nur eine arglistige Erfindung der bösen Reactionärs, die Revolution — dieß unschuldig verfolgte Opferlamm! — nie und nirgends vom Pfade der loyalsten Unschuld abgewichen. Leider hat bis jetzt diese Tactik bei dem gebildeten Deutschen des 19ten Jahrhunderts, der kraft seiner Buchweisheit seinen Zeitungen Alles, und seiner eigenen Erfahrung, ja seiner sinnlichen Wahrnehmung, wenn sie der Tagesmeinung widerspricht, nichts glaubt, — es hat diese Tactik in der Regel ihr Ziel nicht verfehlt. Nach wenigen Jahren waren Erfahrungen, die für ewige Zeiten gemacht schienen, spurlos in den Lethestrom versenkt. Ja! wir erinnern uns aus einer Periode, die noch ziemlich nahe hinter uns liegt, daß in gewissen Ländern die Censur selbst auf's eifrigste bemüht war, der so eben bezeichneten ehrenwerthen Historiographie freudig die brüderliche Rechte zu reichen, und daß sie jede „unliebsame" Erinnerung an Thatsachen, welche die Revolution in Nacht und Vergessenheit begraben zu sehen alle Ursache hatte, lautlos unter ihrem Rothstift verenden ließ. Daß, wenn sie in unserm Vaterlande je wieder eine Restauration erlebte, sie, „um Aufsehen zu verhüten", genau mit eben derselben, versöhnlichen Praxis wieder anheben würde, dieß unterliegt nach unserer geringen Kenntniß des Weltlaufs in deutschen Landen nicht dem allerleisesten Zweifel. Es würde nach demselben Gesetze geschehen, nach welchem z. B. in Baden, die durch arge politische Wühlerei compromittirten Schullehrer zwar von ihren Stellen entfernt, aber unmittelbar darnach auf einträglichere gesetzt wurden. Aus diesem Grunde halten wir es für gerathen: zu wirken, so lange es Tag ist, und empfehlen die nachfolgenden Mittheilungen dem Nachdenken und dem Gedächtnisse unserer Leser.

I.

Die Prager Ereignisse in der Pfingstwoche 1848*).

Der Prager Aufruhr in den Junitagen des Jahres 1848 war ein Vorspiel der blutigen Katastrophe, welche vier Monate später in Wien Oesterreichs Schicksal auf die Spitze stellte. Die Untersuchung wurde in Prag, nach dem die Rebellion durch die bewaffnete Macht gedämpft war, während der ersten Wochen von einer Militär-Commission geführt, und diesem glücklichen Umstande verdanken wir Aufschlüsse, welche, weil sie den Interessen der Revolution in hohem Grade gefährlich zu werden drohten, auf anderm Wege schwerlich zu erlangen gewesen wären. Sie finden sich in einer Bekanntmachung des Fürsten Windischgrätz zusammengestellt, aus der wir in Beziehung auf die Ursachen jenes Aufstandes und die Vorbereitungen zu demselben Folgendes entnehmen.

Die Prager Rebellion trägt keineswegs, wofür man nachher sie auszugeben bemüht gewesen ist, das Gepräge eines einfachen, durch zufälligen Zusammenstoß des Militärs mit der Civilbevölkerung herbeigeführten Krawalls, sondern es liegt auch diesem Aufruhr Berechnung und wohlüberdachtes, planmäßiges Verfahren zum Grunde. — „Ich glaube", sagt Fürst Windischgrätz, „die Aussage eines geständig gewordenen Inquisiten dem Publikum nicht vorenthalten zu sollen; nur vermeide ich,

---

*) Die Quellen für die Geschichte dieses Hergangs sind aus leicht begreiflichen Gründen in Deutschland wenig bekannt geworden. Es sind folgende: Offenes Schreiben des Grafen Leo v. Thun an den Prager Bürger Herrn Johann Slawik in Betreff der Ereignisse in der Pfingstwoche 1848 zu Prag. Mit urkundlichen Belegen. Prag 1848, und: Nachtrag zu dem offenen Schreiben an Herrn Johann Slawik in Betreff der Ereignisse in der Pfingstwoche 1848 von Leo Grafen von Thun. Mit neuen urkundlichen Belegen. Prag 1849.

wie ich bisher gethan, die Anführung der Namen, und zwar zu dem Ende, um in den Gang und Erfolg der weiters zu pflegenden Verhandlungen, nicht der Sache nachtheilig einzugreifen."

„Inquisit sagt aus: Zu Ostern 1847 wurde er zu Eperies in Ungarn mit mehreren polnischen Emigranten bekannt, welche ihn in eine Gesellschaft aufnahmen, deren Hauptplan gewesen, ein großes slavisches Reich, aus Kroatien, Slavonien, Serbien, den Slovaken in Ungarn, Böhmen, Mähren, Schlesien und dem österreichischen Polen zu bilden, das eigentliche Ungarn verschwinden zu machen, sich von Oesterreich los zu reißen, im ungünstigsten Falle aber den Russen zu unterwerfen. Ueber die Form des neuen Reiches, ob Königreich oder Republik, war man noch mit einem fremden Staate in Korrespondenz. Der Plan sollte im Jahre 1850 verwirklicht werden, und die Revolution zugleich in Agram, Prag, Krakau und der Umgebung von Preßburg, bei den Slowaken ausbrechen."

„Nachdem jedoch im Februar des laufenden Jahres in Paris die Republik proclamirt war, wurde beschlossen, die Revolution an den genannten vier Orten noch im Jahre 1848 ausbrechen zu machen. Zu diesem Behufe wurden in den verschiedenen Ländern Centralisationen errichtet, denen eigene Chefs vorstanden, die ihre Correspondenz theils mit Chiffern, theils mit chemischer Tinte führten. Die Namen der meisten dieser Chefs sind bekannt. Flugschriften sollten das Volk aufreizen, was auch in Ausführung gebracht worden ist. — Inquisit gibt an, mehrere Male als Emissär an verschiedenen Orten Galiziens verwendet worden zu seyn. In Lemberg beauftragte man ihn, im Frühjahre nach Prag zu gehen und Waffen mitzunehmen, nachdem bereits alles vorbereitet sei, und es bald losgehen werde."

„In Prag angekommen, erhielt er eine Eintrittskarte in die slavische Beseda, wo gegen die Regierung und gegen das Militär aufreizende Reden gehalten wurden."

Bekanntlich sollte wie in Italien die italienische, so in Böhmen und Polen die slavische Nationalität als Werkzeug der Revolution, zunächst aber als Mauerbrecher gegen die österreichische Monarchie gebraucht werden. Dieselben kosmopolitischen Banditen, welche seit Jahrzehnten heimathlos, jede Volksthümlichkeit längst von sich abgestreift, ein wahrhaft vaterländisches Interesse nie gekannt, und der Revolution um der Revolution willen als Assassinen zugeschworen hatten, — diese waren es, welche die nationalen Abneigungen und Vorurtheile der verschiedenen europäischen Raçen wachzurufen, zu steigern, zu vergiften trachteten. In Deutschland predigten sie ein wahnsinniges, unwirkliches Deutschthum; in Italien suchten sie ein römisches Einheitsgefühl zu schaffen, von dem das wirkliche Volk nichts wußte; im Osten waren sie die Apostel eines Slaventhums, welches im wirklichen slavischen Volke nie bestanden hat und nirgends besteht, es sei denn in den Köpfen einer unverhältnißmäßig kleinen revolutionären Verbrüderung. So trieb die Revolution wechselsweise den Nachbarn an, den Nachbarn zu hassen, bloß weil der Eine des Andern Muttersprache nicht versteht. Und dieß in einem Jahrhunderte, welches trotz alles Geredes von Nationalität, nahe daran ist, unter den Gebildeten jeglichen Sprachunterschied zu verwischen, und heute schon jeden Europäer in den Stand setzt, sich seinem europäischen Nächsten, ohne sonderliche Mühe in mehr als einem Idiom verständlich zu machen!

Auch in Prag waren seit den Wiener Märztagen eine Menge von Verbindungen in's Leben getreten, deren mehr oder weniger deutlich ausgesprochener nächster Zweck die Belebung des tschechischen Nationalhasses gegen die Deutschen, der im entferntern Hintergrunde liegende die revolutionäre Schilderhebung gegen den Bestand des österreichischen Kaiserthrones war. Die zahlreichste dieser Verbrüderungen führte den Namen Swornost (Eintracht), und schon im Mai war in Prag ein angeblich aus Abgeordneten aller slavischen Stämme bestehender Congreß zusammengetreten, der nach dem Beispiele des Frankfurter

Vorparlaments, unabhängig von den rechtmäßigen Regierungen, nach dem Plane der Führer, eine Art Mittelpunkt für alle sogenannten panslavistischen Bestrebungen bilden sollte.

Aus den vorgefundenen Schriften der Studentenverbrüderung „Slavia" ist zu ersehen, daß diese eine eigene Militär- und Emissions-Section hatte. In diesen Papieren fanden sich auch Planskizzen vom Wischehrad, vom Hradschin und andern Stadttheilen mit Bemerkungen über die leichteste Art des Angriffes dieser Lokalitäten. Ebenso enthalten sie Skizzen zur Anlegung von Barrikaden. — Außerdem hatte die „Slavia" eine besondere Section für Verbreitung aufreizender, den Nationalhaß gegen die Deutschen aufstachelnder, zu Mord und Todtschlag derselben auffordernder Lieder, von Mitgliedern der „Slavia" verfaßt, deren Druck von einem eigenen Buchdrucker besorgt wurde.

In den Schriften des Slaven-Congresses, namentlich in jenen der polnischen Section, finden sich Vorschläge zur gewaltsamen Losreißung Galiziens von der österreichischen Monarchie.

Schon seit langer Zeit waren die Drucker veranlaßt worden, sich mit der Swornost und mit den Studenten zu verbinden; es wurden ihnen Waffen zu dem Ende versprochen, daß sie ihren Wünschen Nachdruck geben könnten. Sie selbst äußerten sich, daß sie das Generalkommando mit Sturm nehmen würden. — Man warb bereits früher die Arbeiter, hielt sie insbesondere mit Trunk frei, und eines der thätigsten und besonders kompromittirten Individuen versprach denselben, daß sie keine Beamten mehr haben und nichts mehr zahlen würden, so wie daß dasjenige, was sie sich erkämpften, auch unter ihnen gleichmäßig vertheilt werden solle. Zu diesen Zwecken jeden Augenblick bereit seyn, selbst ihr Blut vergießen zu wollen, wurden sie mehrmals beeidet.

Schon vor den ausgebrochenen Unruhen waren die Drucker sehr aufgeregt, und wiesen die günstigsten Arbeitsanträge zurück. Beim Ausbruche des Aufstandes am Roßmarkte wurde ein Haufe von ihnen von einem Leiter der Bewegung haran-

guirt, sie erhielten von diesem ein Zeichen, und mit dem Rufe „Barikady, Barikady!“ zerstreuten sie sich nach allen Richtungen; — worauf die Swornost Alarm schlug.

Ende Mai und Anfangs Juni wurden die Studirenden von Einigen, denen, was kommen sollte, nicht fremd war, aufgefordert: Prag auf keinen Fall zu verlassen, da die Bürgerschaft ihres Beistandes bedürfe. Für ihren Lebensunterhalt erklärte man Sorge tragen zu wollen.

Diese Vorbereitungen zu einem slavischen Aufstande in Masse waren auch keineswegs bloß auf Prag und dessen nächste Umgebung beschränkt geblieben.

Am 13. Juni wurden in Krakau in allen Häusern gedruckte Zettel vertheilt, auf denen „15. Juni, Achtsamkeit, Vorsicht, zu Hause sitzen“ zu lesen war. Bekanntermaßen wurde gleich nach den Märztagen das Landvolk durch die öffentlichen Blätter in verschiedenen Richtungen aufgeregt, indem es zur Verweigerung der Robot und andern Leistungen des Gehorsams an seine Vorgesetzten aufgefordert wurde. Auch wurde sowohl vor den Juniereignissen, als auch während derselben das Landvolk in Böhmen unter dem Vorwande, daß es sich um Zurücknahme der Konstitution und Wiedereinführung der Robot handle, auf alle erdenkliche Weise aufgewiegelt, und zu dem Ende aufgefordert, den Pragern gegen das Militär zu Hülfe zu eilen; es wurden ihnen Dreschflegel mit eisernen Spitzen, gerade gerichtete Sensen an Stangen, Lanzen mit Einschnitten und Widerhacken, Morgensterne und dergleichen — als die zu verwendenden Waffen in Vorschlag gebracht.

Einer der Leiter der Bewegung trug vor Pfingsten darauf an, den kommandirenden General Fürsten Windischgrätz, wenn er zum Slaven-Balle führe, auf der Fahrt dahin niederzuschlagen; von diesem Vorhaben wurde jedoch mit dem Bemerken: daß es noch nicht an der Zeit sei, und daß man ihn noch immer erreichen könne, einstweilen abgestanden.

Außer den Sitzungen im Kongresse waren noch an verschiedenen andern Orten geheime Sitzungen gehalten. — Alle

Verhandlungen deuteten dahin, daß der Ausbruch gleich nach Pfingsten erfolgen werde, und man hörte Reden, in denen es hieß: daß die Prager den Wienern nicht nachstehen dürften, daß die Studenten, um dem Militär mehr zu imponiren, Waffen, selbst Kanonen bekommen müßten, und daß man zu deren Bedienung schon die erforderliche Anzahl Leute bereit und im Solde habe; daß die Errichtung der Barrikaden bereits eingeleitet, daß man mit Munition hinlänglich versehen sei, aber noch nicht losschlagen könne, weil es noch nicht an der Zeit sei, die Swornoster noch auf dem Lande seien, um den Bauer gehörig zu bearbeiten, ihn aufzuwiegeln, und zum Landsturme gegen Prag zu bewegen ꝛc.

Bis zu diesem Punkte waren die Verhandlungen der Untersuchungskommission gediehen, als das damalige Ministerium sich veranlaßt fand, die weitere Untersuchung über die auf dem Prager Schlosse in Folge der Junierεignisse Verhafteten dem kompetenten ordentlichen Gerichte zu übertragen, mit der Zusicherung, daß das Schlußverfahren mündlich und öffentlich stattfinden werde.

Der Hergang beim Ausbruch des Aufstandes wird „auf Grundlage gerichtlicher Erhebungen“ folgendergestalt erzählt.

„Am Pfingstsonntage den 11. Juni versammelten sich die Studirenden in der Aula, um eine Sturmpetition an den kommandirenden General Fürsten Windischgrätz zu berathen, in welcher sie, unter dem Vorwande, sich gegen eine Reaction schützen zu müssen, das Begehren stellten, daß an die Studenten-Legion 2000 Gewehre, 80,000 scharfe Patronen und eine ausgerüstete Batterie ausgefolgt würden. Der Kommandant der Nationalgarde, von diesem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, forderte die Stadtverordneten auf, sich in die Aula zu begeben, um diese Petition wo möglich zu verhindern. Denselben gelang es zwar nicht, die Studierenden von ihrem Vorhaben abzubringen, doch erhielten sie das Versprechen, das Placat über ihre Petition nicht zu affigiren, worauf sich eine Deputation der Studirenden zum kommandirenden General Fürsten Windischgrätz begab, an welche sich der Bürgermeister und mehrere Stadtverordnete, jedoch mit der Zusage anschlossen,

den dritten Punkt der Petition, worin die Entfernung der neuerlich am Wisehrad und in der Josephskaserne aufgestellten Batterien verlangt wurde, zu unterstützen."

Allein ungeachtet des obigen Versprechens wurde, während die Deputation sich noch bei dem Fürsten Windischgrätz befand, folgendes Placat gedruckt, und an mehreren Orten des altstädter Ringes so wie in vielen Gassen angeschlagen:

„„Bewohner und Mitbürger Prags!

Schon seit längerer Zeit werden in unserer Hauptstadt insgeheim militärische Vorkehrungen getroffen, welche zu den ärgsten Befürchtungen Veranlassung geben.

Batterien werden zur Nachtzeit an Orte geführt, wo sie offenbar gegen die Stadt selbst gerichtet sind, so auf den Wisehrad, den Lorenzberg, in die Josephskaserne.

Zwischen den Garnisonen hier und in Lemberg werden offene Sendschreiben gewechselt des Inhalts, daß die jetzigen Uebergriffe des Civils nicht weiter geduldet werden können, u. a. m.

Diese Umstände legen der Studentenlegion die Pflicht auf, alle Vorsicht gegen jeden Versuch der Reaction anzuwenden. Deßhalb sendete dieselbe heute eine Deputation an das hiesige Generalkommando, um die Bewilligung nachstehender Punkte zu erwirken:

1. Verabfolgung von 2000 Stück Feuergewehren und 80,000 Stück scharfen Patronen an die Studentenlegion.

2. Ausfolgung einer ausgerüsteten Batterie an die Studentenlegion.

3. Entfernung der heimlich und zur Nachtzeit auf den Wisehrad, den Lorenzberg und andere verdächtige Orte geschleppten Kanonen. Urtheilet, Bewohner und Mitbürger Prags, ob diese unsere Bitten gerecht sind. Wir hoffen auf Eure Unterstützung, sowie auch wir Euch, die Ihr, überzeugt von der Nothwendigkeit, gewiß ähnliche Wünsche hegen werdet, unserer aufopfernden Theilnahme versichern.

Von den Mitgliedern der Deputation: Dr. Sladkowsky, Jarosch, Čermák, Dr. Bruna, Noak.""

„Der Kommandant der Nationalgarde befahl, sogleich diese

Placate herabzureißen. Durch den Vollzug dieses Befehls entstand in der Altstadt eine solche Aufregung, daß zu deren Beschwichtigung die Nationalgarde allarmirt werden mußte, was jedoch nur theilweise gelang, indem dem allarmirenden Tambour von einem Mitgliede der Swornost die Trommelschlägel weggenommen wurden."

„Die Petition war von dem Fürsten Windischgrätz abgewiesen worden; aus Rücksicht auf den von der Bürgerschaft ausgesprochenen Wunsch erklärte er sich jedoch nachträglich auf Verwendung des Gubernial-Präsidenten Grafen Leo Thun bereit, die Batterie aus der Josephskaserne wieder auf den Hradschin bringen zu lassen, was auch am 12. um fünf Uhr früh geschah und sofort durch Anschlag von dem Gubernial-Präsidenten kundgemacht wurde."

„Noch am Vormittage des 11. war ein zweites Placat erschienen, in welchem das Volk aufgefordert wurde, sich Abends im Wenzelsbade zu versammeln. In dieser Versammlung, an welcher großentheils Studenten und Männer im Kostüm der Swornost Theil nahmen, wurde eine sehr aufreizende Rede gehalten, in welcher dem Volke mitgetheilt wurde, daß Se. Durchlaucht die verlangten Waffen und Munition verweigert habe, für den kommenden Tag eine Verbrüderung am Roßmarkte bei einer heiligen Messe stattfinden werde, und das Militär aus Prag weg müsse, indem in gegenwärtigen Zeiten das Volk zu befehlen und Gesetze zu geben habe."

„Bereits acht Tage vorher war dem Nationalgarde-Kommandanten, Fürsten Lobkowitz, berichtet worden, daß am Pfingstmontage am Roßmarkt eine heilige Messe abgehalten werden solle, wobei das Korps der Swornost für die Ruhe und Ordnung Sorge tragen, und es nach der Versicherung eines Mitgliedes desselben durchaus zu keiner Ruhestörung kommen werde."

„Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags am Pfingstmontage versammelten sich an zweitausend Menschen der arbeitenden Klasse, welche durch das Roßthor hereinkamen, nebst einer großen Anzahl von Leuten in slavischen Trachten, Swornosten und Studenten, theilweise bewaffnet, auf dem Roßmarkte, um der bei der St. Wenzelsstatue abzuhaltenden Messe beizuwohnen."

„Schon während dieser Messe wurde die Militärmannschaft

auf der Hauptwache am Roßmarkte von Mehreren aus dem Volke durch Gebärden verhöhnt, und der wachhabende Offizier sogar insultirt, obgleich die Wache durch die ganze Dauer der heiligen Messe unter Gewehr stand."

„Bevor noch die Versammlung auseinander ging, wurde in derselben erklärt, daß man dem Fürsten Windischgrätz eine Katzenmusik bringen werde. Nach beendigter Messe reichten die Leute sich unter einander die Hände und schwuren einen Eid, sich treu zu bleiben und sich nicht zu verlassen, wenn es auch gälte, sein Blut zu vergießen."

„Von Mädchen und Frauen wurde unter Begleitung der Swornost ein Umgang um die St. Wenzelsstatue gehalten, worauf sich der Zug von Studenten aus der Verbrüderung Slavia und Swornosten angeführt, vom Roßmarkte aus gegen die neue Allee bewegte."

„Am Eingang der neuen Allee erscholl der Ruf „„okolo Windischgrätze;"" der Zug wendete sich dem Graben zu. Bei der Bergmannsgasse trennte sich ein Theil ab, und schlug den Weg gegen die Eisengasse und über den altstädter Ring in die Zeltnergasse ein."

„Der andere Theil bewegte sich über den Graben durch den Pulverthurm zum Generalkommando unter Absingung böhmischer Lieder, und mit lärmendem Geschrei."

„Ein Theil des Volkes blieb aber vor einem Hause auf dem Roßmarkte zurück, wo „„Slava"" ausgebracht wurde, und zerstreute sich auf ein erhaltenes Zeichen unter dem Rufe „„Barrikaden, Barrikaden"" nach allen Richtungen."

„Während dieses Vorganges hatte sich eine zahlreiche Bürgerdeputation zum Fürsten Windischgrätz begeben, um demselben die Versicherung ihrer loyalen Gesinnungen zu hinterbringen und zu betheuern, daß die gutgesinnten Bürger Ruhe und Ordnung wünschen, zugleich aber auch um seinen Schutz zu bitten."

„Kaum hatte sich diese Deputation, von den beruhigendsten Zusicherungen entlassen, aus dem Generalkommandogebäude entfernt, so hörte man in der Gegend des Pulverthurms und aus der Zeltnergasse den singenden und lärmenden Zug herannahen, der vom Pulverthurm kommende zeichnete sich durch Pfeifen und

Schreien besonders aus, am meisten ein mit einem Doppelgewehr und einer Waidtasche versehener Student."

„Beim Generalkommandogebäude angekommen, drohte das Volk gegen dasselbe mit geballten Fäusten und es waren die Worte:

„„Der Lump! Da auf dem Balkon muß er hängen""

„„Pereat Windisch-Grätz""

deutlich zu hören."

Zwar vertrieb ein Lieutenant mit einer halben Compagnie Grenadiere, ohne schießen lassen zu müssen, die Meuterer, und jagte sie bis in die Mitte der Zeltnergasse. Hier aber erhielt er von einem Studenten aus der Verbrüderung Praga, mit grünem Barret und weißer Feder, mit einem Stock von rückwärts einen Schlag auf den Kopf, der ihn betäubt zu Boden streckte, ein zweiter Student wollte eine Pistole auf ihn abschießen, ein dritter ihn mit einem Säbel niederstoßen, woran sie jedoch durch die Grenadiere gehindert wurden. Die Thäter wurden gefangen, nachdem Fürst Windischgrätz selbst auf die Straße geeilt war, um sie vor den zu besorgenden Ausbrüchen der Wuth des Militärs zu schützen, in das Generalkommando in Haft gebracht, am 14ten aber zugleich mit den übrigen Gefangenen wieder freigelassen.

Inzwischen wurden auch andere Offiziere, wenn sie im Dienste über die Straße eilten, meist von Studenten meuchelmörderisch angegriffen, und die vereinzelten Wachen von drohenden Proletarierhaufen umringt.

Ein Haufe Proletarier verlangte wuthentbrannt das Stürmen mit den Glocken, und in allen Gassen Prags erschienen Swornosten, Studenten und Proletarier mit dem Rufe: „Verrath, schlagt das Militär todt, baut Barrikaden." Nun wurden gleichzeitig in allen Gassen Barrikaden angelegt, fast in jeder Gasse befand sich Jemand, meist in der Swornostkleidung oder mit einer blauen Kappe, der den Bau leitete, oder wenigstens anordnete; wer nicht gutwillig Hand anlegte, wurde unter lebensgefährlichen Drohungen gezwungen.

Dieses, verbunden mit dem Umstande, daß die vielen Barrikaden nach einem wohl überdachten, übereinstimmenden Plane angelegt wurden, läßt schon, abgesehen von anderen Beweisen, keinen Zweifel übrig, daß von den Anführern längst schon Alles

reiflich vorbedacht, und die Rollen der Leiter in den einzelnen Stadttheilen vertheilt worden waren.

Unter diesen Umständen konnte begreiflich der Angriff auf die Barrikaden nicht länger verschoben werden. Zwei Compagnieen Grenadiere marschirten im ruhigen Schritte, Kolben hoch, gegen die Barrikade am Museum; als sie sich ihr näherten, zogen sich die Vertheidiger derselben, meist Mitglieder der Swornost, in das Museum zurück und verrammelten das Thor. Bald darauf, als die Truppe zwischen das Museum und das gegenüber liegende Haus kam, fiel von jeder Seite der Straße ein Schuß auf das Militär, durch welche Schüße jedoch nur die Mützen der Grenadiere und ein Bajonnet getroffen wurden, worauf die zweite Compagnie ohne Kommando eine Decharge gegen das Museum gab. Die Barrikade, welche erst im Entstehen war, wurde sogleich auseinander geworfen und die Truppe zog sich sodann wieder eine Distance zurück. Leute von der Swornost erschienen an den Fenstern des Museums und betheuerten nicht geschossen zu haben. Major Lang vom Generalstab, der unterdessen eine Kanone herbeigeführt hatte, forderte sie sofort auf, sich zu ergeben, und da ihm erwiedert wurde, man habe Angesichts der Truppe nicht genug Sicherheit, um zum Unterhandeln auf die Straße zu treten, so begab er sich selbst mit dem Major Van der Mühlen durch ein Fenster in das Museum. Nach einer Weile wurde das Thor geöffnet und Major Lang kam in Begleitung einiger Swornost-Männer heraus, welche sich zu ergeben erklärten, durchaus keine feindseligen Absichten zu haben betheuerten, und als Zeichen der Versöhnung mehrere unter den Offizieren und der Mannschaft umarmten.

„Weniger friedlich endigte ein Angriff des Militärs auf die Prager Aula, — das auf dem Obstmarkt belegene Carolinum. Eine Compagnie stellte sich vor dem Haupteingang des Karolinums auf, und räumte die dort errichtete Barrikade weg. Die zweite drang durch die auf dem Obstmarkt befindliche Hinterpforte ein, und wurde auf dem Hauptplatze von den Gängen und Fenstern mit Flintenschüssen und Steinwürfen empfangen. Die Grenadiere, von welchen zwei verwundet wurden, erwiderten das Feuer und erstürmten sofort die Stiege und die einzelnen Zimmer. Es wurden hiebei mehrere Personen verwundet und getödtet, sechsundfünf-

zig Individuen, Studierende, Swornosten und Proletarier gefangen, und viele Waffen und mehrere tausend Stück scharfe Patronen vorgefunden, — ein Umstand, der, wenn es noch der Beweise bedürfte, mit Bestimmtheit darauf hinweisen würde, wie wenig unvorbereitet der Kampf gewesen ist."

Man hat nicht selten dem Fürsten Windischgrätz den Vorwurf gemacht: er habe durch ein zu scharfes Benehmen und durch die Erklärung: mit Rebellen unterhandle er nicht, jedwede minder blutige Lösung ähnlicher Conflicte unmöglich gemacht. Diese oft gehörte Behauptung wird aber, wenigstens in Beziehung auf den Prager Aufstand, durch die Thatsachen widerlegt. Unmittelbar nach der eben erzählten Räumung des Carolinums begab sich eine Deputation, den spätern Reichstagsdeputirten Dr. Claudi, als „Subtribunen" der Juristen an der Spitze, zum Fürsten Windischgrätz, und begehrte die Freilassung der im Karolinum gefangenen Studenten; wenn dieß gewährt würde, wolle man die Barrikaden räumen. Fürst Windischgränz forderte, daß zuerst die Barrikaden abgetragen würden, wenn dieß geschehen sei, wolle er die Gefangenen in Freiheit setzen. Um jedoch Alles zu thun, was eine friedliche Ausgleichung erleichtern könnte, ließ Fürst Windischgrätz von jeder Facultät einen Studierenden zur Unterhandlung mit den Vertheidigern der Barrikaden sogleich in Freiheit setzen. Ihre Bemühungen waren aber fruchtlos; als sie sich davon überzeugt hatten, kehrten sie dem gegebenen Versprechen gemäß wieder in die Gefangenschaft zurück. Auch Dr. Claudi trat an die Barrikade und parlamentirte über eine halbe Stunde; endlich kam er mit der Erklärung zurück, daß seine Bemühungen fruchtlos seien, und er nichts mehr vermöge.

Eben so fruchtlos waren die Unterhandlungen an andern Orten. Vergebens schickte man gegen die Barrikade bei den drei Linden eine Abtheilung solcher Nationalgarden, die noch ihrer Pflicht treu geblieben waren, vergebens boten mehrere Generale und höhere Offiziere alle Mittel der Ueberredung auf, die Meuterer zum friedlichen Abzuge zu bewegen.

Von allen Seiten wurde auf Offiziere und einzelne Militärabtheilungen geschossen, bis sich zuletzt zwischen den am Graben aufgestellten Truppen und den Rebellen ein förmliches Bataillen-

feuer entspann, nach dessen Beendigung, da die Fruchtlosigkeit der Unterhandlungen und die Unmöglichkeit einer gütlichen Beilegung vollkommen erwiesen war, General Schütte zwischen halb fünf und fünf Uhr den Auftrag erhielt, die Barrikaden mit Geschütz anzugreifen und zu nehmen, sofort auch im hartnäckigen Kampfe eine Barrikade nach der andern einnahm, und noch am Abend des 12. über den Graben und die neue Allee die abgeschnittene Communication mit der Kleinseite wieder eröffnete.

Bis zu diesem Augenblicke war auch vor dem Generalkommando und in der Zeltnergasse kein eigentlicher Kampf vorgefallen. Einzelne Schüsse fielen aus den umliegenden Häusern auf die vor denselben aufgestellten Truppen, endlich auf das Generalkommando selbst.

Hier war es, wo gegen halb fünf Uhr ein Meuchelmord verübt wurde, welcher dieser Revolution und ihrer leitenden Ideen würdig ist. Die Fürstin Windischgrätz fiel in dem Eckzimmer des Generalkommandos, einige Schritte vom Fenster entfernt stehend, durch eine, aus einem der gegenüber liegenden Häuser entsendete Kugel als beklagenswerthes Opfer einer schändlichen, nur der verwildertsten Parteiwuth zuzuschreibenden Berechnung.

Erst gegen Abend wurde der Befehl gegeben, die nächsten Häuser, aus denen das Generalkommando bedroht wurde, zu besetzen, was zum Theil schon an demselben Abende, zum Theile aber erst am Morgen des 13. ausgeführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

LIII.

Parlamentarisches Leben in Deutschland und die Verhandlungen über die deutsche Frage in den bayerischen Kammern.

Am 2. November, am Allerseelentage 1849, sollte in unserer zweiten Kammer die deutsche Reichsverfassungsfrage verhandelt werden. Das bayerische Ministerium hatte bekanntlich dem Frankfurter „endgültigen" Parlamentsentwurf seine Anerkennung verweigert, es hatte gegen das preußische Sonderbundsverfassungsproject vom 26. Mai gleichfalls protestirt; dagegen dem Interim vom 30. September über die provisorische Führung der Centralbundesgewalt durch Oesterreich und Preußen nicht nur zugestimmt, sondern auch vorgearbeitet. Hierüber sollte die Kammer ihre Billigung oder Mißbilligung aussprechen, so wie ihre Wünsche hinsichtlich der künftigen Richtung der bayerischen Politik in der deutschen Frage kund geben.

Ich beschloß diesen Verhandlungen beizuwohnen: einmal, um mich zu überzeugen, welchen Nutzen unsere Volksvertreter von den theuren Lehren der Jahre 1848 und 1849 gewonnen, und dann um Augenschein zu nehmen von dem dermaligen Stande unseres parlamentarischen Lebens.

Ich kam zur bestimmten Stunde. Das Publikum auf den Gallerien war bereits zahlreich versammelt; auf den Bänken

der Deputirten dagegen sah es noch leer aus; die Sitzung war noch nicht eröffnet; ich hatte also hinlänglich Muße, meine Betrachtungen über das Aeußere unserer Volkskammer, wie die Demokraten sich am liebsten ausdrücken, anzustellen.

Der erste Eindruck, den mir das Lokal und die Versammlung machte, soll ich die Wahrheit offen gestehen, war nicht der, als befände ich mich an dem ernstesten und ehrwürdigsten Orte, den es nach der Kirche in diesem irdischen Leben wohl geben kann, nämlich Angesichts von Gesetzgebern und Staatsmännern, deren Stimme eine mitentscheidende ist über das Schicksal ihres Volkes. Sah ich mir vielmehr die amphitheatralisch geordneten Sitze im Vordergrunde an, und dahinter die erhöhte Tribüne für die Redner, und hinter der Tribüne die erhöhten Präsidentenstühle unter dem Bilde des Königs, und zur Seite den Ministertisch und rings um die rothausgeschlagenen Sitze der Volksvertreter die beiden Gallerien des ersten und zweiten Stockes, logenförmig abgetheilt, mit der gaffenden, plaudernden, erwartungsvollen Menge: dann war mir vielmehr zu Muthe, als befände ich mich in einem Theater.

Zur Zeit, als die Macht Louis Philipps noch in ihrer Blüthe stand, hatte ich die französische Deputirtenkammer gesehen. Sie hatte denselben Eindruck auf mich gemacht. Und wenn ich nun unsere Kammer in der Prannersstraße unweit des Dultplatzes, mit dem Palais an der Seine, gegenüber der place de la Concorde und dem Obelisken von Luxor verglich: dann kam es mir vor, als sei die französische Kammer ein großes Theater und unsere ein kleines. Ja mir schien, als habe man sich auch in der äußern Decoration und Anordnung des Saales so viel wie möglich an das französische Vorbild gehalten.

Ich war übrigens nicht der Einzige, der so frivole Vergleiche anstellte. Eine Dame hinter mir, die sich mit ihrem Nebenmann unterhielt, sagte, auf die Volksvertreter deutend: „Was sind sie anders, als Acteurs? und Acteurs, die noch eine strengere Kritik des Publikums zu gewärtigen haben,

als die auf den Theaterbrettern.“ Von dem politischen Sinne des altbayerischen Volkes sprechend, meinte sie, dasselbe sei nur für Biererhebungen empfänglich. Und es sei zu bedauern, daß Alles so still und schläfrig hergehe, und es nicht wieder einmal einen kleinen Bierkrawall zur Auffrischung der Luft und zur Unterhaltung gebe. Ich wunderte mich daher auch nicht, als sie weiter erzählte, einer der Linken, den der Volksbote den rothen Caplan zu nennen pflegt, habe ihr ein Gebetbuch geschenkt.

Allein auch später, als die Verhandlungen ihren wirklichen Anfang genommen, und ein Redner nach dem andern sich hören ließ, wollten mich die fatalen Theatergedanken nicht verlassen. Als nämlich der eine und der andere die mühsam auswendig gelernte Rede mit Pathos herunter declamirte; als er das, was schon früher und besser gesagt oder widerlegt war, dennoch wiederholte, weil es so in seiner Rede stand; als ich auf diesen Ueberfluß von leeren, oratorischen Floskeln horchte, auf dieß absichtliche eitle Haschen nach Knalleffecten, und wie unter Anderem der fürstliche Führer der demokratischen Linken die Jugend auf den Gallerien handgreiflich haranguirte: dann mußte ich mich unwillkürlich fragen, sind das Schauspieler oder Staatsmänner? Auch an Souffleuren pflegt es bei diesen Declamirübungen nicht zu fehlen. Der wahrhaften staatsmännischen Redner waren nur wenige. Das Publikum seiner Seits schien über seine eigene Rolle weinigstens einem Theile nach nicht im Zweifel: denn es rief bei den effectvollsten Stellen Bravo, oder es gab sein Mißfallen durch Zischen zu erkennen, oder es scharrte und schwatzte und lachte, wenn es sich durch einen Redner gelangweilt fühlte und ihm die Geduld ausging. Dieß wurde einmal so arg, daß sich meine verbrecherischen Theatergedanken sogar dem Präsidenten der hohen Kammer selbst mittheilten: indem er einmal unwillig rief, als die von der Linken und ihre Galleriebesatzung dem jüdischen Demokraten von Fürth ihr Wohlgefallen bezeugten: „Wenn Sie „„Bravo““ rufen wollen, so müssen Sie in's Theater gehen!“ —

Es ließen sich inzwischen noch manche andere Beziehungen anführen, welche zwischen unserm dermaligen Repräsentativwesen nach französischem Vorbild und dem Theater bestehen. Zahlte man ja sogar in Berlin, Dank den industriellen Zwischenhändlern, ein Kammer-Entree, so daß man nach dem steigenden oder fallenden Preise der Kammerbillete die Aufregung und die Theilnahme des Publikums berechnen konnte. Mußte man z. B. im vorigen November 1848, wenn ich nicht irre, als das große Revolutionsstück: „der Sturm der Demokratie auf das Haus Hohenzollern" mit neuen Decorationen aufgeführt wurde, diesen Zwischenhändlern zwei Friedrichsd'or zahlen, so ist bei den gegenwärtigen Revisionskammern der Preis einer Eintrittskarte fast auf zwei Groschen gefallen!

In die allernächste Beziehung zum Theater tritt indessen unser modernes Kammerwesen offenbar durch die Weise, wie die Partei des sogenannten Fortschritts sich der Gallerie zu bedienen weiß. Hier wie dort, das heißt in den Theatern wie in den Kammern, besetzt man die Gallerien mit bezahlten oder freiwilligen Claquers, die auf Kommando durch ihr verabredetes, compactes Zusammenwirken die Stimme des Publikums terrorisiren. Eine feile Wühler- und Hetzerpresse setzt dann das Werk der Tyrannisirung und Fälschung der öffentlichen Meinung außerhalb des Hauses fort. Die israelitische Jugend pflegt bei dem einen, wie bei dem anderen Geschäfte durch ihre rührige Frechheit die besten Dienste zu leisten.

Ueber dieß inconstitutionelle Unwesen des modernen Constitutionalismus erhob sich bei den Verhandlungen über die deutsche Frage aus der Mitte unserer Abgeordneten selbst eine Stimme sittlicher Entrüstung. Es war der Pfälzer Abgeordnete Prinz, Mitglied des Frankfurter Parlaments, der in der neunzehnten Sitzung sich also darüber aussprach: „Meine Herren! Dr. Döllinger hat von den unnatürlichen Coalitionen in Frankfurt gesprochen. Ich will Ihnen noch eine unnatürliche Verbindung nennen, eine Verbindung, in Folge welcher zwischen einer gewissen Fraction in Frankfurt und zwischen

allen honetten Leuten in Deutschland eine nicht mehr ausfüllbare Kluft geöffnet worden ist, ich meine die Verbindung einer Fraction mit der Frankfurter Gallerie. Davon kann der ein Wort sprechen, der dieß Treiben mit angesehen hat. Von diesem Scandal machen Sie sich keinen Begriff. Als eine gewisse Partei dem Geist und der Zahl nach in der Minorität war, da hat sie sich Bundesgenossen auf die Gallerien gesetzt; sie hat, als die Gallerie zuweilen geräumt werden mußte, gegen die Entfernung ihrer Freunde protestirt, und da dieß fruchtlos war, ebenfalls die Paulskirche verlassen, um die Versammlung beschlußunfähig zu machen.

Bekanntlich hat das Theaterwesen in Paris, — wo es gewinnbringender ist, als in den Provinzialstädten, — eigene Entrepreneurs dieser Parterre- und Gallerie-Claquers erzeugt. Ein Schauspieler, der sein Glück machen will, muß diesen Entrepreneurs seinen Tribut zahlen, sonst lassen sie ihn durch ihre Bundesgenossen auf den Gallerien gerade dann, wenn seine Darstellung die vollendetste ist, auszischen, während sie ihm bei nüchternen, langweiligen Stellen des Stückes ein ironisches Bravo zurufen, und so jeden Eindruck auf das Publikum vernichten. Kein Zweifel, wenn jene Fraction der Linken, die in Frankfurt schon so gute Geschäfte mit ihren „Bundesgenossen“ machte, wieder einmal obenauf käme, daß wir dann ähnliche parlamentarische Entrepreneurs für die Gallerie-Organisation erhalten würden, wie dieß mit unserer feilen Schacherpresse schon vielfach der Fall ist.

Indessen auch hiemit hat man sich nicht begnügt. Und wie es kolossale Theater gibt, deren Rückwand hinter der Bühne bei besonders großartigen, effectvollen Darstellungen verschwindet, so daß die äußere Landschaft dann als Decoration mitspielt und große Volksmassen, ja ganze Regimenter wirklicher Soldaten vor den Augen des überraschten Publikums agiren: ganz denselben Kunstgriff hat dieselbe Fraction auch

bei den parlamentarischen Schauspielen in Anwendung gebracht. Oder war der Octoberaufstand in Wien und die Ermordung Latours etwas Anderes, als eine Erweiterung des repräsentativen Schauspiels, und nicht ebenso wie die Mitwirkung der Gallerie darauf berechnet, die Majorität in dem sogenannten Reichstag zu gewinnen? Auch dürfen unsere Leser sich nur an die berühmten Bassermannschen Gestalten in Berlin erinnern, wie sie Miene machten, das ganze „Volkshaus" als demokratisches Rachefeuerwerk niederzubrennen, und wie sie den Deputirten, die ihrem Hasse verfallen waren, die Stricke als „Wiener Würstel" drohend unter das Gesicht hielten.

In Frankfurt geschah das Gleiche. Auch hier hatten die rothen Acteurs der Linken nicht genug an ihren Mitacteurs auf den Gallerien; auch hier mußten ihre Genossen auf den Straßen noch mit aushelfen. Und so war auch hier die Pfingstweide mit ihren Sensenmännern und rothen Zuzügen, es waren die Barrikaden in Sachsenhausen und Frankfurt mit ihren rothen Fahnen, das Dröhnen der Pflastersteine, das Prasseln des Gewehrfeuers, der Donner der Kanonen und dazwischen das Gebrüll des Heckerliedes — das Alles war eben auch nur eine Erweiterung der Paulskirche, um die Darstellung effectvoller zu machen, und den „parlamentarischen" Sieg davon zu tragen. „Ich erinnere Sie", sagte daher auch fortfahrend derselbe Pfälzer Abgeordnete, „an die Arrangirung der Versammlung auf der Pfingstweide und das, was die Folge dieser Volksversammlung war. Meinem Gedächtnisse wird nie mehr jene denkwürdige Sitzung entschwinden, die Heinrich v. Gagern mit der erschütternden Darstellung der Vorfälle auf den Frankfurter Straßen eröffnet hat. Ich werde auch niemals vergessen, daß, als Heinrich v. Gagern die Versammlung der Paulskirche aufforderte, zum Zeichen ihrer Entrüstung über den Mord des Fürsten v. Lichnowsky und des Generals v. Auerswald, sich von ihren Plätzen zu erheben, eine gewisse Partei, oder ein Theil dieser Partei, fest sitzen blieb, und daß die Blätter dieser Partei dieses Sitzen-

bleiben gleich als eine gesinnungstüchtige That oder Unterlassung rühmten, oder wenigstens mit Ostentation darstellten."

Uebrigens ist auch dieß Manöver nichts Neues; es ist, wie das Meiste, was bei uns dermalen als demokratischer Fortschritt gerühmt wird, eine alte französische Revolutions-Praxis. Denn schon im Convent setzte der „Berg" seine wüthigsten Blutbeschlüsse nicht durch seine überzeugende Beredsamkeit, sondern durch das Gebrüll der Gallerien durch, und wenn es ihm damit nicht glückte, so bot er zur Verstärkung den Landsturm seiner Mitacteurs von den Straßen auf, und auf einen Wink erschienen sogleich in wilden Haufen mit drohendem Rachegeheul, die Blutweiber der Guillotine und die Sansculotten mit den Köpfen ihrer Opfer auf Spießen und Bajonetten. Die Wirkung blieb nicht aus; denn wer von den souverainen Repräsentanten hätte noch gewagt, dem also ausgesprochenen Willen der französischen Nation zu widerstehen? Die parlamentarische Stimmenmehrheit war mithin gesichert!

Auch in neuester Zeit ist uns Frankreich hierin wieder mit seinem Beispiele vorangegangen. Denn nach der jüngsten französischen Februarrevolution, — die ja selbst in dieser Weise nur durch jene große, von der Polizei verbotene Festdemonstration gegen die Majorität der Kammern geglückt war, — wurde hier das größte Schauspiel dieser Art aufgeführt, als nämlich im Juni 1848 ganz Paris sich in eine einzige parlamentarische Bühne verwandelte. Die Deputirtenkammer war die Festung; ihr galt der Sturm; rings um sie her drohte ein Wall von Feuerschlünden, und die Stadt allum war ein weites Schlachtfeld, wo Hunderttausende gegen Hunderttausende um die parlamentarische Majorität stritten. War der ganze Aufstand ja in der That nur ein neuer, folgerichtiger Act in dem alten großen Revolutions-Drama.

Und diesen theatralischen Charakter, der den blutigen Ernst des Lebens von Zeit zu Zeit in die eitle Frivolität des Spieles als Mitacteur hineinspielen läßt, hat das moderne französische Repräsentativ-Wesen, dem Geschmacke von Paris ge-

mäß, stets behauptet. Nur erschienen statt der schmutzigen, blutbefleckten Sansculotten zur Zeit der politischen Ebbe abwechselnd seine Redner mit Glaçehandschuhen und zierlichen Sprüngen auf der Bühne. So z. B. zur Zeit der Restauration. Allein eine Komödie war es auch jetzt, und dessen rühmten sich die Sieger ausdrücklich im Juli 1830, als sie den Thron des Bürgerkönigs auf den Barrikaden errichtet, und der Welt verkündigten, daß sie fünfzehn Jahre Komödie gespielt.

Schon 1819 sagte daher J. Görres in seinem „Teutschland und die Revolution" von diesem französischen Kammertheater und dem Beifall, den es in Deutschland fand: „Schnell hatte Frankreich die Bühne, die mit dem Sturze Napoleons eingestürzt, wieder aufgerichtet, und statt der großen tragischen Stücke aus römischer Kaiserzeit, wurden nun wieder Bürgerdramen, Henriaden mit der nöthigen Zuthat von Freisinnigkeit, mit dem besten Ensemble aufgeführt. Dort stritten in Strophe und Gegenstrophe Ultra's mit Liberalen starken Streit; sie theilten sich rechts und links in Haufen und Parteiungen, die, wenn es galt, in geschicktem Manöver wieder nach der Mitte in Masse sich vereinigten, und also, bald verbunden, bald entzweit, die Minister in der Hofburg belagerten; und das Spiel mit Gewandtheit und Geschick ausgeführt, fing an, ihrerseits die verdrießlichen Teutschen wieder zu ergötzen."

So hat man mit Kammerkomödien in Verbindung mit Straßendemonstrationen der Hauptstadt eine Revolution nach der andern gemacht, und das Volk Frankreichs, in dessen Namen man die Stücke aufführte, hatte nichts dabei zu thun, als Beifall zu klatschen und die Kosten zu zahlen.

In England ist dieß anders. Die großen Interessen der Nation stehen sich hier in ihren Vertretern bei den parlamentarischen Kämpfen personificirt gegenüber. Der in der Nation lebende Rechtssinn nöthigt jede Partei, die Heiligkeit des überkommenen Gesetzes und der bestehenden Ordnung zu ach-

ten. Daher statt endloser Revolutionen allmählige Reformen auf dem von dem Gesetze vorgeschriebenen Wege.

Während das erste deutsche Parlament es verschmähte, seinen Beginn durch Gottesdienst und Gebet zu weihen: wird in England jede Sitzung mit dem alt üblichen Gebete eröffnet. Das Theatralische und die eitele, komödiantenhafte Effecthascherei fällt hier durchaus hinweg. Publikum, Judenschaft und Journalisten spielen hier gar keine Rolle. Die anwesenden Zuschauer werden als das angesehen, was sie wirklich sind, als einzelne Privatpersonen, die hier nur Ausnahmsweise geduldet werden. Ein Mitglied des englischen Parlaments darf nur die Worte aussprechen: „Ich glaube Personen zu bemerken, die nicht zu diesem Hause gehören", und die Gallerien werden sogleich geräumt. Da die Herren und Damen auf den Gallerien dieses wissen, so sind sie so klug, es nicht so weit kommen zu lassen, und der Präsident sieht sich nicht genöthigt, immer auf neue Wendungen und Phrasen zu sinnen, um der freisinnigen Jugend in Erinnerung zu bringen, daß sie hier nicht mitzureden hat, und daß Ruhestörungen nicht erlaubt sind. Straßendemonstrationen und rothe Aufzüge zur Unterstützung der Bundesgenossen auf den Gallerien werden in England eben so wenig geduldet. Als die Chartisten daher im vorigen Jahre ihre große Sturmpetition beabsichtigten, da ließ sich der Kern der Bürgerschaft als Constabler vereidigen, und Großbritanien blieb von dem theuern Glück einer improvisirten Februarrevolution verschont.

Das ist parlamentarische Sitte in einem Lande, dessen praktischer Sinn es für Wahnsinn hält, die Wohlfahrt und die Freiheit des Landes jeden Tag dem Ehrgeiz und den Schwindeleien einer handvoll Schwätzer, Journalisten, Juden und Klubbchefs, unter dem Namen einer demokratischen Volksrepräsentation, Preis zu geben.

Wir in Deutschland haben hierin nichts von England gelernt, sonst hätten wir unsere Verfassungen in deut-

schem Geiste eingerichtet, wie die Engländer die ihrige in englischem. Wir haben vielmehr, nachdem wir die Ketten der französischen Eroberung gebrochen, uns als sclavische Nachbeter unter das Joch ihrer politischen Theorien gebeugt. Auch wir haben, gleich ihnen, in der Ausbildung unseres constitutionellen Kammerwesens dem Theatralischen, dem Oratorischen das Uebergewicht eingeräumt. Alle Kraft wird in Phrasenmachen und nutzlosem Wortgeplänkel vergeudet. Um leere Schlagworte wird wochenlang, ohne den geringsten Nutzen für Land und Volk, hin und her gestritten. Und waren wir früher ein schreibseliges Volk, so laufen wir gegenwärtig durch diese Richtung unseres parlamentarischen Lebens Gefahr, ein redseliges, ein geschwätziges zu werden, beides natürlich auf Unkosten der That.

Eine andere Errungenschaft, die wir in diesem Gebiete den Franzosen abgeborgt haben, ist das bodenlose Theoretisiren. Statt nach germanischem Geiste unsere Rechtsgrundsätze und die Grundelemente unserer Institionen in den Gesetzen der Dinge, in den wirklich gegebenen Verhältnissen, in dem Lebendigen und Bestehenden aufzusuchen, wollen unsere souverainen Kammervirtuosen Alles *a priori* construiren und endgültig decretiren; ein Verfahren, durch welches mit dem festen Rechtsboden auch der Rechtssinn des Volkes vernichtet, und einer endlosen Revolutionirerei Thor und Thüre geöffnet wird. Nichts ruht mehr auf dem festen Grunde des positiven Rechts und der Wirklichkeit, sondern Alles schwebt wie ein gespensterhaftes Traumreich auf den Dunstwolken todter Abstractionen und luftiger Theorien, die jeden Tag, Ort und Gestalt zu wechseln pflegen.

Eine dritte Untugend endlich, die wir uns gleichfalls aus der Schule französischer Kammerdebatten und französischer Journalistik herübergeholt haben, und die sich trefflich mit diesem oratorischen, rabulistischen Theoretisiren verträgt, ist das heillose französische Partei- und Coterie-Unwesen. Mag eine deutsche Kammer noch so klein, mögen die Ver-

hältnisse noch so verschieden seyn, sie muß ihre Rechte, ihre Linke und ihr Centrum, sammt allen Unterabtheilungen von rechtem Centrum und linkem Centrum, und wie der Firlefanz sonst heißen mag, haben, wie wäre sie sonst eine Kammer! Und kömmt nun eine Frage vor, so wird sie nicht nach dem Interesse des Landes, sondern nach den armseligen Formeln und Stichworten einer jeden Fraction verhandelt. Ist daher auch ein Ausschuß zu ernennen, dann werden nicht Männer hineingewählt, die die Sache verstehen, sondern jede Fraction sucht vor Allem, so viel als möglich, Parteigänger ihrer Farbe hineinzubringen; Fähigkeit, Sachkenntniß, Erfahrung, Charakter sind untergeordnete Rücksichten.

Können wir uns bei dieser Richtung, welche die Entwickelung unseres parlamentarischen Lebens eingeschlagen, noch wundern, wenn das Volk klagt, daß ihm aus diesen langweiligen, kostspieligen, wortreichen Kammerverhandlungen so wenig Gewinn erwächst. Es horcht und horcht wieder: die alte Kammerklappermühle geht unermüdet Tage, Wochen, ja Monate lang fort; allein es fällt keine nährende Frucht heraus, seinen Hunger zu stillen, sondern nur Phrasen und beschriebene Papierschnitzeln.

Wie könnte es bei dem herrschenden Geiste auch anders seyn? Da die Parteien einmal darauf angewiesen sind, in der Rhetorik mit einander zu wetteifern, so werden natürlich jene Fragen vor Allem und fast ausschließlich behandelt, worüber man nach seinem Parteistandpunkt, ohne viel davon zu verstehen, Phrasen machen kann. Ganze Wochen und Monate werden mit solchen Wortgefechten vergeudet. Die ernsten, trockenen Fragen des wirklichen Lebens dagegen, wobei es sich um die wahren Bedürfnisse des Volkes handelt, die Fragen, die sich nicht für die „eitle Rednerei“ eignen, die gründliche Kenntnisse und Erfahrungen voraussetzen, sie werden entweder gar nicht zur Sprache gebracht, oder ganz zuletzt in höchster Eilfertigkeit heruntergehudelt. Bei ihnen würde ja der Ehrgeiz seine Rechnung nicht finden; könnte man doch keine

Ministerfrage aus ihnen machen; auch die persönliche Eitelkeit ände dabei keine Befriedigung: die Gallerien würden ja leer eyn, und die Presse nur geringe Notiz davon nehmen.

Welchen verderblichen Einfluß aber diese Rücksichten auf ie Gallerien und die Presse bei dem dermaligen rhetorischen Stande unseres parlamentarischen Lebens üben, kann man nur ann ermessen, wenn man dieses Treiben als Augenzeuge beobchtet. Wie Vieles wird aus eitler Popularitätssucht nur einig deßhalb gesagt, um auf den Gallerien und in den Parteiournalen ein Bravo hervorzurufen, und wie manche gesunde aber ittere Wahrheit wird nur deßhalb verschwiegen, weil man sich or dem Mißfallen und Zischen fürchtet. Wie mir ein Mitlied des Frankfurter Parlamentes versicherte, so wurde die älfte aller dortigen Reden einzig der Gallerien wegen gehaln; und aus welch einem Publikum bestanden diese? — Dann ibt es in der Regel eine ganze Reihe von seichten, selbstgeälligen Rednern, die sich erst todt reden müssen, bis eine ammer gelernt, den Spreu vom Waizen zu sichten, und dem erdienst das Wort gibt. Damit aber geht die beste Zeit orüber. Auch bleibt immer noch eine andere Klasse jener perennienden „Unvermeidlichen“ übrig, die keine Frage vorübergeen lassen, ohne daran ihre Virtuosität in der Phrasenmacherei produciren. Tritt nun hiezu noch jene krankhafte französische pppositionshetze mit ihrem Coteriewesen, zusammt der unpraktihen deutschen Ideologie, vor der Napoleon eine so gründliche eringschätzung hatte: so kann man sich die Endergebnisse dier parlamentarischen Schauspielerei an den Fingern abzählen.

Ein eben so unerquickliches als unfruchtbares Parteigezänk, is sich immer mehr erbittert, und zum Nachtheil aller Autoiät immer heftiger und rücksichtsloser wird, bis zuletzt alle usswege versperrt sind, und das Ministerium entweder abtritt, er die Kammern zur Abkühlung vertagt, oder sie auflöst. eide Maßregeln sind für das Land ein Verlust an Geld und eit, fördern die Geschäfte nicht und zerstören das Vertrauen. ommen aber die Kammern wieder zusammen, so pflegt dort,

wo dieser Geist herrscht, der alte Tanz von Neuem anzugehen, wie sich dermalen z. B. in Würtemberg und Sachsen zeigt.

Allein nehmen wir an, es komme nicht zu diesem Aeußersten und das Ministerium gewänne eine Majorität. Auch selbst dann pflegt das Resultat bei diesem unseligen Parteiwesen und der Zerrissenheit unserer Zeit in der Regel kein erfreuliches zu seyn. Denn wird ein Gesetzentwurf eingebracht, so mäckelt jede Fraction der Kammer daran herum. Durch überraschende, effectmachende Reden, durch spitzfindige Sophistereien, womit sie die Unwissenheit und Einfalt födert, durch fulminante Drohungen, womit sie die feige Charakterlosigkeit zurückschreckt, weiß sie bald diese, bald jene Concession davonzutragen. Und da wird denn der eine Paragraph des Gesetzes im monarchischen, der andere im demokratischen, der dritte im Sinne eines doctrinären Jüste Milieu amendirt. Die Rechte macht diesen Zusatz, die Linke reißt jenen Fetzen heraus, und das Centrum flickt die einzelnen Lappen wieder zusammen, bis zuletzt ein bunter Mischmasch herauskommt, der confus, wie er selbst ist, die gräulichste Verwirrung anrichtet, weil er für kein Verhältniß paßt, und mit dem Alle gleich unzufrieden sind.

Daß dem Volke bei einem so gearteten parlamentarischen Treiben keine Rosen blühen, leuchtet wohl ein. Allein denjenigen, die der modernen Volksvertretung diese Richtung gaben, galt die Wohlfahrt des Volkes auch als die letzte Rücksicht. Es waren Advokaten, Professoren, Journalisten, Casinoredner, Klubbchefs, politische Intriguanten und Speculanten, die Minister werden wollten. Und darum haben sie die Dinge so eingerichtet, daß der nächste Weg aus einer Advokaten- oder Redactionsstube durch die Kammer auf die Ministerbank führt. Die Kammern sollen ihnen eben nur als eine Ministerfabrik dienen.

Daß diese Sorte von Constitutionalismus, wie sie so lange z. B. in Baden in höchster Blüthe gestanden, jeden gesunden Geist mit Unwillen erfüllen muß, versteht sich wohl von selbst.

Der Abgeordnete Heine sprach dieß Gefühl in seiner schneidigen, rischen Weise aus, wenn er in unserer Kammer sagte: „Die onstitutionellen Staaten, meine Herren! oder das Wort Constitutionalismus, hat für mich nichts so gar Großes. Dieses ann man über Nacht lernen, und über Nacht wieer vergessen. Der Constitutionalismus, wenn man seine ebensdauer in Deutschland nachrechnet, ist wirklich ein sehr unges Kind." — Und seine Verachtung über ein solches Manöver der üblichen Staatspraxis, oder wie er sich ausdrückte, iber „ein solches Rüstzeug und Strategem der alt-onstitutionellen Staatsschule" in Kürze aussprechend, agte er weiter: „Es ist eine alte Geschichte, daß man mit olchen unfruchtbaren, die Sache nicht fördernden oder umgestaltenden Wort- und Satzveränderungen den bestehenden Ministerien Verlegenheiten zu bereiten wußte, und ich war nit aus dieser Ursache schon von lange her dieser Schule gram; denn ewig Minister machen oder ändern von Königs- oder Volkswegen ist eine unfruchtbare ınd kostspielige Fabrik." *)

---

*) Eine andere Kritik über diesen Ministerfabrik-Constitutionalismus spricht der folgende Antrag aus, den in diesen Tagen die Erfurter Zeitung brachte: „Nordhausen, am 15. Nov. In der am 12. d. M. stattgefundenen öffentlichen Sitzung der Stadtverordneten stellte Herr Salfeld folgenden Antrag: „„In Erwägung, daß es Pflicht der Versammlung als Vertreterin der Bürgerschaft sei, so viel als möglich eine Ersparung an Abgaben zu erzielen; in Erwägung, daß die Erhaltung der Kammern dem Staate viel Geld koste, wozu jeder Bürger seinen Theil beitrage, daß dagegen die Kammern den Bürgern noch keinen Vortheil geschafft u. s. w., beschließt die Versammlung eine Bittschrift an Seine Majestät den König zu richten, worin er gebeten wird, die Kammern aufzuheben, und auf Grund der von ihm dem Volke verliehenen Verfassung selbst zu regieren."" Dieser Antrag wurde hinlänglich unterstützt, und zur Berathung in der nächsten Versammlung verwiesen." — Ist dieser Vorschlag auch dermalen vielleicht nur ironisch gemeint,

Auch das unpraktische Theoretisiren und die rabulistische Confusionsmacherei unserer „Volkskammern“ ist ihrem „Confusionsrath“, wie Heine sich selbst nannte, „nicht entgangen. Aus diesem Grunde, meinte er, indem er sich dem österreichischen Vorschlage annäherte, daß die gemeinsamen Angelegenheiten des großen deutsch-österreichischen Bundesreiches ausschließlich von einem aus Notabelen zusammengesetzten Oberhause verhandelt werden sollten. „Denn“, sagte er, „ein Unterhaus ist seiner Natur nach nicht geeignet, solche zarte Fragen“ (wie sie zwischen zwei so ungeheueren Länder- und Völkergebieten nothwendig entstehen müssen) „zu umgehen oder zu beseitigen — nein, es ist ganz dazu gemacht, um die schwierigsten Fragen aufzustöberen und in Zweifel zu ziehen und den Zankapfel daraus zu machen. Dieses Oberhaus wird auch die große Frage der Arbeit zu lösen haben; das thut man aber nicht mit einem Applaus, mit Stimmensammlen, oder mit kleinen Manövern; das thut man durch Intelligenz und Autorität, die man in seiner Nation, oder in seinem Stamme besitzt, und nicht erst auf dieser erhabenen“ (Redner-) „Bühne zu erwerben hat.“

Ich möchte diesem Urtheile eines politischen Physiologen ein anderes, aus dem Munde des Volkes, zur Seite stellen, das mit andern Worten so ziemlich dasselbe sagt. In diesem Sommer vor Einberufung unserer Kammer habe ich

---

so thun die, „welche die Ehre haben, einander anzugehören“, Alles, um ihn dem Volke plausibel zu machen. Macht diese endlose Kammerschwätzerei ohne Resultat nicht bald einem besseren Geiste Platz, dann wird das Volk, wie ich fürchte, bald sagen: als Theater ist uns diese Einrichtung zu theuer und zu langweilig, als politische Institution aber nützt sie weder der bürgerlichen Freiheit, noch der bürgerlichen Wohlfahrt, sondern dient nur dem Ehrgeiz von abgehausten Intrignanten und hungerigen Demagogen.

eine Wanderung in unserem Hochgebirg gemacht. Ich ging hinter Lenggries an der lieblichen Jachenau vorbei, das Isarthal hinan. Es ist eine einsame, wilde, großartige Berggegend. Stundenweit kein Haus; nur himmelansteigende Berge, Wald und Felsen, und brausendes, weißschäumendes Wasser; sonst die Stille tiefster Einsamkeit, nur hie und da unterbrochen von der Glocke einer weidenden Kuh und dem Juchheschrei eines Hirten. So kam ich zum Wirthshaus im Fall. Der Ort heißt so, weil die Isar vor Zeiten hier an einer scharfen Ecke umbiegend, einen Sturz oder Fall über die Felsen machen mußte. Die Felsen sind nun gesprengt; aber noch immer braust das grüne, klare, eisfrische Alpenwasser zornschäumend in stürmischem Schuß an der Felsenecke vorüber. Das Wirthshaus ist ein stattlicher, altbayerischer Bauernhof; wohlhabend und sauber ausschauend, wie man sie dort findet, wo die Güterzertrümmerung bisher noch kein Grundrecht war. Die alte Wirthin, die in der Pfalz eine reiche „Madame" vorstellen würde, war in ihrer schlichten, alten Bauerntracht in der Küche beschäftigt, das „Mittagmahl" bereiten zu helfen, eine nahrhafte, ausgiebige, altbayerische Kost, die in's Mark der Volkskraft übergeht. Ich ließ mich mit der alten Frau in ein Gespräch ein, und fragte sie unter Anderem, wie denn die letzten Wahlen zum Landtag bei ihnen im Oberlande ausgefallen seien. Der Landtag schien eben nicht ihre Liebhaberei zu seyn, und sie antwortete mir ironisch: Ach, dießmal hätten wir eben so gut alte Weiber hinein wählen können, es wäre dasselbe herausgekommen. Denn wo alle „mit hinein reden oder schreien", wie kann da etwas „zusammen gehen?" d. h., wie kann da eine Ordnung und ein Resultat herauskommen. Unsere Volksvertreter könnten Urtheile dieser Art auch anderwärts, als bei der Frau Wirthin im Fall, hören. Auch bei der jüngsten Berathung des Jagdgesetzes, als Dr. Heine seinen bekannten Vorschlag machte, den Preis der Jagdkarten für das Flachland auf 20 fl., für das bayerische Hoch-

gebirg aber, wo noch die alte Treue wohne, auf 3 fl. zu setzen und er den Vorschlag spöttisch damit motivirte, daß wenn Jeder sich hier in der Kammer das Recht aneigne, ein Gesetz zu verwirren, auch er sich dieses Rechtes bedienen wolle, da mußte ich wieder an das Wort meiner alten Wirthin im Hochgebirg denken: „wie soll denn da etwas zusammen gehen, wo Jeder mit hinein redet oder schreit?“

Eine solche Frage nun, sehr geeignet für Jeden „mit hinein zu reden“, war offenbar die deutsche über unsere Reichsverfassung. Und je schwieriger sie denen erscheint, die eine wirkliche Einsicht in die sich dabei so vielfach durchkreuzenden Interessen haben, um so geeigneter ist sie für die eitele Phrasenmacherei Jener, die zu unwissend und zu oberflächlich sind, um ihre Schwierigkeiten zu würdigen, oder die da meinen, jeder Knoten in der Politik lasse sich mit einer Sense, oder einem Dreschflegel durchhauen. Das Mitreden in der deutschen Frage ist aber gerade in Deutschland um so gefährlicher, weil man sich hier an den Wahn gewöhnt hat, als sei Alles mit dem Reden und Decretiren, wenn es nur im Namen der Volkssouverainetät von einer Volkskammer geschehe, „endgültig“ abgethan.

Mit gutem Grunde warnte daher auch der Abgeordnete v. Lasaulx seine Collegen vor dieser Täuschung, indem er seine Rede mit den treffenden Worten begann: „Meine Herren! Die deutsche Frage, welche heute am Tage Allerseelen hier besprochen wird, ist ihrer Natur nach wesentlich eine Frage der Macht, und wird da entschieden, wo die Macht ist. Ließe sich diese Frage durch Reden entscheiden, so wären wir jetzt nicht in der Lage, ein Wort darüber zu verlieren. Sie wäre dann von der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt entschieden worden, wo es an Reden, auch an guten, vollkommen so guten als in diesem Saale gehört werden, nicht gemangelt hat; oder sie wäre in Stuttgart entschieden worden von dem Rumpfparlament, und den Fünfmännern der sogenannten Reichsre-

gentschaft, deren große, tapfere Worte ganz den Eindruck machen, als hätten sich die Sprecher in jenem psychologisch interessanten Zustande befunden, in welchem zuweilen gewöhnliche Menschen sich selbst für Könige, Kaiser oder Päpste halten." —

Indessen haben sich dennoch zweiundvierzig Redner, also nahezu ein Drittheil der anwesenden Kammermitglieder, und einige von ihnen mehrmal, mit ihren Reden bei der deutschen Frage betheiligt. Mancher von ihnen hätte seinem Vaterlande durch ein bescheidenes Schweigen einen besseren Dienst geleistet. Allein auch unsere Kammer hat ja nach französischem Vorbild eine Rechte, sie hat ein Centrum, sie hat eine Linke, und die Linke scheidet sich wieder in die Fraction Wallerstein-Morgenstern und die Fraction Arnheim, und ich weiß nicht in wie viele Unterfractionen. Da müssen denn die großen und die kleinen Celebritäten all dieser parlamentarischen Abtheilungen natürlich bei einer so ausgiebigen Frage „mitreden" oder „mitschreien", und zuletzt lassen die Führer wohl gar die ganze Mannschaft, die Invaliden miteingerechnet, in das Feuer des Wortgefechtes ausrücken, um den Sieg davon zu tragen.

In einem jedoch unterscheidet sich unsere Kammer von den übrigen. Als Hemmschuh gegen den Coterie-Unfug hat man es nämlich dießmal wiederum durchgesetzt, daß die einzelnen Mitglieder ihre Sitze nicht nach Willkür, sondern nach Vorschrift der Verfassung, wie ihnen das Loos sie zutheilt, einnehmen müssen. Ein Umstand, der namentlich für die Linke und die systematische Oppositionsmacherei von zwiefachem Nachtheil ist. Einmal erschwert es den Leitern und Obercommandanten das Commando; sie können nicht sogleich bei einem Antrag oder einer Rede der dienstbaren Mannschaft im engsten Vertrauen die Parole austheilen und das nächste Parteimanöver anordnen. Noch größere Schwierigkeiten aber

hat es hinsichtlich der Operationen der parlamentarischen Mitacteurs auf den Gallerien. Sitzen nämlich die Rechte und die Linke getrennt sich einander gegenüber: so weiß jeder freisinnige Judenbub und Märzbruder, was er zu thun hat. Spricht ein Redner auf der Rechten ein treffendes, einschneidendes Wort: so wird gezischt; spielt dagegen einer auf der linken Seite des Hauses einen rothen Trumpf aus: so wird Bravo gerufen. Sitzen dagegen die Parteien, wie es nun der Fall ist, gemischt unter einander, sitzen z. B. Lerchenfeld und Heine dicht neben Tafel und Morgenstern: so müssen die Mitacteurs sich die Mühe geben, dem Gedankengange des Redners zu folgen, und da wissen die Armen oft nicht, ob sie zischen oder Bravo rufen sollen, wenn ihnen nicht vielleicht ein verabredetes Zeichen rechtzeitig zu Hülfe kömmt, wie es z. B. in Frankfurt geschah. Indessen dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß auch diese parlamentarische Anomalie der bayerischen Kammer nächstens verschwinden wird. Denn Fürst Wallerstein, dem die Ironie des blinden Geschickes das Glück zugetheilt, unweit von Döllinger zu sitzen, möchte die Häupter seiner Lieben und Getreuen, auf die er ja so stolz ist, enger um sich versammelt sehen. Er hat daher im Laufe der Debatten über die deutsche Frage bereits schon angekündigt, daß er einen Antrag auf Abstellung dieses Sitzzwanges, der jede Verabredung hindere, einbringen werde.

Wenn ich mir nun diesen in der alten Bureaukratie ergrauten Führer unserer heutigen Kammer-Demokraten und die Schaar ansehe, welcher er anzugehören die Ehre hat, dann gemahnt mich dieß an jenen alten fuchsschwänzerischen rabulistischen Scheinliberalismus, dem der heutige Radicalismus zum Theil entsprungen ist. Ob das Kind nicht in manchen Zügen dem Vater gleiche, darüber mögen die Leser dieser Blätter aus der folgenden Signatur schließen, die sich in „Teutschland und die Revolution“ Seite 82 findet. Dort sagt J. Görres:

„In allgemeinen Redensarten von Freiheit und liberalen Gesinnungen zu reden, in der Ausübung aber jede despotische Gewaltthat, und jede schlechte Institution zu beschönigen und zu rechtfertigen, das schien etwas, was schon der Zeit, die aus allen Fugen getreten, zuzulassen war. Alle Helden des Plutarch auf der Parade aufzuführen, war schon erlaubt; aber mit dem Vorbehalt, Jeden, der sie etwa nachahmen wollte, als Verrückten zu erklären. Dem Adel Böses nachzusagen, in geistlichen Angelegenheiten mit kühner Aufklärung zu sprechen, die Jesuiten schnöde zu behandeln, vom Mittelalter schlecht zu reden, das Feudalunwesen zu schelten nach Herzenslust, die Ultra's in Frankreich übel anzulassen und ihre Thorheit auszulegen nach Gebühr, den Mysticismus in seiner Blöße darzustellen, zu schelten über böse Leidenschaften und Halbheit der Gesinnungen, die es nirgendwo zu etwas Gedeihlichem kommen lassen, über die Mißgriffe des Königs von Spanien sich stark und mit Freimuth zu erklären, und von Zeit zu Zeit den deutschen John Bull anzustechen: das ist der liberale Turnplatz, den sie sich zum Tummeln vorbehalten. Dagegen zeigen sie sich willig, mit dem Mantel der Liebe die schnödeste Willkür des Brodherrn zuzudecken; Ihm jede Ausnahme von den erhabensten Grundsätzen huldreichst einzuräumen, und alle Fehden auszufechten wie die ihrigen. Auf diese Bedingungen werden dann Caperbriefe auf die benachbarten Regierungen ausgetheilt, bis diese die Schwäche haben, und zur Auslösung sich verstehen, wo dann ein Mandat ausgeht, fortan sei es illiberal und der deutschen Sache nachtheilig, die bisher Gescholtene ferner im Schimpfe anzugehen. S c h m a r o t z e r d e r F ü r s t e n, V e r d r e h e r d e r W a h r h e i t, T a r t ü f f e i n d e r P o l i t i k, f r e c h e S o p h i s t e n, d i e d e n G e d a n k e n b e i H o f z u L e h n e g e b e n, w i e s i e a u c h d e r K i r c h e a n g e m u t h e t, sind diese Schalksknechte hin und wieder über Teutschland her verbreitet: sie kennen sich und loben sich, und helfen sich einander, und falsche Freunde der Sache, sind sie gefährlicher als ihre offenen

Feinde, weil sie das Volk verwirren und blenden durch den Schiller, in dem sie unaufhörlich wechseln."

Was ist nun anders geworden? — Der Fuchs hat eben nur das Kleid gewechselt. Schweifwedelte dieser alte Liberalismus in der Bureaukratenzeit vor seinen fürstlichen Brodherren, so ist er seit der „Märzerhebung" ein Volks- und Pöbelschmarotzer geworden. Welch ein herzloser, grausamer Tyrann er aber dort zu seyn pflegt, wo ihm die Herrschaft zu Theil wird, das erfahren dermalen die unglücklichen katholischen Kantone der Schweiz, die der rothe Geier mit seinen Fängen erbarmungslos zerfleischt!

Anderwärts ist es ihm indessen nicht so gut geworden. Ueberall wurde er im offenen Kampfe niedergeworfen, während sein demokratischer Meuchelmörderdolch ihm den besseren Theil des Volkes entfremdet hat. Und so haben sich auch die Reihen unserer Linken merklich gelichtet. Der Brülllöwe ist daraus verschwunden und andere Löwen haben sich muthig — aus dem Staube gemacht. Der Ton der Uebriggebliebenen und Neuhinzugetretenen ist bedeutend gedämpfter; sie befleißigen sich der Mäßigung; ja sie geben vor, gegenwärtig erstaunlich viel auf gute Sitte und Discretion zu halten. Mehr noch: warf die Taktik ihrer Parteigenossen der Regierung in der aufgelösten Kammer vor, sie provocire die Revolution durch ihr freiheitfeindliches Mißtrauen, das jedem noch so harmlosen und edlen Aufschwung des mündigen Volkes mit Bajonetten drohe, so erklären sie umgekehrt heute die Regierung für die moralische Urheberin der Revolution in der Pfalz, weil sie die unglückliche Provinz nicht mit ihren Bajonetten geschützt, vielmehr das Vereins- und Volksversammlungswesen in seiner revolutionärsten Zügellosigkeit unthätig geduldet habe. So ändern sich die Zeiten!

Hat die Linke auf diese Weise manchen Verlust erlitten, so hat sie dagegen in dem alten Staatsminister König Ludwigs einen neuen, wenn auch keinen jungen Führer gewonnen. Frei-

lich, als in den Stürmen des März das Ministerium Wallerstein-Berks fiel, da wollte sich keine dieser freisinnigen Stimmen für sein längeres Verbleiben erheben. Und gewiß gehört die abentheuerliche Rolle, die der Fürst an der Spitze seiner Lieben und Getreuen spielt, zu den wunderlichsten Seltsamkeiten unserer grundverrückten Zeit. Die Welt zerbricht sich daher nicht ohne Grund den Kopf, wer bei dieser rührenden Entente cordiale — zwischen dem Großmeister der alten Bureaukratie und dem radicalen Advocaten der neuen Volkssouverainetät, der den zu Neustadt versammelten Demokraten der Pfalz den Brudergruß der fränkischen Demokraten zu überbringen hatte — eigentlich der gefoppte sei. Eine wunderlichere Brüderschaft konnte sich wahrlich nicht zusammenfinden, als die auf der unserer Linken: Pfarrer Tafel, Posthalter Stöcker, Advocat Morgenstern, Bürger Reinhardt, Bürger Crämer — und der Bürger-Fürst Wallerstein an ihrer Spitze.

Allein auch ihm will es nicht so recht nach Wunsch gehen. Ein rother Faden wehmüthig schmerzlicher Klage zieht sich durch seine Begeisterung: denn „ach!" ruft er, „der Adler der deutschen Freiheit, der sich im vorigen Jahre zu kurzem Fluge erhoben, er liegt nun geknebelt und gebunden, umgeben von dem Zopf in allen seinen Formen, der alle Regungen des Gefangenen bewacht, ängstlich dafür sorgend, daß dieser nicht zu viel Nahrung bekomme!" — Und „Ach!" möchten wir in dem gleichen Tone emphatisch-wehmüthiger Klage hinzusetzen, „ist dieser Stoßseufzer des edlen Fürsten nicht ein lebendiger Beweis von der bekannten traurigen Erfahrung unserer Zeit, daß so viele der Besten den alten Bureaukraten-Zopf hinten abgeschnitten und sich ihn vorn als Barrikadenbart angebunden haben?" — Aber auch anderes ist geschehen, was dem gefühlvollen Herzen unseres ehemaligen Ministers gewiß sehr nahe gegangen! Wir erinnern nur an jenen betrübenden Todesfall, der ihm eine heißgeliebte geistige Tochter von der Seite riß. Ein Blatt, dem der Fürst öfter die

„ungeheuere Ehre“ erweist, im Laufe der Debatten seiner zu erwähnen, brachte darüber folgende Anzeige:

„München, den 10. October. Todesanzeige. Vorgestern verschied dahier an unheilbarer Schwindsucht Fräulein Wallerstein. Seit ihrer Geburt hatte der Vater, damaliger constitutioneller Minister, jetzt Bürger, sie bei dem Buchhändler Fahrmbacher in Augsburg in die Kost gegeben, aber wegen fortwährenden Uebelbefindens wurde eine Luftveränderung für nöthig erachtet, und in der Hoffnung, daß die Münchener Märzluft ihr zuträglich seyn würde, hatte ihr Kostvater mit ihr nach der Hauptstadt zu ziehen beschlossen, wo sie großen äußerlichen Aufwand machte und in schwarz-roth-goldenem Kleide an allen Straßenecken, besonders in der Weinstraße Figur zu spielen suchte. Allein, obwohl sie die Zungenfertigkeit zugleich mit andern berühmten Eigenschaften ihres Papa's geerbt hatte, und obendrein die Erbschaft des seligen „„Vorwärts““ antrat, so fand sie doch überall eine eben so demüthigende Zurücksetzung wie ihr Erzeuger. An allen Thüren wurde sie abgewiesen; nur in schlechter Gesellschaft fand sie einige wenige Bewunderer, und erlitt unausgesetzt die Kränkung, daß allenthalben das Gold ihres Kleides als falsch, das Schwarz als bloßer Gallausfluß und nur das Roth allein als ächt erkannt wurde. Umsonst versuchte ihr Herr Papa durch seine Zauberkünste zu helfen; die Schwindsucht, zu welcher noch ein bösartiges Schleimfieber sich gesellte, nahm überhand, und vorgestern verschied die Aermste, ohne daß ihr irgendwelche Tröstungen gereicht worden wären. Nicht einmal ein deutschkatholischer Prediger kam an ihr hartes Lager. Das Leichenbegängniß soll ganz in der Stille stattfinden, sobald der Herr Papa statt seiner grünen Hosen sich ein Paar schwarze geschafft haben wird. Alle Beileidsbezeigungen werden höflichst verbeten, doch wird zu einem schweigsamen Opfergang eingeladen. Als Erbe ihres activen Vermögens, jedoch mit Ablehnung sämmtlicher Passiven, ist der „„Eilbote““ eingesetzt, den die Verblichene noch auf ihrem Sterbebette als ihren treuesten Gesinnungsgenossen bezeichnet, und ihm auch den gesammten Witz ihres Vaters durch den letzten Willen feierlich vermacht hat. Dreißigtausend harte Seufzer von allen

zahlreichen Leidtragenden nah und fern sollen ihr folgen; der Kostvater weint blutige Thränen. Auf den rothen Grabstein werden die einfachen Worte gesetzt: Hier liegt die Deutsche Constitutionelle Zeitung, natürlichste Tochter Ludwig Wallersteins."

Ueberhaupt aber hat Bayern, wir meinen das Volk, dem demokratischen Fürsten seine Dienste mit dem schwärzesten Undank belohnt. Wohl konnte es zu der Zeit, da er als Minister das Land tabellirte, das Sprüchlein machen:

Es legt keine Henne ein Ei,
Es sei denn der Fürst Wallerstein dabei!

und doch vergaß es ihn im März 1848, als die Errungenschaften wie Schneeflocken vom Himmel fielen, so ganz! Undankbar und wankelmüthig, wählte es seinen vielversprechendsten Volksmann nicht nach Frankfurt! Und so wäre fast das Unglaubliche geschehen, es wäre beinahe ein kleindeutscher Erbkaiser aus dem Frankfurter Parlamentsei geschlüpft, ohne daß Bayerns freisinnigster Staatsmann, des Vaterlandes begabtester Redner dabei gewesen wäre! er, der die beiden Haupttugenden des alten und jungen Deutschlands: „Schreiben und Reden" in so eminentem Grade in sich vereinigt!

Man denke sich doch nur das Haupt unserer Linken als Reichsminister! — und das wäre er doch zum mindesten geworden. Wie würde die Welt gestaunt haben! — dieses Heer reichsministerlicher Couriere, die nach allen Weltgegenden geflogen wären! diese Abgesandten! diese Proclamationen! diese Verordnungen! diese Schul- und anderen Pläne! diese Tabellen! diese Millionen von Actennummern! — ach, um all diese Herrlichkeiten seiner Reichsschreiberei ist das Vaterland gekommen! Denn wer dürfte an ihrer Verwirklichung zweifeln, da der Unermüdliche während seines schreibseligen Ministeriums, wenn er von München nach seinem Landsitze Leutstetten fuhr, einen Stenographen sich gegen über im Wagen sitzen hatte, um ja keinen volksbeglückenden Gedanken zu verlieren! — Vielleicht wäre

er auch Reichsmarineminister geworden. Und wie energisch würde sein gewandtes, allumfassendes, sinnreiches Genie die sechs Millionen Flottengelder verausgabt haben! Gewiß, seine Zunge und seine Feder hätten uns eine deutsche Reichsmarine, eine schwarz-roth-goldene Flotte geschaffen, die der englischen und französischen den Wind abgewonnen hätte. Daß aber dieß unschätzbare Glück dem Vaterlande nicht zu Theil geworden, wer ist daran Schuld, Niemand als dieser verruchte „Zopf" der Bureaukratie, „der alle Regungen des gefangenen Adlers bewacht, ängstlich dafür sorgend, daß er nicht zu viel Nahrung bekomme, erstarke und seine Bande zerreiße!" so rufen wir wiederholt mit dem verkannten Fürsten.

Seien wir darum erkenntlich, daß er mit seiner kleinen Schaar Auserwählter zur Linken die unverzügliche Einberufung eines neuen deutschen Parlaments, statt des alten von „büreaukratischer Schlauheit zu Grunde gerichteten", in der deutschen Frage so nachdrücklich betrieb. Hoffen wir auf eine bessere Zukunft! Doch wenn wir des hungerigen Adlers und seines Wächters, „des Zopfs", gedenken: dann können wir uns trüber Ahnungen nicht erwehren. Wir fürchten, der edle Fürst hat sich „zu spät" dem Fortschritt in die Arme geworfen, oder mit andern Worten, wie der Reichsminister Detmold in das Parlaments-Album geschrieben: „Je unnatürlicher der Rausch, um so natürlicher der Katzenjammer!"

(Schluß folgt.)

LIV.

Die katholischen Interessen und die deutsche Frage in Preußen.

Ein Schriftsteller, dessen manche unserer Leser sich wohl noch aus den Zeiten des Kölner Ereignisses im Guten erinnern werden, Herr R. C. G. Rintel, hat unter dem in der Ueberschrift bemerkten Titel eine Ansprache an seine dermaligen Glaubensgenossen ergehen lassen, welche durch die, seinem Namen beigesetzte Amtseigenschaft, als: „Rath der Geheimen Kanzlei des Fürstbischofes von Breslau", in den Augen Unkundiger leicht den Schein einer Bedeutung erhalten könnte, welche ihr in der Wirklichkeit durchaus und völlig abgeht. Aus authentischer Quelle erfahren wir nämlich, daß die auch in bayerische Blätter übergegangenen Berliner Lügenartikel, wonach die oben angeführte Rintel'sche Schrift durch den Herrn Fürstbischof von Diepenbrock veranlaßt und inspirirt seyn sollte, jeglichen Grundes entbehren. Die Wahrheit ist, daß der Herr Fürstbischof von dieser Schrift nichts gewußt, als bis Herr Rintel sie ihm gedruckt vorgelegt hat; daß Herrn Rintel darauf die Indiscretion: bei solcher Gelegenheit von seinem Amtstitel Gebrauch zu machen, von dem Herrn Fürstbischofe verwiesen ist, und daß eben gedachter Prälat Herrn Rintel zu

der öffentlichen Erklärung angehalten hat: er, der Herr Fürstbischof, stehe außer aller Beziehung zu der fraglichen Broschüre. In welcher innern oder äußern Verbindung mit dieser; die im Eingange gedachten Berliner Artikel gestanden haben mögen, welche augenscheinlich den hochverdienten Kirchenfürsten in den Augen der katholischen Welt zu compromittiren die Bestimmung hatten, hierüber sind wir nicht vermögend, nähern Aufschluß zu geben.

So viel „zur Orientirung" unserer Leser über einige literärgeschichtliche Beziehungen der Rintel'schen Schrift, deren ostensibler, auf dem Titelblatte ausgedrückter Zweck es ist, „zur Orientirung" zu dienen. Geht man auf ihren Inhalt ein, so kann es keinen Augenblick zweifelhaft seyn, daß Herr Rintel eine Parteischrift für Preußen entweder schreiben wollte, oder doch, vielleicht in patriotischer Unabsichtlichkeit, geschrieben hat. Die Befugniß hiezu kann ihm Niemand streitig machen; Niemand darf darin, an und für sich, etwas Unehrenhaftes oder Unrühmliches finden, und daß für den Verfasser die Vermuthung der Aufrichtigkeit und Redlichkeit seiner Ueberzeugung streite, versteht sich ohnehin von selbst. Unglücklicherweise ist er aber in einen nur allzu häufigen Fehler gewöhnlicher Advokaten verfallen. Aus übertriebenem Eifer für die Sache ihrer Clienten (oder Patrone!) pflegen diese meistens zu viel zu beweisen. So hat auch Herr Rintel die geheimen Schwächen seiner Sache unter möglichst dick aufgetragenen Farben verstecken, und um nicht hinter dem ihm gesteckten Ziele zurückzubleiben, lieber darüber hinausschießen wollen. Rechnet man hierzu noch einen gewissen Mangel an innerer Wärme und Kraft seiner Darstellung, die auch in Ton und Form fast den Stempel einer gewöhnlichen Proceßschrift trägt, so läßt es sich erklären, warum er seinen Mandanten (oder, wenn er dieß lieber hören sollte: Denen, deren Geschäfte er ohne Auftrag besorgte), statt ihnen zu nützen, einen übeln Dienst erwiesen hat. Sie werden, wenn sie anders ihr eigenes Interesse verstehen, ihm sehr bald wenig Dank für seine Bemühung wissen. Statt die Katholiken Deutsch-

lands für Preußen zu gewinnen, hat seine Schutzschrift einen wahren Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Statt streng bei der Wahrheit bleibend, den katholischen Unterthanen Preußens einfach zu Gemüthe zu führen: daß, welche noch so gegründete Beschwerden und Klagen immer sie gegen Preußen haben möchten, sie dennoch ihrer Sache keinen größern Nachtheil zufügen und ihren Gegnern keinen größern Gefallen thun könnten, als wenn sie sich durch deren List oder Gewalt in die Wege der Revolution drängen ließen, vergißt sich Herr Rintel so weit, daß er die deutschen Katholiken auffordert, trotz der parlamentarischen Beredsamkeit des Herrn -Ministers v. Ladenberg, trotz der nicht gerade zur Pacification der katholischen Gemüther dienenden Reisen einer hohen Person und deren Strafreden an unsere Bischöfe, — in Preußen den Hort der katholischen Sache Deutschlands zu begrüßen! Er behauptet (S. 64) wörtlich: „daß es ein großer, wenn auch gewöhnlicher Irrthum sei, anzunehmen, daß Süddeutschland, daß namentlich Oesterreich und Bayern die Stützpunkte der katholischen Bewegung, die Stützpunkte katholischer Interessen seien. **Preußen ist dieß, in Preußen liegt der Schwerpunkt Deutschlands auch in dieser Beziehung.**“ Dieß ist, wie die Taschenspieler sagen, ein starkes Stuck; aber es war, — von der das Gewissen der Katholiken berührenden Seite der Frage zu schweigen, — ein arger Mißgriff des Advokaten, dem gesunden Menschenverstande seiner katholischen Leser einen solchen Grad von Selbstverläugnung zuzumuthen. Mußte er nicht erwarten, daß ihm das gesammte katholische Deutschland im unisonen Chor mit den Worten Joh. Heinrichs Voß, des biedern, erwiderte:

Dumm machen lassen wir uns nicht,
Wir wissen, daß wir's werden sollen.

Als Probe, wie Herr Rintel sein Thema zu beweisen sucht, wählen wir hier, Beispielsweise, das von ihm über die Unter-

richtsfreiheit Gesagte. Preußen hat den praktischen Beweis geliefert, daß die moderne Staatsomnipotenz, wenn sie den öffentlichen Unterricht als ihr Regal an sich zieht, sich damit auf ein, ihr von der Vorsehung nicht angewiesenes Gebiet verläuft. Indem der dortige Staatsprotestantismus sich bei der Beaufsichtigung des Lehrwesens mit der Kirche in feindlichen Widerspruch setzte, und durch seine Oberaufsicht planmäßig deren Einfluß auf die Volkserziehung zu brechen suchte, hat er jene Verwilderung, sowohl der Lehrer als der lernenden Jugend herbeigeführt, die sich in der Revolution von 1848 bitter rächte. Die meisten und ingrimmigsten Feinde der socialen Ordnung hat verhältnißmäßig der staatsbeaufsichtigte Lehrerstand geliefert. Nachdem die ganze Welt über dieses Factum einig ist, sollte man denken, daß auch die Staatsgewalt aus der Erfahrung gelernt, und in Erwägung der Nutzlosigkeit, ja der Verderblichkeit ihrer eigenen „Aufsicht", von der planmäßigen Verfolgung jener Erziehung ablassen werde, welche die Kirche zu ertheilen berufen und im Stande ist. Nichts weniger! Aber der erste Gebrauch, den die Regierung in Preußen in allerneuester Zeit von ihrer wiedererstarkenden Gewalt zu machen sucht, ist die Schließung der bischöflichen Studienanstalt zu Gaesdonk, welche, öffentlichen Blättern gemäß, in folgender Weise erfolgt ist. „Die Anstalt war unter der Leitung von zwei Lehrern eröffnet. Sie zählte ungefähr dreißig Alumnen. Da erschien der Landrath und erklärte dem Rector der Anstalt, Perger, daß er von der Regierung beauftragt sei, die Anstalt zu schließen. Perger erwiederte ihm, daß er von seinem Bischofe die Mission erhalten habe, hier zu lehren, und daß er sich von derselben nicht eher entbunden erachten könne, bis der Wille des Bischofs das Entgegengesetzte entschieden haben werde. In Folge dieser Erklärung legte der Landrath die Siegel an. Herr Perger setzte in einem andern Lokal die Schule fort, die auch jetzt noch von ihm gehalten wird. Wegen dieses Ungehorsams gegen die Befehle der Regierung, wie man es nannte, wurde er in fünf-

undzwanzig Thaler Ordnungsstrafe (!) verurtheilt. Die Execution sollte am 12. d. M. stattfinden. Der Steuerempfänger hatte jedoch die Weisung, noch einige Zeit mit der Execution zu zögern. Wahrscheinlich sind mittlerweile Unterhandlungen mit dem Hochwürdigen Bischofe angeknüpft."

Man sieht, dieß ist der alte Principienkrieg des Staatsprotestantismus gegen die Kirche, der heute wieder aufgenommen wird, wie wenn inzwischen nichts vorgefallen wäre. Hören wir jetzt, wie Herr Rintel das System zu rechtfertigen sucht, hinter welchem sich diese Proceduren zu verstecken suchen. Es ist interessant, ihn darüber, auch damit wir die neugewählte Methode seiner Argumentation kennen lernen, vollständig zu vernehmen.

„Das Recht der Oberaufsicht über sämmtliche Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten wird man dem Staate vom christlichen Standpunkte aus nicht absprechen können, obwohl vielfach und katholischerseits dieses Recht bestritten worden, und die Bestimmung der belgischen Verfassung gelobt worden, nach welcher „„der Unterricht frei, jede vorgreifende Maßregel untersagt““ ist. Man wird dem Staate das Recht und die Pflicht dieser Oberaufsicht deßhalb nicht bestreiten können, weil man vom katholischen Standpunkte aus dem Staate nicht das Recht der Trennung vom Christenthume zugestehen kann. Muß der Staat aber im Geiste des Christenthumes regiert werden, soll und muß die christliche Sitte mehr und mehr den Staat durchdringen, so ist es Recht, wie Pflicht des Staates, darauf zu achten, daß der Keim dieses christlichen Geistes nicht in der heranwachsenden Jugend zerstört oder gehemmt werde, auf welcher die Hoffnung des Staates ruht. Aus diesem Grundsatze folgt ein Doppeltes: erstens, daß der Staat dafür sorge, daß in den öffentlichen Schulen der christliche Geist geweckt und belebt werde; zweitens, daß der Staat nicht dulde, daß dem Volke ein Unterricht dargeboten werde, welcher diesem Geiste zuwiderläuft. Dieses letztere kann er nur durch Führung einer Oberaufsicht auch über die nicht von ihm gegründeten und geleiteten Erziehungsanstalten. Diese Oberaufsicht muß sich in doppelter Weise geltend machen: erstens in dem Rechte, solche Personen, welche sich dem Publikum als Lehrer der Jugend anbieten,

hinsichts ihrer sittlichen und wissenschaftlichen Befähigung zu prüfen; zweitens in dem Rechte, die von den Privaten gegründeten Lehranstalten zu beaufsichtigen. Beide Rechte müssen dem Staate um so mehr zustehen, als er, weil seine Bürger auf den Staat sich beziehende Rechte ausüben, die Sicherheit gewinnen müssen, daß ihnen durch die Erziehung diejenigen Kenntnisse und Fähigkeiten zu Theil werden, welche zur Erfüllung der allgemeinen Bürgerpflichten nothwendig sind. Wenn der Staat daher auch im Sinne der Freiheit den Unterricht der Concurrenz frei geben muß, so darf er diese Concurrenz doch nur denen gestatten, welche ihm Garantien ihrer Befähigung gegeben. Zu der Vertheidigung der unbedingten Unterrichtsfreiheit ist man katholischerseits nur aus Irrthum gekommen. Man hat nämlich, weil die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, auch die der von der Kirche gegründeten Schulen von demselben verfochten, und weil also die kirchliche Schule dem Staate als eine private entgegenstehe, der Forderung sich nicht entziehen zu dürfen geglaubt, daß sie den übrigen Privatschulen gleichgestellt werde, daß man daher für Alle Lehrfreiheit und Befreiung von der Staatsaufsicht fordern müsse, um sie für die Kirche zu erlangen. Man hat Eines übersehen. Der Staat darf nur deßhalb die Lehrfreiheit beschränken, weil er verhindern muß, daß die Jugend in einem mit der Sittlichkeit unverträglichen Geiste erzogen werde und weil er dafür zu sorgen hat, daß sie die, für die Erfüllung der allgemeinen Bürgerpflichten nothwendigen Kenntnisse erhalte. Eine Garantie für beides sucht der Staat in der Forderung specieller Nachweise von den sich zum Unterrichtgeben dem Publikum Darbietenden. Diese Gewähr gibt aber die Kirche dem Staate schon an sich selbst, denn der Geist, von dem der Staat beseelt seyn soll, geht ja von der Religion aus, deren Form und Organ die Kirche ist; von dem also, welchen die Kirche als Lehrer an ihre Schulen ruft, hat sie diese Garantie, und nur der Beweis des Gegentheils kann den Staat ermächtigen, ihm die Berechtigung zum Unterrichtgeben zu entziehen. Ein Gleiches gilt von der wissenschaftlichen Befähigung der von der Kirche an ihre Schulen berufenen Lehrer. Indem also der Staat bei den Schulen der Kirche eine Befreiung von sichernden Maßregeln eintreten läßt, welche er bei andern Privatlehrern nöthig erachten

muß, handelt er nicht umgekehrt gegen diese, denn die Kirche bietet ihm eben durch sich selbst die Garantien für ihre Lehrer, die er bei anderen sich erst verschaffen muß. Die Kirche hat daher ein volles Recht, für sich Freiheit von allen Präventivmaßregeln zu fordern, der Privatlehrer nicht. Will der Staat die Kirche dem letztern gleich behandeln, so begeht er ein Unrecht, fordert man katholischerseits dagegen vom Staate Unterrichtsfreiheit für Alle, so begeht man selbst ein Unrecht, denn man bestreitet dem Staate ein Recht, welches er besitzen muß, will er sich als ein von christlicher Sittlichkeit durchdrungener erhalten. Wir müssen uns also, weil Christen und weil Katholiken, auf das Entschiedenste gegen jenen Ruf nach unbedingter Unterrichtsfreiheit erklären, der in Frankreich und Belgien aus besonderen Umständen entstanden, aus diesen Ländern zu uns herüber gekommen ist. Leichter und bequemer ist es freilich, am Staate zu verzweifeln und sich von ihm loszusagen, als sich um dessen Reinigung und um die Bewahrung christlichen Sinnes in ihm zu bemühen. Ist der Staat gegen die Kirche ungerecht genug, von ihr und den von ihr zum Lehramte Erwählten dieselben Garantien zu verlangen, als von jedem unbekannten, hergelaufenen Menschen, so ist dieß zu bedauern und zu bessern, aber der Preis unbedingter Lehrfreiheit ist selbst für die gänzliche Unabhängigkeit der kirchlichen Schule ein zu hoher, weil ein unsittlicher. Wir können daher so wenig gegen das Princip der Staatsaufsicht im Allgemeinen, als gegen die besonderen Folgerungen Etwas einwenden, welche die österreichischen Grundrechte (§. 3), wie unsere Verfassung (§. 19) und die deutsche Verfassung (§. 152) aus diesem Principe ziehen, daß nämlich der Staat von denen, welche Unterrichtsanstalten gründen, leiten und an ihnen Unterricht ertheilen wollen, den Nachweis der Befähigung fordert. Wie mit dieser Forderung und mit dem Oberaufsichtsrecht des Staates die Unabhängigkeit der kirchlichen Lehranstalten zu vereinbaren seyn wird, ist Sache des Unterrichtsgesetzes, im Widerspruche steht beides nicht."

Die Anwendung dieser sittlichen und freisinnigen Grundsätze hat sich bereits in Gaesdonk gezeigt.

Wie gesagt: der Versuch die öffentliche Meinung durch solche Argumente für die Macht zu gewinnen, welche (in unserer Zeit) nichts dringenderes zu thun weiß, als daß sie eiligst eine kirchliche Studienanstalt schließt, dieser Versuch dürfte heute schon als verunglückt zu bezeichnen seyn. Aber die Kosten desselben wird wiederum Niemand anders tragen als Preußen, dessen Staatsmänner unter vier Augen selbst gestehen, daß sie mit ihren offiziösen Schriftstellern fast noch mehr Unglück haben als mit den offiziellen. Es thut uns wahrlich leid, im vorliegenden Falle einen guten und dankbaren Stoff (Abmahnung der Katholiken von einem, in der Verzweiflung mit der Revolution zu schliessenden Bündnisse) so mißhandelt und zu Grunde gerichtet zu sehen. Der Vortheil den die revolutionäre Opposition aus einer Beweisführung, wie die eben mitgetheilte, ziehen wird, betrübt uns eben so, als es uns leid ist, daß so manche große und unläugbare Wahrheiten, die sich in der Schrift des Herrn Rintel ausgesprochen finden, durch das ihnen angehängte Gewicht von Rabbulisterei und Unwahrheit unwirksam gemacht und todtgeschlagen sind. Kraft des uns innewohnenden Princips der Unpartheilichkeit, welches wir von jeher ganz besonders in Beziehung auf Preußen festgehalten haben, wollen wir diesem Uebelstande abzuhelfen suchen, und auch von unserm Standpunkte aus, Dasjenige vorbringen, was wir zur Orientirung der Katholiken in Preußen über ihre Interessen zu sagen haben.

Inmitten der schwersten Versuchungen und in einer Zeit, die sich in dem Fundamente ihrer Gedanken und Gefühle verwirrt und erschüttert fühlt, ist die Lage der katholischen Unterthanen Preußens eine der schwierigsten, die es gibt. Fast mehr als die katholischen Einwohner irgend eines andern europäischen Landes, sehen sich die katholischen Preußen zwischen die beiden Abgründe Revolution und Absolutismus gestellt.

Was den letztern betrifft, so sagt Herr Rintel, der unmittelbar vorher angeführt hat, daß Preußen factisch und rechtlich kein protestantisches, sondern ein paritätisches Land sei, wörtlich Folgendes:

„Wahr ist es, daß die preußische Regierung bisher als eine protestantische gehandelt, daß sie gegen Rechts- und Thatbestand Preußen als ein protestantisches Land beherrscht hat. Wahr ist es, daß die Organe, die Schriftsteller der Regierung, diese irrige Ansicht nicht so eigentlich verfochten, als wie ein Axiom hingestellt haben, die Katholiken als nur geduldete, die man ertrage, weil man sie nicht austreiben und nicht protestantisiren kann, deren Pflicht jedoch es sei, sich dem protestantischen Staatsprinzipe anzubequemen, wahr ist es aber auch, daß die Durchführung dieses Prinzipes, weil es ein den bestehenden Verhältnissen widersprechendes, den Staat mehr als einmal in die größte Gefahr gebracht."

Da nach bekanten processualischen Grundsätzen die Thatsachen, in Hinsicht deren beide Theile einig sind, keines Beweises bedürfen, so können wir die, mit den weltkundigen Beschwerden der Katholiken genau übereinstimmenden, eben angeführten Einräumungen und Geständnisse des preußischen Herrn Sachwalters einfach zur Notiz nehmen.

Ist dem aber also, wie Herr Rintel zugibt und die Katholiken längst behauptet haben, so ist auch die weitere Frage ohne Mühe und Schwierigkeit beantwortet: wo sich wohl die (vormärzliche) tiefe Abneigung aller preußischen Katholiken, die es mit ihrem Glauben redlich meinten, auch der politisch noch noch so conservativen, gegen eine Gewalt herschreiben möge, welche die Kirche mit allen ihr zu Gebote stehenden, und wir dürfen hinzusetzen: mit den unredlichsten Mitteln befehdete? — Noch erbitternder als die Verfolgung selbst, war die wahrhaft kolossale Lügenhaftigkeit und Heuchelei, welche unablässig bemüht war, eben jene feige, unterirdische Verfolgung, jenen mit schnöder Verläugnung von Recht und Gesetz geführten, meuchlerischen

Vernichtungskrieg gegen den Glauben von fast sieben Millionen preußischer Unterthanen noch obendrein als freisinnige Unpartheilichkeit, als Parität, als großmüthige Gleichstellung der „römischen“ Stiefkinder mit den evangelischen Söhnen des Hauses geltend zu machen. Die Krone auf dieses Werk der Gewissenhaftigkeit und der Wahrheitsliebe setzte eine Censur, die jedwede Appellation der gequälten Katholiken an die Nachwelt abfangen, jeden Schmerzenslaut unterdrücken, die öffentliche Meinung täuschen, die Geschichte verfälschen wollte.*)

Wir räumen Herrn Rintel unbedenklich ein, daß er vollkommen in der Wahrheit steht, wenn er behauptet, diese Verfolgung gäbe den Katholiken kein Recht zur Rebellion. Eine Mißhandlung, die Jemand in einem Hause erlitten, gibt ihm noch nicht die Befugniß ein Pulvermagazin anzuzünden und die ganze Stadt in die Luft zu sprengen. Möge dagegen Herr Rintel auch so billig seyn uns einzuräumen, daß wenn gleich die Katholiken keineswegs ein Recht zur bewaffneten Auflehnung gegen die sie bedrückende, ungerechte Gewalt hatten, es ihnen dennoch unbezweifelt frei stand, ihren Rekurs an die göttliche Majestät zu nehmen, und so oft sie im Vaterunser an die Worte kamen: sondern erlöse uns von dem Uebel! dabei ihren Theil zu denken, und die heuchlerische Unduldsamkeit, unter der sie seufzten, mit einzuschliessen. Dieß haben sie, scheint es, redlich gethan. Es ist eine unwidersprechlich gewisse, historische Thatsache, daß die Revolution, welche den antikatholisch-preussisch-bureaukratischen Staatsmechanismus in einer Nacht über

*) Es versteht sich von selbst daß hier, wie überall, wo von dem Geiste des preußischen Staatsthums die Rede ist, die Personen aus dem Spiele bleiben. Wir haben uns über die, der Kirche nichts weniger als feindlichen Intentionen Friedrich Wilhelm's IV. lange vor der Revolution mehr als einmal ausgesprochen, und wiederholen alles damals Gesagte. Eben so wenig schließt dies nachtheilige Gesammturtheil über den Geist der preußischen Bureaukratie, wozu Jeder sich gedrungen fühlen wird, der die damaligen Zustände näher kennen gelernt, die Möglichkeit, ja die Nothwendigkeit aus: sehr rühmliche Ausnahmen zu statuiren.

den Haufen warf, keineswegs von den Katholiken ausging, auch von ihnen weder vorbereitet noch ausgeführt wurde, sondern daß als Werkzeug der Rache Gottes dieselbe Parthei der aufgeklärten Zuchtlosigkeit diente, mit der das vormärzliche Staatsthum sich gerade zum gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Kirche verbrüdert, die es großgesäugt, mit der es Jahrzehnte lang schmachvolle Buhlschaft getrieben hatte. Daß die wenig rühmliche Art, mit der die absolute Gewalt, welche mehr als einmal Muth genug gehabt hatte, wehrlose Priester, die nichts als ihre Pflicht gethan, auf die Festung zu schleppen, fast ohne Schwertstreich, ja nach schon errungenem Siege, vor der Rebellion die Waffen streckte, daß sie ihre treuen und tapfern Vertheidiger, um die Empörung zu begütigen, dem Hohne der radicalen Meute Preis gab, daß sie Demüthigungen hinnahm, wie sie dem unglücklichen Karl Stuart, und dem noch unglücklichern Ludwig Capet kaum zugemuthet wurden, dieß Alles konnte, wenn man billig seyn will, den Katholiken unmöglich jenen Schwung der royalistischen Begeisterung leihen, den die staatsprotestantischen Proceduren der vormärzlichen Regierung ihnen zu geben nicht geeignet gewesen waren.

Gibt Herr Rintel in der oben mitgetheilten Stelle seiner Schrift augenscheinlich das vormärzlich preußische Staatsthum Preis, so erkennen wir unsererseits dagegen ohne Widerrede an, daß mit der Märzrevolution, — wie man sonst immer auch über deren Berechtigung und Charakter urtheilen möge! — für die katholischen Angelegenheiten Preußens dem Rechte nach eine neue Ordnung der Dinge begonnen habe, und daß die neue Verwaltung für die Sünden der vormärzlichen Zeit nur insofern verantwortlich gemacht werden kann, als sie durch eigenes Gebahren wieder in dieselben zurückfällt. Wird Preußen sich von dem Axiom: ein protestantischer Staat zu seyn, losmachen? wird es, nachdem es diesen Irrthum überwunden, seinen Bestand sichern und dereinst vielleicht noch als Werkzeug der Rettung Deutschlands, eine neue Bahn der Ehre, der Macht und der Verherrlichung der Wahrheit betreten? oder wird es,

festgerannt in den Wegen seiner Väter und Vorväter, sein Daseyn an den Protestantismus knüpfend, fortfahren mit raschen Schritten seinem Untergange zuzueilen? Wer hat im Rathe der Wächter gesessen! Gott wird auf diese Fragen vielleicht sehr bald schon durch die Ereignisse eine Antwort geben. Diese zu erwarten ziemt sich für uns Alle. Den Katholiken in Preußen aber liegt es jedenfalls ob, sich, bis die Würfel gefallen sind, sich streng auf dem Pfade ihrer Pflicht zu halten, und dem göttlichen Urtheilsspruche durch keine strafbare Uebereilung vorzugreifen. Aber andererseits wäre es wider die menschliche Natur, wider die Geschichte, wider die physische Möglichkeit, wollte man das Verlangen an sie stellen, daß sie um einiger schwankenden und vielfacher Deutung fähigen Gesetzesparagraphen und einiger noch schwankendern Verheissungen willen, die Erfahrungen eines Jahrhunderts vergessen, aus dem Zustande eines nur allzu begründeten Mißtrauens in die entgegengesetzten, wahrhaft kindischen Hoffnungen überspringen, und blossen Worten trauen sollten, ehe sie Thaten gesehen. Geschriebene Gesetze sind nichts, die Praxis Alles. Jene deuten höchstens, wenn sie ehrlich gemeint sind, den Willen an, dem Buchstaben dereinst die Werke folgen zu lassen. Stimmungen der Völker aber, die aus oft getäuschtem Vertrauen herrühren, vergehen nur, wie sie entstanden sind, langsam und im Laufe der Generationen. Lag der preußischen Regierung daran: die Zufriedenheit, das Vertrauen, die Liebe ihrer katholischen Unterthanen zu gewinnen, und die frühern Erfahrungen vergessen zu machen, so gab es dafür nur ein Mittel: Offenheit, Wahrhaftigkeit, Consequenz, — vor Allem aber treue, sich im Werke und mit der That bekundende Erfüllung der neuen Zusage voller kirchlicher Freiheit. Diese allein konnten im Bunde mit der Zeit die alten Wunden heilen. Aber die Früchte als schuldigen Tribut fordern, ehe auch nur der Baum gepflanzt wurde, auf enthusiastische Dankbarkeit und schwärmerische Hingebung rechnen, ehe sie im Laufe der Zeit, aus der innersten Ueberzeugung, aus der freien

Neigung des Herzens erwuchs, das ist, zum mildesten ausgedrückt, eine Täuschung, die auf arger Selbstüberschätzung beruht.

Das dermalige preußische Ministerium hat leider den eben bezeichneten Gang: das Vertrauen der Katholiken zu gewinnen, nicht eingehalten. Gott allein kann in das Herz der Menschen sehen, wir Sterbliche können lediglich aus den Handlungen und Aeusserungen auf des Herzens Gelüste schliessen. Auf den vorliegenden Fall angewendet führt diese Art zu folgern auf Ergebnisse, die dem jetzigen Kabinet nichts weniger als günstig sind. Man hat gehandelt, wie wenn man fast geflissentlich das Mißtrauen der Katholiken herausfordern, ihre Abneigung wach erhalten wollte. Zehn Tage nachdem die Charte vom 5. December den Katholiken Versprechungen gemacht, die, wenn sie aufrichtig erfüllt wären, vielen, ja den meisten Zerwürfnissen für die Zukunft hätten vorbeugen können, läßt das Ministerium „Erläuterungen" folgen, die, wie die Denkschrift der katholischen Bischöfe sagt, „dahin zielen, die in dem neuen Staatsgrundgesetz auf das klarste und bestimmteste festgestellten kirchlichen Rechte und Freiheiten wieder zu schmälern und zu beschränken." Als die Bischöfe darauf ihr Recht verwahren, fällt Herr Minister v. Ladenberg in einen Ton geflissentlicher Nichtachtung, welcher der Zeiten Derer würdig gewesen wäre, die durch das Kölner Ereigniß Preußen zu verherrlichen wähnten. Bald nachher wird der Versuch der Bischöfe, von der, für den Staat nicht nur unschädlichen, sondern nützlichen Unterrichts-Freiheit Gebrauch zu machen, wie ein Attentat gegen den öffentlichen Frieden zurückgewiesen; an der bischöflichen Studienanstalt zu Gaesdonk geschieht, was die Regierung den demokratischen Clubbs nicht anzuthun wagt, — sie wird gewaltsam geschlossen. Und gleichzeitig hält eine hohe Person Strafreden an die rheinische und westphälische Geistlichkeit, worin diese bezüchtigt wird: durch Vernachlässigung des Erziehungswesens Theil an der Schuld der Revolution von 1848 zu haben. Es ist möglich daß diese Anachronismen ihren Ursprung blosser, augenblicklicher Zerstreutheit verdanken; es ist möglich, daß ein rechtzei-

tiges Einlenken sie wieder gut zu machen suchen wird. Gewiß aber ist es, daß dergleichen Fehlgriffe die zarte Pflanze Vertrauen im Herzen der Katholiken, aus welcher die Frucht der Liebe nur langsam erblühen kann, in der Wurzel bedrohen. Das Vertrauen, welches nicht auf Commandowort hervortritt, zieht sich schüchtern in sich selbst zurück, wo Wort und That sich Lügen strafen. Die freie Herzensneigung des katholischen Volkes kömmt und erscheint auch nicht auf den Höllenzwang juristischer Beweisführungen, am wenigsten, wenn sie von so überaus zweifelhaftem Werthe sind, als jene, womit Herr Rintel sie beschwören zu können vermeint.

Herr Rintel sagt (S. 24.):

„Daraus aber, daß die weltliche Obrigkeit sich einem falschen Prinzipe hingegeben, folgt für uns Katholiken, mögen wir den alten oder den neuen Provinzen angehören, beider Bewohner sind durch dieselben Eide gebunden, nicht das Recht, die irrende Obrigkeit zu stürzen, den Staat zu zerstören, sondern nur das Recht und die Pflicht, den Irrthum aufzuklären, dessen Konsequenzen abzuwehren, das gleiche Recht der Katholiken auf Gerechtigkeit, Schutz und Hülfe des Staates in ihren religiösen Anliegen in Anspruch zu nehmen, das Recht und die Pflicht, auf jede gesetzliche Weise das Recht der Kirche und ihrer Bekenner zu verfechten. Dies werden wir aber um so kräftiger und wirkungsvoller gerade dann thun, wenn wir unsere Pflichten gegen König und Vaterland treu erfüllen."

Dieß ist vollkommen wahr und richtig. Nur möchten wir den Herrn Verfasser darauf aufmerksam machen, daß zwischen der Vermeidung der, in den Strafgesetzen verpönten Verletzung der Pflichten des Staatsbürgers und jener Stimmung des patriotischen Eifers, welche in den Jubelhymnus: „ich bin ein Preuße, will ein Preuße seyn" ausbrechend, per fas et nefas jeden Deutschen dieses Glückes theilhaft machen möchte, daß, sage ich, zwischen diesen Endpunkten ein Gefilde liegt weit wie

die Wüste Sahara, auf welchem vielfache Stellungen und Bewegungen eben so wohl möglich als vollkommen rechtlich erlaubt sind. Dies ist das Gebiet des, über die strenge Rechtspflicht hinausgehenden guten Willens, das Gebiet der Wünsche, der Neigungen und Abneigungen, der Meinungen, der Ansichten; ein Gebiet, auf welchem keine Macht auf Erden zwingende Gewalt hat. Ist zu dieser Freiheit der Meinung, die von jeher und immer bestanden hat, noch durch ausdrückliches Staatsgesetz die vollkommene Freiheit der Meinungsäusserung getreten, so ist durchaus nicht abzusehen, warum nicht auch der Katholik von seinem Standpunkte aus, (wie sich von selbst versteht: innerhalb der Grenzen der Strafgesetze!) von dieser Freiheit den vollständigsten Gebrauch machen sollte. Die „Obrigkeit", welche sich „einem falschen Principe hingegeben", hat, wenn sie anders noch das s. g. constitutionelle System aufrecht erhalten will, gar nicht das Recht sich zu wundern, wenn sie auch von Seiten der Katholiken, auf dem freien Gebiete der Meinung, den unangenehmen, aber naturnothwendigen Folgen ihres „falschen Princips," z. B. einer augenfälligen Verringerung der Achtung und des Vertrauens begegnet. Dieses Recht der Opposition gegen dieses oder jenes Regierungssystem, gegen diese oder jene Regierungsmaaßregel, ein Recht, auf welchem das Repräsentativsystem beruht, und von welchem z. B. die Berliner Kreuzzeitung in jeder ihrer Nummern Gebrauch macht, ein Recht, welches unter Umständen eine heilige Pflicht sein kann, dies Recht muß sorgfältig von jener ungerechten und antisocialen Polemik gegen die Obrigkeit als solche, gegen die Ordnung, gegen das Recht, gegen die guten Sitten und die sonstigen Grundlagen der Gesellschaft, mit einem Worte von jener Polemik unterschieden werden, welche jede Regierung unmöglich macht. Wir hätten gewünscht, daß Herr Rintel diese einfache Gränzlinie beachtet hätte, wenn er S. 24 und 25 sagt:

„Je mehr wir, weil Katholiken, als Feinde, als Gegner der Obrigkeit auftreten, je mehr wir an der Schwä-

chung unseres preußischen Vaterlandes arbeiten, desto geringeren Anklang werden unsere Beschwerden finden, desto größeren Glauben jene unsere Feinde, welche die katholische Kirche und ihre treuen Bekenner als Gegner, als principielle Gegner Preußens fort und fort bei denen, die Gewalt im Staate haben, verlästern, um sie durch den Staat schädigen zu können. Jene Verblendeten, welche fortdauernd Preußen vom sogenannt katholischen Gesichtspunkte aus anfeinden, haben keinen anderen Erfolg zu hoffen, als den Losbruch eines Vernichtungskampfes Seitens des preußischen Staates gegen die Kirche, sie arbeiten sowohl denen in die Hände, welche die Zernichtung der Kirche und des Staates durch einander beabsichtigen, als denen, welche die Kirche zum Mittel des Unterganges für den preußischen Staat, nicht aus katholischem Interesse, sondern aus politischem Hasse, aus Stammeseifersucht, oder aus irgend einem anderen unreinen und verbrecherischen Antriebe zu benutzen wünschen."

Herr Rintel kann doch unmöglich den Katholiken in Preußen zumuthen wollen, daß sie auf ihr gutes Recht der freien Meinungsäußerung verzichten möchten, bloß um Jene zu begütigen, welche die Kirche „fort und fort bei denen, die Gewalt im Staate haben, verlästern, um sie durch den Staat schädigen zu können." Wahrscheinlich ist dieß dieselbe ehrenwerthe Gesellschaft, die „gegen Rechts- und Thatbestand Preußen als ein protestantisches Land beherrscht", die Katholiken aber nur geduldet wissen will, „weil man sie nicht austreiben und nicht protestantisiren" kann, und dieß zwar, weil man sich zu solchem Beginnen nicht stark genug fühlt. — Will Herr Rintel durch diese sehr richtige Erwägung die Katholiken vermögen, auf ihrer Hut zu seyn, will er sie bitten, nicht durch unverständige und maßlose, wenn gleich an sich nicht in den Strafgesetzen bedrohte Aeußerungen, ihren und der Wahrheit unversöhnlichen Feinden selbst Waffen gegen die Kirche zu leihen, so sind wir wieder aus ganzer

Seele mit dieser heilsamen Warnung einverstanden. Aber wir können uns auch der traurigen Ueberzeugung nicht erwehren, daß selbst das höchste Maaß erlaubter Vorsicht Jene, die das Unglück haben „Feinde“ der katholischen Wahrheit zu seyn, nicht abhalten würde, den „Losbruch eines Vernichtungskampfes Seitens des preußischen Staates gegen die Kirche“ vor sich gehen zu lassen, sobald sie zu dem Willen nur noch die hinreichende Macht gewännen. Diese Partei hat seit dreihundert Jahren nicht aufgehört, an die Vernichtung der katholischen Kirche in Deutschland zu denken; mehr als einmal schon ist sie zu diesem Ende losgebrochen, und die Errichtung des preußisch-deutschen Kaiserthums war nichts als eins der Mittel zur bequemen Erreichung ihres uralten letzten Zwecks. An Vorwänden zur Eröffnung des „Vernichtungskampfes“ würde es ihr wahrlich nicht fehlen, sie brauchte ja nur nach den von Herrn Rintel angeführten zu greifen, wie z. B.: die Katholiken seien „Gegner der Obrigkeit“, oder „sie arbeiteten an der Schwächung unseres preußischen Vaterlandes.“ Die vage Vieldeutigkeit solcher Anklagen macht sie zur allerbequemsten Waffe des Angriffs in der Hand des Katholikenhasses, weil jeder Gegenbeweis unmöglich, jede Betheurung der Unschuld rein vergeblich ist. Ist Preußen wirklich der protestantische Staat im eminenten Sinne, so läßt sich ja in der That mit demselben Rechte, mit welchem die ersten Christen als Feinde der kaiserlich-römischen Staatsidee bezeichnet wurden, behaupten: alle, welche ihre Kräfte der katholischen Sache widmen und der Alleinherrschaft des Protestantismus in Deutschland entgegenwirken, arbeiteten „an der Schwächung unsers preußischen Vaterlandes.“ Knüpft sich hieran aber die von Herrn Rintel ausgesprochene Drohung („eines Vernichtungskampfes Seitens des preußischen Staates gegen die Kirche“), so ist es sonnenklar, welches Damoklesschwert fortwährend über dem Haupte der Katholiken in Deutschland hängt. Mögen diese sich einstweilen damit trösten, daß beim Losbruche dieses Kampfes allerdings mit Gottes Hülfe eine vielleicht sehr rasche und

eclatante Vernichtung vor sich gehen würde, aber nicht die der Kirche; eine Erwägung, die vielleicht doch noch einstweilen das Schwert der „Vernichtungskämpfer“ in der Scheide halten möchte. Mögen sie sich aber auch auf der andern Seite hüten, einem so fanatisch böswilligen Feinde, als wie Herr Rintel ihn schildert, durch eigenes Unrecht und Irrsal schwache Seiten darzubieten. In so fern Herr Rintel hierauf dringt, hat er wieder über und über Recht, und wir selbst werden darauf weiter unten noch einmal ausführlicher zurückkommen.

Das oben angedeutete Recht der Katholiken: ihre Meinung und Ueberzeugung frei zu bekennen, hat in Preußen besonders noch seine sehr praktische Seite. Wo es sich in einem Lande um Aufrechthaltung des alten Gehorsams gegen eine, im friedlichen Besitze ihres alten Herrscherrechts befindliche monarchische Staatsgewalt und um Wahrung einer bereits feststehenden Verfassung handelt, da sind beide, Rechte und Pflichten, einfach gegeben, und die Gränze zwischen rechtmäßiger Aeußerung eines erlaubten Widerspruchs und rebellischer Opposition ergiebt sich gleichsam von selbst. Preußen aber ist, nachdem die Regierung selbst das Princip und die Grundlage aller Repräsentativconstitutionen anerkannt hat, Preußen ist heute noch in der Geburt einer Verfassung begriffen, und dazu soll, außer den Repräsentanten (der Kopfzahl) auch die Presse mitwirken. Wir glauben freilich nicht, daß das letzte Ziel und Ende dieser Bestrebungen ein gedeihliches seyn kann, aber die Katholiken haben ein unbezweifeltes Recht bei diesem, immer noch nicht beendigten Geschäfte der Constituirung Preußens mitzuwirken. Hierbei das Wohl und die Interessen ihrer Kirche zu vertreten, ist sogar ihre heilige Pflicht. Die verwickelte Aufgabe ist aber selbst damit noch nicht erschöpfend bezeichnet. Preußens Politik in Deutschland beruht bekanntlich auf der von Herrn v. Radowitz schon vor Ausbruch der Revolution von 1848 entwickelten Fiction: daß das „deutsche Volk“ mit heißer Sehnsucht nach einer „Einheit Deutschlands“ verlange; und auf der, nicht deutlich ausgesprochenen, aber stillschweigend an-

genommenen Voraussetzung: eben jenes „deutsche Volk" werde sich um der belobten Einheit willen Preußens Herrschaft gefallen lassen. Verdrießlicheres konnte dieser Politik nicht leicht geschehen, als daß die größere Hälfte des besagten „Volkes", in dessen Namen und stillschweigendem Auftrag man zu handeln vorgab, mit einem Schrei des Abscheus und Entsetzens gegen jeden Gedanken eines Hohenzollern'schen Kaiserthums, mochte er sich auch unter der Maske einer preußischen Hegemonie verstecken, protestirte. Daß dieß namentlich die öffentliche Meinung der katholischen Hälfte der Deutschen war (woraus jedoch keineswegs folgt, daß etwa die Mehrheit aller Protestanten sich nach einer Unterwerfung unter Preußen gesehnt hätte!), dieß ist schwer zu läugnen. Vielleicht bezieht sich auch auf diesen mißfällig bemerkten Umstand die Drohung mit einem „Vernichtungskampfe Seitens des preußischen Staates gegen die Kirche." Man hätte ja schon für die Einheit Deutschlands, aber nur gegen Bayern und Oesterreich agitiren, man hätte immerhin von unten nach oben Volkspolitik machen dürfen! Aber diese „Volksstimme" mußte dann auf die Paßwörter von Berlin und Gotha horchen, mußte sich nicht auf eigene Hand setzen, und am wenigsten ihre Abneigung gegen ein brandenburgisches Kaiserthum kund geben wollen. So war es nicht gemeint.

Die Schrift des Herrn Rintel handelt zum großen Theile von der deutschen Frage, und bringt diese mit der allgemeinen Gewissenspflicht der Katholiken: gute Unterthanen jeder Obrigkeit zu seyn, die Gewalt über sie empfangen hat, in eine eben so unwahre als ungeschickte Verbindung. Mit einer Geflissenheit, die an das Komische streift, gibt er sich die undankbare Mühe, durch Zahlengruppirungen den arithmetischen Beweis zu liefern: daß die meisten Stimmen Derer, welche in der Paulskirche zu Gunsten katholischer Fragen stimmten, Preußen angehört hätten. Folglich sei Preußen günstig gestimmt für die Kirche, weit günstiger als Bayern und Oesterreich. Folglich seien nicht diese die Stützpunkte der katholischen Bewe-

gung; folglich liege in Preußen der Schwerpunkt Deutschlands „auch in dieser Beziehung". Man muß sich erinnern, welches Geschrei in öffentlichen Blättern die protestantisch-preußische Partei, wie über naturwidrigen Gräuel und unerhörten Unfug, erhob, weil die westlichen Provinzen Preußens es gewagt hatten, katholische Deputirte in beträchtlicher Anzahl nach Frankfurt zu schicken; man muß es sich in's Gedächtniß zurückrufen, wie eben jene Partei laut erklärte: es sei nothwendig, daß wieder ein Census eingeführt werde, damit der Einfluß der Geistlichkeit auf die untersten Volksklassen ausgeschlossen bleibe, dem man jene Wahlen verdanke; man muß es sich vergegenwärtigen, wie gerade die spezifisch-preußische Partei im deutschen Parlamente, troß aller Meinungsverschiedenheit in politischen Fragen, dennoch immer eng geschlossen gegen die Katholiken zusammenhielt, wenn irgend von dem Rechte und der Freiheit der Kirche die Rede war; man muß daran denken, unter welchen Auspicien die Wahlen in Oesterreich (wenn und wo dort überhaupt gewählt wurde!) vor sich gingen, und man muß endlich in Anschlag bringen: wie wenig das, im Sturme einer beginnenden Revolution, aus den heterogensten Elementen bunt zusammengewürfelte Parlament in der Paulskirche irgend wie als eine, die wahre Gesinnung der einzelnen Länder repräsentirende Versammlung angesehen werden kann, man muß dieß Alles erwägen, um die Lächerlichkeit der politischen Arithmetik des Herrn Rintel in ihrer vollen Ausdehnung zu begreifen. Er hat sich zu deren Auf- und Annahme gewiß nur durch zweideutige Rathgeber verleiten lassen. Dieser Anschlag: den Spieß umzukehren, Zwietracht und Verwirrung im Lager der Katholiken zu stiften, und die letztern dadurch an Preußen heranzuziehen, daß man sie gegen Bayern und Oesterreich hetzt, dieser Anschlag ist Derer, die ihn wahrscheinlich erdachten, weit mehr als eines katholischen Schriftstellers würdig. Wir sind bekanntlich nicht geneigt, das frühere Staatskirchenrecht der genannten beiden katholischen Staaten zu vertreten, oder uns selbst mit deren heutiger Stellung zur katholischen Kirche identifiziren

zu wollen. Aber wir müssen aufrichtig bekennen, daß eine, wenn auch noch so langsame Erfüllung übernommener Verbindlichkeiten uns lieber ist, als rasch octroyirte Versprechen, die man wenige Tage nachher schon wieder durch geschickte Erklärungen und Auslegungen zur tauben Nuß aushölt. Der Hauptunterschied zwischen Preußen auf der einen und Bayern und Oesterreich auf der andern Seite, beruht nicht auf dem Buchstaben dieses oder jenes Paragraphen, den heute die Gewalt feststellt und den eine andere Gewalt morgen aufheben oder ändern kann, sondern darauf, daß Bayern und Oesterreich, wenn sie der katholischen Kirche ihr Recht verweigerten, gegen ihr eigenes evidentes Interesse, gegen ihre Geschichte, gegen ihr Lebensprincip handeln würden, Preußen dagegen nur im Geiste der Aufgabe verführe, die es sich im ersten Jahrhundert seines Bestehens als europäische Macht gesteckt hatte, der Aufgabe: spezifisch-protestantischer Staat zu seyn. Daß dieser durch die Charte vom 5. December 1848 nicht nur den Worten nach aufgegeben und abgethan, daß er auch thatsächlich zu Grabe getragen sei, würden wir ja gerne glauben, wenn nur die „Erläuterungen" nicht wären, und Herr von Ladenberg und Andere dazu nicht noch ihre historisch gewordenen mündlichen Erklärungen gefügt hätten! Hoffen wir übrigens, daß die bayerische Regierung über das von Herrn Rinkel (S. 68) behauptete Factum *), welches allerdings zu nachtheiligen Folgerungen in Betreff des guten Willens: die Freiheit der Kirche anzuerkennen, Anlaß geben könnte, — sich auf eine, ihre katholischen Unterthanen beruhigende Weise erklären

---

*) Der Drei-Königs-Entwurf hatte aus dem in den Frankfurter Grundrechten befindlichen Artikel 146: „Jede Religions-Gesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbstständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen", den gesperrten Nachsatz herausgeworfen. Hierüber sagt Herr Rintel a. a. O.: „unter den Abänderungen des Artikels, welche die bayerische Regierung forderte, war die Wiederhinzufügung des Nachsatzes, die Preußische Regierung hat sie abgeschlagen.

werde. Möge sie jedenfalls aus dieser Indiscretion die Ueberzeugung schöpfen, wie ihre und der Kirche Gegner jeden Anlaß ergreifen, um jedwede Blöße, welche sich katholische Regierungen auf kirchlichem Gebiete geben, sofort zu deren politischem Nachtheile zu benutzen. Ein deutliches Zeichen, daß die katholischen Regierungen durch Nichtanerkennung der kirchlichen Freiheit ihren äußern und innern Feinden gegenüber nicht stärker, sondern schwächer werden *).

Wir haben im Vorhergehenden offen und ohne Rückhalt unsere Ansicht über die dermalige Lage der katholischen Sache in Preußen dargelegt. Wir hatten in der That keinen Grund damit zurückzuhalten. Abgesehen davon, daß wir zunächst unsern katholischen Lesern Wahrheit schuldig sind, so wäre es auch ein offenbar lächerliches Beginnen in unsern, die Oeffentlichkeit über alles vernünftige Maaß hinaustreibenden Zeiten, allein mit den preußischen Katholiken, in Betreff dessen, was sie am

*) Herr Rintel beschuldigt die historisch-politischen Blätter, als hätten sie im Widerspruche mit der Erklärung der deutschen Bischöfe zu Würzburg, die Einrichtung des Staats-Pfarr-Concurses in Bayern in Schutz genommen, und dadurch einen widerrechtlichen Eingriff in kirchliche Rechte zu beschönigen gesucht. Die Wahrheit ist: daß ein in diesen Blättern abgedruckter Aufsatz, sinnverwirrten Polterern in manchen katholischen Journalen gegenüber, auf die geschichtliche Seite der Frage einging, und den Unterschied nachwies, der zwischen dem canonischen Institute des concursus ad parochias (auf welchen sich die Erklärung der Bischöfe bezieht), und einer lokal-bayerischen Einrichtung besteht, welche die Verleihung der königlichen Patronatspfründen von einem Staats-Concurse abhängig macht. Der Aufsatz wies dann ferner nach, daß die betreffende bayerische Verordnung, je nach Verschiedenheit der Fälle, auf welche sie angewendet wird, mit den Gesetzen der Kirche vereinbar oder nicht vereinbar ist. Herr Rintel hat es bequemer und dem preußischen Interesse angemessener gefunden, diese Unterscheidungen zu ignoriren, um aus der Vermischung dessen, was der fragliche Aufsatz gerade zu trennen versucht, eine Anklage gegen diese Zeitschrift formuliren zu können.

nächsten angeht, Versteckens spielen zu wollen. Haben doch die Fanatiker des Preußenthums dafür gesorgt, daß die preußisch-protestantisch-staatskirchlichen An- und Absichten das Geheimniß von ganz Europa sind. Unsere pflichtmäßige Freimüthigkeit, die wir jetzt, wie seit 12 Jahren dem Absolutismus gegenüber bewiesen haben, gibt uns aber auch ein gutes Recht nach der andern Seite hin die ungeschminkte Wahrheit zu sagen. Bei jedem grossen Zerwürfniß und Partheikampf ist das Princip von seiner irdischen Verwirklichung in den Menschen, der Grundsatz von der Parthei sorgfältig und gewissenhaft zu unterscheiden. Unsere katholische Sache ist, weil sie göttlich ist, rein und heilig und ewig wahr, aber wir Katholiken sind, selbst wenn wir mit redlichem Eifer für die heilige und gerechte Sache unsers Glaubens kämpfen, als Menschen denselben Irrthümern, Mißgriffen, Versündigungen ausgesetzt wie alle andern Sterblichen. Dieß kann Niemand läugnen, der die Geschichte der Welt und die Menschen kennt. Gerade jetzt scheinen im westlichen Deutschlande manche unsrer Glaubensgenossen, — und darunter namentlich auch solche, die in manchen Tagesblättern das Wort führen, — in einer Gefahr zu schweben, neben welcher selbst das größte Verderben verschwinden würde, in die der übelste Wille der Gegner die katholische Sache in Deutschland stürzen könnte. Dieß ist der Punkt, wo auch Herr Rintel, welches auch die sonstige Absicht seiner Schrift seyn möge, vieles Richtige und Beherzigenswerthe sagt. Mit einem Worte: die Versuchung, welcher sich die Katholiken, namentlich die rheinischen, mit allen Kräften zu erwehren haben, besteht darin: daß der Unverstand und die Maaßlosigkeit unverbesserlicher Gegner auch sonst gläubige Glieder der Kirche, im Wirbel der allgemeinen Sprach- und Ideenverwirrung der Zeit, auf das Feld der Revolution und in ein Bündniß mit der Parthei der Zerstörung zu drängen droht.

Aber, so erwiedert man uns, was haben wir rheinische Katholiken denn gethan, was jene preußische Androhung eines Vernichtungskrieges gegen die Kirche begründen und recht-

fertigen könnte? Wir sind es nicht gewesen, die den welthistorischen Umritt durch die Straßen Berlins gehalten, und Deutschlands Einheit ausgerufen haben. Wir haben nicht zuerst das schwarz-roth-goldne Fähnlein geschwenkt, welches bald darauf, wie einst im Bauernkriege, den Feinden des Eigenthums zum Banner diente. Wir haben die unsägliche Verwirrung nicht verschuldet, die sich an diese Acte des „sich an die Spitze der Revolution Stellens" knüpfte. Wir waren es auch nicht, die den Professor Kinkel und seine Gesinnungsgenossen anstellten, denselben, der zuerst bei der Verhaftung des Erzbischofs von Köln in seinen Spottgedichten auf die katholische Sache den Absolutismus verherrlichte, und zehn Jahre später seinen Gönnern und Committenten nach Verdienst und Würden lohnte. Und eben so wenig waren wir es, die im Mai dieses Jahres, an den von Preußen selbst geschaffenen Heerden des fanatischen Protestantismus, zu Iserlohn und Elberfeld, die Standarte des neu-deutsch-einheitlichen Aufruhrs entfalteten. Diejenigen, die den Bösen zu Gaste geladen, mögen jetzt zusehen wie sie ihn wieder los werden. Warum will man an uns Rache nehmen für den Spott und Schaden, den man sich allein durch eigenen Unverstand und Uebermuth zuzog?

Denen, die also sprechen, haben wir Folgendes zu entgegnen. Ihr (d. h. Viele unter Euern Gebildeten) habt freilich die afterdeutschen Narrentheidungen des Einheitsschwindels nicht erfunden, aber Ihr habt daran geglaubt und seid der Pfeife der Rattenfänger, — zwar nach einem andern Ziele, als wohin sie Euch locken wollten! — aber Ihr seid ihr dennoch gefolgt. Ihr habt geglaubt in jener Euch vorgespiegelten deutschen Freiheit Schutz und Rettung gegen den staatsprotestantischen Absolutismus finden zu können. Ihr habt dem Wahne Gehör gegeben, daß die Revolution Recht haben müsse, weil die absolute Gewalt, wenn sie gegen die Kirche kämpft, allerdings augenscheinlich Unrecht hat. Ihr habt den großen und gefährlichen Irrthum gehegt, daß die Kirche es der Revolution zu danken habe, wenn sie theilweise und für den Augenblick in

Deutschland freier athmen darf, und Manche unter Euch haben kürzlich noch das inhaltschwere Wort gebraucht: die Katholiken könnten sich über manche widernatürliche Bundesgenossenschaft damit trösten, daß nach der Legende der Teufel mehr als einmal schon Gott dem Herrn eine Kirche habe bauen müssen.

Der bildliche Ausdruck des zuletzt uns entgegen gehaltenen Gleichnisses enthält die tiefste philosophische Wahrheit. Ja! Gott läßt das Böse geschehen, auf daß es zum Hebel und Werkzeuge für das Gute diene; ja! der Teufel baut wirklich und zur Stunde noch dem allmächtigen Gott seine Kirche, aber immer ohne zu wissen, was er thut, und getrieben vom ingrimmigsten Hasse gegen „Alles was besteht.“ Er hat, zumal in unsern Tagen, in diesem Fache Geschäfte gemacht, die ihn, wenn er selbst erst recht inne werden wird, was er vollbrachte, arg verdrießen, ja in Verzweiflung bringen werden. Es ist insbesondere wahr und nicht zu läugnen: dem Kampfe, in welchen durch Gottes Fügung der widerkirchliche Absolutismus mit der Revolution gerathen ist, die er sich selber zur Strafe groß gezogen hat, diesem Kampfe verdankt es die Kirche, weil beide Feinde auf einen Augenblik von ihr abgelassen, daß sie zur Stunde in einem Theile von Europa freier athmen kann. Die tiefsinnige Legende hat auch dießmal Recht behalten. Aber wir haben nie gehört, daß die Heiligen sich dem Fürsten der Finsterniß für seine Cyklopenarbeit dankbar bezeigt oder gar sich ihm, damit er ihnen diene, zu eigen ergeben haben. Dieß aber gerade wäre unser Fall, wenn wir auch nur einen Augenblick uns der Täuschung hingeben könnten, als sei ein Pact mit der Revolution, auch nur auf eine Stunde geschlossen, ohne unser zeitliches und ewiges Verderben möglich.

Wahrlich! es ist eine schwere Uebung der Geduld, heute noch, und nach allen Erfahrungen unserer lehrreichen Zeit, noch davon sprechen zu müssen: was die Revolution will und was sie der Kirche thut, wo Gott ihr die Gewalt läßt, nach ihres

Herzens Gelüsten zu schalten. Wer als wirklich gläubiger Katholik das noch nicht aus dem gelernt hat, was in Madrid, und in Wien und in Rom geschehen ist, der gehe nach der Schweiz und sehe zu, was da, fort und fort geschieht.

Allerdings ist es wahr, daß die Katholiken in Deutschland das Bündniß, wovor wir warnen, noch nirgends mit der That geschlossen haben, und daß das, was wir so entschieden mißbilligen und verwerfen, sich zur Stunde noch beschränkt auf wunderliche Reden und verwirrte Zeitungsartikel, auf illusorische Hoffnungen, die man auf politische Einrichtungen setzt, auf phantastische Erwartungen, die man, ohne zu bedenken, was gehen und stehen mag, von Deutschlands künftiger, einheitlicher Gestaltung hegt. Es ist wahr, daß dieß Alles, zumal in heutiger Zeit und im Vergleich mit dem Treiben anderer Partheien, in den meisten Fällen noch vor der Strafjustiz ein ziemlich unschuldiges oder doch unschädliches Gebahren seyn mag. Aber es ist auch gewiß, daß irrige Gedanken und phantastische Reden zuletzt zu verbrecherischen Thaten führen. Gerade die Katholiken müßten die Rechenschaft bedenken, die der Richter des Leibes und der Seele von jedem unnützen Worte fordern wird. Sie können sich Gott und der Nachwelt gegenüber nicht darauf berufen, daß sie ein Recht hätten, so zu reden und zu thun, wie sie es von den Gegnern selbst gelernt haben. Geht auch die babylonische Sprachverwirrung der Zeit nicht von ihnen aus, so tragen sie dennoch ihren Theil an der allgemeinen Schuld, wenn sie die falsche Münze der banalen Schlagwörter der Zeit gedankenlos weiter ausgeben. Nicht die Zeitungen sollen die Leitsterne der Katholiken seyn. Sie haben Lehre und Weisung nicht von den Feinden der Kirche, sondern von der lebendigen Autorität des Papstes und der Bischöfe zu empfangen, die ihnen heute sagen und ferner noch sagen werden, was sie seit Jahrhunderten gesagt und gepredigt haben. Mögen sie für gewiß glauben, daß sie ihren Gegnern, den rohen, wie den feinen und überfeinen, nur dann Achtung einflößen, wenn sie mit strenger Consequenz das sind, was sie

seyn sollen: Katholiken. Als solche aber haben sie ihren Beruf noch lange nicht erfüllt, wenn sie bloß ihre Hand von Gewaltthat und Verbrechen rein halten. Sie sollen gerade in der Verwirrung dieser Zeit durch ihr Beispiel eine Leuchte in der Nacht, und in der täglich wachsenden Verdummung, die der Unglaube erzeugte, das Salz der Erde seyn.

Wollen wir, nach dieser allgemeinen Orientirung, einige unmittelbar praktisch politische Rathschläge, die wir den Katholiken, insbesondere den rheinpreußischen, im gegenwärtigen Augenblicke an's Herz zu legen hätten, auf ihren kürzesten Ausdruck bringen, so möchten sie lauten wie folgt. Der katholische Christ bleibe zu Hause, wenn Andere auf den Krawall gehen, und vermehre, auch nicht als neugieriger Zuschauer, die tumultuirende Masse. Er diene der schlechten Presse aus eben demselben Grunde auch nicht durch das Abonnement, welches er für geisttödtende und sinnverwirrende Blätter zahlt. Wenn wieder einmal, in Berlin oder sonstwo, die Steuern verweigert werden, zahle er (gegen Quittung) pünktlich die seinigen. Zur Landwehr einberufen erscheine er ungesäumt, so lange es noch eine Landwehr gibt. Im Uebrigen sei er zu jedem guten kirchlichen Werke fröhlich bereit, denn die Kirche allein kann inmitten einer jämmerlichen Gegenwart eine bessere Zukunft bereiten. Die künftige Gestaltung Deutschlands aber stelle er mit gläubigem Vertrauen dem höchsten Herrn der Welt anheim. Dieser hat nunmehr, bereits länger als anderthalb Jahre, die Wünsche und Petita der Deutschen und ihrer Professoren sattsam zu vernehmen Gelegenheit gehabt, also daß er, auch wenn er nicht der Allwissende wäre, hinreichend, ja überflüssig über jede erdenkliche und nicht erdenkliche Seite der Frage aufgeklärt seyn müßte. Menschlichem Ansehen nach, steht er jetzt im Begriff die Debatten zu schliessen. Dann wird „Gottes ernster Kriegeswille“ uns dasjenige fait accompli auferlegen, dem wir uns in Demuth zu unterwerfen und zu gehorchen haben werden. Mögen unsere katholischen Brüder am Rhein sich überzeugt halten, daß sie die Gefoppten wären, wenn sie heute noch

auf die Illusionen des Jahres 1848 oder überhaupt auf politische Combinationen, — mögen es die des Herrn Rintel oder die der Rhein- und Moselzeitung seyn, — irgend welche Hoffnung setzen wollten. Sie sollen in allen Stücken ihre Pflicht thun und für das Uebrige Gott sorgen lassen. Dadurch aber daß sie erkennen: daß ihre Hülfe allein im Namen des Herrn ist, — werden sie von innen heraus einig und stark werden. Sind sie das, so wird demnach auch ihre äussere Lage sich von selbst gestalten.

Nachdem wir das Vorstehende geschrieben hatten, geht uns der Hirtenbrief des Fürstbischofs von Breslau zu, welcher gleichmäßig an den preußischen, wie an den österreichischen Theil seines Sprengels erlassen, Worte enthält, die des Zeitalters der ersten Christen würdig wären. Hier spricht kein politischer Sachwalter irdischer und vergänglicher Interessen; hier spricht kein Miethling, sondern ein von Christo berufener Hirt; hier spricht ein Nachfolger der Apostel Worte des ewigen Lebens.

„Bedenken wir, wie jener Geist der Umwälzung fast immer ein Geist wilden Trotzes ist und schnöder Selbstsucht, frecher Lüge, hochfahrenden Stolzes und ehr- oder habgieriger Herrschsucht und wohl noch schlechterer Leidenschaften — (und wer dieß nicht schon wußte, der hat es in den letzten zwei Jahren wahrlich sehen, und aus den schmachvollen Beschuldigungen, womit sich hinter her die Führer des Aufruhrs wechselseitig brandmarkten, hören können —): so werden wir einsehen, daß ein solcher durchaus unchristlicher Geist unverträglich ist mit dem reinen, sanften, demüthigen Geiste Dessen, Der, da Er in Gottes Gestalt war, sich selbst entäußerte, Knechtsgestalt annahm für uns, und gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, und Der uns zuruft: „„Lernet von mir, Der ich sanftmüthig bin und demüthigen Herzens, und ihr werdet Ruhe finden für euere Seelen.“ Also nicht bloß deßhalb, weil jener Geist der Umwälzung und Empörung verderblich ist für das Ganze und im Widerstreit mit Gottes heiligem Willen, sondern auch, weil die Hingabe an ihn zerrüttend ist für die einzelne Seele, die dadurch ihres Gottesfriedens beraubt, und von den schlimmsten Leidenschaften durchwühlt wird, auch deßhalb ist die

Lehre vom Gehorsam ein so wichtiger Punkt im Christenthume, und darum ist es, nach der Apostel Vorbild, heilige Pflicht des Hirten, zumal in dieser Zeit, seine anvertrauten Gläubigen vor jeder Auflehnung dagegen, wie vor giftiger Weide, unablässig zu warnen und zu hüten."

„„Aber"", werden vielleicht Manche sagen, „„so sollen denn wir katholische Christen uns knechten, unterdrücken und niedertreten lassen nach Laune und Willkür der wechselnden Gewalthaber, und selbst unsere höchsten Güter, unsere Religion und Kirche, preisgeben und unser heiligstes Recht, das freie Bekenntniß unseres Glaubens, uns muthwillig verkümmern und rauben lassen? Soll in dem gehorsamen und demüthigen Christen der freie Staatsbürger mit seinen wohlerworbenen Rechten ganz untergehen?"" — „Das sei fern, Geliebte! Der menschliche Gehorsam hat seine unverrückbare Gränze an dem Willen Gottes; und wenn die Kirche uns das Wort Christi: „„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist;"" und das Wort der Apostel: „„Seid unterthan der Obrigkeit!"" so nachdrücklich einprägt, so vergißt sie nicht, auch das andere Wort: „„Gebet Gott, was Gottes ist"", und: „„Man soll Gott mehr gehorchen, als den Menschen."" Gottes aber ist: die Erziehung und Bildung der Menschheit im Geiste des Evangeliums, durch das freie Bekenntniß und die treue Uebung unserer Religion nach der Lehre und Einrichtung Seiner heiligen Kirche. Und wenn wir den Menschen (Obrigkeiten) gerne gehorchen, weil es Gottes Wille ist, so hört der Gehorsam von selber auf, sobald das Gebot der Menschen wider Gottes Willen ist. In einem solchen Falle also, den Gott verhüte! wo man durch neue oder alte Gesetze und Einrichtungen uns zu Dingen verpflichten wollte, die gegen Gottes Willen, gegen die göttlichen Lehren und die Vorschriften unserer heiligen Kirche, und gegen ihre geltende Verfassung und ihre unveräußerlichen Rechte anstreiten und darum unser katholisches Gewissen verletzen, in einem solchen Falle würden wir — nicht die Fahne des Aufruhrs schwingen und Empörung durchs Land rufen, oder ins geheim gemeine Sache machen mit denen, die solches nicht scheuen, — sondern wir würden ruhig, fest und offen zu den Gesetzgebern und Machthabern sagen: „„Dieß ist uns nicht erlaubt! Wir achten Eure Gewalt und gehorchen ihr willig in allen irdischen Dingen; aber das Heilige, das Himmlische, das

uns anvertraut ist unterwerfen wir ihr nicht. Thuet, was Ihr Eures Amtes erachtet: wir — wissen zu leiden, zu beten und — wenn's seyn muß — zu sterben!““ — So hat die katholische Kirche gesprochen mit griechischer und lateinischer Zunge in den ersten Jahrhunderten, so mit französischer im achtzehnten, und so würde sie durch Gottes Gnade auch im neunzehnten Jahrhundert mit deutscher Zunge zu reden wissen, wenn unter dem Namen und als Errungenschaft der Freiheit ihr neue Knechtschaft aufgehalset werden wollte. Verlasset Euch darauf, Geliebte, daß Euer Bischof, wenn es dahin käme, in Eurer Aller Namen so zu sprechen wissen würde — mit Gottes Beistand.“

„Damit es aber dahin nicht komme — und hiermit antworte ich auf die zweite obige Frage — so gebrauchet, ihr Katholiken! die wohlerworbenen gesetzlichen Rechte, die Euch als freien Staatsbürgern zustehen; gebrauchet sie zum Schutze Eures Gewissens, Eures Glaubens und Eurer Kirche. Denn nicht soll der freie Staatsbürger im gehorsamen und demüthigen Christen untergehen, sondern jener soll mit seinen Rechten diesen schützen. So berief sich derselbe Apostel Paulus, um ungerechter Züchtigung zu entgehen und sein apostolisches Lehramt zu schützen, auf sein römisches Bürgerrecht, und als man ihn seinem zuständigen Richter entziehen wollte, da appellirte er an den Kaiser, und sogar ein Engel Gottes bestärkte ihn darin.“

„Wie viele also unter Euch durch ihre Stellung, oder durch das Vertrauen ihrer Mitbürger zur Vertretung ihrer Rechte, oder zur Berathung der Angelegenheiten des Vaterlandes berufen sind: die sollen es als ihre heilige Pflicht erkennen und üben: vor Allem für die höchsten Güter, für die Religion und ihren göttlich geformten Leib, die Kirche, für den Thron und sein geheiligtes Majestätsrecht, für den Staat und sein gesundes Leben, für Gerechtigkeit und wahre Freiheit, mit mannhafter Treue einzustehen; und wenn sie je genöthigt sind, den Trägern und Vollziehern der Staatsgewalt in einzelnen Miß- oder Uebergriffen gewissenhaft entgegen zu treten: so mögen sie dabei die christliche Bescheidenheit und Mäßigung nicht außer Acht lassen und sich hüten, diese Gewalt in ihrer heiligen Wurzel selbst anzutasten, oder heimlich zu benagen, oder um eines vergänglichen Sieges willen, gemeine Sache zu machen mit den Feinden der Throne, die sich stets wie bis-

her auch als Feinde des Altares bewähren werden. Denn so mahnt der Apostel: „„Ziehet nicht an demselben Joche mit den Ungläubigen; denn welche Gemeinschaft hat die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit? Oder wie kann sich Licht und Finsterniß gefallen? Wie stimmt Christus und Belial überein?““

„Darum wehe der Kirche Gottes, wenn sie je — doch das ist unmöglich! — aber wehe denen, die in ihrem (der Kirche) Namen und zu ihrem vermeinten Nutzen ein Bündniß schließen mit der Partei des Umsturzes; das Hohngelächter der Hölle ist ihr Lohn. — Mag denn auch in unseliger Verblendung je noch ein Herrscher „„von Gottes Gnaden““ in uns Katholischen seine wahren, treuen Freunde und Untergebenen verkennen und uns bedrücken: irre machen an der Weltregierung Gottes, irre machen an unserer Gewissenspflicht soll er uns dadurch nicht; und wenn wir uns willig auch vor seiner Macht beugen, so geschieht es — das ist unser Stolz und unsere Demuth zugleich — in Hinblick auf die allmächtige Hand, von der er seine Krone zu Lehen trägt, der er gefeiet und zu dereinstiger schwerer Verantwortung verhaftet ist.“

Diese Worte werden namentlich auch am Rhein ihr Echo finden. Die Deutsche Volkshalle hat schon in ihrem leitenden Artikel vom 18. November bei Gelegenheit des öftern Hinweisens katholischer Blätter auf die „sieben Millionen Katholiken“ in Preußen, Gesinnungen ausgesprochen, die wir nur vollkommen billigen können. Möchten doch die rheinischen Katholiken bei dieser Gelegenheit inne werden, daß es von ihnen selbst abhängt durch Unterstützung dieses Organs ihrer Presse der katholischen Sache eine Macht zu leihen, die den Gegnern mehr Achtung einflößen würde, als unverständige demokratische Diatriben, welche den widerkirchlichen Bemühungen durch Trennung der Glieder vom Haupte und Zersplitterung der katholischen Kräfte nur dienen können.

LII.

Parlamentarisches Leben in Deutschland und die Verhandlungen über die deutsche Frage in den bayerischen Kammern.

(Schluß.)

Freiherr von Lerchenfeld eröffnete die Debatte. Seine Rede kann als Bild jener trüben, rathlosen Stimmung gelten, wie sie dermalen bei so Vielen herrscht, die sich in ihren enthusiastischen Erwartungen von der Erhebung des Jahres 1848 schmerzlich getäuscht fühlen. Er sprach sie in einem weichen, klanglosen, melancholisch-gedrückten Tone, der zu ihrem klagenden, hoffnungsarmen Inhalte wohl paßte, aber wenig geeignet war, die Zuhörer lebendig zu ergreifen. Man hörte einen Staatsmann, dessen Schiff auf weiter stürmischer See, bei sternlosem Himmel Compaß und Steuer verloren hatte, so daß er ganz und gar schwankt, welche Richtung er mit ungenügender Kraft einschlagen soll, um den Hafen zu erreichen. Wie redlich und achtungswerth sonst auch seine Gesinnung seyn mag, die Rede machte auf mich wenigstens den Eindruck, als sei der edle Freiherr eine zu weiche, von Gefühlsstimmungen zu abhängige Natur, um das Steuerruder eines Staates in einer so wild bewegten Zeit, wie die gegenwärtige, zu führen, die eine eiserne Festigkeit und zuversichtliche Entschiedenheit fordert, soll

das Schiff kein Spiel von Wind und Wellen werden, und der Steuermann den Anstrengungen nicht erliegen. Das hindert uns indessen nicht, bereitwillig anzuerkennen, daß der größere Theil seiner trostarmen Rede nur zu wohlgegründet war.

Nachdem er in einem Rückblick auf die Vergangenheit den Protest der bayerischen Regierung gegen das Frankfurter und Berliner Verfassungs-Project als den Interessen Deutschlands und Bayerns entsprechend gerechtfertigt, indem uns dadurch wenigstens die Möglichkeit einer Einigung des gesammten Vaterlandes gerettet worden; nachdem er ferner hervorgehoben, wie Bayern dadurch, daß es auf die Betheiligung bei der provisorischen Centralgewalt des Interims zu Gunsten Oesterreichs und Preußens verzichtet, einen Beweis seiner Opferfähigkeit gegeben und, so gut es gekonnt, der Spaltung Deutschlands, der drohenden Rechtsunsicherheit und Rechtsverwirrung entgegen gearbeitet habe, ging er über auf die Frage über die Gestaltung unserer Zukunft. Hier aber bietet sich ihm nach keiner Seite hin eine befriedigende Aussicht dar, überall Hindernisse, Gefahren und Kampf, und wenig Aussicht auf Erfolg.

Der erste Weg: die Bildung eines südwestdeutschen Bundes der mittleren und kleineren Staaten, der als drittes Glied in der Trias mit Oesterreich und Preußen das große deutsche Gesammtreich bilde, scheint ihm unpraktisch; denn das Mißtrauen und die Eifersucht dieser kleineren Staaten werden zur festen Einheit dieses Bundes nicht die nothwendigen Opfer bringen; ihre Hülfsbedürftigkeit wird sich nach Ausweis der Erfahrung lieber an einen der Mächtigsten, an eine feste Säule, also an eine der beiden Großmächte, anlehnen, als an einen Pfosten, der selbst der Stütze bedarf. Geographisch ist ein solcher Bund zersplittert, der Constitutionalismus allein aber ein zu schwaches Band gegenüber der Centralisation der Großstaaten. Endlich, bemerkt er, sind diese Kleinstaaten, mit Ausschluß der drei

Königreiche, bereits schon der preußischen Oberhoheit verfallen; es ist sehr zweifelhaft, ob Sachsen und Hannover sich wieder davon befreien können, und nicht viel mehr Württemberg nachziehen werden.

Nun zum zweiten Ausweg: Anschluß Bayerns an eine der beiden Großmächte. Dieser Anschluß ist seiner Meinung nach, darüber dürfe man sich nicht täuschen, Mediatisirung, und zwar stelle ein Anschluß an Oesterreich für Bayern und Deutschland große materielle Vortheile in Aussicht; ja ohne Oesterreich keine Zukunft für Deutschland; auch dürfe Bayern von Oesterreich, als einer wirklichen Großmacht, eine großartigere, großmüthigere Behandlung erwarten, dagegen sei sein Constitutionalismus gefährdet: ein Anschluß an Preußen, der gleichfalls Mediatisirung sei, biete jene Vortheile nicht; er sei vielmehr den materiellen Interessen vom höchsten Nachtheil, das Verhältniß Bayerns würde um so drückender seyn, weil Preußen keine wirkliche Großmacht sei, sondern nur mit Ueberspannung seiner unzureichenden Kräfte diese Prätension behaupte; im politischen Gebiete würde Bayern bei einem solchen Anschluß, im Vereine mit den übrigen constitutionellen Staaten, dem Constitutionalismus in Preußen vielleicht, sogar wahrscheinlich zum Siege verhelfen, jedoch erst nach schweren und heißen Kämpfen gegen die mächtige Bureaukratie des preußischen Militärstaates. — Unserer Ansicht nach könnte aber auch ein solcher Beitritt zum preußischen Kleindeutschland, weil es dem deutschen Geiste und den deutschen Bedürfnissen widerspricht, nicht den Sieg des Constitutionalismus, sondern der Anarchie, der rothen Republik und der Unterjochung und Zerstückelung durch das Ausland: durch Frankreich und Rußland, zur Folge haben.

Der dritte Ausweg endlich, daß Bayern eine ganz isolirte, egoistisch-unabhängige Stellung behaupte, sei schmachvoll und der Ueberanstrengung wegen auf die Dauer

unhaltbar, wie das Beispiel von **Preußen** und **Piemont** zeige.

Hiemit war der Redner zum Schluße seiner wenig trostreichen Betrachtungen gelangt, und hier warf er scheidend noch einmal einen Blick auf die traurige Lage des zerrissenen Vaterlandes. Sein Vortrag wurde lebendiger, seine Stimme, die aus erschüttertem Herzen kam, bewegter und ergreifender, und daher mögen seine wohlgemeinten Worte hier eine Stelle finden:

„So bleibt also“, sagte er, „nur noch die eine Hoffnung übrig, daß ein Bundesstaat sich bilden lasse, welcher alle deutschen Stämme umfaßt.“

„Allein, meine Herren! das sind auch nur Wünsche, — Bürgschaften für die Erreichung derselben, ich gestehe es aufrichtig, Bürgschaften wird Ihnen Niemand geben.“

„Sehen Sie hin, meine Herren! auf den jetzigen Zustand Deutschlands, sehen Sie auf diesen **Mangel von Nationalgefühl**, welcher auf der einen Seite in Jubel ausbricht, wenn die Nachricht ertönt, daß die Ungarn ein österreichisches, ein deutsches Heer, geschlagen haben, sehen Sie hin auf jene Gehässigkeit, welche sich in Wien und Berlin die Hinrichtungen in Rastatt und Pesth nachrechnet, um zu sehen, auf welcher Seite der Saldo des Blutes sei.“

„Sehen Sie auf jenen Mangel von **Selbstverläugnung**, welchen leider die Verhandlungen mehr als einer Kammer gezeigt haben, welchen namentlich die Verhandlungen der Kammer jenen Stammes gezeigt haben, welcher berufen seyn soll, an die Spitze von ganz Deutschland sich zu stellen.“

„Sehen Sie hin auf die Verhandlungen über die provisorische Centralgewalt in Berlin, wo man mit Genauigkeit bis auf den letzten Zoll berechnet und nachgewiesen hat, daß Preußen kein Opfer bringe, und nur dadurch diesen Schritt gerechtfertigt zu haben geglaubt hat.“

„Sehen Sie hin auf den Jammerruf, den die gefährdeten und bedrohten Interessen überall ausgestoßen, so bald es sich

darum handelte, für Deutschland ein Opfer zu bringen; sehen Sie hin auf den traurigen Mangel an Pflichtgefühl, wie er sich seit einem Jahre in ganz Deutschland gezeigt hat, und Sie werden mir zugestehen müssen, daß die Zukunft Deutschlands keine helle, keine freundliche ist."

„Meine Herren! ich war niemals Schmeichler, ich habe mich niemals vor der Gewalt erniedrigt, ich glaube aber auch das Recht zu haben, dem Volke traurige, wenn auch bittere Wahrheiten sagen zu dürfen."

„Ich glaube, das Nothwendigste ist, unsern Zustand zu kennen und richtig zu beurtheilen, nur keine Selbsttäuschung; mag die Wahrheit noch so traurig seyn, so ist sie jedenfalls besser, als die glänzendste Täuschung."

„Nur ein großer moralischer Aufschwung kann die Regeneration Deutschlands herbeiführen, ich fürchte, daß die jetzige Zeit nicht die nöthigen Mittel bietet, ich fürchte, daß nur ein großes nationales Unglück uns so weit zu läutern im Stande seyn wird, um für die deutsche Sache die Opfer zu bringen, die sie nothwendig fordert."

„Meine Herren! glauben Sie nicht, daß ich Ihren Muth niederschlagen will, wir wollen nicht traurigen und niedergeschlagenen Herzens der Zukunft entgegengehen, weil trübe Wolken sie umhüllen; nein, mit festem Muth und heiterer Stirne wollen — müssen wir ihr entgegengehen, denn nur darin allein liegt die Bürgschaft, wenn es überhaupt noch eine gibt, für ein mögliches Gelingen."

Hätte der Redner den Uebeln unseres Vaterlandes und unserer Zeit tiefer auf den Grund gehen wollen, so würde er gefunden haben, daß wir nicht nur einer moralischen, sondern noch viel mehr einer religiösen Regeneration bedürfen; denn wie können Rechtssinn, Sittlichkeit und Pflichtgefühl bestehen, wenn sie nicht mit dem Gewissen auf religiösem Grunde ruhen? Unsere Verkommenheit hierin ist der vorzüglichste Grund, warum wir so wenig Aussicht zu einer Einigung des gesammten Vaterlandes haben. Die in den

gebildeten Klassen herrschende hoffärtige, atheistische Selbstsucht kann ja nur Zwietracht und Zügellosigkeit, nicht aber Eintracht und Freiheit erzeugen. Eben so ist gerade dieß auch das größte Hinderniß, welches sich der Bildung eines südwestdeutschen Bundes für die Trias entgegenstellt, da eben die mittleren und kleineren Staaten in der religiösen und moralischen Auflösung am meisten vorgeschritten sind. Fürchtet ja sogar die altpreußische conservative Partei aus diesem Grunde die verderblichsten Folgen für Preußen von dem Erfurter Sonderbundstage, weil sie nicht ohne Grund besorgen, daß die conservativen Elemente ihres Vaterlandes, wenn die Radikalen Preußens und der Kleinstaaten sich zur gemeinsamen Opposition verbinden werden, den Kürzeren ziehen müssen. Aus diesem Grunde steht die royalistische Kreuzzeitung an der Spitze derer, die das Dreikönigsbündniß mit der gleichen Entschiedenheit bekämpfen, wie es nur immer von einem süddeutschen Organ geschehen kann.

Ganz dasselbe gilt für Bayern, und zwar in einem noch weit höheren Grade; denn was hätten wir bei dieser religiösen, sittlichen, politischen und ökonomischen Auflösung von einer solchen südwestdeutschen Bundeskammer zu erwarten, wo die Umsturzmänner Sachsens, Württembergs, Badens und der übrigen Kleinstaaten neben unsern Abgeordneten säßen? — wohl nicht den Sieg des Constitutionalismus, sondern der rothen Republik. Konnte unser Ministerium das Land ja nur durch Vertagung und Auflösung vor den verderblichen Folgen bei den jüngsten Landtagen retten, und doch war es dort nur der Pfälzer Radikalismus, der sich mit den Radikalen unserer übrigen Provinzen verband. Säßen heute die Württemberger in unserer Kammer, so müßte das Ministerium Pfordten ohne Weiteres einem radikalen Platz machen, an dessen Spitze vielleicht der Demokratenfürst stände, weil dann unsere conservative Majorität zur Minorität geworden wäre, da die Stuttgarter Kammer bekanntlich eine sehr stark besetzte äußerste Linke, aber gar keine äußerste Rechte hat.

Uebrigens macht sich Lerchenfeld auch weiter keine Illusionen über die Plane jener socialistischen Umsturzpartei, die alle staatliche und gesellschaftliche Ordnung und Bildung in Europa mit dem Untergange bedroht; er hat ihr bei mehreren Gelegenheiten manches unerschrockene Wort gesagt, das ihm ihren vollsten Haß zugezogen, und das unsere dankende Anerkennung verdient. Aber auch jenes Berliner nimmersatten, herausfordernden, undeutschen Hochmuthes, wie er z. B. in der Schrift von Griesheim, in den Berliner Zeitungen und in den Berliner Kammern so oft in der gehässigsten Weise laut geworden, hat er nicht geschont. Da Lerchenfeld, einer unserer Märzminister, durchaus nicht im Verdacht ultramontaner Tendenzen steht, so würde man in Berlin wohlthun, seine Worte als den Ausdruck einer, in Süddeutschland bei Katholiken wie bei Protestanten vielfach herrschenden Ueberzeugung zu beachten, statt sie vornehm zu ignoriren. „Meine Herren!“ sagte er unter Anderm, „wenn Oesterreichs Politik bisher eine unsern Verhältnissen sehr wenig zusagende war, so ist es die preußische gewiß nicht in höherem Grade gewesen: Die Unzuverlässigkeit derselben, ich möchte beinahe sagen die Unfähigkeit ihrer Politik, ist wohl notorisch. . . Gehen sie auf die ältere Zeit zurück, so werden Sie finden, daß dem Pillnitzer Vertrage der Baseler Frieden, die Neutralitätserklärung und die Besetzung von Hannover gefolgt ist. Auf den Befreiungskrieg ist die heilige Allianz und sind die Karlsbader Beschlüsse gefolgt. Und so ging es fort. . .“ Er zeigte dann weiter, wie Bayern und Württemberg, und nicht Preußen, das Verdienst zukömmt, den ersten Grund zum Zollverein gelegt zu haben. Denn erst als der bayerisch-württembergische Zollverein geschlossen war, erst da hat Preußen und zwar augenblicklich, „mit wirklich großen Opfern in mehr als Einer Beziehung, sogleich einen Vertrag mit Darmstadt abgeschlossen, um ein Zustandekommen der Einigung von Süddeutschland zu verhindern und die andern Staaten in

die Unmöglichkeit zu versetzen, diesem Vertrage beitreten zu können. . ." — Wie Preußen hienach die Bildung eines geeinigten südwestdeutschen Bundes ansehen würde, können wir uns selbst beantworten. — Lerchenfeld fährt fort: „Daß später der Zollverein wirklich zu Stande kam, erkenne ich dankbar an; allein Preußen hat offenbar nicht das Verdienst der Initiative. Diesem Zollverein gegenüber kann ich nur beklagen, daß bald darauf Preußen wiederum in den Verträgen, welche es als Leiter des Zollvereins geschlossen hat, die Interessen desselben auf das schlechteste förderte. Nachdem es Luxemburg preisgegeben hatte in dem Vertrage über die definitive Trennung Belgiens von Holland, hat es den Zollverein dieß Opfer zahlen lassen, denn bekanntlich wurde der Zuckervertrag zu dem Zwecke geschlossen, um Holland zu bestimmen, in diesen Vertrag einzuwilligen." Mache man Oesterreich verantwortlich für die Sünden und die Ohnmacht des Bundestages, so könne man fragen: „wer denn in allen diesen Fragen getreulich Oesterreichs Schildknappe war, und wer es eben dadurch dahin gebracht habe, daß der deutsche Bund zu keiner erfreulichen Entwickelung kommen konnte. Zwei Beispiele anführend, wie preußische Staatsmänner das Odium dessen, was Preußen that, auf Oesterreich geschoben, und wie einer von ihnen dabei sich auf eine Depesche von Kanitz berufen, die aber nichts desgleichen enthalte, fügte der Redner hinzu: „Ich weiß nicht, ob dieses vielleicht auch einer jener Schreib- oder Druckfehler sei, welche in der preußischen Diplomatie eine so traurige Rolle gespielt haben; denn bekanntlich gelten dort Veränderungen von Verträgen für so unwesentliche Gegenstände, wegen deren man eine weitere Korrespondenz nicht für nothwendig findet." Endlich auf die Dreikönigsverfassung übergehend, weist er nach, wie dieselbe nicht nur die wirklich allgemeinen Angelegenheiten im Interesse einer starken Vertretung nach außen centralisire, sondern auch in die inneren Angelegenheiten der Einzelstaaten übergreife. Zu einer solchen, ihre Freiheit und Autonomie zerstörenden äußerli-

chen Centralisation aber werde Preußen durch das Unzureichende seiner Macht und den Mangel eines festen, inneren Zusammenhaltes genöthigt. „Denn", sagt er, „auch heute noch ist Preußen keine Großmacht. Es fehlen ihm dazu die materiellen Mittel. Gehen Sie die Großmächte durch, so werden Sie sich überzeugen, daß Preußen schon nach dem Zahlenverhältnisse die schwächste aller Großmächte ist. Mit einer Bevölkerung von höchstens sechszehn Millionen Menschen, mit einem großen Theil unfruchtbarer Länder, von der See völlig abgeschnitten, indem auf der einen Seite Holland den Rhein sperrt, und auf der anderen Seite sein undankbarer Schützling, Dänemark, ihm den Sund verlegt, kann es nicht zu jenem Grade von Entwicklung kommen, wozu es sonst durch den Besitz einer so langen Küstenstrecke geeignet wäre. Zudem ist Preußen lang gedehnt, und hat nirgends natürliche Gränzen, dadurch aber um so schwächer. Es ist nur stark, wenn es andere Hülfsquellen, als die seiner materiellen Mittel, zur Verfügung hat. Deßhalb ist es oft so stark, und dann plötzlich wieder so unendlich schwach geworden. — Aus jenem innern Gefühl der Schwäche nur erkläre ich mir das Streben Preußens, durch mögliche Entwicklung und Entfaltung aller seiner Kräfte sich zu stärken, und nöthigenfalls auch seine Schwächen zu decken; — deßhalb eine Centralisation, die sich zuerst unter allen europäischen Staaten in Preußen am glänzendsten entwickelt hat, die beinahe überall stets mit einem Hang zum Militärdespotismus, wenn er nicht wirklich vorhanden war, Hand in Hand ging. Deßhalb jene Nachgiebigkeit gegen die großen, mächtigen Staaten und deren Schützlinge, wie wir sie von keiner andern Großmacht je erlebt haben. Deßhalb auf der andern Seite, ich möchte sagen, um sich dafür wieder zu entschädigen, ein schroffes Auftreten gegen die Mindermächtigen, wie wir es ebenfalls nie von einer Großmacht erlebt haben" (ein jüngstes Beispiel bot die rücksichtslose Zurückhaltung der fälligen Zollvereinsgelder für die noch nicht

liquide Forderung der in Baden über Begehr geleisteten Bundeshülfe) „deßhalb aber auch jene Rolle, die Preußen im deutschen Bunde gespielt hat vom Jahre 1818 bis 1848, während voller dreißig Jahre. Im Jahre 1848 brach dieser hohle Polizeistaat mit einer Schnelligkeit zusammen, wie wir es beinahe nirgends anderwärts gesehen haben.“ Auch durch den Zuwachs von vier und einer halben Million, im günstigsten Fall von acht Millionen in Folge des Sonderbündnisses würde Preußen dennoch nicht in die Lage eines Großstaates kommen, wie ihn die gegenwärtigen Verhältnisse fordern. „Ich fürchte dieß gerade deshalb, weil jenes System der Ueberspannung aller Kräfte, um nach aussenhin immer das Gewicht eines Großstaates geltend machen zu können, nothwendiger Weise fortdauern müsse. In diesem System liegt nach meiner innigsten Ueberzeugung die Nöthigung zu einer Centralisation, eine Neigung zum Militärdespotismus, bei der die konstitutionellen Garantien jedenfalls zu kurz kommen werden.“

Wir haben bemerkt, daß diese Ansichten über das Verhältniß Preußens zu Deutschland über das Unzureichende der preußischen Macht und das Unhaltbare und Verderbliche seines Sonderbundes nicht bloß von Bayern und Katholiken geäusfert werden. Ein dem preußischen Interesse gewiß sehr aufrichtig ergebener Staatsmann, Herr von Usedom, hat sich nicht minder entschieden über die Unausführbarkeit des todtgebornen Drei- oder Einkönigsbündnisses ausgesprochen; auch können wir dessen zum Zeugniß Betrachtungen anführen, die jüngst von Blättern des überwiegend protestantischen Württembergs mitgetheilt wurden. Da heißt es unter anderm: Der Einheitsstaat mit der preußischen Spitze ist in der Idee eine eben so falsche und in der Praxis auf die Dauer eine eben so unhaltbare und unmögliche Schöpfung, als das Frankfurter Kaiserthum. Er ist im Grunde genommen, das bloße Miniaturgemälde von diesem, nur viel knapper und magerer gehalten und mehr im Particularen und für's Particulare gedacht und geschaffen. Denn die Particularen

sind die, welche Deutschland im Interesse einer einzelnen Hausmacht und einer einzelnen Politik zustutzen, theilen und beschneiden wollen, mögen ihre Absichten dabei auch noch so wohlgemeint seyn. Der Bundesstaat mit der preußischen Spitze ist nicht bloß die gewaltsame Spaltung für Deutschland, ohne welche er keinen Tag bestehen könnte, er ist noch mehr, er ist die organisirte Anarchie im Herzen des gemeinsamen Vaterlandes! Er muß und wird damit enden, wenn er fortleben und bestehen will, die Einzelstaaten, die kleinsten zuerst zu absorbiren und zu incorporiren. Im Frieden aber incorporirt man nicht und eben so wenig gibt es ein klares Ziel und ein gesichertes Einhalten für eine Macht, welche solchen Pfad einmal betreten hat." Allein abgesehen von Oesterreich, auch die übrigen europäischen Großmächte würden einer solchen nothwendig mehr oder minder gewaltsamen vertragswidrigen Vergrößerung eines militärisch organisirten Staates wie Preußen nicht ruhig zusehen; und stellt einmal Frankreich, das der Republik müde ist, statt seines republikanischen Präsidenten einen militärischen Dictator an seine Spitze, der die Kriegslust und die sociale Unruhe eines übervölkerten Landes durch auswärtige Eroberungen zu beschäftigen suchen muß: welches wäre dann die Lage dieses unter preußischer Oberhoheit gewaltsam centralisirten Kleindeutschlands mit seiner innern Zwietracht? Auch diese Gefahr ist den Württembergern nicht entgangen, und zwar würde sie nicht nur Württemberg, das als Kriegsstraße den ersten Stoß auszuhalten hätte, sondern auch Preußen, nach Ausweiß der Geschichte, mit dem Untergang bedrohen. Daher heißt es in diesen Stuttgarter Betrachtungen weiter: „Muß man nicht bei der heutigen Sachlage, im Angesichte von Rußland und Frankreich und bei der Abneigung und politischen Erkaltung Oesterreichs" (wie sie durch diese so wenig bundesbrüderliche Politik Preußens erfolgen mußte) „als Preuße für sein specielles Vaterland und dessen heutige Isolirung in Europa zittern! Und was hat diese Isolirung hervorgerufen? den Einheits-

staat, das Dreikönigsbündniß. Letzteres erinnert rücksichtlich der Schwäche seiner Conception, den heutigen drohenden Gefahren gegenüber, ganz und gar an jene nördliche Demarkationslinie, welche Preußen seit dem Baseler Frieden gegen das übermächtige Frankreich zog, worauf dann zur Strafe solcher egoistischen Politik die Schreckenstage von Jena und Lübeck hereinbrachen! Preußen ist nicht im Stande, sich selbst zu schützen, geschweige denn seine Mitverbündeten, wenn es jemals zwischen ihm und Frankreich zum Kriege kommen sollte. Es hat dazu den Beistand von ganz Deutschland nöthig und soll daher die Hülfe Oesterreichs in friedlichen Tagen nicht verscherzen, damit sie ihm nicht fehle, oder wohl gar sich nicht gegen dasselbe wende, in den Tagen der Noth oder der blutigen Entscheidung." *)

---

*) Die englische Times, doch gewiß auch kein ultramontanes Blatt, sagt von dieser preußischen Vergrößerungspolitik und ihren Folgen für Preußen, und also auch für Deutschland unter Anderm: „Oesterreich scheint jedenfalls darauf gefaßt zu seyn, daß Preußen am Ende darauf hinzielt, eine Macht zu bilden, die ganz Norddeutschland umfassen und sich längs dem Rheine bis an die schweizer'sche Gränze erstrecken soll, und es ist nicht unmöglich, daß die Minister allen Eventualitäten in der Vertheidigung der Rechte ihres Monarchen und seiner Alliirten die Stirne zu bieten suchen werden. Nehmen wir nun den freilich nicht ganz wahrscheinlichen Fall" (den Gott verhüten wolle!) „daß es zu einem Bruche komme, so würde die Stellung Preußens sich weit ungünstiger gestalten, als es selbst zu glauben geneigt scheint. Wenn Preußen Deutschlands revolutionäre Elemente unter seine Fahnen zu rufen, und mit Hülfe derselben dem Gegner furchtbar zu werden denkt, so vergißt es, daß die Waffe sich nachgerade gegen dessen eigene Brust kehren, und seine Sicherheit untergraben müßte. Diese Alliirten, die bei der gegenwärtigen unzufriedenen Stimmung sich vielleicht zahlreich einfinden werden, sind jedoch sehr unzuverlässig, und würden nöthigenfalls so gut gegen, als für Preußen fechten. Sieht es jedoch mit den heimathlosen Verbündeten trübselig aus, so ist Preußen noch schlimmer daran, wenn es seine auswärtigen Alliirten zählt.

Daß auch die Berliner Kreuzzeitung, die doch wahrlich Preußens Militärkraft nicht unterschätzt, ähnliche Betrachtungen über die Folgen der antiösterreichischen Politik des Berlin-Gothaerbundes anstellt und das Verbleiben Oesterreichs bei Deutschland für eine Lebensfrage für Preußen erklärt, auch das muß Jedem Unbefangenen zeigen, daß sich in der Opposition gegen diese undeutsche Berliner Zwietrachtspolitik nicht süddeutscher Particularismus oder katholische Befangenheit Luft macht; es ist vielmehr der gesunde Sinn der Nation, der sich gegen diese ihrer Einheit wie ihrer Freiheit gleich verderbliche Zwangsverfassung auflehnt. Und so ist auch die auffallende Erscheinung zu erklären, daß bei den Wahlen für unseren bayerischen Landtag nicht einer unserer Frankfurter Abgeordneten wieder gewählt wurde, der für den

---

Welcher Staat wird sich bereitwillig erklären, Maßregeln zu unterstützen, die den Frieden Europa's im höchsten Grade compromittiren. — Oesterreich beruft sich auf das von Europa gewährleistete Recht des Bundesvertrags, und darf hoffen, daß Rußland das Gewicht seines Einflusses in die Wagschale der durch die Verträge gewährleisteten Ordnung der Dinge legen werde. Wenn Preußen auf eine französische Allianz rechnet, so irrt es gewaltig; denn obgleich die Franzosen die Verträge von 1815, wo es ihr Vortheil erheischt, gern umstoßen würden, so fällt es doch keinem französischen Staatsmanne im Entferntesten ein, die eventuelle Acquisition Badens von Seite Preußens als ein fait accompli ruhig hinzunehmen. Im Gegentheil betrachtet Frankreich eine solche Gebietsvergrößerung Preußens als eine förmliche europäische Territorial-Revolution. Im Norden hat Preußen ebenfalls einen durch seine Lage gefährlichen Gegner zu erwarten, und wird seiner Zeit schon die reifgewordenen Früchte des Krieges mit Dänemark ärndten. Wenn Preußen auf Englands Hülfe zählt, so verrechnet es sich ebenfalls; höchstens eine Neutralität, und dieß mit der unverkennbaren Mißbilligung der Pläne, die einen Bruch herbeiführten; denn so sehr wir in England die Energie des Grafen Brandenburg und seiner Collegen zu würdigen wissen, wo es darauf ankam, die Anarchie zu bekämpfen, so wenig sind wir geneigt, sie auch zu ermuthigen, wenn sie darauf hinzielen, die Revolution für ihre Zwecke auszubeuten." So die Times.

preußischen Erbkaiser in der Paulskirche gestimmt hatte; Katholiken wie Protestanten waren der großen Mehrheit nach hierin einer Meinung, wie weit sie auch sonst auseinander gehen mochten. — Doch kehren wir zurück in unsere „Volks-Kammer."

Auf Lerchenfeld folgte der Erlanger Studienlehrer, Dr. Baier. Von der eigentlichen Frage und ihren Schwierigkeiten kein Wort; leere, hochtrabende Rhetorik in prätensiösem Tone; volkssouveraine Trivialitäten und aufgedunsene Phrasen, als da sind: „das große deutsche Volk, das denkendste der Erde! deutsche Freiheit! heiligste Menschenrechte! schleunigste Einberufung einer Vertretung des Gesammtvolkes zur Vollendung, Ergänzung und Revision des begonnenen und unterbrochenen Verfassungswerkes!" Weiter nichts. —

Nach diesem Rhetoren erhob sich Professor v. Hermann von München. Er gehört zu denen, die klüger vom Rathhaus heimgekehrt sind. In Frankfurt saß er auf der Linken; dort wog ihm die bayerische Verfassung nicht schwer; ja er war während der Malmoer-Waffenstillstandskrise ein linker Kandidat des Reichsministeriums. Hier in München sitzt er so ziemlich auf der Rechten, und die Linke wird sagen: er habe den Mantel nach dem Winde gekehrt und suche sich durch das bescheidenere Portefeuille eines bayerischen Handelsministers für die ihm entschlüpfte Stelle im Reichsministerium zu entschädigen. Da es uns nicht gegeben ist, in die innerste Brust eines Menschen zu schauen, so lassen wir die Motive auf sich beruhen und halten uns an das, was er gesagt hat. Jedenfalls kann er für sich anführen, daß er stets ein Großdeutscher gewesen, und daß einer ganz und gar in seinen Dünkel verrannt seyn müsse, der in einer so ereignißschweren, lehrreichen Zeit, wie die unsere, nichts vergessen und nichts gelernt hätte. Seine Rede kann als eine Ergänzung der von Lerchenfeld gelten; faßte dieser vorzugsweise das Verhältniß Deutschlands und Bayerns zu Preußen auf, so bildet hier unser Verhältniß zu Oesterreich den Hauptinhalt; und insbesondere ist es der

staatsökonomische Standpunkt, die Berücksichtigung der materiellen Interessen, der hier in den Vordergrund tritt. Unsere Zukunft erscheint ihm nicht so trüb und verzweifelt, wenn nämlich Deutschland die ihm von Oesterreich gebotene Hand nicht ferner zurückweist. Wir wollen daher einige Sätze daraus hervorheben, die den eigentlichen Kern des Ganzen bilden, und die uns um so mehr der Beachtung werth scheinen, als man sich im jenseitigen Lager so leichtsinnig über Betrachtungen dieser Art hinwegsetzt. Hermann sagte:

„Hält man Oesterreich als ein Glied von Deutschland fest, so ist für das Reich an Macht, an Finanzkraft und an Handelsbeziehungen ein unendlicher Reichthum gewonnen; scheidet sich Oesterreich, so kann nur Schwäche und Beschränkung die Folge seyn."

„Bleibt das ganze Oesterreich bei Deutschland, so kann der Wunsch erfüllt werden, der wohl einer der allerwichtigsten ist, daß nämlich endlich einmal die ungeheuern Heere gemindert werden, und die unerschwingliche Finanzlast, die durch sie auf die Völker gelegt ist, gemindert werde."

„Nur wenn Oesterreich und das übrige Deutschland ein einiges Ganzes sind, sind sie so mächtig, daß sie im Stande sind, der Welt den Frieden zu gebieten, auch wenn sie selbst ihre Heere reduzirt haben."

„Es überwiegt im Zollverein unstreitig die Fabrikation."

„Der Zollverein gewährt einen zu kleinen innern Markt, um eine vollständig selbstständige Handelspolitik verfolgen zu können."

„Er muß schwanken zwischen dem Wunsche Freihandel zu gewähren, um dem norddeutschen Interesse zu genügen, und dem dringenden Begehren der Industriegegenden, die vollständigen Zollschutz verlangen."

„Mit Oesterreich haben Sie einen innern Markt, wie ihn gegenwärtig kein anderes Reich in der Welt besitzt, und wie sich nur später ein Zweiter in Amerika entwickeln kann. Sie haben ein großes Ganzes, durch das alle großen Handelsstraßen

Europas ziehen, das gewissermaßen den ganzen Handel von Europa beherrscht, weil kein Land sich mit dem Ausland frei und vollständig in Austausch setzen kann, ohne irgendwo durch dieses ungeheure Gebiet seine Waaren zu senden, oder seine Waaren zu beziehen."

„Sie haben namentlich in Wien den Mittelpunkt eines unermeßlichen Welthandels, der sich noch weiter entwickeln muß, wenn das übrige Deutschland beitritt. Dann erst machen seine Ströme und die Meere, in die sie münden, Deutschland zum Nachbar aller überseeischen Länder."

„Jetzt ist der Zollverein nur gegen Norden, und auch da erst dann offen, wenn Hannover beitritt."

„Durch Oesterreichs Zugang ist zugleich das schwarze Meer und das Mittelmeer offen, der Handel mit Südrußland, der levantische Handel, und späterhin der Handel mit Indien, und ein großer Theil des nordischen Handels knüpfen sich dann erst an den Verkehr der großen deutschen Staatenverbindung."

„Erst also, wenn Oesterreich mit Deutschland sich verbindet, haben Sie die vollständige Unabhängigkeit des deutschen Handels, und natürlich der mit ihm verbundenen Schifffahrt vom Auslande begründet; erst dann kann man den gefürchteten Handelsconcurrenten, England, in seine Gränzen zurückweisen, aber dann braucht man ihm auch nicht mehr feindlich entgegen zu stehen."

„Erwägen Sie dabei, meine Herren! daß, was in Frankfurt bei der gegenseitigen Berührung der süddeutschen Abgeordneten hervortrat, in der That ein Herzenszug besteht zwischen Bayern und Oesterreichern. Dieser Zug des Gemüthes, ich möchte sagen diese Verwandtschaft der natürlichen Begabung ist in neuerer Zeit durch die angeregte Hoffnung inniger Vereinigung mit Oesterreich noch bedeutend verstärkt worden."

„Es war meiner Ansicht nach gar kein glücklicher Griff, daß man die frühere provisorische Centralgewalt (des Reichsverwesers), sowie sie bestand, schuf."

„Nirgends, meine Herren! hat wohl je eine Staatsgewalt

so in abstracto, so abgelöst von der Wirklichkeit, und jeder konkreten Macht bestanden, als diese; ich bin überzeugt, daß, wenn man den Bundestag in Kraft neben der Nationalversammlung gelassen hätte, dieses weit besser gewesen wäre; wir hätten dann wohl das Ziel der Einigung bereits erreicht."

„Ich sollte meinen, wir haben nun lange genug in Deutschland mit Wünschen, mit Theorien von Verfassungen uns getragen, und es dürfte Niemanden verübelt werden, wenn er, nachdem er dieß Alles mit durchgelebt, den Versuch wagte, selbst sich ganz und gar auf den Standpunkt des Möglichen zu stellen."

„Nicht die Theorie für einen Bundesstaat, sondern eine Verfassung, bei der Deutschland ein Ganzes werden kann, das ist es, was wir suchen." Als ersten Keim für eine solche Verfassung scheinen dem Redner alle nöthigen Anhaltspunkte in den Anerbietungen der österreichischen Note vom 9. März gegeben. Erkennt dieselbe ja die Nothwendigkeit eines Directoriums an mit dem Rechte der gemeinsamen Vertretung des Reiches nach außen, wo es nützlich ist, und räumt ein: die Verfügung über die Land- und Seemacht, ferner Institutionen, welche die Ordnung gewährleisten, und Förderung der staatlichen und materiellen Interessen. Allein, fährt er fort, „man hat behauptet, Oesterreich lasse keine Volksvertretung zu. Das finde ich nicht richtig. Nirgends steht als absolutes Axiom fest, daß eine Volksvertretung bei der Centralgewalt nur dann bestehe, wenn sie für diesen Zweck neu und gesondert gewählt ist. Das Rescript vom 9ten März gesteht ausdrücklich ein Parlament bei dem Directorium zu, beschickt von der Volksvertretung der einzelnen Glieder des großen deutschen Bundes. — Jetzt haben wir die Erfahrung dessen, was unmöglich ist. Ich bitte Sie daher, schweifen wir nicht über das Mögliche hinaus. Wie uns die Parteileidenschaft verblendet, zeigt sich am besten darin, daß gerade über dieses Erbieten Oesterreichs, als Ganzes dem großen deutschen Staatenbunde beizutreten, der allergrößte Lärm entstand. Gleichwohl, meine

Herren! wenn es nicht als Ganzes beitritt, wären alle Vortheile seines Anschlußes, all jene Machtentwicklung und all die reiche Entfaltung des Verkehrs unmöglich. So wenig die Verschiedenheit der Zungen der Macht Oesterreichs Eintrag thut, so wenig wird es uns schaden. Wenn nur alles das dem Reichsorgane zugewiesen wird, was wirklich gemeinsam ist, und wenn die rechten Leute geschickt werden, so werden sie sich über wahre Interessen auch in verschiedenen Sprachen verständigen; Zeuge dessen ist Nordamerika; Zeuge dessen ist die Schweiz. Oesterreich hat sich gegenüber von Deutschland zwar kalt und zurückhaltend benommen, es hat wenig gesprochen; aber was es gesprochen hat, steht noch fest; ja es ist das Einzige, was noch besteht. Meine Herren! Oesterreich hat keinerlei Hegemonie und keinerlei Vergrößerung angesprochen, es hat den Andern überlassen, sich zusammenzuschließen, es wollte nur ein Glied in dem großen Ganzen des deutschen Reiches werden!" — Weiter darauf hinweisend, wie das Berliner und Frankfurter Project sich als unmöglich gezeigt, weil beide, ganz gegen die Natur staatlicher Entwicklung, alles auf einmal wie durch Zauberschlag fix und fertig herstellen wollen, setzt er hinzu: „Nach dem österreichischen Vorschlag kann die Reichsverfassung Schritt für Schritt zur Ausführung kommen, wie es die Rücksichten erfordern, welche die bestehenden Verhältnisse verlangen."

Schließlich geht seine Meinung dahin, die Regierungen sollen sich als Collectivperson über die Grundlagen der neuen Bundesverfassung einigen und ihren Entwurf den Kammern der Einzelstaaten vorlegen, um ihre Wünsche und Modificationen zu vernehmen und sich dann hierüber zum endgültigen Abschluß einigen.

Auch Hermann ist kein Ultramontaner, er ist vielmehr Protestant. Findet man indessen: der Standpunkt seiner Rede sei ein zu einseitig süddeutscher, während der Norden auf Preußen hingewiesen sei, so wollen wir die Stimme eines norddeutschen Protestanten hier folgen lassen. Wir meinen

Florencourt, von dem das Stuttgarter „Deutsche Volksblatt" sagt: „Florencourt ist ein Deutscher, ein entschiedener Protestant; er kennt die deutsche Geschichte und die preußischen Zustände und Plane von Innen und Außen, die vergangenen, wie die jetzigen." Sein Urtheil nun über die Politik von Gagern-Radowitz-Brandenburg-Manteufel lautet, wie folgt:

„Wenn das Märchenhafte doch wirklich werden sollte, wenn in der That die preußischen Wahlen zum Reichstage bis zum 15. Januar noch vor sich gehen sollen, so wäre die Zeit nicht übel gewählt. Dann würde nämlich das Zusammentreten des Reichstages ungefähr auf Fastnachten fallen. Ob aber Erfurt zu diesem Fastnachtsschwanke der geeignetste Ort, und ob nicht lieber Köln dazu hätte erkoren werden sollen, wo man sich auf dergleichen besser versteht, das lassen wir dahin gestellt seyn. Hätten wir zu befehlen, so würde der Reichstag des Dreikönigsbündnisses nur im Gürzenich sich versammeln dürfen."

„Nicht bloß in Bayern blickt man jetzt auf Oesterreich, als auf den Retter, der Deutschland aus einem rechtlosen, demoralisirten und ohnmächtigen Zustande erlösen werde. Auch in Norddeutschland hofft man auf Oesterreich, und diese Hoffnung wird durch seine wunderbare geistige und physische Kraftentwicklung auf eine Weise unterstützt, von der man vor einem Jahre noch keine Ahnung hatte. Die Aufgabe Oesterreichs in seinen eigenen Ländern ist so riesengroß, daß man kaum wagt, auf ihr Gelingen zu bauen. Aber großen Männern ist Vieles möglich, und Oesterreich scheint noch frische Lebenskraft genug zu besitzen, um wahrhaft große Männer, die der welthistorischen Krisis gewachsen sind, erzeugen zu können. Wenn die Wiedergeburt Oesterreichs in sich selber gelingt, so wissen wir auch, von wannen der deutsche Kaiser, nach dem wir uns sehnen, kommen wird. Von der Entwicklung Oesterreichs hängt das Schicksal Deutschlands ab. Entwickelt sich dort nachhaltige Kraft zu einem freien geordneten Staatsleben, so kann diese Kraft verjüngend und heilend auf das übrige Deutschland

ausströmen. Wo nicht — nun so ergibt man sich in sein Schicksal und wäscht seine Hände in Unschuld." So **Florencourt.**

Nach Hermann sprach Rebenack für einen bloßen **völkerrechtlichen** Verband mit Oesterreich und die Einberufung **eines neuen** Parlaments zur Vereinbarung der unvollendeten **Frankfurter** Verfassung. Er schloß mit den Worten: „Man gebe **den** Deutschen, der großen Mehrheit, die des Namens würdig ist, **ein Vaterland** und die innern Feinde werden schwinden, die **äussern** nicht mehr zu fürchten sein!" — Was doch heutigen **Tages** Parlamente und Constitutionen den Völkern nicht alles **geben sollen** und wie wenig haben sie ihnen bis jetzt gegeben!

Der folgende Redner war Dr. Heine, eine erfrischende Erscheinung. Ein Mann von einem originellen, scharfmarkirten, unabhängigen Geist und großer Energie. Man hört es seinem **Worte an,** daß es aus einem lebendigen Quell eines reichen Innern frisch aufbraust; keine solche Alltags-Cisterne mit faulem, **abgestandenen** Wasser, wie es der Niederschlag der „öffentlichen Meinung" zu bilden pflegt. Seine Rede ist übrigens **nichts weniger** als glatt und geleckt; sie ist rauh, ungefüge, eckigt, dunkel, aber markigt und kernigt. Nach all den Trivialitäten, die man in einer heutigen Kammer nur zu oft hören muß, athmet man daher bei ihm frisch auf. Ist er ja doch ein Denker, der seitab von dem breitgetretenen Kuhweg den Pfad seiner eigenen Gedanken geht, oder wie er selbst sagt: „In die Einsamkeit habe ich mich gesetzt, nicht ohne Sorge Sie zu verletzen." Kein Wunder, wenn ihn die Welt daher für einen wunderlichen Sonderling hält, wenn seine und der Welt Gedanken manchmal hart zusammenstoßen und sie ihn einen Confusionsrath an fixen Ideen nennt: da tröstet er sich sprechend: „Ich weiß ja als Arzt, daß wenn man fixe Ideen in einen besseren, geregelteren, mit den wirklichen Umständen des Lebens coordinirten Gang bringen will, daß man an jenen auf die verschiedenste Art rütteln muß, selbst auf die Gefahr hin, in diesem Bemühen für einen Narr und confusen Kopf angesehen

zu werden.“ Oder sie nennen ihn auch ein „Mitglied der schwärzesten Camarilla.“ — „So nennt Ihr mich wohl deßwegen“, entgegnet er ihnen lachend, „weil ich manchmal in den schlecht erleuchteten Räumen des Hofbräuhauses sitze und zuweilen auch beim Franziskaner- und Kapuzinerbräu zuspreche.“ Auch in der deutschen Frage hat er seinen eigenen Stand eingenommen.

Ein Bund der mittleren und kleineren Staaten scheint ihm eine lebensunfähige Wiederholung des Rheinbundes; er würde ein Spielball von Frankreich und England; eine Goldgrube für jede undeutsche Intrigue. Er will vielmehr Preußens Hegemonie im Norden, Oesterreichs im Süden anerkannt und durchgeführt, und beide Bundesstaaten wieder zu einem größeren Ganzen vereinigt. Er geht dabei von der Ueberzeugung aus, daß zwischen den beiden Großmächten keine wahre Vereinigung dauerhaft sein werde, „ehe ihrem instinktiven Appetit zur künftigen Sicherstellung ihrer eigenen Staaten nach Süd und Nord Genüge gethan ist. Das Gefühl dieser ihrer Nothwendigkeit wird beide Großmächte nicht verlassen, sie verlören denn den Verstand und den Willen über ihre Extensivität vor ihrer Befriedigung.“ Eine Behauptung, die wohl für Preußen, minder aber für Oesterreich, das viel eher sich selbst genügen kann, gilt. Preußen hat daher auch bereits mit seinem Sonderbund diesen Weg zur Gründung seiner nordischen Hegemonie eingeschlagen, und wenn es davon nicht abläßt, so wird der Plan Heines allerdings das wahrscheinliche Ende von dem Liede der deutschen Einheit seyn; denn dem Süden wird alsdann nichts übrig bleiben, als dem nordischen Bunde einen südlichen entgegen zu stellen. Ob aber, wenn einmal diese Spaltung in die zwei Hegemonien geschehen, beide sich wieder zu einem einigen Ganzen vereinigen werden, und ob dann nicht die kleinere preußische Hegemonie auch ihre Stütze im Auslande suchen wird, darüber werden die Meinungen sehr verschieden sein. Jedenfalls aber enthielt Heine's Rede manche beherzigenswerthe Wahrheit. Einiges als Probe:

Sein Urtheil über die Frankfurter Reichsverfassung, „dieß

Werk der Demokraten und Doctrinäre", lautete nicht sehr schmeichelhaft. Die Grundrechte nannte er ein „Abschreiben, eine begränzte, pedantisch gehaltene Beschränkung der belgischen Verfassung." „Sie sehen" sagte er „hier in dieser Frankfurter Verfassung einen Haß gegen die Kirche, einen Eingriff in das Eigenthum, in das Gewerbe und, sehr wahr auf ihrem Standpunkte, einen gerechtfertigten Haß gegen alles Corporative im Volke. — Was ist ein Doctrinär? — er ist der Excerpist von der ganzen Welt. Er ist ein vortrefflicher Professor, aber ein Staatsmann ist er nicht. — Eine Verfassung", sagte er weiter, „worauf man immer wieder recurrirt, eine Verfassung, von der man immer sagt: wenn nur jetzt wieder einige recht gescheute Leute zusammen kämen, um so ein Ding fertig zu bringen, welches am Ende Niemanden paßt und Alles wieder aus einander bringt; gegen diese Einbildung, meine Herren! erhebe ich meine Stimme. — Eine Verfassung Ihnen zu geben, eine Verfassung Ihnen zu schenken, wäre nicht eine Schwierigkeit. — So lange es noch Buchhändler gibt, werden Ihnen diese immer vorräthig seyn; allein eine Verfassung zu finden, welche solche ungeheure Spaltungen zwischen den Dynastien, zwischen den Gesinnungen zu vermitteln im Stande ist, das ist die Riesenaufgabe. — Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß Sie trotz aller Ihrer großen Cultur und Gelehrsamkeit einer besonderen Affection oder Dankbarkeit von den auswärtigen Staaten sich zu erfreuen haben. Ich bedauere nichts mehr in unserer deutschen Einheit, als daß Deutschland — und Preußen an seiner Spitze — Oesterreich nicht helfen wollte und es zwang, zwang, sage ich, indirect die Russen in sein Inneres zu rufen. Wo Rußland noch geholfen, hat es die Brandspuren seiner Tritte hinterlassen. — Oesterreich ist ein alter Staat und in einem solchen gilt nicht blos die numerische Stärke, sondern die Assimilation, diese strömt noch durch Oesterreich und durch seinen slavischen Körper, wenn auch augenblicklich gedrückt und beschwert. Beugen

Sie sich vor dieser Autorität Oesterreichs, welche es wohl wegen seiner Macht und seiner frühern Stellung zu Deutschland verdient, wo Preußen es verlassen hat. Bringen Sie neues deutsches Feuer in diesen gemischten Körper. — Ich bin auch nicht so volksthümlich, daß ich mich etwa schämen möchte, mit einem so rohen Slaven, wie man immer sagt, und nicht selten auch, einem solchen slavischen Barbar, einem solchen Unthier, in einer Kammer zu sitzen. Die Deutschen hätten von den Slaven und aus dieser Gesellschaft etwas ganz Großes zu lernen, ich möchte sagen, sich auch an ihnen zu erziehen. Es ist eine kleine Tugend, es ist die Vaterlandsliebe, es ist eine andere Tugend, eine innige Religiosität, es ist eine dritte Tugend, diesen beiden Elementen zu gehorchen, und dafür kein Opfer zu scheuen. Meine Herren, ich bin auch ein Deutscher; um dieser Tugenden willen, die ich an den Slaven weit über die Deutschen bewundere, möchte ich in slavische Schule gehen." Schließe sich Bayern an Oesterreich, so würde Süddeutschland nachfolgen. „Nur einen kurzen Blick auf Württemberg. Meine Herren! der alemannische Charakter hat in den Reutlinger Nachdrücken der Demokratie nicht Geld genug gefunden. Der alemannische Stamm hat etwas Eigennutz, und der Eigennutz treibt ihn der Donau nach zu Oesterreich. Preußen und mit ihm Norddeutschland, oder Preußen mit den nordwestlichen Staaten als norddeutsche Hegemonie, wird sich nun und nimmermehr unter den österreichischen Scepter fügen. Oesterreich hätte auch keinen Gewinn, denn es sind verschiedene Wege, welche die preußische und norddeutsche Kultur gegangen ist, und gehen wird. Nichts kann in Deutschland einander entbehren. Das romanische Element in Süddeutschland und das südwestdeutsche, dieß productivere, aber auch zügellosere, braucht den Ernst und die Kritik des Nordens, es braucht die Sparsamkeit des Nordens, um seiner Faulheit und Ueppigkeit entgegen zu sein. Preußen ist größtentheils ein armer Staat, d. h. arm oder im Mißver-

hältniß der Begünstigung seiner Natur; es ist viel durch Fleiß, durch Anstrengung geworden. Wir Süddeutsche und die Slaven brauchen nicht zu den Preußen zu kommen; wir haben ein Meer und Ströme, welche uns völlig genügen. Aber die Preußen müssen wohl zu uns kommen und ihr augenblicklicher Hochmuth wird wohl auch etwas geben müssen. — Wir sehen nach Oesterreich, welches in dieser kurzen Zeit übrigens zu einer öffentlichen und staatlichen Ausbildung gekommen ist, welche wirklich in Erstaunen setzen muß. Wir haben aber andererseits gesehen, daß trotz aller Philosophie, in welcher auch die Conservation der Staaten liegt oder liegen soll, Preußen im ganzen vorigen Jahre rath- und thatlos geblieben ist. — Meine Herren! mit der deutschen Revolution war es so ziemlich bald gar, sie hat keine neuen Ideen geboren. Die Demokratie ist verloren, wenn die Einheit Deutschlands hergestellt wird, — dieses ist der Feuchtigkeitsboden, auf dem dieser Wurm kriecht, der ohne diese Feuchtigkeit ersterben muß. — Ich spreche von jener ideenlosen, gehirnlosen, leidenschaftslosen, aber haßvollen, niedern Demokratie, dem Communismus. — Jene Mittelgeschöpfe, welche sich für Politiker halten, wenn sie immer ein neues Volksrecht erfinden, täglich ein neues Volksrecht, ohne weiteres Nachdenken u. s. w. Sie können meinetwegen in einem abermaligen Parlament dekretiren, daß das Christenthum keinen Einfluß mehr auf den Staat haben soll; sie können abermals dekretiren, daß die Rolle des Christenthums künftig die Dorfschulmeister zu übernehmen haben. Ich werde nicht aufhören zu sagen, was ich im vorigen Jahre, mitten in diesen Stürmen immer behauptet habe, in dieser wie in mancher andern Verwirrung: „„Wen Gott verderben will, diesem nimmt er den Verstand.““
In seinem zweiten Vortrag noch einmal auf die Erhebung von 1848 zurückkommend, sagte er unter anderen weiter: „Es sind nur glänzende Cognomina, welche sich Deutschland seit vorigen März freiwillig zugedacht hat: nur schade, daß die Engländer sie nie recht anerkennen wollen. Verführen die deutschen Truppen

mit Groschen und Sechsern, das ist miserabel, das ist nicht lebenskräftig! In diesem haben sich die deutschen Revolutionäre die größten Kronen vor denen der übrigen Völker verdient. Ich war Augenzeuge dieses Treibens, und begreife sehr wohl, wie man die gewaffnete Macht bekämpft; aber ich begreife nicht, wie man mit Würde ein Handwerk aus ihrer Bestechung machen kann. Darin liegt ein Zeichen eines sinkenden Volkes, welches keinen Gehorsam mehr leisten will, und den Druck aus eigener Kraft nicht mehr abzuwenden vermag." Dann sich an die äusserste Linke unserer Kammer und ihre characterlose Mattheit wendend, sprach er: „daß die Monarchie leider manchmal zu einem juste milieu werden kann, das haben wir gesehen und die Folgen davon; wenn aber die Revolution in ein juste milieu verfällt, wahrhaftig dann hat sie den Verstand verloren. — Alle große deutsche Redensarten halte ich für sehr unwichtig in den Geschäften. — Eine dauernde Freiheit von unten herauf will sauer verdient seyn nach einem alten Weltgesetz, wie das tägliche Brod." — Ein Feind aller leeren Schwätzerei, lautete daher auch sein Urtheil über die Kammerverhandlungen selbst: „Mir ist der Eindruck mit all diesen ewigen nichtsnutzenden oder nichtssagenden Kritiken der Vergangenheit, mit einer Magerkeit oder einem Ausweichen in allen positiven Aeusserungen, mir ist der Eindruck gekommen, als stünde ich von dem Lesen eines byzantinischen, nicht eines römischen Staatsschriftstellers auf. Die Gefahren, welche aus der Verwirrung in der deutschen Frage noch gegenwärtig drohen, bestehen zur Stunde noch, nur fabelhaft ist es, wie ein Volk, welches immer so viel von seiner Größe spricht, ein so kurzes Gedächtniß für seine Schwächung und seine Erniedrigung hat. Denken Sie sich doch, meine Herren! vier bis fünf Monate zurück, wo Deutschland eine leichte Beute Frankreichs war, indem es nach dem linken Rheinufer nur die Hand ausstrecken durfte, herbeigerufen von jenen, welchen das Deutschthum ihr kleines Herz so hoch geschwellt hatte. Sie wissen, daß man von Baden und der Pfalz Deputirte

nach Frankreich geschickt hat, um uns unsere politische Last zu erleichtern. Daß die Franzosen nicht gekommen sind, dafür können jene deutschen Patrioten nichts.“ Heine hofft nicht, daß ein neues „Volkshaus“ sich mehr an der Befestigung der wirklichen Macht Deutschlands halten werde, er fürchtet vielmehr, daß sich „einseitige Theorien und Affectionen abermals in einem widerwärtigen Getreibe breit und gehässig machen werden“, darum sollen die Regierungen endlich zur That kommen „und ich wünschte“, so schließt er seine Rede, „daß die That der Vereinigung Bayerns mit Oesterreich die erste wirkliche That in der deutschen Frage seyn möchte.“

Lasaulx, der dem humoristischen Redner folgte, erinnerte, daß die deutsche Frage eine Frage der Macht sei, die dort entschieden werde, wo die Macht sich finde. Bayern habe eine voreilige Entscheidung derselben abgewendet, während unterdessen die Treue und Tapferkeit des österreichischen Heeres seinen Kaiser in den Stand gesetzt, den Theil an der Entscheidung zu nehmen, der sein Recht und seine Pflicht sei. Die provisorische Centralgewalt, welche „der kühne Griff“ der Nationalversammlung im Namen der Volkssouverainetät geschaffen, habe sich als eine leere Fiction erwiesen, und Oesterreich und Preußen daher, nach der Besiegung der Revolution in Prag, Wien, Berlin, Dresden, in der Pfalz und Baden, durch das Interim den Beginn zur Bildung einer realen Centralgewalt gemacht. Jetzt, nachdem das Extrem der absoluten Volkssouverainetät das Extrem der absoluten Fürstensouverainetät hervorgerufen, stehe zu hoffen, daß das Werk durch gegenseitige freie Vereinbarung zu Stande komme. Die Art der Lösung aber hange nicht von der Willkür eines Fürsten oder einer Volksvertretung ab, sondern sei bedingt von dem großen europäischen Entwicklungsgange. Darüber könne kein Sterblicher etwas Bestimmtes voraussagen. Seiner individuellen Ansicht nach scheine die Weltherrschaft, welche die Germanen von den Griechen und Römern überkommen, an die Slaven überzuge-

hen. „Deutschland", fuhr er dann fort, „hat seine Jugend verloren, und die Zeiten beginnen zu altern, und es ist nicht zufällig, sondern tief bedeutend, daß aus dem letzten großen Reste des ehemaligen Reichs deutscher Nation, aus Oesterreich, ein Slavenreich heranwächst. Der sicherste Wärmemesser für das Leben eines Volkes ist die Glaubenskraft. Diese Kraft wirkt wie eine Naturkraft, wie die Kraft, welche die Bäume wachsen macht. Wo die Glaubenskraft in großer substanzieller Intensität vorhanden ist, da ist Wachsthum, Bildungsfähigkeit und fröhliches, gedeihliches Leben. Wo diese Kraft, der eigentliche Feuerheerd des Lebens, zu erkalten beginnt, da wird der Herzschlag matter, das Leben stirbt ab und geistert aus. Unter uns Deutschen — darüber können wir uns keiner Täuschung hingeben — ist die spezifische Glaubenskraft seit lange schon im Abnehmen; unter den slavischen Völkern aber ist sie noch in großer substanzieller Intensität vorhanden. Der Kaiser von Rußland, der das Glück hat, abgesehen von seiner Würde, der erste Mann seines Volkes zu seyn, der Kaiser von Rußland weiß dieses, und spricht es offen bei jeder Gelegenheit aus, daß Gott mit ihm und seinem Volke sei." — Daher will auch er zur Auffrischung „um das Schicksal, welches uns bevorsteht, auf eine friedliche, dem gegenseigen innersten Bedürfnisse entsprechende Weise einzuleiten", eine innige Vereinigung Deutschlands nicht bloß mit den deutschen Provinzen Oesterreichs, sondern mit der Gesammtmonarchie. „Das numerische Verhältniß der Nationalitäten in dem großen, mitteleuropäischen Staatenverband, welches hervorgehen würde aus einer Verbindung aller deutschen Staaten mit der österreichischen Gesammtmonarchie, wäre folgendes: Die deutschen Staaten haben eine Gesammtbevölkerung von 32,000,000, der österreichische Kaiserstaat aber eine Gesammtbevölkerung von 38,000,000, unter welchen 8,000,000 Deutsche sind. Jener große mitteleuropäische Staatencomplex würde demnach eine Gesammtbevölkerung von 70,000,000 umfassen, 40,000,000 Deutsche, 30,000,000 Nichtdeutsche, unter den letztern etwa 21,000,000

Slaven. Es wäre sonach dem deutschen Elemente vor der Hand die Herrschaft gesichert, einmal durch seine numerische Ueberlegenheit, und zweitens durch die Ueberlegenheit seiner höheren Geistesbildung. Auf der slavischen Seite dagegen wäre das Uebergewicht unverbrauchter Naturkraft. Und gerade die Verbindung dieser beiden, der Erfahrung des reiferen Alters und der thatkräftigen Jugend, könnte, wie mir scheint, eine gute Mischung des europäischen Völkerlebens geben." Widerstrebe aber Preußen und der Norden einem so innigen Anschlusse, dann wünscht er ihn, gleich Heine, für Süddeutschland, oder wenigstens für Bayern, welches", so schließt er, „durch seine geographische Lage, durch die Identität der Sitten und Gemüthsart, durch die Identität aller größern geistigen Interessen auf Oesterreich angewiesen ist und dorthin gravitirt, daß, sage ich, wenigstens unser Bayern mit der österreichischen Gesammtmonarchie in dieses angedeutete innige Verhältniß treten möge." Einen bestimmten Antrag wollte er, da die Sache noch nicht spruchreif sei, nicht stellen, „und", so schloß er, „weil ich glaube, daß dasjenige, was sich nach der inneren Nothwendigkeit der Dinge machen soll, vielleicht auch ohne unser Zuthun machen wird; denn, meine Herren! was wächst, macht keinen Lärm." —

Hiemit endeten die Verhandlungen des ersten Tages in der deutschen Frage, ihm folgten noch vier andere, die ihm mehr oder weniger glichen. Wir können uns darüber um so kürzer fassen, da des wirklich Neuen und Nützlichen wenig darin vorkam; es war eben ein fortwährendes resultatloses Hin- und Herreden, namentlich von Seiten der Rutscher und Wackelmänner des Centrums, oder ein hohles Phrasengebelfer von Seiten der Linken — viele gegründete und ungegründete Kritik, aber wenig praktischer Rath — parlamentarische Stilübungen. Wir beschränken uns daher nur auf Einzelnes.

Auch Sepp gab, gleich Lerchenfeld, jenem Hochmuth der Berliner und Gothaer, der stets von Bayern verächtlich als einer napoleonischen Schöpfung spricht, eine Ant-

wort, die sie nur ihrem herausfordernden Dünkel zuschreiben mögen. Daran nämlich erinnernd, wie das Schicksal Preußens und sein Fortbestand in Oesterreichs Händen gelegen, sprach er weiter: „Ja, sage ich, hätte Kaiser Franz mit Napoleon, seinem Schwiegersohne, gehalten, hätten Oesterreich und Bayern ihre Waffen, nach den Schlachten von Lützen und Bautzen, mit den französischen vereinigt gehalten, Preußen wäre dann zerstückelt worden, und Preußen hat es am allerwenigsten uns vorzuwerfen, wir seien eine napoleonische Schöpfung." Für das, was es im Befreiungskriege gethan, habe es sich übrigens durch seine ungeheure Vergrößerung über und über belohnt, um uns nicht immer an den Dank erinnern zu dürfen, den wir ihm schuldeten. Daß Bayerns Bemühungen für Oesterreich in der dortigen Presse mit mißachtendem Undanke belohnt würden, schob er der österreichischen Schacherpresse zu: „Es hat sich nämlich", bemerkte er, „in Oesterreich, wo die Presse noch nicht selbstständig entwickelt ist, eine Gesellschaft von Leuten zusammen gethan, in deren Adern übrigens kein deutsches Blut fließt, sie hat eine Anzahl Zeitungen, wie selbst den „„Lloyd"", die „„Ostdeutsche Post"" und das Blatt „„die Presse"" genannt, an sich gebracht, und macht nun damit ein einträgliches Geschäft, um an die Meistbietenden zu verkaufen, um in deren Interesse die Feder zu führen. Bedenken Sie nur, was in Bayern möglich ist, und wundern Sie sich dann nicht mehr über Oesterreich." — Hinsichtlich der Besorgniß, daß ein Anschluß Bayerns an Oesterreich eine Mediatisirung nach sich ziehe, bemerkte er: „Bayern ist ein zu großer Brocken, um verspeist zu werden. Oesterreich würde sich dadurch in Krieg mit allen Nachbarn verwickeln, und keine verständige Macht läßt sich wegen Eroberungen mehr in einen Krieg ein. Oesterreichs Interesse kann kein anderes seyn, als in Frieden mit uns zu leben; denn nur dann hat es einen ruhigen Nachbar zu erwarten. Außerdem würde Bayern immer in Krieg gegen Oesterreich sich erheben. Es liegt auch

nicht in der Politik Oesterreichs, Bayern zu mediatisiren. Es wird sich doch nicht selber die Gränzmauer wegräumen wollen, die es von einer beständigen feindseligen Berührung mit Frankreich scheidet. Sodann müßte es der Krone Preußen auch zugestehen, daß es seiner Seits eine Mediatisirung in Norddeutschland vornehme. Zwar hat ein sehr geehrter Abgeordneter (Heine) gestern diese Zulässigkeit anerkannt; ich aber kann das nicht einsehen. Es ist nicht ein Gleiches, daß Oesterreich vier Millionen an sich zieht und Preußen das Gleiche gestattet. Die Verstärkung müßte nach dem Verhältnisse gehen. Wenn Preußen von sechszehn Millionen es auf zwanzig bringt, so hat es eine ungleich größere Vermehrung erlangt, als wenn Oesterreich von sechsunddreißig auf vierzig Millionen sich verstärkt. Jetzt steht die Macht Preußens zu der Oesterreichs wie 3 zu 8, dann stünde sie wie 2 zu 4." Ueber seinen altbayerischen Patriotismus fast die anderen Provinzen vergessend, sagte der Abgeordnete des bayerischen Hochgebirges indessen am Schlusse unserer Regierungspolitik eine bittere, aber verdiente Wahrheit: „Eine große Zukunft, meine Herren! steht Bayern bevor, wenn es konstant seine richtige Politik befolgt, und unser Stern steht im Osten; auch haben unsere dortigen Brüder seit dem Tage zu Frankfurt die Ueberzeugung gewonnen, daß wir ihre eigentlichen und gebornen Freunde seien. Das Verderben Bayerns ist aber sein ewiger Systemswechsel. Heute befolgt es diese Politik, morgen die gerade entgegengesetzte. Gestern blickte es noch nach Frankfurt hinüber, heute schaut es auf Wien, gleich darauf lehnt es sich wieder an Preußen an, und eines schönen Morgens findet es für gut, selbst den Liberalen in der Schweiz seine Verbeugung zu machen."

Im Vorbeigehen bemerkt: eine neueste Probe dieser charakterlosen, unzuverlässigen Schaukelpolitik, die nach allen Seiten hin kokettirt, bildet das von unserem Ministerium als lerchenfeld'sche Erbschaft eingebrachte Gesetz über die Emancipa-

tion der Juden, — eine landverderbliche Maßregel, ganz im Geiste jener, die inneren moralischen Bande des Staates zersetzenden, revolutionären Strömung unserer Zeit, die überall an die Stelle wahrer, organisch gegliederter Freiheit die socialistische Gleichheit des Communismus setzt. Von der Pfordten und Ringelmann haben bei der Vertheidigung dieses Entwurfes mit ihren „brillanten Reden" eine wenig beneidenswerthe Stellung eingenommen *), und dafür ihren Lohn in dem Lobe unserer radikalen und „jüdelnden" Presse erhalten. So viel im Vorbeigehen. Solche Siege sind schlimmer als Niederlagen!

Sepp schloß mit den Worten: „Wehe uns bei dem ewigen Wanken und Schwanken! wehe der verrätherischen Politik! damit kommt kein Staat vorwärts, und ich bin überzeugt, wenn es länger so bleibt, kann Bayern keine Stellung in der Weltgeschichte einnehmen, und müßte um sein Ansehen und das Vertrauen aller Kabinette" (wir meinen auch

---

*) Ein kleines Münchener Blatt, das Tagblatt, bemerkt mit bitterer Ironie in seinem Bericht über den zweiten Schlachttag in Sachen der Judenemancipation: „Forndran und Kirchgeßner und zuletzt Herr Minister von Ringelmann sprachen für dieselbe. Die beiden erstgenannten Ritter für Juden, Judenthum, Talmud und Zubehör, sind glücklich, in der gestrigen „„Rede vom Ministertisch"" eine Stütze gefunden zu haben, die öfter mit den Worten: „„Ich stütze mich auf die gestrige Rede vom Ministertisch"", benützt wird. Wir haben selten eine großartigere Rutscherei gesehen, als die von Herrn Forndran, der sich in fataler Lage zwischen Augsburger Juden- und Christenliebhaberei befand, anfangs den Berg des Christenthums bestieg, und dann mit rapider Schnelligkeit in die Arme des Judenthums auf dem Rutschleder hinüberfuhr, — dann wieder in das erste Gebiet zurückkletterte, und die Rutschpartie von neuem beginnend, im alttestamentalischen Paradiese endlich „„Hütten baute."" Herr Minister von Ringelmann sorgte für einen „„neuen Stützpunkt"" durch eine Verherrlichung des Judenthums. Das Provociren auf die „„heutige Rede vom Ministertische aus"" dürfte in der nächsten Sitzung nicht ausbleiben." Sancta *Constantia* ora pro nobis!

aller ehrlichen Leute) „kommen. Hand in Hand mit Oesterreich blüht Bayern eine große Zukunft; Hand in Hand mit Bayern, vermag Oesterreich allein seinen weltgeschichtlichen Beruf zu erfüllen und seine Stellung im Centrum Europas als deutsche Macht würdig einzunehmen. Dann würde auch das übrige Deutschland nicht umhin können, anzuerkennen, daß der Schwerpunkt der deutschen Interessen auf den Süden fällt."

Wenn auch in geringer Zahl, so fehlte es doch auch an Fürsprechern des preußischen Dreikönigsbündnisses nicht. Jäger, Prinz und Lang nahmen sich seiner an. „Weil Preußen durch diesen Zutritt gezwungen wird, deutsch zu seyn. Denn die ganze Möglichkeit", sagte Jäger, „das Preußenthum untergehen zu lassen im Deutschthum, ist der Beitritt sämmtlicher deutschen Staaten zum Verfassungsentwurf vom 26. Mai." Oder wie Lang sich ausdrückt: „durch den Beitritt Bayerns würde eben dieses Berlinerthum vernichtet worden seyn. Durch den Beitritt Bayerns, dem Württemberg hätte folgen müssen, wäre der Schwerpunkt Deutschlands nach Südwestdeutschland verlegt worden. Auch an Recriminationen gegen Oesterreich war dabei kein Mangel. Allein die Redner waren hoffnungslos, ihre Gesinnung war äußerst schwach vertreten und blieb ohne allen Anklang.

Ruland sprach wohlmeinend und deutschgesinnt zur Versöhnung. „Wir haben", sagte er, „seither die Vergehungen Oesterreichs im vollsten Maße aufführen, wir haben die politischen Sünden Preußens im vollsten Maße schildern gehört. Ich muß gestehen, mir hat es wehe gethan. In diesem Saale hörte man so oft von Amnestie, von Versöhnung, von Verzeihung sprechen. Will man für den Einzelnen Verzeihung, dann wolle man auch dem Ganzen, dem Staate, verzeihen!"

Stöcker seiner Seits spielte die lustige Figur, eine Art von Hanswurst mit Schiller'schem Ueberwurf. „Wir müssen", sprach der Posthalter, „unsere errungenen Freiheiten und Rechte

zu wahren suchen, wir haben sie theuer erkauft, ja bei Gott theuer im wahren Sinne des Worts. Warten Sie nur, wenn das Budget kommt, da werden Sie es finden. Wir werden kaum in Schäffelsäcken das Geld herbeischaffen können, welches diese Freiheiten kosten; allein die Freiheiten selbst werden wir in die Westentasche stecken, oder zwischen zwei Finger nehmen können, wie eine Prise Tabak. — O ihr Fürsten Deutschlands! wie oft habe ich euch schon zugerufen: seid barmherzig, haltet ein mit euren Bluturtheilen! — Selbst Bayern soll nichts darein zu reden haben, die kleinen Fürsten werden natürlich gar nicht gefragt. Halten Sie noch so viel Reden und Sitzungen, so wird kein anderes Resultat erscheinen, als daß wir uns feierlichst verwahren müssen gegen Alles, was diese Großmächte ohne Zustimmung des Volkes berathen und beschließen. Aber es wird schon anders werden, denn jener Dichter sagt: Zage im Unglück nicht, blicke nach oben, immer ja wechselt die rollende Zeit. Mich hat des Schicksals Tücke noch nie gebeugt, fest stand ich in allen Gefahren meines Lebens, denn mein Spruch ist gewesen: Macht mir auch das Schicksal ein krummes Gesicht, so denke ich, meinetwegen, d'rum frißt's mich noch nicht. Das Volk muß sich aber trösten, indem es ausruft:

Ich bin gedruckt und war gedruckt,
Doch war ich niemals ganz erdruckt,
Und als man glaubt, ich sei erdruckt,
Da hab ich wieder füri guckt.

Merkt euch das, ihr Großmächte von Deutschland!" sagt der poetische Posthalter am Schlusse seiner parlamentarischen Knittelvers-Rede.

Tafel unterließ es natürlich nicht, die Schleußen den Phrasen seiner rothen Beredsamkeit zu öffnen, die minder harmlos sogar am Schluße in dem Tone drohender Warnung mit Sensen und Dreschflegeln winkte. Nachdem er nämlich in einer schwülstigen Blut-Litanei seinem kalten Zorne Luft gemacht

über die gegenwärtig herrschende Reactions-Politik, die nur möglich gewesen sei, „nachdem ein Windischgrätz durch Ermordung eines der edelsten Männer der deutschen Nation, eines Mitgliedes der Nationalversammlung, der deutschen Nation den Hohn ungestraft in's Gesicht werfen durfte; nachdem jene Männer, welche Leib und Leben für die deutsche Verfassung eingesetzt hatten, im Exil schmachten, oder gestandrechtet im Grabe ruhen", ruft der Pfälzer Pfarrer, während die Pfalz und das ruinirte Baden die Aufhetzer des jüngsten bübischen Umsturzes verfluchen, „das Volk", ruft er, „meine Herren! hat auf's Neue in trauriger und blutiger Weise gelernt, daß es nur auf sich selbst vertrauen kann, daß die Versprechungen und Verheißungen von oben, mögen sie woher immer kommen, ewige Täuschungen sind." Er schließt dann mit dem lammfrommen Wunsche: „Möge Gott verhüten! daß in trauriger Weise sich erfülle die prophetische Zornesstimme, die uns aus den Gräbern der gemordeten Freiheitshelden ruft: exoriare tandem aliquis nostris ex ossibus ultor!"

Ganz im Gegensatze zu diesem demokratischen Blaubart und Phrasen-Wütherich bewährte Thinnes seine Virtuosität in den vermittelnden Halbtönen und Redefiguren einer schwebelenden Politik, die das Eine und das Andere will, und nicht bestimmt sagen kann, ob sie Fisch oder Fleisch ist, weil sie in gewisser Beziehung das Eine und auch wieder das Andere seyn möchte. „Alle diese Anträge", sagte er unter Anderem, „gehen so ziemlich von demselben Gesichtspunkte aus, und sehen im Wesentlichen einander so ziemlich gleich. Ich kann mich deßhalb noch nicht entschieden darüber aussprechen, welchem dieser Anträge ich bei der Abstimmung meine Stimme geben werde; denn an allen habe ich Etwas zu tadeln, an allen finde ich Etwas zu loben, und dem Einen oder Andern muß ich doch beistimmen. — Ich und viele meiner Gesinnungsgenossen in Frankfurt, die nicht an eine absolute Volkssouverainetät glaubten und doch den Grundsatz theilten, daß die Nationalversammlung sich nicht mit den Regierungen

vereinbaren könne, gingen von dem Grundsatze der Nothwendigkeit aus. — Was die Zukunft betrifft, so sind die Wünsche, die wir gehört haben und noch hören werden, so getheilt, daß ich den meisten mich anschließen, und auch den meisten mich nicht anschließen könnte. — Ich könnte mich in dieser Beziehung allen Anträgen, die ich bisher gehört habe, anschließen, selbst dem Antrage des Herrn Kirchgeßner, wenn er nur eine kleine Aenderung in seiner Fassung zuließe. — Ich glaube also in dieser Beziehung, daß wir uns nicht definitiv aussprechen können. Kommt Zeit, kommt Rath! — Geschieht es zweckmäßiger durch einzelne Versammlungen, oder durch eine allgemeine Versammlung, das wird die Zeit lehren, und die Zeit müssen wir abwarten." Wackelei und kein Ende!

Kirchgeßner bemerkte in jener breiten Scribenten-Manier, die mit vielen Worten wenig sagt: „daß die Versammlung der Volksvertreter zu Frankfurt geendet hat, unterliegt factisch keinem Zweifel; wodurch die Beendigung dieser Versammlung herbeigeführt worden sei, das liegt außer dem Gegenstand unserer heutigen Beurtheilung. Es genügt uns, daß sie geendet hat, und ich glaube, daß wir lediglich da wieder anknüpfen müssen, damit dieses Organ, welches nach unsern Verfassungsbestimmungen für die deutsche Verfassungsfrage allein legal erscheint, wieder geschaffen werde!" — Grund: weil es Deutschland in einen so unvergleichlichen Zustand unaussprechbarer Glückseligkeit versetzt hat!

Advokat Morgenstern von Fürth regalirte dann die Versammlung mit einem dünnen, dünnen Wassersüpplein neujüdischer Demokratie über Haus- und Nationalpolitik, was gar kein Ende nehmen wollte. Gegen den Schluß las er eine lange Stelle aus dem Patriarchen jener seichten Politiker, die Baden in den heutigen Ruin gestürzt, aus Rotteck vor, um daraus der reactionären französischen Republik den Untergang zu prophezeihen. Weiter erklärte er mit jener, einem Theil seiner Nation eigenen „Verschämtheit" in sehr unzweideuti-

gen Worten, daß in Zukunft der Glaube an die Demokratie die Stelle des Glaubens an das Christenthum vertreten werde, und erinnerte an die „Märtyrer", die für diesen Glauben gestorben. Sollte man nach solchen Reden nicht glauben, diese radikalen Juden seien bereits die Herrscher in unserem Lande, und die christlichen Bayern eine Fremdlingschaar, die hier eine Zuflucht gefunden?

Weitaus das Interessanteste in diesen spätern Verhandlungen jedoch war die Lanze, welche Döllinger mit dem Führer dieser „demokratischen" Linken, mit dem Fürsten Wallerstein brach.

Bei der oratorisch-theatralischen Richtung, die das Kammerwesen bei uns in Deutschland nach seinem französischen Vorbild genommen, ist der Fürst gerade der Mann, um dabei eine glänzende Rolle zu spielen. Nur schade, daß er nicht dreißig Jahre jünger ist, und daß er eine Vergangenheit hinter sich hat, die denn doch nicht so ganz mit seiner gegenwärtigen demokratischen Figur harmonirt. Wohl hat der große Staatsmann, den Eisenmann's Volksblatt schon im Jahre 1832 „als schönes Chamäleon" begrüßte, einmal geäußert: „auf jede That meines Lebens bin ich stolz;" allein die Welt meint nichts destoweniger, daß es so manche dieser Thaten aus den Jahren seines bureaukratischen Regimentes gibt, deren Erwähnung ihm und seinen demokratischen Freunden dermalen eben nicht erwünscht seyn dürfte, um ihren Stolz deßhalb geltend zu machen. Ein anderer würde ohne Zweifel hundertmal die Fassung verlieren; allein zum Glück besitzt der Fürst, neben andern glänzenden Eigenschaften, auch die, nie in Verlegenheit zu gerathen; nie geht ihm das Wort aus, nie ist er um eine Ausrede, oder eine brillant klingende Phrase verlegen, sind die Umstände auch noch so verzweifelt. Hilft aber gar nichts Anderes, nun so deckt sich der alte Minister König Ludwigs, der das Land einst nach des Königs „ureigenstem" Geiste administrirt, mit dem Medusenschild des Amtsgeheimnisses. Kein Zweifel übrigens, daß er weitaus das

größte Talent und der beste Redner auf Seite der Linken ist. Allein die Verlegenheiten und die Armuth beider Seits müssen sehr groß seyn, daß sie ihre Zuflucht zu einander genommen; da das Lächerliche und Monströse in dieser unnatürlichen Kameradschaft beide Theile in den Augen jedes Unbefangenen ruiniren muß.

Wenigstens haben sie bis jetzt, mit Ausnahme der Judenemancipation, wobei sie das Ministerium als „Stütze“ auf ihrer Seite hatten, nicht sonderlich viel ausgerichtet, und die Bundesbrüder dürften wohl noch lange singen:

Laurentius! lieber Laurentius mein!
Wann werden wir wieder Minister seyn!

Uebrigens fordert die Gerechtigkeit von uns das Zeugniß, daß der Fürst, was das Aeußere betrifft, in Rede und Haltung, trotz seiner neuen, etwas röthlichen Bundesbruderschaft, den Gentleman nicht verläugnet. Keine Roheit, keine Plumpheit, keine Gemeinheit läßt er sich in seiner Ausdrucksweise seinen Gegnern gegenüber zu Schulden kommen; fährt er auch manchmal im Zorne auf, und steigt ihm das Blut zu Kopf, so weiß er sich doch in der Regel alsbald wieder zu fassen und antwortet, zum bösen Spiel eine bitter lächelnde Miene machend, mit mehr oder minder feiner Malice, ohne sich zu gemeinen, plumpen Späßen oder leidenschaftlichen Schmähungen hinreißen zu lassen. Dieser gute Ton seiner parlamentarischen Haltung ist um so wohlthuender, wenn man ihn z. B. mit der Weise vergleicht, wie der erste Präsident der Kammer, Graf Hegnenberg-Dux, die Würde seines Amtes wahrt. Man geräth vor Fremden in Verlegenheit für unsere Kammer über diese ungeschliffene Art ihrer Leitung, wenigstens sagte zu mir ein Schweizer: der Radikalismus bei uns in der Schweiz hat es bekanntlich weit gebracht; allein kein Präsident auf unseren Tagsatzungen dürfte sich ein solches Benehmen erlauben; keine Partei, weder die Radikalen noch die Conservativen würden sich eine solche rohe Rücksichtslosigkeit gefallen lassen. Das war das

Urtheil eines Republikaners über die ordinären ungefälligen Manieren dieser parlamentarischen Courtoisie.

Auch andere Eigenschaften wären an dem Fürsten zu rühmen. Er besitzt ein glückliches Gedächtniß; eine lebendige, reiche Phantasie, biegsam wie sein Charakter; vielseitige Kenntnisse und Erfahrungen aus einem langen Geschäftsleben in einer ereignißreichen Zeit, aus einen vielseitigen Verkehr mit allen Klassen und Ständen, aus einer begünstigten Stellung; ferner eine große Gewandtheit des Geistes, sich in die verschiedensten Lagen und Rollen hinein zu denken; endlich einen Strom der Rede, der reich an Blumen und Bildern, in leichtem Fluße, wie das Papier ohne Ende, unerschöpflich dahinrinnt. Dabei herrschen äußerlich Klarheit, Ordnung und Eleganz in seinem Vortrag. Mit einem Worte: seine Reden sind im vollsten Maße brillant und vielversprechend zu nennen.

Dringt man aber durch diese blendende und bestechende Hülle in das Innere ein, da sieht es freilich ganz anders aus! Es fehlt ihnen, gleich den schönen Nixen der Volkssage, an dem Besten, an einer unsterblichen Seele, — an innerer Wahrheit. Man gewahrt nur zu bald, wie geschickt der Magus Licht und Schatten berechnet hat, wie er listig das Eine verschweigt, das Andere in die grellste Beleuchtung setzt, wie er hier aus einer halben oder schief gestellten Wahrheit eine falsche Schlußfolgerung zieht, dort etwas verkleistert oder schönfärbt, und dann wieder mit der keckſten Zuversicht eine Behauptung oder eine Thatsache anführt, die in der Wirklichkeit jeden Grundes entbehrt. Kurz, es ist eben das Meiste in den „brillanten Reden“ mit ihrer schillernden Beleuchtung auf den blendenden Effect zur Täuschung des überraschten Auges berechnet. Und dieser Mangel an innerer Wahrheit und Einfalt, diese hohle Grundsatzlosigkeit, diese gestaltenwechselnde Schauspielerei wirkt dann nothwendig auch wieder nachtheilig auf das Aeußere: daher jene geschmacklose Ueberladenheit an künstlichem Blumen- und Bilderwerk, jene überschwängliche Schwülstigkeit, die sich in ihren Superlativen, ihren Hyperbelen und

unerfüllbaren Versprechungen nicht genug überbieten kann. Ach! die schönsten Versprechungen kosten ihn ja nichts und machen den Hörer, der ihnen glaubt, für einen Augenblick glücklich; das Schlimmste dabei ist nur, daß ein solches brillantes Redegeflunker, in dem alle Farben in einander spielen und alle festen Begriffe verschwimmen, das sittliche Gefühl und den Rechtssinn entnervt.

Eine große phantasmagorische Vorstellung dieser Art gab der Fürst nun auch in der deutschen Frage zum Besten. Man traute seinen Augen und Ohren kaum, als der im Actenstaub ergraute Bureaukrat sein großes, gespensterhaftes Nebelbild von der Bureaukratie, schwarz wie die Nacht und roth wie die Hölle, aufsteigen ließ, erzählend, wie diese ruchlose Bureaukratie an allem Unheil der Gegenwart schuld sei, wie sie vampyrartig jeden Geisteshauch aus der Brust des erdrückten Volkes gesogen, bis das Volk sich endlich im Völkerfrühling 1848 siegreich erhoben; wie aber die teuflische Heuchlerin sich hinter die Throne der Fürsten verkrochen und alsbald hinter denselben hervor: Freiheit und Einheit! gerufen, und wie sie dann die Netze ihres alten Luges und Truges über die tugendhafte Nationalversammlung in Frankfurt gesponnen, und wie nur sie, diese schlaue Bureaukratie, daran schuld sei, daß die Versammlung das Suspensiv-Veto angenommen. Wie sie dadurch die Ausführung der Reichsverfassung vernichtet, die harmlos vertrauende Versammlung selbst treulos in's Verderben gestürzt, und alles Blut, das in Dresden, in der Pfalz und in Baden für die Reichsverfassung vergossen worden, auf sich geladen! Und ganz vorzüglich war es die abgefeimte österreichische Bureaukratie, die alle diese freiheitsmörderischen Frevel begangen, und nach ihr die bayerische! Dieses beklagenswerthe Bayern, das den großen Moment versäumt, als zwei Abgeordnete des bankerotten Parlamentes, ein Rechter und ein Linker, seinem König die Verwesung jener Krone angetragen, die Preußen ausgeschlagen, und der Oesterreich den Fehdehandschuh hingeworfen. Nun sitzt der Adler der deutschen Freiheit wieder in

seinem Käfig, bewacht von dem Zopf in allen seinem Formen. Doch die radikalen Wahlen in Sachsen und Württemberg sind frohe Zeichen neuer Hoffnung. „Meine Herren! der Aar wird doch den Käfig durchbrechen, denn — ist auch die Bewegung jetzt unterdrückt, was kommen soll, was kommen muß, kömmt doch.“ — Mithin sobald als möglich nur ein neues Parlament, und Deutschland ist gerettet, es wird sich einig, frei und mächtig aus seiner Erniedrigung erheben. Wo nicht, dann wehe über Deutschland! denn der französische Vulkan arbeitet! „Wir haben gesprochen.“ —

So sah der Hauptsache nach das schöne Luftschloß aus, welches Fürst Schwindelreich mit vielem phantastischen Beiwerk in seinen langen Reden voll blumiger Worte und bilderreicher Redensarten aufgebaut hatte; und der Meister war mit seinem Bau zufrieden, und setzte sich triumphirend nieder, und seine Genossen jubelten ihm Beifall zu und von den Gallerien hallte das Bravo zurück. Doch siehe da! dem wunderthätigen Magus zur Seite erhob sich ein schwarzer Ritter, ein ernster schlanker, bleicher Mann; er trat vor den luftigen Bau hin, heftete einen ruhigen, festen Blick auf die schimmernde und schillernde Alhambra, und sie zerrann in eitelen Dunst! Es war Döllinger, der mit dem „bekannten Secirmesser seiner Dialectik“ in überraschender Improvisation die wohl ausstudirte und für die Gallerie berechnete Rede des Fürsten in der höflichsten, abgemessensten Weise, in dem ruhigsten Tone, mit grausamer Gründlichkeit Stück für Stück zu nichte machte, nachdem er damit begonnen, daß er der Treue, der Wahrheit und der Aehnlichkeit des Gemäldes, welches der Fürst von der deutschen Bureaukratie entworfen, seine volle Anerkennung zollte mit der Bemerkung: „Es würde mir nicht einfallen, irgend einen Zug zu diesem von Meisterhand ausgeführten Gemälde beizufügen. Der Fürst konnte dieß auch mit um so größerer Wahrheit thun, als er hätte sagen können: „„cujus pars magna fui““, und wenn ich nicht auf dem dunklen Grunde dieses Gemäldes so viele Anklagen nach anderer Seite hin

gefunden hätte, so würde ich vorschlagen, dieses Kapitel seines Vortrages zu überschreiben: Bekenntnisse eines vormaligen Chefs und Meisters der bayerischen Bureaukratie." Und nun folgte er dem Fürsten mit seiner vernichtenden Kritik in's Einzelne Schritt für Schritt, indem er den abentheuerlichen, phantasmagorischen Luftbildern unseres Vertreters der „edlen Demokratie" die nüchterne Wahrheit der Geschichte, wie sie sich in Frankfurt mit der tugendsamen Nationalversammlung vor Aller Augen zugetragen, entgegen hielt, dabei sich stets auf das Zeugniß der anwesenden Augenzeugen berufend. Es war eine dramatische Scene voll Interesse. Doch müssen wir es dem Leser überlassen, das Einzelne in den Berichten nachzulesen, da uns der Raum dieser Blätter zum Schluße drängt.

Nur noch einige Bemerkungen über die Reden des Ministers von der Pfordten. Sowohl der äußern Form als dem Inhalt nach gehörten sie zum Besten, was in der Kammer gesprochen wurde, und keine andere übte auf die Zuhörer, selbst auf die Gegner, eine hinreißendere Gewalt, wie gerade sie. Man fühlte nach allen den Schwindeleien und Schwebeleien wieder festen Boden unter seinen Füßen, als er sagte: Von der Geographie muß die Politik ausgehen, sonst baut sie in die Luft, „daher kein zerstückeltes Deutschland, sondern ein ganzes;" kein Deutschland ohne Oesterreich, aber ebenso auch kein Deutschland ohne Preußen. „Das Eine ist eben so unmöglich, als das Andere, und noch unmöglicher scheint mir, ein Deutschland zu bilden ohne Oesterreich und ohne Preußen." Dann von den Bemühungen der bayerischen Regierung sprechend, die Gefahr einer solchen unheilvollen Spaltung abzuwenden, sagte er mit erhobener bewegter Stimme: „Allerdings war sie allein und isolirt, aber ich schäme mich nicht, es zu bekennen: ich bin stolz darauf; und mit Recht hat ein Redner gesagt, es wird eine der schönsten Erinnerungen im Leben dieser Männer seyn, daß sie es gethan haben. Ich bin stolz darauf, die Rolle zu spielen, welche ein gütiges Geschick mir diesen Sommer ange-

wiesen. Sie hat an meiner Kraft gezehrt, aber auch wenn sie sie aufgezehrt hätte, ich würde darüber nicht unwillig seyn." Dann den Blick der Zukunft zuwendend: „Noch belebt mich die Hoffnung, daß Deutschland erhalten werden könne, und daß eben dieses Zusammenhalten des ganzen Vaterlandes noch eine neue Periode der Macht für unser Volk begründen wird. Wenn es aber gelingen soll, dann muß man allerdings darauf verzichten, Alles mit gewissen Schlagworten abzuthun, man muß auch den Muth haben, im äußersten Falle auf das vielgeliebte Wort Bundesstaat zu verzichten. Es gibt allerdings eine Partei in Deutschland, die, in ganz gutem Glauben, eine Verfassungsform aufgestellt hat, und nun herumreist, um für diese Form ein Vaterland zu suchen. Das ist der verkehrte Weg; wir haben unser Vaterland, wir brauchen das nicht zu suchen; lassen Sie es uns festhalten und eine Form suchen, die für die zukünftige Machtentwicklung und für das Glück des Vaterlandes die geeignete ist! Ich will lieber den Bundesstaat aufgeben, als Deutschland zerreißen; denn Niemand wird behaupten können, daß gerade in der Form des Bundesstaates, für die noch nicht einmal der Urtypus gefunden ist, Deutschlands Größe und Macht begründet werde." Weiter auf den Vorwurf des Fürsten über den von Bayern versäumten „großen Moment" eingehend, zeigte er, wie Bayern gegen Pflicht und Gewissen gehandelt, wenn es, auf jene günstige Gelegenheit speculirend, seinem Vortheil die Grundsätze des Rechtes und der Ehre zum Opfer gebracht hätte. „Was hat man damals von Bayern verlangt? es sollte dieselbe Reichsverfassung, die es acht Tage vorher in ausführlicher Darlegung als im Widerspruche mit den Interessen Deutschlands und Bayerns bezeichnet und abgelehnt hatte, acht Tage später anerkennen, weil nun nicht mehr Preußens, sondern Bayerns König an die Spitze gerufen wurde. Als die bayerische Regierung gegen jene preußische Hegemonie kämpfte, die in dem Verfassungsentwurf von Frankfurt lag, gegen den preußischen Erbkai-

ser, that sie es wahrlich nicht, weil das Haus Wittelsbach dem Haus Hohenzollern gegenüber ein besonderes Interesse geltend machte. Wer die Erklärung der bayerischen Regierung liest, wird finden, daß die Stellung dieser beiden erhabenen Dynastien mit keinem Worte erwähnt wurde. Sie that es, weil, jene preußische Hegemonie, so wie eine sächsische, hannöversche oder bayerische Deutschland und Oesterreich zerrissen hätte, und weil sie diesen Riß nicht zulassen wollte. Die bayerische Regierung hatte sich der Frankfurter Verfassung auch noch aus andern Gründen widersetzt, weil sie in dieser Verfassung eine so wunderbare Mischung demokratischer, monarchischer und zum Theil revolutionärer Grundsätze erkannte, daß sie überzeugt war, auf eine solche Verfassung könne das Glück des Volkes nicht gegründet werden. Mit dieser Ueberzeugung wäre es ein Verrath am deutschen Volke gewesen, den Versuch zu machen, sie ins Leben zu führen." — Und wäre ein solcher Versuch dieser Wallersteinschen Glücksritter-Politik nicht wie halber Wahnsinn an dem Widerstand von Preußen und Oesterreich gescheitert? — Das zeigt der Minister im Verfolg der Rede mit der hinzugefügten Bemerkung: „Die Politik der Gelegenheiten, das beweist die Geschichte bis in die neueste Zeit, führt zunächst zu Verlegenheiten, dann zu Niederlagen und möglicher Weise zur moralischen Vernichtung; denn auch dieses gilt von Staaten, wie von Individuen, daß wenn man alle Grundsätze des Rechtes und seine bisherige Ueberzeugung dem Vortheil des Augenblickes aufopfert, man damit moralisch vernichtet wird." Endlich am Schlusse seiner zweiten Rede die große Frage der Zukunft: ob Monarchie, ob Republik? berührend: „Ich verkenne nicht die Vernunftmäßigkeit und die unter gewissen Verhältnissen unbestreitbare Zweckmäßigkeit anderer Verfassungen; aber ich bin durch und durch überzeugt, daß bei einem Kulturzustande wie der unsrige, auf der geschichtlichen Höhe eines Volkes, wie die des unsrigen, die monarchische Verfassung die

einzige ist, die eine Dauer in sich trägt und alle Gefahren und Anfechtungen überwindet. Ich bin auch überzeugt, daß im eigentlichen Volke das monarchische Bewußtseyn und Gefühl der Nothwendigkeit dieser Institution nicht bloß für seine Ruhe und Ordnung, sondern auch für seine wahre Freiheit zu tief gewurzelt ist, als daß Stürme irgend einer Art es auf die Dauer vernichten könnten. Man muß nur das eigentliche Leben des Volkes, das Seyn und Glauben des Volkes, unterscheiden von dem, was eine erregte Zeit, und die in ihr an die Oberfläche getriebenen Wortführer dafür ausgaben oder auch im guten Glauben dafür hielten. Nicht also mit der Furcht des Unterliegens, sondern mit der Gewißheit des Sieges stehe ich auf dem Posten, wo ich berufen bin, das monarchische Princip zu vertheidigen, und ich wiederhole es, ich halte es für meine Pflicht und für die Pflicht eines jeden Organes einer monarchischen Verfassung, durch Furcht vor künftigem Untergang sich nicht verleiten zu lassen, zur Unterzeichnung von Akten, die den Untergang der Monarchie im Keime in sich tragen."

So sprach der bayerische Minister, und als er die Abgeordneten zur Abstimmung aufrief mit den Worten: "Ich habe die Aufgabe, die mir die Vorsehung gesetzt, meiner Ueberzeugung nach gelöst und sehe vollkommen ruhig Ihrem Urtheile entgegen. Ich glaube als Mann gehandelt zu haben. Ich bitte die Mitglieder der hohen Kammer auch als deutsche Männer jetzt offen und klar zu handeln": da fand dieß Wort freudigen Anklang in manchem Herzen; es war männlich und wohl gesprochen und die Majorität der Kammer hat ihm in der Abstimmung beigestimmt. Und auch wir stimmen ihm von ganzem Herzen bei und haben nur den Wunsch, daß unser Ministerium immer in diesem männlichen Geiste für das Recht und die Freiheit eines Jeden gehandelt hätte! Allein wenn man bei diesen Grundsätzen einen Gesetzentwurf wie jenen einer unumschränkten sogenannten Judenemancipation, ohne irgend eine Sicherstellung der zu Recht bestehenden reli-

größen, moralischen und ökonomischen Interessen der christlichen Unterthanen der Monarchie einbringt: dann, fürchten wir, reißt man mit der einen Hand nieder, was man mit der andern Hand aufbaut; damit schützt man nicht die Monarchie, sondern arbeitet ihrer Zersetzung und Auflösung vor; das heißt die Christen den Juden opfern; denn das ist unserer vollsten Ueberzeugung nach nicht Gleichheit vor dem Gesetz, sondern socialer Communismus, über dessen Sieg die Freunde des Umsturzes am lautesten jubeln!

LVI.

Zwei Musterproben von Actenstücken der neudemokratischen Diplomatie.

I.

Proclamation des Pfälzer Landes-Ausschusses vom 9. Mai 1849.

„Rußland hat auf eine energische Note von England seine Truppen von Oesterreich zurückkommandirt. Kossuth steht vor Wien. Die österreichische Armee geht in Trümmer — selbst in Rußland soll eine Erhebung ausgebrochen seyn."

„Das Gerücht, daß von Saarbrücken aus Preußen im Anzuge seien, ist eine Lüge, ausgesprengt von Freiheitsfeinden. Preußen hat mehr als genug mit sich selbst zu thun."

„Ein großer Theil der Volkstruppen aus den westlichen Theilen der Pfalz ist hieher und in die Umgebung aufgeboten. Bürger Fenner von Fenneberg, Oberkommandant der Nationalgarde zu Wien während der Octobertage, ist zum Oberbefehlshaber und Chef des Ge-

neralstabes der pfälzischen Volkswehr vom Landesausschuß provisorisch ernannt."

„In Neustadt und Umgebung stehen 10,000 bewaffnete Vaterlandsvertheidiger."

„Bewaffnete Zuzüge sind uns von allen Seiten zugesagt. Bewaffnete Studenten haben sich bereits hier eingefunden."

„Kaiserslautern, am 9. Mai 1849.

Der Landes-Ausschuß."

II.

Abschiedschreiben Gustav Struves an seine Gesinnungsgenossen vor seiner Einschiffung in Havre October 1849.

„Da die Regierungen der Schweiz und Frankreichs sich der Partei der Tyrannen Europas angeschlossen, um uns zu verfolgen und uns durch die Schergen der Polizei zweier Republiken auszujagen, entferne ich mich aus Deutschland mit der festen Hoffnung, bald dorthin zurückzukehren, um den Kampf gegen die sechs Geißel der Menschheit wieder zu beginnen: gegen Königthum, Adel, Autorität, Heer, Clerus und die Finanzmacht. Die Zeit für nutzlose Worte ist vorüber — wir müssen jetzt entweder den blutigen Druck der Tyrannei dulden, oder die Freiheit aufflammen sehen. Ich werde an dem Kampfe beider Principien bis zur letzten Stunde meiner Existenz Theil nehmen. Verfolgung, Aberglauben und Gewaltsamkeit kann nicht 1849 fortdauern. Wahrscheinlich werden noch Ströme Blutes vergossen werden, bevor die Menschheit in den Besitz ihrer ewigen Rechte kommt. Lebt denn wohl bis zu dem letzten Momente, wo der Entscheidungskampf geschlagen wird."

LVII.

Protest gegen die Hirscher'sche Schrift.

Der katholische Verein Deutschlands hat in der letzten Sitzung seiner zu Regensburg abgehaltenen dritten Generalversammlung am 5. October d. J. einstimmig beschlossen, nachdrücklich und feierlich Verwahrung einzulegen gegen die in der jüngsten Schrift des Herrn Domkapitular und Professors Dr. J. B. Hirscher — „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart" — ausgesprochenen Ansichten und Grundsätze in Beziehung auf das Verhältniß der Laien zu den Trägern der kirchlichen Autorität. — Der katholische Verein Deutschlands, welcher — wie es Herr Hirscher Seite 57 wünscht — ein vorzugsweise aus Laien, aber nur aus gläubigen, ihrer Kirche treu und warm ergebenen Laien, bestehender Verein ist, verwahrt sich auf das entschiedenste und nachdrücklichste gegen allen und jeden Anspruch auf Betheiligung an der Führung, oder auf Controlle des Kirchenregimentes, wie sie in der gedachten Schrift als „zeitgemäße Forderung" angestrebt wird. Der katholische Verein Deutschlands, in seinem ganzen Streben und Wirken

geleitet von der innigsten Ueberzeugung, daß er eben in seiner Eigenschaft als Laien-Verein in allen Angelegenheiten, welche die Führung und Handhabung des Kirchenregiments, die Verwirklichung der der Kirche zustehenden Freiheit und Selbstständigkeit, so wie im Wesentlichen auch den Zusammenhang der Schule und des gesammten Erziehungswesens mit der Kirche betreffen, nur auf die Stimme seiner Hirten zu hören, und diesen, dem hochwürdigsten Episcopate Deutschlands, in treuer Ergebenheit nachzufolgen, nicht aber seinen Gehorsam, wie es Seite 41 der Schrift angedeutet ist, von irgend welcher Mitwirkung bei den Beschlüssen seiner kirchlichen Obern abhängig zu machen habe; — verwahrt sich feierlich gegen diesen Geist eines durch subjective Ueberzeugung bedingten Gehorsams, und weiset denselben als unkirchlich und unkatholisch auf das Entschiedenste zurück. Es ist dieß nicht der Geist der Kirche, und die Stimme, welche von solchem Gehorsam zu uns redet, nicht die Hirtenstimme, auf welche zu hören der katholische Verein als seine Lebensaufgabe erkannt hat. — Diesem gemäß erklärt sich der katholische Verein Deutschlands eben so bestimmt und entschieden gegen die von Herrn Hirscher Seite 15 u. f. beantragte Organisation der Synoden, die eine „Kirche der Zukunft" in Aussicht stellt, vor welcher Gott das katholische Deutschland in Gnade bewahren wolle. — Nicht ohne besondern Schmerz erblickt der katholische Verein Deutschlands in den verschiedenen Reformvorschlägen des um seiner anderweitigen wissenschaftlichen Leistungen willen vielfach gerühmten Verfassers, — in seiner Geringschätzung der von der Kirche angeordneten Knaben-Seminarien, in welchen doch der französische Clerus zu einem „Vorbild christlicher Tugend und Sittenreinheit" (S. 63), zu einem castum sacerdotium erzogen wird; in seiner Behandlung des Cölibats und der Frage über Laisirung cölibatsmüder Cleriker; in seiner durchaus falschen Darstellung der Art, wie das Beichtinstitut von dem katholischen Volke aufgefaßt werde; endlich in der Seite 79 gewagten An-

deutung, als ob in dieser und andern Beziehungen, Ertheilung der Sterbsacramente, Seelengottesdienst, Ablässe, Bruderschaften, Heiligenverehrung, Liturgie und gottesdienstlicher Pomp u. s. w. „der Eine richtige Maßstab der wahren, gottesfürchtigen Sittlichkeit dem Volke verrückt werde;" — beklagenswerthe Verirrungen eines den Aussprüchen und der gesammten Tradition der Kirche ferne stehenden, durchweg gegen dieselbe verstoßenden Geistes, welche der Verein als dem Kerne des katholischen Volkes fremd und demjenigen, was dasselbe von seiner Kirche von jeher gehört hat, in alle Wege widerstreitend zurückweisen muß.

Die General-Versammlung des katholischen Vereins von Deutschland.

Regensburg, im October 1849.

Präsident der Generalversammlung: Graf Jos. Stolberg.

Präsident des Vororts: Pustet.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

Form 410

